

Institut für Hochschulforschung (HoF)
an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg

Daniel Hechler | Peer Pasternack

HOCHSCHULEN UND STADTENTWICKLUNG IN SACHSEN-ANHALT



Berliner
Wissenschafts-Verlag

Hochschulen und Stadtentwicklung
in Sachsen-Anhalt

Hochschul- und Wissenschaftsforschung Halle-Wittenberg

Herausgegeben für das Institut für Hochschulforschung (HoF) von
Peer Pasternack

Daniel Hechler | Peer Pasternack

Unter Mitwirkung von
Jens Gillessen, Uwe Grelak, Justus Henke,
Sebastian Schneider, Peggy Trautwein und Steffen Zierold

HOCHSCHULEN UND STADTENTWICKLUNG IN SACHSEN-ANHALT

BWV • BERLINER WISSENSCHAFTS-VERLAG

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Angaben sind im Internet über http://dnb.d-nb.de abrufbar.

ISBN 978-3-8305-3828-8

Reihe „Hochschul- und Wissenschaftsforschung Halle-Wittenberg“
© Institut für Hochschulforschung an der Universität Halle-Wittenberg (HoF)
Collegienstraße 62, 06886 Lutherstadt-Wittenberg,
institut@hof.uni-halle.de, http://www.hof.uni-halle.de

Dieses Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtes
ist unzulässig und strafbar.

Hinweis: Sämtliche Angaben in diesem Fachbuch/wissenschaftlichen Werk erfolgen trotz sorgfältiger Bearbeitung und Kontrolle ohne Gewähr. Eine Haftung der Autoren oder des Verlags aus dem Inhalt dieses Werkes ist ausgeschlossen.

Druck: docupoint, Magdeburg
Gedruckt auf holzfreiem, chlor- und säurefreiem, alterungsbeständigem Papier.
Printed in Germany.

2018 BWV • BERLINER WISSENSCHAFTS-VERLAG GmbH,
Markgrafenstraße 12–14, 10969 Berlin
E-Mail: bwv@bwv-verlag.de, Internet: http://www.bwv-verlag.de

Inhaltsübersicht

Zentrale Ergebnisse 11

1. Problem und Vorgehen 19

2. Die Hochschul- und Wissenschaftsstandorte Sachsen-Anhalts 30

2.1. Hochschulen und Hochschulstädte 30
2.2. Außeruniversitäre Forschung 36
2.3. Wissensgesellschaftliche Raumcharakteristik 41

3. Die Kleineren Großstädte 45

3.1. Halle (Saale) 45
3.2. Magdeburg 99

4. Mittelstädte 133

4.1. Merseburg 134
4.2. Wernigerode 154
4.3. Stendal 170
4.4. Wittenberg 186

5. Querschnittsanalysen 205

5.1. Hochschulen und Forschungsinstitute und die IBA „Stadtumbau 2010“ 205
5.2. Der vermeintliche Sonderfall: Lokale Wirksamkeit der Geistes- und Sozialwissenschaften 222

6. Auswertung 240

6.1. Regionale Problemlagen und Problemwahrnehmungen 240
6.2. Ermöglichende und limitierende Rahmenbedingungen 242
6.3. Wissenschaft und Stadt: Wechselseitige Chancensteigerung 253
6.4. Governance der Stadt-Wissenschaft-Kooperationen 268

7. Fazit: Selbstbeschreibungsbilder und Interaktionstypen 303

Inhaltsverzeichnis

Zentrale Ergebnisse 11

Stadt und Hochschule: Wechselseitige Chancensteigerungen (11). Kooperations-instrumentarium (12). Strategische Erfolgsfaktoren (13). Lokales Wissens-management (15). Stadt-Wissenschaft-Interaktionstypen (17)

1. Problem und Vorgehen 19

1.1. Problemstellung: Wissenschaft – Stadtentwicklung – mittelgroße Städte 19

Metropolitane Konzepte – überwiegend nichtmetropolitane Kontexte (20). Planungsversuche für soziale Totalphänomene (21). Vom passiven zum aktiven Hochschulregionalismus (22). Wissensgesellschaft jenseits der Metropolen (24)

1.2. Untersuchungsdesign: Fragestellungen und methodisches Vorgehen 25

2. Die Hochschul- und Wissenschaftsstandorte Sachsen-Anhalts 30

2.1. Hochschulen und Hochschulstädte 30

2.2. Außeruniversitäre Forschung 36

2.3. Wissensgesellschaftliche Raumcharakteristik 41

3. Die Kleineren Großstädte 45

3.1. Halle (Saale) 45

3.1.1. Strukturen 47

Wissenschaftliche Einrichtungen und künstlerische Hochschulen 47

Stadträumliche Verdichtung: Der Weinberg Campus 48

Formalisierung der Kooperation zwischen Wissenschaft und Stadt: Das Dienstleistungszentrum Wirtschaft und Wissenschaft 52

3.1.2. Prozesse 62

„Stadt der Wissenschaft“: Hochschulen und Wissenschaft in Stadtplanung, Leitbildern und Bürgerwahrnehmung 62

Wettbewerb „Stadt der Wissenschaft“ und Jahr der Wissenschaft 2012 67

Halle als Medienstadt? – Das Multimediazentrum *(Autor: Steffen Zierold)* 72

Kreativort Designhaus *(Autor: Steffen Zierold)* 82

Kultur- und Kreativwirtschaft: Erwartungen und Erfahrungen *(Autor: Steffen Zierold)* 87

Wissenschaft und Bildung im Stadtraum: Pflegebedürftige Beziehungen – Beispiel Franckesche Stiftungen *(Mitautor: Uwe Grelak)* 92

Hochschulaktivitäten mit lokalem Bezug: Die Third Mission der Martin-Luther-Universität *(Mitautorin: Peggy Trautwein)* 96

3.2. Magdeburg 99

3.2.1. Strukturen 101

Wissenschaftliche Einrichtungen 101

Stadträumliche Verdichtung: Wissenschaftsquartier mit Wissenschaftshafen *(Mitautor: Uwe Grelak)* 102

Formalisierung der Kooperation zwischen Wissenschaft und Stadt: Das Team Wissenschaft 110

3.2.2. Prozesse ... 112
„Stadt der Wissenschaft, Bildung und Kultur“: Stadtentwicklung und Stadtentwicklungskonzepte ... 112
Städtische Aktivitäten: Wettbewerbsbeteiligungen ... 116
Hochschulaktivitäten mit lokalem Bezug: Die Third Mission der Otto-von-Guericke-Universität Magdeburg *(Mitautorin: Peggy Trautwein)* ... 119
Hochschulaktivitäten mit lokalem Bezug: Die Third Mission der Hochschule Magdeburg-Stendal *(Mitautorin: Peggy Trautwein)* ... 122
Lokale Vernetzung der Hochschulen: Interaktionen nach Partnern und Inhalten *(Autor: Sebastian Schneider)* ... 124

4. Mittelstädte ... 134

4.1. Merseburg ... 134
4.1.1. Strukturen ... 135
4.1.2. Prozesse ... 136
Die Hochschule als Impulsgeber während der IBA Stadtumbau *(Mitautor: Uwe Grelak)* ... 136
Weitere stadtbezogene Aktivitäten der Hochschule ... 143
Hochschulische Interaktionen nach Partnern und Inhalten *(Autor: Sebastian Schneider)* ... 145
4.2. Wernigerode ... 154
4.2.1. Strukturen ... 154
4.2.2. Prozesse ... 156
Die Hochschule Harz in Stadt und Region: Selbstverständnis und Aktivitäten *(Mitautorin: Peggy Trautwein)* ... 156
Lokale Wahrnehmung der Hochschule: eine Presseauswertung ... 161
Anlassbezogen und informell: Die Kooperation von Stadt und Hochschule ... 164
4.3. Stendal ... 170
4.3.1. Strukturen ... 171
4.3.2. Prozesse ... 173
Bürgerschaftliches Engagement für die Hochschule ... 173
IBA Stadtumbau: Die Hochschule als Akteur *(Mitautor: Uwe Grelak)* ... 175
Die Hochschule in Stendal: Selbstverständnis und Aktivitäten ... 179
Lokale Kommunikation der Hochschule: eine Presseauswertung ... 182
Veralltäglichte Kooperation: Die Zusammenarbeit von Hochschule und Stadt ... 183
4.4. Wittenberg ... 186
4.4.1. Strukturen ... 187
4.4.2. Prozesse ... 189
Wiederbelebung als akademischer Standort ... 189
IBA Stadtumbau: Campus Wittenberg – Aus wenig mehr machen *(Mitautor: Uwe Grelak)* ... 192
Die Aktivitäten der Wittenberger Wissenschaftseinrichtungen für Wittenberg ... 198

5. Querschnittsanalysen ... 205
5.1. Hochschulen und Forschungsinstitute und die IBA „Stadtumbau 2010“ *(Mitautor: Uwe Grelak)* ... 205
5.1.1. Beteiligungsverhalten der Hochschulen und Forschungseinrichtungen ... 209
5.1.2. Kooperationsqualitäten ... 213
Konzeptionsbezogene Kooperationen ... 213
Operative Kooperationen ... 215
Nichtkooperationen und nicht gelungene Projekte ... 216
5.1.3. Resümee: durchwachsene Befunde ... 218
5.2. Der vermeintliche Sonderfall: Lokale Wirksamkeit der Geistes- und Sozialwissenschaften *(Mitautor: Jens Gillessen)* ... 222
5.2.1. Die institutionelle Landschaft ... 222
5.2.2. Anwesenheitseffekte ... 226
5.2.3. Aktivitätseffekte ... 228
Funktionen ... 228
Transfer: Beispiel Transfergutschein-Programm ... 230
Jenseits der Programmförderung: Lokal relevante Aktivitäten der Geistes- und Sozialwissenschaften ... 236

6. Auswertung ... 240
6.1. Regionale Problemlagen und Problemwahrnehmungen ... 240
6.2. Ermöglichende und limitierende Rahmenbedingungen ... 242
6.2.1. Kommunale Kontexte ... 244
6.2.2. Wissensgesellschaftliche Regions- und Stadtcharakteristiken ... 249
6.2.3. Limitationen in den Hochschulen ... 251
6.3. Wissenschaft und Stadt: Wechselseitige Chancensteigerung ... 253
6.3.1. Nachfrageeffekte: Hochschulen als regionaler Wirtschaftsfaktor ... 254
6.3.2. Hochschulen gegen Peripherisierung ... 255
6.3.3. Aktivitätsschwerpunkte und -lücken *(Mitautorin: Peggy Trautwein)* ... 258
Gemeinsamkeiten und Ähnlichkeiten in den Städten ... 259
Besonderheiten in einzelnen Städten ... 262
Unerschlossene Potenziale ... 263
6.3.4. Organisationale Gewinne für Hochschulen ... 266
6.4. Governance der Stadt-Wissenschaft-Kooperationen ... 268
6.4.1. Hochschule-Stadt-Governance ... 268
6.4.2. Kommunikation ... 270
Schnittstellenkommunikation ... 271
Instrumente der Abstimmung ... 274
6.4.3. Kooperationen ... 275
Reibungswiderstände, Risiken und deren Bearbeitung ... 275
Strategische Erfolgsfaktoren ... 280

6.4.4. Modell lokalen Hochschulhandelns
(Mitautoren: Justus Henke, Steffen Zierold) ... 283
Rahmenbedingungen: Voraussetzungen und Ressourcen ... 285
Programmierung: Problem- und Zieldefinitionen, Handlungsprogramm ... 287
Implementation: strategisch handeln und mit Abweichungen rechnen ... 290
Auswertung: Neuprogrammierung vorbereiten ... 292
6.4.5. Kooperationsinstrumente ... 293
Netzwerke und Kooperationsplattformen ... 294
Lokales Wissensmanagement ... 298

7. Fazit: Selbstbeschreibungsbilder und Interaktionstypen
(Mitautoren: Justus Henke, Steffen Zierold) ... 303
7.1. Relevante Faktoren zur Selbstbeschreibung der Städte ... 305
7.2. Selbstbeschreibungsbilder ... 310
7.3. Modell der Interaktionstypen ... 311
7.4. Kriterien zur Einordnung in Interaktionstypen ... 313
7.5. Illustration der Interaktionstypen: zwei Beispiele ... 314

Literatur ... 319
Verzeichnis der Übersichten ... 335
Autoren und Mitwirkende ... 337
Ausgewählte Sachsen-Anhalt-Studien aus dem Institut für Hochschulforschung Halle-Wittenberg (HoF) ... 339

Zentrale Ergebnisse

Stadt und Hochschule: Wechselseitige Chancensteigerungen

Lange Zeit beschränkten sich die lokalen und regionalen Erwartungen an Hochschulen weitgehend auf die Versorgung mit Bildungsangeboten und die Stimulation der lokalen Wirtschaft durch **Nachfrageeffekte**. Diese konnten durch die schiere Existenz der Hochschulen als erfüllt betrachtet werden. Heute dagegen sehen sich Hochschulen zunehmend mit einer gegenteiligen Herausforderung konfrontiert: Die schlichten Anwesenheitseffekte sollen um **Aktivitätseffekte** ergänzt werden.

Die Annahme, lokal aktive Hochschulen würden in den lokalen Problemlagen zentrale Herausforderungen sehen und ihre Handlungsprogramme entsprechend ausrichten, lässt sich empirisch in Teilen bestätigen, wenn auch **nicht programmatisch**: Diesbezügliche *strategische* Verankerungen sind nur bedingt zu identifizieren. Zugleich finden viele Aktivitäten statt, die Beiträge zur Bearbeitung von lokalen Herausforderungen leisten, ohne als solche deklariert zu werden.

Die Städte haben ein Interesse an **selbsttragender Entwicklung**. Die in ihnen ansässigen Hochschulen haben ein Interesse an **organisationaler** – was mitunter (etwa für einzelne Fachbereiche oder Studiengänge) heißt: überlebensrelevanter – **Stabilität**. Beides lässt sich durchaus zusammenführen.

Hochschulen nehmen eine lokale und regionale **Versorgungsfunktion** wahr, die sich auf Studienplätze, akademische Fachkräfte, Forschung und Entwicklung sowie den Anschluss an überregionale Entwicklungen und Netzwerke bezieht. Sie stellen Hochqualifikationsangebote bereit und können system-, prozess- und produktbezogenes Problemlösungswissen erzeugen.

Insbesondere in demografisch herausgeforderten und entwicklungsgeschwächten Regionen sind die Hochschulen eine zentrale Bedingung, um Resonanzfähigkeit ihrer Regionen für wissensbasierte Entwicklungen zu erzeugen bzw. zu erhalten. Sie stellen dort ein **Verödungshemmnis** erster Güte dar, etwa indem sie eine jüngere Klientel in der Region halten bzw. von außen anziehen.

Erscheinen auf den Sitzort bezogene Aktivitäten der Hochschulen zunächst vor allem als zusätzliche Aufgabe, so können damit doch auch **organisationale Gewinne** generiert werden:

- Für eine Minderheit der Hochschulen besteht aufgrund ihrer Leistungsstärke die Chance, in ihrer Gesamtheit auf eine vorrangig überregionale bzw. internationale Orientierung setzen zu können.
- Für einen sehr viel größeren Teil der Hochschulen dagegen besteht ggf. die Möglichkeit, *einzelne* – mancherorts bereits vorhandene – exzellente Fachgebiete zu stabilisieren oder/und zu entwickeln.
- Hier liegt es dann nahe, dass der Exzellenzorientierung in Teilbereichen die Lokal- und Regionaloption mindestens gleichberechtigt zur Seite tritt. Damit lassen sich Legitimationsgewinne einfahren, die für den größeren Teil der Hochschulen bzw. ihrer Fachbereiche auf dem Wege von Exzellenzwettbewerben nicht zu erlangen sind.

Insbesondere Hochschulen in peripheren Regionen fällt es leichter, die eigene

Unentbehrlichkeit nicht nur zu behaupten, sondern auch zu plausibilisieren, wenn sie auch auf ihre Sitzstadt und -region bezogen agieren. Werden berechtigte Forderungen nach angemessener Hochschulausstattung mit lokal und regional relevanten Leistungszusagen verbunden, so lässt sich auch hochschulfernen Gesprächspartnern, etwa in der Politik, vermitteln, dass die überwiesenen Gelder nicht nur außerhalb der Region Wirkungen zeitigen.

Dabei ist die lokale und regionale Wirksamkeit von Hochschulen dann am aussichtsreichsten, wenn diese ihre Stadt und Region an die **überregionalen Kontaktschleifen der Wissensproduktion** und -verteilung anschließen. Hierzu wiederum sind die Hochschulen wie keine andere Institution in ihren Städten in der Lage: Anders als sonstige Akteure sind sie prädestiniert dafür, Entwicklungen nicht einfach geschehen zu lassen, sondern einen wissensgestützten strategischen Umgang damit zu entwickeln. Sie verfügen aber nicht nur über die entsprechenden intellektuellen Ressourcen, sondern zählen auch zu den Einrichtungen, die im Vergleich institutionell sehr stabil sind – da öffentlich finanziert und von den Ländern unterhalten.

Kooperationsinstrumentarium

Ein besonderes Interesse der Wissenschaft(seinrichtungen) für ihren jeweiligen Sitzort ist keineswegs zwangsläufig zu erwarten und auch kaum zu erzwingen. Dem stehen die fehlenden Möglichkeiten zentraler Steuerung und die lokal ungebundene Orientierung am Wissenschaftssystem entgegen. Zudem sind in der einschlägigen Forschung sowohl **Regional- als auch Hochschulentwicklung** als besonders **planungsresistente Handlungsfelder** herausgearbeitet worden. Ihre Kopplung erscheint dann in einem ersten Zugriff als Planungsresistenz im Quadrat. Hier zu synchronisieren, ist eine Herausforderung.

Als Alternative zur planungsgebundenen Intervention gilt das Konzept der **Kontextsteuerung**. Die Gestaltung günstiger Kontexte für die Hochschule-Stadt-Interaktion soll darauf zielen, Fühlungskontakte zu erleichtern. Damit werden Gelegenheitsstrukturen für potenziell produktive, wechselseitige Verstärkungen der Hochschul- und Stadtentwicklung geschaffen, also die entsprechenden Rahmenbedingungen verbessert. Innerhalb dieser haben potenzielle Partner zum einen die Chance, Interessenüberlappungen und -schnittstellen zu entdecken. Zum anderen können diese qua förderlicher Kontexte in erleichterter Weise in gemeinsames Handeln überführt werden.

Dabei sind wissensbezogene Such- und Findeprozeduren grundsätzlich nicht planbar. Gelegenheiten werden genutzt oder auch nicht. **Plan- und gestaltbar** sind hingegen Arrangements und Kontexte, welche die Wahrscheinlichkeit von Kontakten, Kopplungen und letztendlich Kooperationen erhöhen. Dafür hat im Grundsatz jede Stadt Möglichkeiten, sei sie groß-, mittel- oder kleinstädtisch.

Eine Reihe von **Instrumenten** wird inzwischen regelmäßig eingesetzt, wenn eine Governance lokaler Wissenskooperationen etabliert werden soll. Ihr zielführendes Funktionieren hängt aber jeweils von bestimmten Bedingungen ab:

- **Kooperationsverträge** sind Rahmung. Für sich genommen bewirken sie i.d.R. nichts. Sie entfalten Wirkung zumeist nur, wenn sie der institutionellen Absicherung bereits existierender Zusammenarbeit auf der Mikroebene dienen, nicht aber deren Ausgangspunkt bilden.
- Regelmäßige **Treffen auf Leitungsebene** – Oberbürgermeisterin und Rektor – hängen von der Vorbereitung durch

Stäbe und substanzieller Untersetzung ab, etwa durch Maßnahmenpläne.

- **Lenkungsausschüsse** funktionieren am ehesten da, wo (und wenn) sie die zentralen Kooperationsinteressenten vereinen.
- Jährlich aktualisierte **Maßnahmenpläne** zeichnen sich häufig dadurch aus, dass die Aktualisierung zum größten Teil im Kopieren des Vorjahresplanes in eine neue Datei besteht. Positiv ließe sich sagen: Die Absichten haben erfolgreich ihre Geltung verteidigen können.
- **Stabstellen „Wissenschaft" in Stadtverwaltungen** funktionieren – da Städte in Bezug auf Hochschulen kaum über Steuerungsmechanismen verfügen – nur als Dienstleister, und dies wiederum nur, wenn sie auch tatsächliche Dienste leisten können, d.h. (materielle und immaterielle) Ressourcen organisieren können.
- Verpflichtende **Berichterstattungen** an das jeweilige Stadtparlament erzeugen Druck auf die Verwaltung (nicht aber die Hochschulen), etwas Vorzeigbares berichten zu können, also zuvor etwas zu unternehmen.

An den Hochschulen bleiben die lokalen Erwartungen, die an sie adressiert werden, nicht ohne Echo. Hier ist mittlerweile eine Art **Standardrepertoire** stadtbezogener Aktivitäten etabliert. Zu diesem zählen:

- Kinderuni
- Seniorenuniversität
- strukturierte Weiterbildungsangebote
- Career Center
- Technologie-Transfer-Zentrum
- Existenzgründer-Unterstützung
- Lange Nacht der Wissenschaften
- Kooperation mit lokalen Gymnasien

Es handelt sich um Hochschulaktivitäten, die sowohl auf ökonomische Wirkungen zielen als auch auf die nichtökonomischen Voraussetzungen lokaler Entwicklungen bzw. auf Wirkungen in sozialen oder kulturellen Bereichen abstellen.

Strategische Erfolgsfaktoren

Für jegliche Kooperationen zwischen Hochschulen und lokalen Partnern muss immer auf der Grundlage der jeweiligen städtischen Situation, der Interessenlagen und der einsetzbaren Ressourcen entschieden werden, welche Schwerpunkte gesetzt werden sollen und können. Dafür sollten einige strategische Erfolgsfaktoren in die institutionellen Policies der Hochschulen und der Stadtverwaltungen eingebaut werden. Sie lassen sich in drei Gruppen sortieren:

(1) Wechselseitigkeit:

- **Inhaltliche Anknüpfungspunkte:** Elementare inhaltliche Voraussetzung jeglicher Kooperation ist, dass sachbezogene Anknüpfungspunkte zwischen Hochschulen und den Partnern bestehen und erkannt werden. Die Offenlegung der jeweiligen Eigeninteressen ist hier hilfreich.
- **Wechselseitige Resonanzfähigkeit:** Um seitens der Hochschulen Ideen für die Stadt zu entwickeln, bedarf es eines Problembewusstseins für die lokalen Gegebenheiten. Ist dieses entwickelt, muss es auf Resonanz in der Stadt treffen. Das heißt: Auch die lokalen Akteure müssen für die Problemlagen und Handlungsbedarfe der eigenen Stadt und die Möglichkeiten, darauf mit Hilfe der Wissenschaft reagieren zu können, sensibilisiert sein.
- **Beidseitiger Nutzen:** Im Anschluss daran muss die Einsicht in den je eigenen Nutzen der Kooperation bestehen bzw. erzeugt werden. Ideal sind Positivsummenspiele, in denen sich Nutzen für alle Beteiligten ergibt, also sog. Win-Win-Situationen erzeugt werden.
- **Kooperationskosten und Kooperationsnutzen**: Immer dann, wenn die Kooperationskosten die Kooperationsgewinne übersteigen, ist jede Initiative

gefährdet. Aufgrund der wissenschaftsseitig vorrangig kognitiven Kooperationsmotive werden z.B. Entfernungswiderstände gegen fachliche Kooperationen eher schwach wirksam.

(2) Voraussetzungen klären:

- **Ressourcen:** Elementare formale Voraussetzung jeglicher Kooperation ist, dass angemessene, d.h. aufgabenadäquate Ressourcen zur Verfügung stehen bzw. organisiert werden können: personelle, sächliche und – vor allem zur Umsetzung konkreter Projekte – finanzielle.
- **Akteurssystem ermitteln:** Ratsam ist es, Kooperationsanbahnungen mit einer Diagnose des Akteurssystems, innerhalb dessen die Ziele umgesetzt werden sollen, zu verbinden: Wer sind die relevanten Personen, die den Kooperationserfolg maßgeblich beeinflussen und ihn damit relevant entweder behindern oder unterstützen können? Dann lässt sich z.B. abschätzen, woher Einwände und Widerstände zu erwarten sind, und es kann dementsprechend agiert und vorgebeugt werden.

(3) Prozessgestaltung:

- **Verbindlichkeit:** Vereinbarungen über Ziele und Inhalte der Partnerschaft sowie verbindliche Absprachen über zu erbringende Leistungen dürfen nicht der operativen Umsetzung überlassen bleiben, sondern stellen strategische Weichenstellungen dar.
- **Synchronisation und Kontinuität:** Es bedarf einer Synchronisierung von Zeitvorstellungen und Planungshorizonten der Partner, da diese unterschiedlichen Funktionslogiken und Zeitregimen folgen. Damit werden zugleich die Voraussetzungen für Kontinuität geschaffen, welche die Kooperationseffizienz steigert: Es müssen nicht fortlaufend neue Partner gesucht und gewonnen werden. Die Kontinuität ist organisatorisch abzusichern, da sie nicht zwingend im Selbstlauf entsteht und häufig personengebunden ist. Die organisatorische Absicherung wiederum gelingt leichter, wenn Kontinuität ein Bestandteil der strategischen Zieldefinition ist.
- **Vermeidung von Dysfunktionalitäten und Kooperationsbürokratie:** Beide wirken als Kooperationskiller**.** Zu vermeiden sind grobe Dysfunktionalitäten, etwa Überbeanspruchungen oder Konformitätsdruck, der dem Ausprobieren innovativer Ideen entgegensteht. In diesem Zusammenhang gilt auch: Institutionalisierungen von Kooperationen sind erfolgversprechender, wenn Kooperationsbürokratie vermieden wird.
- **Motivation:** Die motivierte Mitarbeit von WissenschaftlerInnen an lokalen Kooperationen wird wahrscheinlicher, wenn sie diese nicht als zusätzliche Aufgabe, sondern als Möglichkeitsraum zur Entfaltung von Forschungs- und Lehrinteressen – als eine besondere Art der wissenschaftlichen Tätigkeit – erfahren.
- **Dezentralität als Ressource:** Die Dezentralität der Organisation und Durchführung lokal relevanter Hochschulaktivitäten sollte als Potenzial und Motivationsressource anerkannt werden. Eine künstliche Zentralisierung würde ohnehin an administrative Grenzen stoßen. Die Leitungsebene der Hochschulen sollte aber Unterstützungswünsche bedienen.
- **Zentralität als Ressource:** Die Dezentralität muss abgesichert sein durch Etablierung definitiver Ansprechpartner für Wissenschaftsthemen auf Seiten der Stadt, Netzwerkstrukturen zwischen Stadt, Wissenschaft, Wirtschaft und möglichst auch Kultur, zentral bereitgestellte Formate der Wissenschaftskommunikation, ggf. einen strategischen Entwicklungsplan – bei dem dann zugleich auch mit Abweichungen zu rechnen ist, aber der Plan ermöglicht einen kontrollierten Umgang mit diesen – und möglichst auch die Absicherung der wissensbasierten Stadtentwicklung über formale Stadtratsbeschlüsse.

■ **Realismus und Sichtbarkeit von Erfolgen:** Kooperationsprozesse und -akteure dürfen nicht überfordert werden, gegebene Ressourcenbegrenzungen sind zu berücksichtigen, und in zumindest einigen Bereichen sollen auch möglichst schnell sichtbar werdende Erfolge erreicht werden. Letztere fördern auch die Mitwirkungsbereitschaft zunächst zögerlicher Partner.

Lokales Wissensmanagement

Wissenschaftseinrichtungen haben ihre Kernkompetenzen in der Aufbereitung, Erzeugung, Verwaltung und Vermittlung von Wissen. Insofern liegt hier eines nahe: Das Instrument, mit dem sie ihre lokalen Kontexte durch Nutzung eigener Kompetenzen gestalten können, ist der Aufbau und die Unterhaltung eines lokal bzw. regional vernetzten Wissensmanagements. Eine **offensive Selbsteinordnung in lokale (bzw. regionale) Wissensinfrastrukturen** entspricht dem Selbstverständnis von Hochschulen und Forschungsinstituten als Wissensproduzenten und -distributoren am ehesten. Sie hat zudem in einer wissensgesellschaftlichen Perspektive eine unmittelbare Plausibilität: Sie steigert die Wahrnehmung der Hochschulen als Teil eines Netzes, das Zukunftsfähigkeit verbürgt.

Andersherum: Wenn zur Bearbeitung lokaler Problemlagen gescheite Einordnungen zunächst unsortierter Informationen benötigt werden, sollte es die Wissenschaft beunruhigen, wenn nicht sie es ist, die um diese Einordnungen gebeten wird. Ebenso sind wissenschaftliche Wissensbestände für lokale Akteure nutzlos, wenn sie nicht von **ansprechbaren Experten** gewusst und mit Blick auf die Situation vor Ort durchsucht, geordnet, aufbereitet und kommuniziert werden.

Ein lokales Wissensmanagement müsste **dreierlei sicherstellen**:

- Erstens ist der Zugang zu dem in Stadt und Region – an verteilten Orten, in differenzierten Formaten und unterschiedlichem Besitz – vorhandenen Wissen niedrigschwellig zu ermöglichen – unmittelbar oder durch entsprechende Navigation.
- Derart soll zweitens eine solche Zugänglichkeit und Verfügbarkeit von Wissen erreicht werden, die potenziell jeden Problemlösungsbedarf mit den lokal vorhandenen problemlösungsbezogen Wissensressourcen verbindet.
- Drittens müssen Wissensbedarfe, die lokal nicht zu befriedigen sind, überregional weitervermittelt werden.

Dazu bedarf es der **Kommunikationsfähigkeit der Wissenschaft** mit den lokalen Akteuren hinsichtlich deren spezifischer Wissens-, Kooperations- und Innovationsbedürfnisse. Forschungsergebnisse sind nicht immer umstandslos ‚lesbar', d.h. durch Praktiker in ihrer Relevanz für konkrete Problemlösungen einzuschätzen. Deshalb sind **Übersetzungsleistungen** zwischen unterschiedlichen Rationalitäten zu erbringen, denn die Praxis kommuniziert nicht wissenschaftlich, sondern praktisch.

Wissenschaftler/innen sind es gewohnt, den Aspekt der Wahrheitsfähigkeit von Aussagen und nicht ihre Praxisrelevanz in den Vordergrund zu rücken. Dagegen erwarten Akteure der Praxis anwendungsrelevante Informationen, transferfähige Konzepte, Handlungs- sowie Beratungswissen, und die allgemeine Öffentlichkeit muss mit einem Wissen angesprochen werden, das zu Botschaften verdichtet und zugespitzt ist. Daher bedarf es entsprechender Formate, die **an die Kommunikationsgewohnheiten der Adressaten anschließen**. Denn welche Expertise sie zu welchem Zweck nutzen, bestimmen immer die Nachfrager, nicht die Anbieter.

Sobald nichtwissenschaftliche Akteure in Kooperationsarrangements einbezo-

gen werden, geht es für die beteiligten Wissenschaftler/innen um sog. transdisziplinäre – präziser: transakademische – Kommunikation: Wissenschaftliches Wissen ist in **außerwissenschaftliche Anwendungskontexte** zu übersetzen. Es geht um die Frage: Wie lässt sich empirisches und Erklärungswissen (was passiert und warum?) transformieren in Handlungs- und Beratungswissen (was und wie kann es getan werden?)? Hier sind einige Grundsätze zu berücksichtigen:

- Wissenschaftskommunikation muss **externe Erwartungen integrieren**, weil sie andernfalls nicht anschlussfähig ist. Das jedoch darf nicht heißen, den Beobachtungen und Analysen wissenschaftsexterne Prämissen zugrunde zu legen. Denn dies führte in eine doppelte Irrelevanz: Einerseits wäre dann die Erkenntnisproduktion durch nichtwissenschaftliche Vorannahmen kontaminiert, die Intuitionen, Fallauswahl oder Deutungen leiteten und derart zu gleichsam verunreinigten Ergebnissen führten. Andererseits kann auch die Rationalisierung praktischen Entscheidungshandelns – im Sinne eines höheren Maßes an Vernunftbasiertheit – mit solcherart verunreinigtem Wissen nicht gelingen.
- Es besteht in der Regel eine zeitliche **Entkopplung zwischen Wissen und Wissensbedarfen**: Praktiker benötigen Wissen nicht deshalb, weil es gerade angeboten wird, sondern dann, wenn praktische Probleme zu lösen sind. Das kann vor, während oder nach der Erzeugung des einschlägigen Forschungswissens sein. Hier muss also eine Überbrückung der zeitlichen Entkopplung zwischen Wissensproduktion und Wissensbedarfen durch zugriffsfähige überzeitliche Wissensspeicherung organisiert werden.
- Der bei den außerwissenschaftlichen Adressaten anfallende **Nutzen** des Informiert-Seins über wissenschaftlich begründetes Wissen muss größer sein als die (zeitlichen) **Kosten** des Sich-Informierens.

Ein lokales Wissensmanagement umfasst folglich mehr als die Einrichtung von Technologietransferstellen und Forschungsdatenbanken. Es muss Wissensbedarfe etwa bei der ortsansässigen Wirtschaft, öffentlichen und zivilgesellschaftlichen Einrichtungen ***aktiv* identifizieren**, statt allein passive Informationsangebote zu unterhalten. Dafür sind bei digitalen Angeboten intuitive Nutzerführung und **Niedrigschwelligkeit** der Zugänge basale Anforderungen – aber bisher kein Standard. Benötigt werden

- datenbankbasierte **Wissenssysteme** wie Transferatlanten oder Transferportale,
- **Online-Wissensatlanten** zu einzelnen Themenfeldern,
- **Experten-Pools**,
- **Verfügbarkeitskataloge** zu Spezialgeräten und Laboren, die an Hochschulen existieren und auch von Partnern genutzt werden können, etwa für Rapid Prototyping.

Denkbar sind auch

- jährliche **Third-Mission-Bilanzen** der Hochschulen, die sich in deren ohnehin stattfindenden Jahresberichterstattungen integrieren ließen,
- in einem fortgeschrittenen Stadium **Wissensplattformen**, die nicht nur bereits Vorhandenes präsentieren, sondern auch aktiv Wissensbedarfe identifizieren und Wissensproduktion anregen, oder
- ein auf Stadt und Region angewandtes **Wissensbilanzmodell**, mit dem das Management von Wissen in der Stadt oder Region abgebildet wird.

Gleichfalls geht es um die aktive Verknüpfung der hochschulischen **Lehrangebote** mit regionalen Wissensbedarfen:

- **Weiterbildungsangebote** zur innovationsorientierten Personalentwicklung in Unternehmen und öffentlichem Dienst, z.B. zur Stärkung der betriebswirtschaftlichen Kompetenz in technologieorientierten KMUs;
- Berücksichtigung der Bedürfnisse von KMUs bei der **Studienreform** – d.h. konkret vorrangig die Ausbildung von Generalisten statt (Nur-)Spezialisten, da kleine und mittlere Unternehmen auf Grund ihrer vergleichsweise kleinen Belegschaften besonders auf flexibel einsetzbares Personal angewiesen sind;
- **duale Studiengänge** oder
- Kooperation bei **Praktika und Studienabschlussarbeiten**.

Die Navigation durch die öffentlich finanzierten Wissensangebote sollte nicht den unter Wettbewerbsdruck stehenden privaten Unternehmen oder den personell angespannt arbeitenden Verwaltungen überantwortet werden, die sämtlich unter Zeitknappheit agieren. Erfolgversprechender und ebenso zupackend wie gut kommunizierbar dürfte es sein, eine **One-Stop-Agency** als definierte Ansprechstelle einzurichten bzw. bestehende Transferstellen entsprechend zu transformieren.

Solche zentralen Ansprechpartner innerhalb einer Hochschule können als **Gatekeeper in der hochschulischen Außenkommunikation** fungieren und zugleich die hochschulinterne Informationsweitergabe vereinfachen. Überdies können Hochschulen damit auch Klagen über mangelnde Transparenz ihrer Angebote den Boden entziehen:

- In der One-Stop-Agency wird ein Wissensproblem bzw. -bedarf aufgenommen und ggf. gemeinsam eine Präzisierung des Anliegens vorgenommen.
- Sodann wird von dort aus dieses Problem aufbereitet. Dabei bleiben für den jeweils Anfragenden die im Hintergrund bestehenden internen und externen institutionellen Grenzen, etwa zwischen Instituten, weitestgehend unsichtbar, müssen ihn also nicht beschäftigen und seine Aufmerksamkeit nicht unnötig binden.
- Am Ende wird für das je konkrete Wissensproblem ein Lösungspaket präsentiert, das, soweit im konkreten Falle sachlich geboten, sämtliche Instrumentarien mobilisiert, die zur Verfügung stehen: Informationsrecherche, Erschließung bereits analysierter vergleichbarer Fälle, ggf. empirische Untersuchung, neu auszulösende FuE-Aktivitäten, Lehrforschungsprojekt, studentische Abschlussarbeit, Zugang zu technischem Equipment, Weiterbildung von Mitarbeiterinnen, Vermittlung von Absolventen usw.

Ein in dem hier dargestellten Sinne komplexes Wissensmanagement lässt sich nur mit Beteiligung der lokal vorhandenen Hochschulen umsetzen. Zu leisten ist dann ein **doppelter Transfer**: einerseits aus der Wissenschaft in Anwendungskontexte, andererseits aus den überregional verfügbaren Wissensbasen in lokale Kontexte.

Stadt-Wissenschaft-Interaktionstypen

Auf Basis der Untersuchung lässt sich schließlich eine Heuristik für eine Wissenschaft-Stadt-interaktionsorientierte Typenbildung gewinnen. Mit dieser Systematik können sich beliebige Städte typologisch einordnen, indem fallweise die nötigen quantitativen Daten und qualitativen Informationen aufgefüllt werden. Dies eignet sich dazu, dass die Hochschulen und Städte **realistische Selbstwahrnehmungen** gewinnen und daraus Handlungsoptionen entwickeln können.

Die Bestimmung der Beziehungstypen zwischen Städten und ihren Hochschulen erfolgen anhand dreier wesentlicher Faktoren: (a) drei auf die örtlichen Rahmenbedingungen bezogene: die Infra-

struktur, die sozioökonomische Situation, die örtliche Demografie und Einwohnerschaft; (b) die soziale und räumliche Präsenz der Hochschuleinrichtungen; (c) zwei Faktoren, die Handlungsroutinen und -dynamiken einfangen: die Aktivitätscharakteristik der lokalen Akteure und das Interaktionsprofil der Wissenschaftsakteure. Als so erzeugte Gesamtbilder ergeben sich in einer modellhaften Verdichtung:

- **Das traditionelle Modell:** Stadt mit traditionsreicher Hochschule von signifikanter Größe, deren organisch gewachsene Beziehungen zur Stadt lebensweltlich und informell abgesichert sind.
- **Das aktiv-organische Modell:** kleinere Hochschule(n) in kleinerer Stadt, die trotz kurzer Traditionslinie über informelle, ggf. bürgergesellschaftlich verankerte Strukturen verfügen. Am Sitzort wird die Hochschule als Privileg empfunden. Dieses Gefühl verdankt sich nicht nur dem Engagement für die Ansiedlung und den Erhalt der Hochschule angesichts ggf. bestehender oder drohender Gefährdungen, sondern auch langfristiger Herausforderungen für die Stadtentwicklung.
- **Das passiv-organische Modell:** reflektierte und konsensuale Selbstbezüglichkeit im Verhältnis von Hochschule(n) und Stadt. Beide orientieren sich an unterschiedlichen Zielsetzungen und hegen keine oder lediglich geringe wechselseitige Erwartungen. Soweit Erwartungen bestehen, werden diese bereits durch die bloße Anwesenheit der Hochschule(n) und das Halten eines gewissen Niveaus der städtischen Entwicklung als erfüllt angesehen. Entsprechend gibt es nur wenige formelle und informelle Verbindungen.
- **Das aktiv-formalisierte Modell:** angesichts intern und/oder extern induzierten Handlungsdrucks – zumeist geringe Wachstumsdynamik – Etablierung formalisierter und damit sichtbarer Kooperationsstrukturen. Diese lösen zumeist das traditionelle oder passiv-organische Modell ab. Die formalisierte Kooperation dient zugleich Legitimations- und Profilierungsabsichten.
- **Das passiv-formalisierte Modell:** Konsequenz enttäuschter Entwicklungshoffnungen, als deren Relikt eine weitgehend symbolische Formalstruktur fortbesteht, dies primär zur Bedienung externer Anfragen. Die Enttäuschungen, die sowohl auf Seiten der Stadt als auch der Hochschule eine frustrationsinduzierte Selbstbezüglichkeit erzeugen, können interne oder externe Ursachen haben.

1. Problem und Vorgehen

Mit der Ankopplung an wissensgesellschaftliche Entwicklungen entscheide sich, so die allgemeine Auffassung, die Zukunftsfähigkeit einer Region. Das hier zentrale zeitdiagnostische Schlagwort der Gegenwart – „Wissensgesellschaft" – wird indes typischerweise nicht mit Regionen, sondern exklusiv mit Metropolen und verdichteten Räumen assoziiert. Allerdings lebt weit über die Hälfte der deutschen Wohnbevölkerung in ländlich und klein- bzw. mittelstädtisch geprägten Regionen. Dort sind zentrale Voraussetzungen dafür, was die Wissensgesellschaft institutionell und infrastrukturell nach landläufiger Meinung ausmache, häufig nicht oder nicht vollständig gegeben.

Das verweist auf ein wissensgesellschaftliches Gestaltungsproblem, das Zentren-Peripherie-Verhältnis, und entsprechende Fragen: Wie lassen sich geografische Randlagen in wissensgesellschaftliche Entwicklungen einbinden? In welcher Weise partizipieren kleinere und mittelgroße Orte an der rasanten Verbreiterung von Qualifikationserfordernissen, Bildungsbedürfnissen und Verwissenschaftlichungstendenzen? Wie ist zu verhindern, dass es zum biografischen Makel gerät, außerhalb großstädtischer Milieus aufgewachsen, sozialisiert worden und die Bildungslaufbahn absolviert zu haben?

1.1. Problemstellung: Wissenschaft – Stadtentwicklung – mittelgroße Städte

Bevor eine Hochschule global, international, gesamtstaatlich oder regional wirksam wird, ist sie immer zunächst einmal lokal situiert. Am Sitzort wirkt sie, auch unabhängig von etwaigen Verflechtungsbestrebungen, in jedem Falle prägend, nämlich durch schlichte Anwesenheitseffekte: bauliche Präsenz im Stadtraum, Belebung der Lokalität (und Lokalitäten), kulturelle Heterogenisierung durch das studentische Milieu, ggf. auch in Dissonanz mit der angestammten Bevölkerung, Konsum und Mietzahlungen der Hochschulangehörigen, Dienstleistungsnachfrage der Hochschule, Einkommenssteuerzahlungen der Hochschulbeschäftigten (15 Prozent verbleiben bei der Wohnortgemeinde).

Neben diesen anwesenheitsbedingten Effekten werden von den Hochschulen explizite Wirkungen durch sitzortbezogene Interaktionen erwartet. Wie stark solche zustandekommen, liegt sowohl an der jeweiligen Hochschule als auch an der Resonanzfähigkeit der Umwelt. Städte verfügen grundsätzlich über Merkmale, die der Ausbildung solcher Resonanzfähigkeit förderlich sein können – und zwar, weil sie Städte sind.

Die Resonanzfähigkeit einer Stadt für Irritationen – wie sie von ortsansässigen Hochschulen ausgehen können oder sollen – sind aber in hohem Maße von der Dichte, Heterogenität, dem Alltagserleben der Einwohnerschaft und ihren spezifischen Vorstellungsbildern bestimmt. Diese wiederum korrelieren in der Regel wesentlich mit der jeweiligen Stadtgröße.

Metropolitane Konzepte – überwiegend nichtmetropolitane Kontexte

Die überwiegende Abwesenheit eines metropolitanen Hochschulumfelds steht in einer gewissen Spannung zu einem Umstand: Ein Großteil der einschlägigen Debatte zum Zusammenhang von Hochschulen und ihren Sitzorten – wobei auch die internationale Diskussion einbezogen werden kann – widmet sich großstädtischen bzw. metropolitanen Existenzbedingungen und Wirkungen von Hochschulen. Die Konzepte zu Wissensgesellschaft, Kreativer Stadt, Wissenschaftsstadt (*Knowledge City*), Wissensmilieus, aber auch Ansätze, die mit dem Attribut *smart* ihre Orientierung an Fragen der Digitalisierung signalisieren – *smart city*, *smart economy*, *smart people*, *smart governance*, *smart mobility*, *smart environment* oder *smart living* – gehen fraglos von (großen) großstädtischen Kontexten aus, wenn sie den Zusammenhang von Wissens- und Stadtentwicklung thematisieren.

Auch Hochschulen in mittelgroßen und kleineren Städten schließen in ihren Selbstbeschreibungen häufig daran an, ohne den fehlenden großstädtischen Kontext angemessen zu berücksichtigen: Sie sehen sich etwa als Nukleus von Wissensmilieus oder behaupten, die entscheidende Voraussetzung für die Entwicklung einer kreativen Stadt zu sein. Doch die Umfeldbedingungen entsprechen dem häufig nur sehr bedingt.

Mittelstädte (20.000 bis unter 100.000 Einwohner) halten dagegen kaum die städtische Infrastruktur vor und verfügen auch höchstens ansatzweise über ein Kulturangebot, die in solchen Stadtkonzepten als unverzichtbar für wissensgesellschaftlich basierte Stadtentwicklung gelten:

- Es gibt in diesen Städten überwiegend keine und wenn, dann eher kleinere Hochschulen und daher häufig keine sehr hohe Studierendenzahl. Die hochschulinduzierte wissensintensive Dienstleistungsnachfrage ist gedämpft, ebenso das derartige Gründungsgeschehen.
- Außeruniversitäre Forschung wird eher durch ausstellungsvorbereitende Arbeiten des örtlichen Naturkunde- oder Stadtmuseums repräsentiert als durch Max-Planck-Institute. Verdichtungen von Hochtechnologieunternehmen kommen nur ausnahmsweise vor. Dementsprechend verhält es sich auch mit dem Konzentrationsgrad an FuE-intensiver oder anderweitiger Hochqualifikationsbeschäftigung.
- Die Informations- und Medienwirtschaft beschränkt sich vornehmlich auf lokale bzw. regionale Bedürfnisbefriedigung: Der Bäcker benötigt Flyer, der Maschinenbauer eine Website, und das Autohaus ist zu der Auffassung gelangt, dass ein eMail-Kundennewsletter nicht schaden könnte.
- Das kulturelle Leben schließlich wird eher durch ein traditional-bildungsbürgerliches Milieu dominiert statt durch innovationsgeneigte Avantgardisten.

Aber auch Kleinere Großstädte (100.000 bis unter 300.000 Einwohner) sind nicht umstandslos durch die Wissensstadtkonzepte adressiert. Richard Florida (2002a) vermutet die kritische Grenze bei etwa einer Million Einwohnern. Der Nährboden für kreative Milieus könne nur in Räumen entstehen, die anschlussfähig für das Neue, das Unbekannte und das Unerprobte sind. Voraussetzung dafür ist eine hinreichend heterogen-diverse Stadtstruktur und -gesellschaft.

Würde man die Grenze bei einer Million Einwohner ziehen, dann müsste konstatiert werden, dass in Deutschland lediglich Berlin, Hamburg, München und Köln wissensgesellschaftlich-kreative Zentren sein können. Zweifellos profitieren aber auch Städte unterhalb dieser Grenze von wissensgesellschaftlichen Entwicklungen, verfügen teilweise über beachtliche kreative Milieus und haben eine hohe Attraktvität für Wissensarbeiter. Mithin kann zwar ab einer gewissen Einwohnerzahl mit einiger Sicherheit davon ausgegangen werden, dass die Rahmenbedingungen für eine Entwicklung hin zur kreativen Stadt gegeben sind. Instruktiver erweist sich jedoch die Beleuchtung jener Städte, denen trotz geringerer Bevölkerung die Erschließung wissensgesellschaftlicher Potenziale gelingt. Dies öffnet den Blick für relevante Rahmenbedingungen und Handlungspotenziale, die auch jenseits der Metropolen für eine wissensbasierte Entwicklung gegeben sind.

Unabhängig von den jeweiligen Größenverhältnissen aber knüpfen sich in den Hochschulstädten Erwartungen an die ortsansässigen akademischen Einrichtungen. Am deutlichsten artikuliert sich dies nicht in den Hochschulstädten selbst, sondern in den Städten *ohne* Hochschule: Der Umstand, kein Hochschulstandort zu sein, wird in der Regel als defizitär empfunden – und ist zugleich für die Mehrzahl der Städte der Normalfall.

So beschreibt der Bürgermeister Senftenbergs mit dem Pragmatismus des kommunalen Machers die Vorteile, eine Hochschule zu haben, in fünf Punkten: Hochschule als Bildungsschmiede, als stabiler Arbeitgeber und Leistungsnachfrager, als Partner der Wirtschaft („verlängerte Forschungsbank"), als Imagefaktor für die Region und als Partner der regionalen Gebietskörperschaften (Fredrich 2012).

All das fehlt den Städten ohne Hochschule. Im Zuge vermehrter privater Hochschulgründungen sehen viele kleinere und mittlere Städte eine Chance aufscheinen, dem Defizit abzuhelfen – wenn auch meist mit unerfüllbaren Erwartungen hinsichtlich der größenordnungsbedingten Effekte solcher Hochschulansiedlungen. An privaten Hochschulen sind heute lediglich sechs Prozent aller Studierenden eingeschrieben.

Planungsversuche für soziale Totalphänomene

Städte sind „soziale Totalphänomene", die sich nicht einzelnen, funktional spezialisierten Systemen wie der Ökonomie oder der Kunst zuordnen lassen. Vielmehr vernetzten sich in ihnen heterogene soziale Praktiken ganzer kultureller Lebensformen, Formen des Arbeitens, des Konsumierens, des privaten Wohnens, der Kunst und der Wissenschaft (Reckwitz 2012: 275). Diese Pluralität wird bereits durch die Mehrdeutigkeit der alltäglichen Verwendung des Begriffs „Stadt" markiert: Wahlweise ist damit die Stadtverwaltung, das Gemeinwesen, die städtische Gesellschaft, die gebaute Stadt oder das Zusammenspiel dieser Komponenten gemeint (vgl. Ziegenbein 2007: 171).

Städte prägen somit ihre je eigene soziale Materialität aus, ohne dass ihnen jedoch ein Akteursstatus zugeschrieben werden kann. Ein solcher käme höchstens der Stadtverwaltung als Organisation oder einer organisierten Bürger-

schaft zu. Nicht zuletzt aufgrund der begrifflichen Mehrdeutigkeiten und der Komplexität der darunter subsummierten Sachverhalte eignet sich Stadt aber als Projektionsfläche politischer Programme.

Diese Programme suchen die Komplexität städtischer Entwicklung oftmals mit der Formulierung von Leitbildern zu rahmen. Sie binden diskursiv wirkungsmächtige Zeitdiagnosen, aktuelle Fördergesichtspunkte und lokale Herausforderungen zusammen. Exemplarisch kann hier das Leitbild der Landeshauptstadt Sachsen-Anhalts genannt werden: Es benennt in höchst komprimierter Form die historische Identität, Weltoffenheit, Nachhaltigkeit, den demografischen Wandel, Wirtschaft, Tourismus, Kreativwirtschaft, Wissenschaft, Bildung und Kultur, Ökologie, Bürgergesundheit, Heterogenität, Mobilität und Regionalität als wesentliche Orientierungspunkte (Landeshauptstadt Magdeburg 2013: 4).

All diese Gesichtspunkte haben zweifellos ihre Berechtigung und können Herausforderungen und Entwicklungschancen markieren. Als problematisch erweist sich jedoch eines: Insbesondere im Hinblick auf die Rolle von Hochschulen und Wissenschaft wird sowohl in der Problemfassung als auch in der Lösungsformulierung auf Ansätze rekurriert, die entlang globaler Perspektiven und anhand metropolitaner Fallbeispiele gewonnen wurden.

Damit gelingt es ihnen zwar einerseits, die Fantasie der Stadtentwickler zu beflügeln und Energien für die Umsetzung innovativer Ansätze zu generieren. Andererseits aber fehlt ihnen oftmals der Blick für die Einschränkungen und Adaptionsnotwendigkeiten, die sich aus einem fehlenden metropolitanen Kontext, den entsprechend geringeren Ressourcen sowie den regionalen Rahmenbedingungen ergeben. Sie teilen damit im Hinblick auf ihre Selbstbeschreibung die Perspektive von Politik und Medien: Sie schauen gerne auf Metropolen (Portz 2011: 115). Enttäuschungen sind somit erwartbar.

Vom passiven zum aktiven Hochschulregionalismus

Verbindend für Ansätze wie Kreative Stadt, Knowledge City oder Wissensmilieus ist die Abkehr von einem passiven zu einem aktiven Hochschulregionalismus, der zugleich einen Hochschullokalismus einschließt – gerade im Bezug auf kleinere und mittelgroße Städte wäre eine Begrenzung auf den Raum innerhalb der Sitzstadtgrenzen künstlich, da sich Partner, Herausforderungen und Kooperationsoptionen eher zufällig dies- oder jenseits der Stadtgrenze befinden. Der aktive Hochschulregionalismus impliziert eine sukzessive Ausweitung der Erwartungshaltung gegenüber den Hochschulen hinsichtlich ihrer regionalen Funktion. Dabei ist es mehrfach zu Neuakzentuierungen und Erweiterungen, nicht jedoch zu einer Rücknahme einzelner Zielstellungen gekommen.

Im passiven Hochschulregionalismus standen noch die Stärkung der regionalen Bildungsbeteiligung, die Fachkräftesicherung sowie die Stimulation der lokalen Wirtschaft durch direkte und indirekte Nachfrageeffekte im Mittelpunkt. Diese Ziele waren zunächst im Horizont einer inklusiven Bildungspolitik und der Herstellung gleicher Lebensverhältnisse im gesamtstaatlichen Rahmen formuliert worden. Seit den 1980er Jahren fand eine Neuakzentuierung und Ausweitung der regionenbezogenen Erwartungen an die Hochschulen zunächst durch eine

Ökonomisierung, später durch Kulturalisierung und Demografisierung statt – der Fokus verschob sich auf eine „Dritte Mission“ jenseits der traditionellen Funktionen Forschung und Lehre:

- *Ökonomisierung:* Die Betonung von Innovation, Clusterbildung und Ausgründungen aus den Hochschulen markierte die verstärkte Fokussierung auf ökonomische Zielstellungen. Das Spektrum der Erwartungen reichte vom Wissenstransfer in die Region durch AbsolventInnen über Patentierungsaktivitäten und Ausgründungen bzw. Gründungsförderung bis hin zu Kontrakten mit Industrie und öffentlichen Aufgabenträgern.
- *Kulturalisierung:* Im Zentrum der Entdeckung der kulturellen Wirkungen von Hochschulen steht der Kreativitätsbegriff. Das Interesse richtet sich hier auf das Potenzial von Hochschulen, über die Versorgung der Region mit Fachkräften hinaus zweierlei zu bewirken: Zum einen sollen sie die weichen Standortfaktoren, etwa eine lebendige Kulturszene, stärken. Zum anderen gibt es die wesentlich hochschulbezogene Hoffnung, das, was als Kreativwirtschaft gelabelt wurde, lokal etablieren bzw. ausbauen zu können. Die erwarteten Wirkungen dessen gehen über die unmittelbare kulturelle und kreativwirtschaftliche Vitalisierung hinaus. Sie beziehen sich auch auf gesteigerte Partizipation der Hochschulen an politischen Prozessen, die Teilhabe am sozialen Geschehen vor Ort und die Mitwirkung an *public understanding of science*-Programmen.
- *Demografisierung:* Stadtbezogene Zielsetzungen müssen zunehmend unter demografischen Vorzeichen formuliert werden. Sie stellen sowohl das Ergebnis von als auch eine Gegenmaßnahme zu zunehmenden räumlichen Polarisierungen dar. Konfrontiert mit einer schrumpfenden und alternden Bevölkerung sehen sich Hochschulen als stabile staatliche Infrastruktur mit neuen Erwartungen konfrontiert: Sie sollen zur Sicherung der öffentlichen Daseinsvorsorge und der Stärkung der Zivilgesellschaft beitragen sowie der Abwanderung der jüngeren Menschen entgegen- bzw. deren Zuwanderung bewirken. Die demografischen Herausforderungen der Städte waren und sind insbesondere in den ostdeutschen Ländern zu beobachten: Dessen Kommunen sehen sich mit dem Ergebnis „eines ökonomischen Wendemanövers“ konfrontiert, welches sich „nicht als Struktur*wandel*, sondern als rapider Struktur*bruch* vollzog und deshalb im Osten keine *postindustrielle* (wie im Westen), sondern eine *deindustrialisierte* Landschaft hervorgebracht hat“ (Kil 2004: 57).

Zugespitzt ließe sich formulieren: Einstmals konnten regional wirksame Hochschulen soziale und ökonomische Umweltbedingungen voraussetzen (und entsprechend vernachlässigen), die eine Nachfrage nach ihren spezifischen Leistungen in Forschung und Lehre beständig reproduzieren. Heute dagegen sehen sich Hochschulen zunehmend mit der Herausforderung konfrontiert, selbst wesentlich zur (Re-)Produktion jener Umweltbedingungen beitragen zu müssen, die sie unentbehrlich machen. Genügten früher Anwesenheitseffekte, die einfach deshalb entstehen, weil die Hochschulen da sind, geht es nun um explizite Aktivitätseffekte.

Wissensgesellschaft jenseits der Metropolen

Die Fokusverschiebung von einem passiven zu einem aktiven Hochschulregionalismus gründet in der Gegenwartsdiagnose, dass die industrielle Gesellschaft zunehmend durch eine Wissensgesellschaft abgelöst werde. Der entsprechend einhergehende Aufstieg einer wissensbasierten Ökonomie und damit des Wissens als zentraler Produktionsfaktor erhöhe den Stellenwert von Hochschulen und Wissenschaftseinrichtungen – einerseits. Andererseits setze dies die Hochschulen zugleich Prozessen der Politisierung, Ökonomisierung und Medialisierung aus. (Weingart 2003: 8f.) So wird es etwa zu einem zentralen Anliegen der Städte, Netzwerke zwischen Wissenschaftseinrichtungen und ansässigen Unternehmen zu etablieren. Auf diese Weise sollen endogene Potenziale freigesetzt werden, die vermutet werden, aber noch nicht entfaltet und erprobt sind.

Zugleich bestehen die Ziele, dass sich weitere Wissenschaftseinrichtungen und wissensbasierte Unternehmen ansiedeln sowie die Hochschulen und Institute sich an den (wirtschaftlichen) Bedürfnissen der Region orientieren. Am Ende dieser Entwicklung steht idealerweise eine Wissenschaftsstadt mit „regional verankerten, jedoch wissenschafts- und wirtschaftsübergreifenden innovativen Milieus“ (Franz 2004: 155f.). Bereits in diesem, auf vorhandene Ressourcen fokussierten Ansatz sind die Beschränkungen für nichtmetropolitane Städte leicht erkennbar – zumal sie gerade in den Bereichen Hochschule und Wissenschaft über nur wenige Mittel und Entscheidungsmacht verfügen.

Die lediglich bedingte Übertragbarkeit populärer Konzepte tritt noch deutlicher hervor, wenn die Städte als Kontext der Wissensgesellschaft betrachtet werden. Die Stadt bildet einen Ort, an dem eine große Zahl relevanter Akteure zusammenkommt und so der Austausch und die Neukombination von Wissen wahrscheinlicher wird. Neben den institutionellen gewinnen hier vor allem die menschlichen Akteure eine besondere Relevanz. Diese unter dem Begriff der „kreativen Klasse“ vereinten Wissensarbeiter verkörpern das vor Ort vorhandene formalisierte und implizite Wissen, und sie definieren neben der Ausstattung mit einem gewissen technologischen Knowhow wesentlich die ökonomischen Potenziale eines Landstrichs.

Diese Wissensarbeiter wiederum würden sich bei der Wahl ihres Wohn- und Arbeitsortes von postmateriellen Werten wie der lokalen Toleranz, den Kulturangeboten oder der Lebensqualität leiten lassen. Richard Florida (2002) fasst diese Aspekte in seiner berühmten 3T-Formel zusammen. Städte bedürften demnach zur Sicherung wirtschaftlicher Prosperität vor allem dreierlei: Technologie, Talente und Toleranz. Angezogen von einer attraktiven städtischen Kultur würden die Kreativen in tolerante Städte strömen und erzeugten dort wirtschaftliche Prosperität. Damit lenke nicht länger das Jobangebot die Mobilitätsströme der Kreativen, vielmehr folgten die Jobs den Wissensarbeitern.

Entsprechend müsse das Ziel der Stadtentwicklung vornehmlich darin bestehen, die Bildung kreativer Milieus zu fördern und dadurch die Stadt in einen Anziehungspunkt für Wissensarbeiter zu verwandeln. Freilich rückt damit (auch von dieser Seite) die Frage der Lebensqualität in den Mittelpunkt der Stadtentwicklung. Jenseits der Frage, ob mit Technologie, Talenten und Toleranz bereits hinreichend die Voraussetzungen für ökonomischen Erfolg benannt sind, wird

schnell deutlich: Die Ansprüche der hochmobilen kreativen Klasse können kaum durch kleinere Städte bedient werden – Florida (2002a) vermutet hier die kritische Grenze bei etwa einer Million Einwohnern.

All dies bestreitet keineswegs den Wert dieser Ansätze. Deutlich werden sollte jedoch, dass sie – oftmals implizit – eine städtische Infrastruktur und eine städtische Kultur voraussetzen, die Kleinere Großstädte und Mittelstädte nur bedingt vorhalten (können). Darüber hinaus sind die konzeptionellen Ansätze nur selten soweit empirisch fundiert, dass konkrete Handlungsanweisungen daraus destilliert werden können. Deshalb sollten Kleinere Großstädte und Mittelstädte darin keine vermeintliche Blaupause für eigene Maßnahmen erkennen, sondern eher Inspirationen entdecken, die u.U. in Maßnahmen überführt werden können, die an die je eigene Stadtsituation angepasst sind.

1.2. Untersuchungsdesign: Fragestellungen und methodisches Vorgehen

Mit sachsen-anhaltischen Hochschulstädten werden hier solche Ansiedlungen in den Fokus gerückt, die typischerweise nicht im Blick sind, wenn Großtheorien und -konzepte zum Zusammenhang von Wissensgesellschaft und Stadtentwicklung formuliert werden. Im einzelnen werden die beiden Groß- und Universitätsstädte des Landes – Halle (Saale) und Magdeburg – sowie vier sachsen-anhaltische Mittelstädte untersucht.

Die Auswahl der Mittelstädte folgt der Absicht, das institutionelle Muster des Netzes der hochschulischen und der nichtuniversitären Wissenschaft in Sachsen-Anhalt repräsentativ abzubilden: Die einbezogenen Mittelstädte enthalten eine Sitzstadt einer Ein-Standort-Hochschule (Merseburg), den Hauptstandort einer Zwei-Standorte-Hochschule (Wernigerode), den Nebenstandort einer Zwei-Standorte-Hochschule (Stendal) sowie einen Ort mit Forschungseinrichtungen, aber keinen Studiengängen und Studierenden (Lutherstadt Wittenberg). Daneben finden sich über Querschnittsanalysen aber auch die anderen Hochschulstädte des Landes einbezogen.

Die Interaktionen zwischen Hochschulen und sonstigen Wissenschaftseinrichtungen einerseits und den Sitzstädten andererseits stellen ein sehr dynamisches Entwicklungsfeld dar. Ihre Erfassung erfordert eine systematische Vorgehensweise unter Mobilisierung verschiedener methodischer Zugänge und Quellen. Die Darstellung der Fallbeispiele erfolgt daher auf Basis der Auswertung folgender Quellen:

- Zunächst werden die Integrierten Stadtentwicklungskonzepte (ISEK) ausgewertet. Diese definieren die langfristigen Schwerpunkte der jeweiligen Stadtentwicklung. Damit geben sie mitunter auch Auskunft darüber, welcher Stellenwert der Wissenschaft und den ortsansässigen Hochschulen für die Stadtentwicklung zugeschrieben wird – und sei es durch Nichterwähnung.
- Einbezogen werden darüber hinaus auch andere Dokumente der Sitzorte, so sie Hinweise auf Kooperationen mit Hochschulen und sonstigen wissenschaftli-

chen Einrichtungen enthielten. Dazu gehören etwa jährliche Verwaltungsberichte oder Dokumentationen, die im Rahmen der Beteiligung an Einzelinitiativen entstanden.

- Die Dokumentenanalysen werden für die Fallbeispiele Stendal und Wernigerode durch die exemplarische Auswertung der Regionalberichterstattung eines Jahres in der örtlichen Tageszeitung, der „Volksstimme“, ergänzt. Als Untersuchungszeitraum wurde das Stichjahr 2010 ausgewählt. Ziel dieses Untersuchungsschrittes ist es, neben dem Abgleich mit den Ergebnisen aus anderen Rechercheschritten einen Eindruck zu gewinnen, inwieweit die ansässige Hochschule vor Ort medial präsent ist, welche Resonanz ihre Aktivitäten dort finden und welche Rolle das Zusammenwirken von Hochschule und Stadt in der medial vermittelten Wahrnehmung spielt.
- Als zentrale Quelle erweisen sich die Internetauftritte der Hochschulen und ihrer Sitzorte. Hierzu sind die Homepages Seite für Seite nach Hinweisen zu sitzstadtbezogenen Aktivitäten der Hochschulen geprüft worden. Die so gewonnenen Informationen wurden in ein vorstrukturiertes Datenblatt übertragen, wobei neben der Maßnahmenkategorie auch Schlagwörter zugewiesen wurden. Die Schlagwörter beziehen sich einerseits auf Aktivitäten in Lehre, Forschung oder Transfer sowie sozialräumliche Wirkungen. Andererseits werden Kooperationspartner, Themenkreise und Zielgruppen festgehalten. Den Hochschulen als zentralen Knotenpunkten der hier interessierenden Aktivitäten wurden die Datenblätter für eine Überprüfung zur Verfügung gestellt. Die Respondenten erhielten so die Möglichkeit, noch nicht erfasste Maßnahmen ihrer Hochschule zu ergänzen bzw. Angaben zu korrigieren und damit die Qualität dieses empirischen Instruments weiter zu verbessern. Die ergänzten Daten der jeweiligen Hochschule wurden anschließend in die Aktivitätendatenbank übertragen und flossen in die Auswertung mit ein.
- Ebenfalls ergiebig zeigt sich die Auswertung der Hochschulzeitschriften: Sichtbar wird wird dabei nicht nur, welche stadt- oder regionenbezogenen Aktivitäten von Seiten der Hochschule entfaltet werden. Gleichfalls deutlich wird, wie sich diese Aktivitäten durch die jeweilige Hochschulleitung gewichtet und in die institutionelle Selbstdarstellung integriert finden.
- Nicht zuletzt, weil sich die Interaktion von Hochschulen und ihren Sitzorten oftmals auf informellen Wegen vollzieht, erweisen sich Interviews sowohl mit Vertretern der Städte als auch der Hochschulen als unverzichtbare Informationsquelle. Dadurch kann Praxiswissen der vor Ort beteiligten Akteure erschlossen werden. Die Erfassung subjektiver Einschätzungen und Problemwahrnehmungen sowie Handlungsorientierungen einzelner Anspruchsgruppenvertreter verhilft, ein differenzierteres Bild der Stärken und Schwächen sowie spezifischer Bedarfslagen der ansässigen Hochschulen und ihrer Sitzregion zu gewinnen. Gleichzeitig ermöglichen die Interviews eine Tiefensondierung zu handlungsansatzübergreifenden Umsetzungsproblemen und möglichen Überwindungsansätzen. Methodisch wurden die Gespräche als offene leitfadengestützte Interviews geführt. Mit Hilfe des Leitfadens konnte die Gesprächsführung durch den Interviewer auf die interessierenden Untersuchungsaspekte und Sachverhalte gelenkt werden. Zugleich ließ die offene Interviewform Freiraum für narrative Elemente, so dass auch auf jeden Interviewpartner individuell eingegangen

werden konnte. Darüber hinaus wurde durch den Leitfaden die Vergleichbarkeit der einzelnen Interviews gewährleistet (vgl. Nohl 2006: 19ff.). Interviewt wurden im Zeitraum vom 26.5.2011 bis 8.9.2016 insgesamt 23 Vertreter/innen von sachsen-anhaltischen Hochschulstädten und Hochschulen. Im einzelnen standen für Interviews zur Verfügung:[1]

(a) aus Hochschulen und Forschungseinrichtungen:

- *Susanne Borkowski*, Geschäftsführerin KinderStärken e.V. (An-Institut der Hochschule Magdeburg Stendal), Hansestadt Stendal, Mitarbeit beim Aufbau der lokalen Bildungslandschaft
- *Heike Brückner*, Landschaftsarchitektin, Wissenschaftliche Mitarbeiterin der Stiftung Bauhaus Dessau, von 2002 bis 2010 tätig für die IBA Stadtumbau
- *Raimund Geene*, Professor am Fachbereich Kindliche Entwicklung und Gesundheit der Hochschule Magdeburg-Stendal
- *Hardy Geyer*, Professor am Fachbereich Soziale Arbeit.Medien.Kultur der Hochschule Merseburg
- *Leonard Helten*, Professor am Institut für Kunstgeschichte an der MLU Halle-Wittenberg, Europäisches Romanik Zentrum Merseburg
- *Thomas Müller-Bahlke*, Direktor der Franckeschen Stiftungen zu Halle
- *Wolfgang Patzig*, Prof. Dr., Prorektor für Hochschulentwicklung und -marketing sowie für den Standort Stendal, Hochschule Magdeburg-Stendal
- *Armin Willingmann*, Prof. Dr., Rechtswissenschaftler, Rektor der Hochschule Harz

(b) aus Stadtverwaltungen:

- *Friedrich Busmann*, 1995 bis 2002 Beigeordneter für Planen und Umwelt der Stadt Halle (Saale), von 2007 bis 2010 IBA-Koordinator der Stadt Halle (Saale)
- *Barbara Kaaden*, Bürgermeisterin und Leiterin Stadtentwicklung Merseburg, IBA-Verantwortliche der Stadt
- *Katrin Kaltschmidt*, Mitarbeiterin Stadtsanierung/Welterbe Quedlinburg, IBA-Verantwortliche der Stadt
- *Jochen Kirchner*, Fachbereichsleiter Stadtentwicklung Lutherstadt Wittenberg
- *Holger Köhncke*, Baudezernent Bernburg, IBA-Verantwortlicher der Stadt
- *Janine Lehmann*, Team Wissenschaft Magdeburg
- *Judith MacKay*, Sachgebietsleiterin Landschafts- und Freiraumplanung Magdeburg, Projektentwicklung Wissenschaftshafen
- *Torsten Mehlkopf*, Leiter des Amtes für Schule, Sport und Jugend der Hansestadt Stendal, IBA-Koordinator der Stadt
- *Klaus Puchta*, Team Wissenschaft Magdeburg
- *Liane Radike*, Abteilungsleitern Vorbereitende Bauleitplanung Magdeburg, Leiterin der IBA-Stabsstelle
- *Petra Sachse*, Dr., stellv. Leiterin der Wirtschaftsförderung Halle und Leiterin des Teams Technologie, Innovation, IT und Medien bzw. Leiterin des Fachbereichs Wissenschaft der Stadt Halle bzw. Leiterin des Dienstleistungszentrums Wirtschaft und Wissenschaft der Stadt Halle
- *Klaus Schmotz*, Oberbürgermeister der Hansestadt Stendal

[1] Angegeben wird jeweils die Position, die der/die Interviewte zum Interviewzeitpunkt inne hatte. Diese wird im Einzelfall ergänzt durch die Benennung der Rolle, aufgrund derer die Person im hiesigen Kontext als Interviewpartner/in interessiert.

(c) aus der Kreativwirtschaft:

- *Christoph Bernstiel*, Leiter Kommunikation bzw. Öffentlichkeitsarbeit Mitteldeutsches Multimediazentrum
- *Matthias Hiller*, selbstständiger Diplom-Designer im Designhaus Halle
- *Doris Sossenheimer*, Leiterin des Designhauses Halle

Den Interviewpartner/innen wurden die im Text verwendeten Zitate zur Bestätigung übersandt. Weitere Interviewaussagen flossen als Hintergrundinformationen in die Auswertungen ein.

Die Recherchen verdeutlichen: Die relevanten Tätigkeitsfelder und Vernetzungen sind so vielfältig und die Quellen so unterschiedlich hinsichtlich ihres Maßes an Realitätsabbildung, dass in den empirischen Bestandsaufnahmen mit hoher Wahrscheinlichkeit nicht alle einschlägigen Aktivitäten und Aspekte erfasst und abgebildet werden. So ist etwa die Dokumentation regional bezogener Hochschulaktivitäten bestenfalls verstreut und meist zufallsgesteuert. Zugleich sichert die Quellenkumulation und -kreuzung aber, dass zumindest ein sehr großer Teil der einschlägig relevanten Informationen ermittelt werden kann. Die gewonnenen Informationen werden mehrstufig zusammengeführt und in weiteren Auswertungsschritten aufeinander bezogen. Damit wird sichergestellt, dass die Befunde aus den verschiedenen empirischen Zugängen wechselseitig ergänzt und kontrolliert werden. Durch diese Triangulation von Quellen lassen sich die jeweiligen Schwächen der einzelnen empirischen Zugriffe gegenseitig ausgleichen.

Der Rahmen, um eine angemessene Kontextualisierung der durch Desktop Research, Dokumentenauswertung, Presseanalyse und Interviews gewonnenen Informationen zu ermöglichen, wird durch statistische Sekundärauswertungen sowie die Auswertung ähnlich ausgerichteter Untersuchungen hergestellt.

Hochschulen sind Quellen und Agenturen sowohl wirtschaftlicher als auch sozialer Innovationen. Sie können system-, prozess- und produktbezogenes Problemlösungswissen erzeugen, ihre Sitzorte an die überregionalen Wissensströme anschließen und stellen hochqualifizierte Arbeitskräfte bereit. Damit sind Wissenschaftseinrichtungen eine zentrale Voraussetzung dafür, die Resonanzfähigkeit ihrer Sitzorte für wissensbasierte und damit zukunftsträchtige Entwicklungen zu verbessern bzw. zu erhalten. Zugleich geht es nicht nur darum, was sie für ihren Sitzort tun können, sondern auch darum, was die jeweilige Stadt für die Wissenschaft in ihren Mauern tun kann. Insofern geht es um zwei Perspektiven. Diese werden nun anhand folgenden Fragekatalogs erschlossen:

- Wie werden Hochschulen und Wissenschaft als Gegenstände von Stadtentwicklungskonzepten genutzt? Wie können sie erfolgreich in Stadtentwicklungskonzepte eingebaut werden? Welche kulturellen, sozialen und ökonomischen Wirkungen sind von ihnen zu erwarten, und wie werden diese Erwartungen erfüllt?
- Wie werden Wissenschaftseinrichtungen als Agenturen der Verteilung des Wissens im Raum wirksam? Welche Prägungen der Raumstruktur sind durch Hochschulen leistbar, etwa als regionale Infrastruktur? Stehen die Hochschulen vor der Aufgabe, sich zu den zentralen Inkubatoren regionaler Wissensprodukti-

on zu entwickeln, da sie als einzige Akteure in der Lage sind, ihre jeweilige Region an überregionale Wissenskreisläufe anzudocken?

- Welche Einflüsse auf ihre Qualität hat die Verortung von Hochschulen in Zentren oder Peripherien? Welche (je nach Standort unterschiedlichen) Aufgaben ergeben sich für Hochschulen aus einer erwartbaren dauerhaften Differenzierung des Raumes in Prosperitätsinseln und Abschwungkorridore?
- Werden Hochschulen und Forschungsinstitute dereinst in entwicklungsgeschwächten, weil schrumpfenden Regionen die alleinigen Träger einer Kultur der Neugierde, Forschung und Innovation in ansonsten kulturell entkernten Räumen sein? Wie können sie sich unter Schrumpfungsbedingungen so im Raum positionieren, dass sie überlebensrelevante Stabilität gewinnen?

Im Ergebnis der empirischen Analysen findet eine vergleichende Aufbereitung der Resultate statt. Dabei werden die Fallbeispiele miteinander und mit der einschlägigen Forschungsdebatte in Beziehung gesetzt. Dieser synthetische Untersuchungsschritt soll zur Bestimmung förderlicher bzw. hemmender Faktoren, die Eingrenzung notwendiger Resonanzbedingungen für wissenschaftliche Einrichtungen an ihren jeweiligen Sitzorten und umgekehrt für die Sitzorte in ihren Hochschulen sowie die Formulierung von Handlungsoptionen führen.

Wie deutlich geworden ist, sind die methodischen Zugänge überwiegend qualitative, die fallweise durch quantitative Erhebungen und Sekundärdatenauswertungen angereichert werden. Übersicht 1 stellt diese im Überblick dar.

Übersicht 1: Methodische Zugänge im Überblick

1. Literaturauswertungen	
Forschungsdebatte zu wissensbasierter Stadtentwicklung	Interdepenzen von Stadt- und Wissenschaftsentwicklung
IBA-Stadtumbau-Sachsen-Anhalt-Literatur	hochschul- und wissenschaftsbezogene Auswertung; 15 Städte
2. Statistische Auswertungen	
Sekundäranalysen	amtliche Statistik und Sonderauswertungen von Stadtverwaltungen; Sachsen-Anhalt insgesamt und 6 Fallstädte
3. Desktop-Research	
Erhebung Hochschule-Stadt-Interaktionen	6 Fallbeispiele; Prüfung und Ergänzung der daraus generierten Datenblätter durch die Hochschulen (Rücklauf 100 %)
4. Dokumentenanalysen	
Erhebung Hochschule-Stadt-Interaktionen	6 Fallbeispiele
Wissenschaft-Stadt-Strategiepapiere	22 Dokumente
Stadtentwicklungskonzepte	6 Konzepte
IBA-Stadtumbau-Sachsen-Anhalt-Dokumentation	IBA-Archiv Stiftung Bauhaus Dessau; 15 Städte
5. Presseanalysen	
Hochschulzeitschriften	4 Fallbeispiele
Regionalberichterstattung	2 Fallstädte
6. Experteninterviews	
Hochschulen und Forschungseinrichtungen	8 Interviews
Hochschulstädte	12 Interviews
Kreativwirtschaft	3 Interviews

2. Die Hochschul- und Wissenschafts-standorte Sachsen-Anhalts

2.1. Hochschulen und Hochschulstädte

Sachsen-Anhalt verfügt über zehn Hochschulen (davon acht staatlich unterhaltene), die sich auf 15 räumliche getrennte Einrichtungen verteilen. Im folgenden werden aufgrund ihres besonderen Charakters die Fachhochschule der Polizei in Aschersleben, die (nichtstaatliche) Theologische Hochschule Friedensau[2] und die Evangelische Hochschule für Kirchenmusik Halle nicht berücksichtigt. Im hiesigen Kontext interessieren mithin sieben Hochschulen mit insgesamt elf räumlich getrennten Einrichtungen. Da in den beiden größten Städten Sachsen-Anhalts je zwei Hochschulen bzw. Hochschulteile angesiedelt sind, sind neun Städte als (Teil-)Standorte von Hochschulen von Interesse: Bernburg, Dessau-Roßlau, Halberstadt, Halle (Saale), Köthen, Magdeburg, Merseburg, Stendal und Wernigerode; hinzu tritt als Sonderfall Wittenberg.

Sowohl die Rahmenbedingungen der Standorte als auch der dort angesiedelten Hochschulen sind recht heterogen: So haben die Großstädte Halle und Magdeburg jeweils über 232.000 Einwohner, während die anderen Standorte –Ausnahme: Dessau-Roßlau – mit Einwohnerzahlen von unter 50.000 zu den Mittelstädten gehören. In den beiden Großstädten sind ca. zwei Drittel aller sachsen-anhaltischen Studierenden eingeschrieben. Das restliche Drittel der Studierenden verteilt sich auf sieben Standorte. Da an diesen durchgehend Fachhochschulen ansässig sind, entspricht diese Verteilung weitgehend der quantitativen Aufteilung von Studierenden nach Hochschultyp in Ostdeutschland, d.h. zwei Drittel aller Studierenden sind hier an einer Universität eingeschrieben. (Übersicht 2)

[2] Es sei jedoch der Umstand erwähnt, dass sich die Existenz der Ortes Friedensau vollständig der Hochschule und ihren Vorläufern verdankt.

Übersicht 2: Staatliche Hochschulen und Hochschulstädte in Sachsen-Anhalt

Hochschule	Stadt	Einwohner	Hochschulpersonal		Studierende	Anteil HS-Angehörige an Einwohnern in %[1]
			gesamt	davon wiss./künstl.		
Universitäten						
MLU	Halle	232.470	7.814	3.431	19.184[2]	12,3
OvGU	Magdeburg	232.306	6.564	2.643	14.263	11,1
Künstlerische Hochschule						
Burg Giebichenstein	Halle	232.470	387	277	997	12,3
HAWs[3]						
HS Anhalt	Bernburg	33.633	352	185	3.249	10,7
	Dessau-R.	83.061	161	82	1.421	1,9
	Köthen	26.384	398	201	2.746	11,9
HS Harz	Halberstadt	40.440	66	54	777	2,1
	Werniger.	33.319	305	175	2.232	7,6
HS Magdeburg-Stendal	Magdeburg	232.306	555	356	4.378	11,1
	Stendal	40.079	174	130	2.192	5,9
HS Merseburg	Merseburg	33.317	504	297	2.999	10,5
Gesamt	**9 Hochschulstädte**		**17.280**	**7.831**	**54.438**	

[1] eigene Berechnungen, für die kontrafaktisch unterstellt wird, dass die Mitarbeiter/innen und Studierenden ausnahmslos ihren Wohnsitz am Arbeits- bzw. Studienort haben; Angabe bezogen auf alle ortsansässigen Hochschulen. [2] 39 weitere Studierende der MLU werden zudem für Merseburg angegeben. [3] ohne FH der Polizei Aschersleben

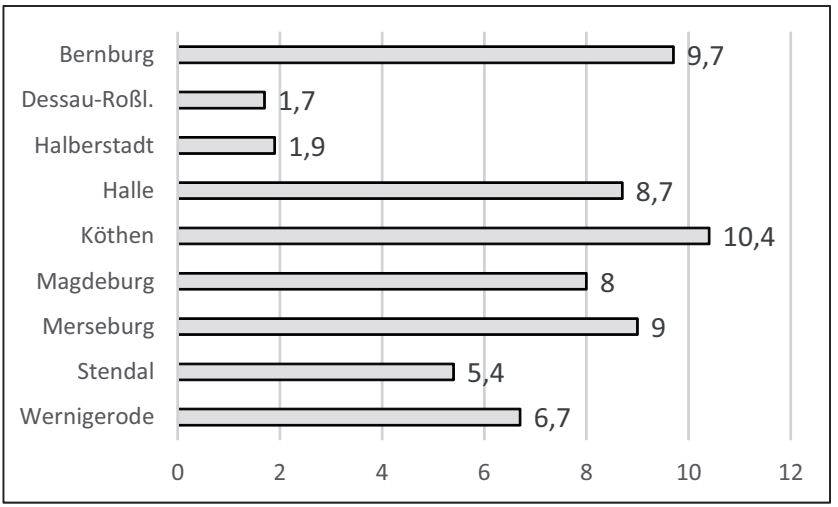
Quellen: StaLA LSA (2015), StaBA (2015, 2015a)

Ein Spezifikum der Fachhochschulen in Sachsen-Anhalt ist, dass drei der vier Fachhochschulen an mindestens zwei Sitzorten präsent sind.[3] Dieser Umstand ermöglicht es zunächst, dass mehr und insbesondere kleinere Städte von der Präsenz einer Hochschule vor Ort profitieren können. Zugleich resultiert daraus eine zweifache quantitative Einschränkung:

- Zum einen führt die Verteilung einzelner Hochschulen auf mehrere Standorte zu einer Verringerung der je Standort präsenten Hochschulangehörigen und damit ihrer potenziellen nahräumlichen Wirkungen. Dennoch können diese trotz einer niedrigen absoluten Zahl eine hohe lokale Relevanz entwickeln, da sich diese nicht zuletzt aus dem Verhältnis von Hochschulangehörigen und Einwohnerzahl ergibt. In einigen kleineren Hochschulstädten Sachsen-Anhalts wird dabei durchaus das Niveau Halles und Magdeburgs erreicht. (Übersicht 3).

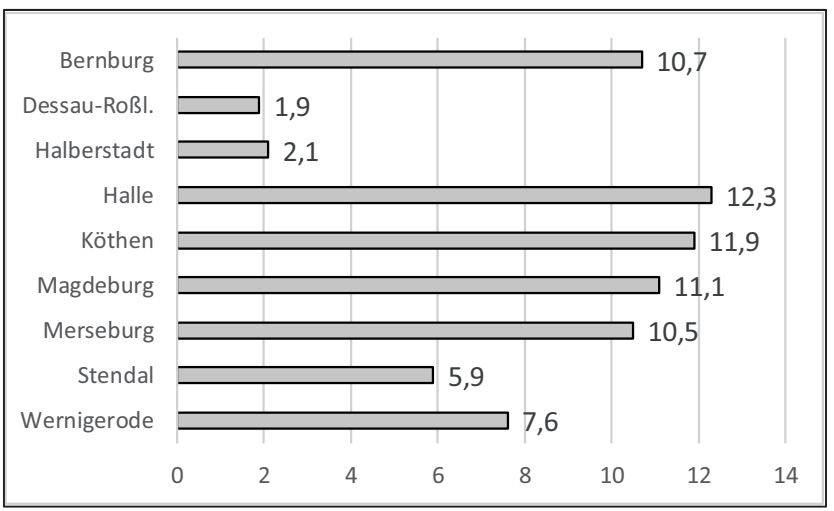
[3] Natürlich gibt es auch in anderen Bundesländern Hochschulen, die mehrere Standorte aufweisen. Dieses ist dort jedoch im Gegensatz zu Sachsen-Anhalt nicht die Regel, sondern der Ausnahmefall.

Übersicht 3: Anteil der Studierenden an den Stadteinwohnerschaften in Sachsen-Anhalt nach Standort (in Prozent)[4]



Datenquellen: StaLA LSA (2015), StaBA (2015a)

Übersicht 4: Hochschulangehörige (Studierende und Mitarbeiter/innen) je 100 Einwohner[5]



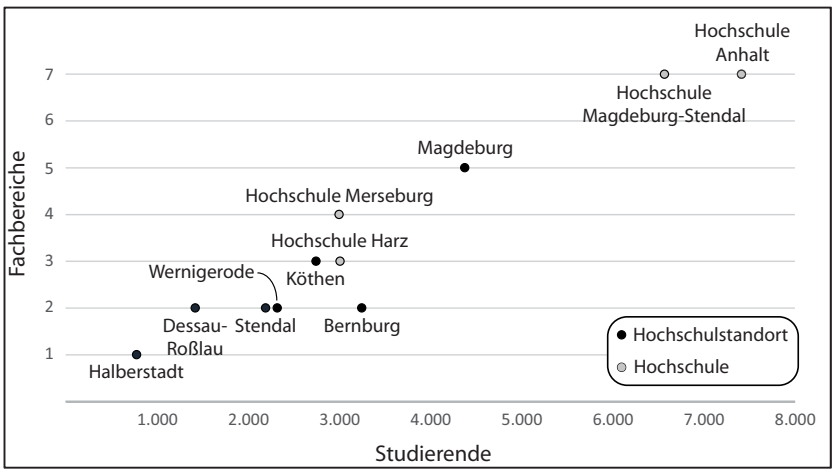
Datenquellen: StaLA LSA (2015), StaBA (2015)

[4] Diese Werte bilden lediglich das Verhältnis von Hochschulangehörigen und Einwohnern ab. Sie können nicht abbilden, zu welchen Anteilen die Hochschulangehörigen ihren Wohnsitz im Standort der Hochschule haben, also selbst Einwohner sind.

[5] Hier gilt ebenso, was in der vorangegangenen Fußnote benannt wird.

■ Zum anderen führt die Verteilung einzelner Hochschulen auf mehrere Standorte zu einer Reduktion der vor Ort angesiedelten Fachbereiche. Auch dieser Aspekt kann geeignet sein, die Potenziale für eine lokale Wirksamkeit der Hochschule zu limitieren: Es ist anzunehmen, dass diese Potenziale bei einer kleinen Zahl von präsenten Fachbereichen und damit einer begrenzten Vielfalt der vorhandenen Expertise und Fächerkulturen geringer ausfallen (Übersicht 5).

Übersicht 5: Studierenden- und Fachbereichszahl nach Fachhochschulen und Standort



Datenquelle: StaBA (2015a)

Betrachtet man, wie die Hochschulen Sachsen-Anhalts ausgestattet sind, so erscheinen die Anteile am bundesweiten Gesamt vergleichsweise gering. Allerdings ist die Betrachtung absoluter Zahlen der Hochschulfinanzierung wenig aussagekräftig. Die Daten werden erst dann informativ, wenn sie kontextualisiert werden.

Werden zunächst alle Ausgaben, die für das Hochschulsystem geleistet werden – d.h. nicht allein die 320 Mio Euro laufende Grundmittel für die Hochschulen, sondern auch Hochschulmedizin, Investitionen, BAFöG-Leistungen des Landes (bis 2014), Zuschüsse für die Studentenwerke sowie Programm- und Drittmittel –, betrachte, so wurde für das Hochschulsystem Sachsen-Anhalts im Jahr 2013 eine Gesamtsumme von 768 Mio Euro aufgewendet:

- Von diesen trug das Land mit 545 Millionen Euro bzw. 71 Prozent den größten Anteil. Davon wiederum waren 383 Mio Euro bzw. 49 Prozent für die Grundausstattung der Hochschulen incl. Hochschulmedizin.
- Der Anteil des Bundes an der Hochschulsystemfinanzierung in Sachsen-Anhalt machte 19 Prozent aus, während die Deutsche Forschungsgemeinschaft fünf Prozent, die Europäische Union und Stiftungen jeweils ein Prozent sowie gewerbliche Wirtschaft drei Prozent beitrugen. Rund 29 Prozent der Mittel (229 Mio Euro) stammten demzufolge nicht vom Land. (StatBA 2015a; GWK 2015, eigene Berechnungen)

Betrachtet man die Entwicklung der Hochschulfinanzierung für das Jahrzehnt von 2004 bis 2013 anhand der laufenden Grundmittel (incl. Hochschulmedizin), so ergibt sich: Nachdem die Grundmittel von 2004 bis 2009 abgesenkt worden waren, lagen sie 2013 87 Mio Euro bzw. 22 Prozent über dem Wert von 2004. Im gleichen Zeitraum betrug die Geldentwertung durch Inflation und Personalkostenentwicklung 15 Prozent. Real stiegen die laufenden Grundmittel damit um kalkulatorische 25 Mio Euro, d.h. ein Plus von sechs Prozent gegenüber 2004 (StatBA 2015; StatBA Sonderauswertung 5./9.10.2015). (Übersicht 6)

Übersicht 6: Nominale Entwicklung der Landesmittel für die Hochschulen (incl. Hochschulmedizin) in Sachsen-Anhalt 2004 bis 2013 (in Tsd. €)

		2004	2006	2008	2010	2011	2012	2013
Landesmittel*		523.382	456.633	494.694	565.015	571.227	576.728	543.619
darunter	Lfd. Grundmittel	389.860	365.562	390.216	437.914	449.400	458.809	476.879
	Investitionen	113.516	67.318	79.000	96.708	87.330	82.751	58.837

* Eingerechnet sind hier die Grundmittel incl. Hochschulmedizin, die Investitionen sowie die BAföG-Zuschüsse des Landes. Die Grundmittel enthalten Durchlaufmittel des Bundes.

Datenquelle: StatBA (2006-2015)

Bezüglich der Landesmittel bedarf es näherer Erläuterungen zu den Ausgabeposten:

- Die Unterhaltung zweier Universitätsklinika erfordert Landeszuschüsse in Höhe von 111 Mio Euro. Diese bildeten mit Abstand den größten Einzelposten bei den Grundmitteln.
- Auch der Landeszuschuss zum Hochschulpakt hat mit 21 Mio Euro einen bedeutenden Anteil.
- Weiterhin wichtig war die Exzellenzoffensive Sachsen-Anhalt, ausgestattet mit rund 20 Mio Euro.
- Rund 51 Mio Euro Landesmittel gingen für Investitionen an die Hochschulen.
- Der Landeszuschuss für das BAföG betrug 2013 25 Mio Euro.
- Den Studentenwerken wurden 7,3 Mio Euro als Zuschuss gewährt.

Im Jahre 2013 belief sich die Bundesbeteiligung an der Hochschulfinanzierung in Sachsen-Anhalt auf insgesamt 143 Mio Euro. Der größte Einzelposten war dabei mit 49 Mio Euro der Bundeszuschuss für den Hochschulpakt. Bezogen nur auf die laufenden Grundmittel heißt das: Da diese auch die Bundeszuschüsse aus dem Hochschulpakt enthalten, wurden 2013 10,5 Prozent davon aus den Bundeszuschüssen bestritten. So ist auch der Realaufwuchs der laufenden Grundmittel von 2004 bis 2013 überwiegend (zu 57 %) aus den Hochschulpaktüberweisungen des Bundes finanziert worden.

Aus EU-Mitteln flossen 2013 insgesamt 10,1 Mio Euro an die Hochschulen. Der größte Teil (23,9 Mio Euro) entfiel auf das EFRE-Programm, gefolgt von 2,9 Mio Euro aus dem 7. Forschungsrahmenprogramm sowie 2,7 Mio Euro aus dem ESF.

Werden wesentliche Ausstattungs- und Leistungsdaten des sachsen-anhaltischen Hochschulsystems ins Verhältnis zu zentralen sozioökonomischen Daten gesetzt, so zeigt sich im Vergleich zum gesamten Bundesgebiet:

- Der Studierendenanteil am bundesdeutschen Gesamt ist etwas geringer, als es der Bevölkerungsanteil erwarten ließe.
- Das beschäftigte wissenschaftliche Personal und die ProfessorInnen an Universitäten entsprechen etwa der Bevölkerungsgröße des Landes.
- Die Drittmitteleinwerbung der Universitäten ist deutlich unterdurchschnittlich. (Übersicht 7)

Übersicht 7: Ausstattungs- und Leistungsdaten des Hochschulsystems in Sachsen-Anhalt in Relation zu sozioökonomischen Grunddaten und Gesamt-Deutschland

		LSA	Deutschland	Anteil LSA
Sozioökonomische Grunddaten (2014)	Bevölkerung	2.235.548	81.197.537	2,8 %
	Erwerbstätige (in 1.000)	1.042	39.942	2,6 %
	Arbeitslosenquote (%)	10,7 %	6,7 %	
	BIP (in Mrd. €)	55,62	2.903,79	1,9 %
Alle Hochschulen	Studienberechtigtenquote (2014)	38 %	53 %	
	Studierneigung Min./Max. (2012)	53 / 73 %	57 / 79 %	
	Studienanfängerquote (2014)	36 %	58 %	
	Studierende Uni : FH (2014, in %)	61 : 36	63 : 33	
	Studienerfolgsquote (2013)[1]	69 %	76 %	
Universitäten (2014)	Lfd. Grundmittel (in Mio. €) (2013)	477	18.007	2,6 %
	Studierende	54.989	2.698.910	2,0 %
	Lfd. Grundmittel je Student/in	8.674	6.672	130 %[2]
	Wissenschaftliches Personal	7.935	381.269	2,1 %
	ProfessorInnen	1.080	45.749	2,4 %
	Drittmittel (in Mill. €) (2013)	133	7.125	1,9 %
	Drittmittel je Prof. (in T€) (2013)	1.231,5	1.557,4	79,1 %[2]

[1] Angegeben werden die Erfolgsquoten je für ein Jahr der Ersteinschreibung, hier von 2001-2005. Angeben wird hier Der Durchschnitt für diesen Zeitraum.

[2] Prozent vom bundesweiten Durchschnitt

Quellen: StaBA (2015, 2015a-e), Statistische Ämter (2015, 2015a-c), Schneider/Franke (2014: 133)

Detaillierend lässt sich die Hochschulausstattung ins Verhältnis zur wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit des Landes, gemessen am BIP, zu seiner Größe, gemessen an der Einwohnerzahl, und zur Gesamtentwicklung des Landeshaushalts setzen. In dieser Betrachtung erweist sich dann Sachsen-Anhalt als bemerkenswert auffällig – nicht zuletzt vor dem Hintergrund erbitterter Auseinanderset-

zungen über Kürzungswünsche der Landesregierung in den Jahren 2013/2014, aber auch der Platzierungen in sonstigen Ländervergleichen, die für das Land meist einen der hinteren oder den letzten Rang ergeben:

- Bei den Ausgaben pro Kopf der Bevölkerung für die Hochschulen ist Sachsen-Anhalt der Spitzenreiter unter den ostdeutschen Flächenländern mit 212 Euro (Bundesdurchschnitt 224 Euro).
- Beim Anteil der Hochschulfinanzierung am BIP ist das Land, neben Berlin, gar bundesdeutscher Spitzenreiter mit einem Wert von 0,9 Prozent (Bundesdurchschnitt: 0,69 Prozent).
- Der Landeshaushalt insgesamt erfuhr, nach einer deutlichen Erhöhung im Jahre 2011, nahezu keine Steigerung und hat sich im Jahre 2013 auf dem Wert des Referenzjahres 2004 einpegelt. Im Umkehrschluss lässt sich jedoch konstatieren, dass das Wachstum der Ausgaben für die Hochschulen um nominal 22 und real sechs Prozent deutlich die Entwicklung des Landeshaushalts überstieg.

Die beiden erstgenannten Werte sind allerdings weniger auf sehr hohe Hochschulausgaben, sondern mehr auf die geringe Einwohnerzahl und das niedrige BIP zurückzuführen. Immerhin aber zeigt insbesondere der Anteil der Hochschulfinanzierung am BIP an, dass Sachsen-Anhalt im Verhältnis zu seiner wirtschaftlichen Leistungskraft durchaus beachtliche Anstrengungen unternimmt, seine Hochschulen zu finanzieren. (Übersicht 8)

Übersicht 8: Hochschulfinanzierung in Relation zu sozioökonomischen Aspekten (2013)

	Sozioökonomische Referenzdaten		**Hochschulfinanzierung** (lfd. Grundmittel*)		
	Einwohner (Tsd.)	BIP (Mio €)	Pro Kopf der Bevölkerung (€)	Anteil am BIP (%)	€ je Studierendem
Sachsen-Anhalt	2.245	53.004	212	0,90	8.525
alle Länder	∑ 80.767	∑ 2.737.538	∅ 224	∅ 0,69	∅ 7.323

* laufende Ausgaben incl. Hochschulmedizin minus Verwaltungseinnahmen und Drittmittel der Hochschulen (ohne private Hochschulen); ohne Investitionsausgaben

Datenquellen: StatBA (2015c); Arbeitskreis Volkswirtschaftliche Gesamtrechnungen der Länder (2015); Statistische Ämter des Bundes und der Länder (2015d); StatBA: Daten zu Grundmitteln, Sonderauswertung 5./9.10.2015; StatBA (2015b); eigene Berechnungen

2.2. Außeruniversitäre Forschung

In Sachsen-Anhalt sind vier Einrichtungen der Fraunhofer-Gesellschaft, insgesamt fünf Zweigstellen von zwei Helmholtz-Zentren, fünf Forschungseinrichtungen der Wissenschaftsgemeinschaft Gottfried Wilhelm Leibniz (WGL) und drei Max-Planck-Institute angesiedelt:

Leibniz-Gemeinschaft (Wissenschaftsgemeinschaft Gottfried Wilhelm Leibniz, WGL):

- Leibniz-Institut für Neurobiologie (LIN) Magdeburg
- Leibniz-Institut für Pflanzenbiochemie (IPB) Halle
- Leibniz-Institut für Agrarentwicklung in Transformationsökonomien (IAMO) Halle
- Leibniz-Institut für Wirtschaftsforschung Halle (IWH)
- Leibniz-Institut für Pflanzengenetik und Kulturpflanzenforschung (IPK) Gatersleben

Max-Planck-Gesellschaft:

- Max-Planck-Institut für Dynamik komplexer technischer Systeme Magdeburg
- Max-Planck-Institut für ethnologische Forschung Halle
- Max-Planck-Institut für Mikrostrukturphysik Halle

Fraunhofer-Gesellschaft für angewandte Forschung:

- Fraunhofer-Institut für Fabrikbetrieb und -automatisierung (IFF) Magdeburg
- Fraunhofer-Institut für Mikrostruktur von Werkstoffen und Systemen (IMWS) Halle
- Fraunhofer-Center für Silizium-Photovoltaik (CSP) Halle mit Fraunhofer-Pilotanlagenzentrum für Polymersynthese und -verarbeitung (PAZ) Schkopau

Helmholtz-Gemeinschaft deutscher Forschungszentren:

- Helmholtz-Zentrum für Umweltforschung (UfZ) Leipzig-Halle (Hauptsitz Leipzig), Standorte in Sachsen-Anhalt: Halle, Magdeburg, Bad Lauchstädt, Falkenberg
- Deutsche Zentrum für Neurodegenerative Erkrankungen (DZNE), Standort Magdeburg

Daneben haben die Leopoldina – Nationale Akademie der Wissenschaften ihren Sitz in Halle und das Umweltbundesamt (UBA) in Dessau. Zwei weitere Ressortforschungseinrichtungen verfügen über Standorte in Sachsen-Anhalt: So ist der Hauptsitz des Julius Kühn-Instituts (JKI), dem Bundesforschungsinstitut für Kulturpflanzen, in Quedlinburg angesiedelt, während das Robert-Koch-Institut Berlin eine Außenstellte in Wernigerode unterhält. Zudem wurde 2015 das Deutsche Zentrum Kulturgutverluste mit Sitz in Magdeburg, das von Bund, allen Ländern und den drei kommunalen Spitzenverbänden getragen wird, errichtet.

Sechs der 23 Einrichtungen bzw. Außenstellen befinden sich im Raum Magdeburg, zehn im Raum Halle. Hinzu kommen die beiden jenseits der Universitätsstädte gelegenen Standorte des UFZ in Bad Lauchstädt und Falkenberg, das Fraunhofer-Pilotanlagenzentrum in Schkopau sowie das IPK Gatersleben, welches über vier gemeinsame Berufungen eng mit der MLU verbunden ist. Ebenfalls jenseits der Universitätsstädte sind die drei Ressortforschungseinrichtungen angesiedelt: in Dessau, Quedlinburg und Wernigerode (Übersicht 9)

*Übersicht 9: Außeruniversitäre Forschungseinrichtungen in Sachsen-Anhalt nach Standorten**

Deutschland	Sachsen-Anhalt	davon		
		Halle	Magdeburg	Andere Orte
Leibniz-Gemeinschaft				
87	5	3	1	1
Max-Planck-Gesellschaft				
80	3	2	1	
Fraunhofer-Gesellschaft für angewandte Forschung				
87	3 (4)	2	1	(1 Anlagen-zentrum)
Helmholtz-Gemeinschaft deutscher Forschungszentren				
17	(5)	(1 Zweigstelle)	(2 Zweigstellen)	(2 Außen-stellen)
Akademien				
10**	1	1		
Ressortforschung				
41***	3 (4)		1	2 (1 Außenstelle)
Σ 322	**Σ 18 (22)**	**Σ 9 (9)**	**Σ 6**	**Σ 3 (7)**

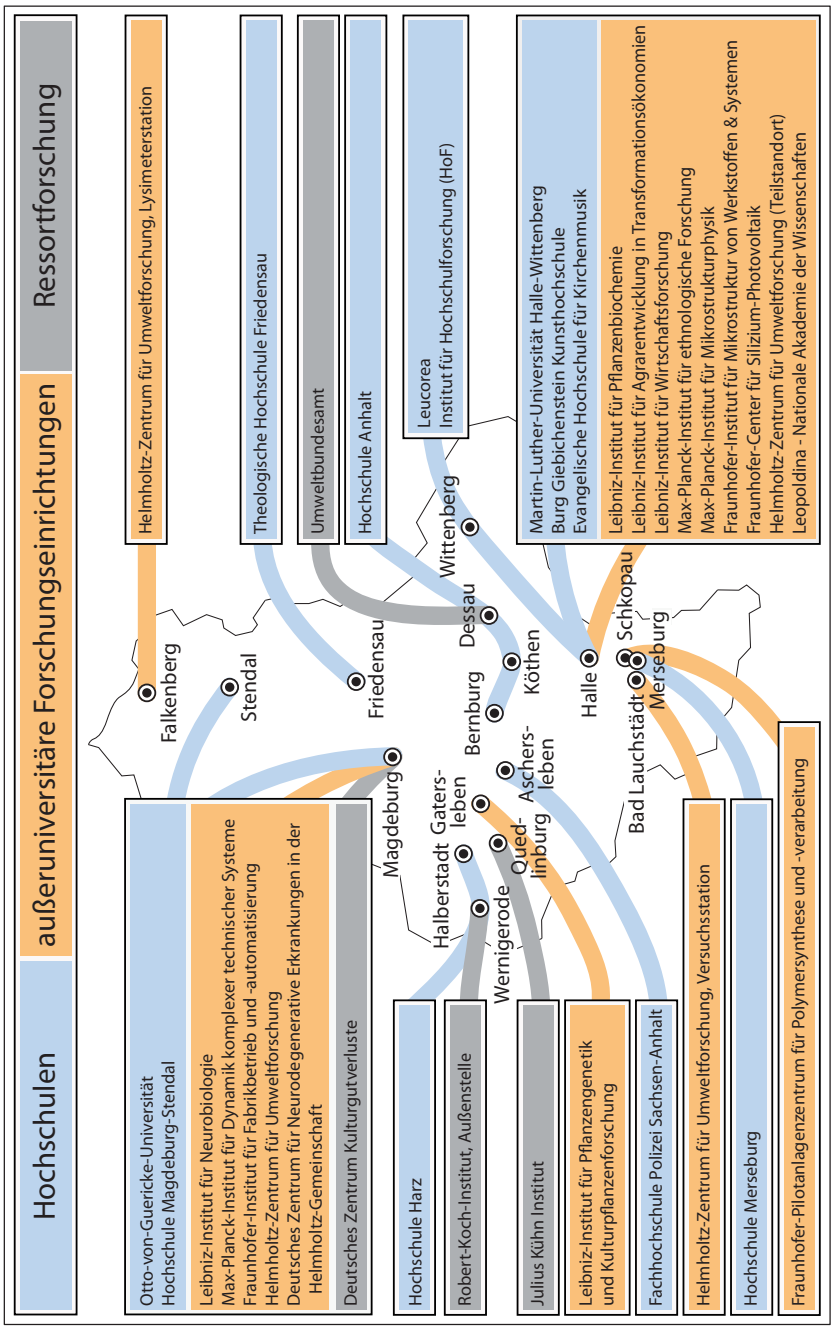
* Die Zahlen der bundesweit bestehenden außeruniversitären Einrichtungen umfassen nur eigenständige Einrichtungen, d.h. sie enthalten keine Außenstellen. Um eine Vergleichbarkeit der Angaben zur Präsenz außeruniversitärer Einrichtungen im Bundesgebiet und in Sachsen-Anhalt zu ermöglichen, wurden die Außenstellen gesondert gezählt. Sie sind hier in Klammern gesetzt. ** öffentlich finanzierte Akademien der Wissenschaften, d.h. die in der Union der deutschen Akademien der Wissenschaften organisierten Akademien, sowie die Leopoldina und die Deutsche Akademie der Technikwissenschaften (acatech). *** Mitglieder der Arbeitsgemeinschaft der Ressortforschungseinrichtungen (ohne Außenstellen)

Die Fächergruppenzuordnung ergibt, dass 42 Prozent der außeruniversitären Institute in Sachsen-Anhalt naturwissenschaftlich-medizinische sind, 22 Prozent ingenieurwissenschaftliche und 16 Prozent sozial- und geisteswissenschaftliche. Weitere 22 Prozent arbeiten zu sowohl natur- als auch sozialwissenschaftlichen Fragestellungen. (Übersicht 10)

Übersicht 10: Außeruniversitäre Forschung in Sachsen-Anhalt nach Fächergruppen

	Halle	Magdeburg	Andere Orte	∑
Naturwissenschaften/ Medizin	• Leibniz-Institut für Pflanzenbiochemie (IPB) • MPI für Mikrostrukturphysik	• Leibniz-Institut für Neurobiologie (LIN) • Deutsches Zentrum für Neurodegenerative Erkrankungen, Standort Magdeburg	• Leibniz-Institut für Pflanzengenetik und Kulturpflanzenforschung Gatersleben • Fraunhofer-Pilotanlagenzentrum für Polymersynthese und -verarbeitung Schkopau • Robert-Koch-Institut, Außenstelle Wernigerode • Julius Kühn-Institut – Bundesforschungsinstitut für Kulturpflanzen Quedlinburg	**8**
Ingenieurwissenschaften	• Fraunhofer-Institut für Mikrostruktur von Werkstoffen und Systemen • Fraunhofer-Center für Silizium-Photovoltaik	• MPI für Dynamik komplexer technischer Systeme • Fraunhofer-Institut für Fabrikbetrieb und -automatisierung Magdeburg		**4**
Sozial- und Geisteswissenschaften	• Leibniz-Institut für Wirtschaftsforschung Halle • MPI für ethnologische Forschung	• Deutsches Zentrum Kulturgutverluste		**3**
Fächergruppenübergreifend	• Leibniz-Institut für Agrarentwicklung in Mittel- und Osteuropa Halle • Helmholtz-Zentrum für Umweltforschung Leipzig-Halle, Standort Halle • Leopoldina – Nationale Akademie der Wissenschaften	• Helmholtz-Zentrum für Umweltforschung Leipzig-Halle, Standort Magdeburg	• Helmholtz-Zentrum für Umweltforschung Leipzig-Halle, Standorte Bad Lauchstädt und Falkenberg • Umweltbundesamt, Dessau	**4 (7)**

Übersicht 11: Wissenschaftslandschaft Sachsen-Anhalt



2.3. Wissensgesellschaftliche Raumcharakteristik

Insgesamt lässt sich das sachsen-anhaltische Institutionensystem als eine gut bestückte Wissenschaftslandschaft kennzeichnen. Soll diese übergreifend eingeordnet werden, liegt es nahe, Sachsen-Anhalt hinsichtlich seiner wissensgesellschaftlichen Raumcharakteristika zu betrachten. Dazu hat eine entsprechende Clusteranalyse eines Teams um Hans Joachim Kujath folgendes ergeben: Sachsen-Anhalt bestehe vornehmlich aus Räumen mit ausschließlich auf Bildung basierendem Profil sowie wissensgesellschaftlich gut ausgestatteten Räumen ohne Wissensökonomie. Der Raum Halle weiche hiervon etwas positiv ab: Er lasse sich als Raum mit durchschnittlichen wissensgesellschaftlichen Merkmalen kennzeichnen. (Kujath et al. 2008; Kujath/Stein 2009; Übersicht 12)[6]

Die Befunde korrespondieren mit einer Erhebung, die sich auf die Wissensökonomie Sachsen-Anhalts konzentrierte (Brandt et al. 2012). Sie kam zu folgenden zentralen Ergebnissen:

- 2009 lag der Anteil der im wissensintensiven Verarbeitenden Gewerbe Beschäftigten bei 5,3 Prozent in Sachsen-Anhalt und damit weiterhin unter dem Bundesdurchschnitt von 10,1 Prozent. Der Beschäftigungsanteil dieser Branchen nahm jedoch in Sachsen-Anhalt im Zeitraum 2000–2009 (+1,6 %) stärker als im gesamten Bundesgebiet (+0,1 %) zu (ebd.: 8).
- Wissensintensive Dienstleistungen spielen eine vergleichsweise geringe Rolle. Während sie im Bundesgebiet 2009 20,3 Prozent der Beschäftigten ausmachten, lag ihr Anteil in Sachsen-Anhalt bei 14,8 Prozent (ebd.: 9f.)
- Die regionalen Unterschiede der wissensintensiven Dienstleistungen haben sich weiter verstärkt. Die Entwicklungsdynamik ist besonders stark auf die großen Zentren Sachsen-Anhalts konzentriert (Halle, Magdeburg und Dessau-Roßlau). (Ebd.: 10)
- Einige Transformationsdienstleistungen sind in Sachsen-Anhalt relativ gut aufgestellt: Forschungs- und Entwicklungseinrichtungen, Architektur-, Design-, Ingenieur- und Planungsbüros. Ungünstiger sieht es bei Transaktionsdienstleistungen wie Rechtsberatung, Consulting, Marketing, Immobilien und Finanzdienstleistungen aus. Insgesamt sind im Bereich der Transaktionsdienstleistungen deutschlandweit 8 Prozent der Beschäftigten tätig, in Sachsen-Anhalt lag der Anteil bei 4,7 Prozent. (Ebd.: 10f.)

[6] Kujath/Stein (2009: 373) identifizierten neun verschiedene wissensgesellschaftliche Raum- und Standorttypen (siehe Legende in Übersicht 12). Dazu gingen sie von mehrdimensionaler Determiniertheit der Wissensgesellschaft aus und führten sekundärstatistische Analysen in Gestalt einer Faktoren- und Clusteranalyse durch. Grundlage waren 15 Indikatoren, die im Rahmen einer Faktoranalyse auf vier orthogonalisierte Faktoren reduziert wurden: Die Indikatoren wissensökonomischer öffentlicher Sektor, Studierendendichte, hochqualifizierte Beschäftigte, Abiturentenquote und transformationsorientierte Dienstleistungen führten zum resultierenden Faktor Wissenschaft und Bildung. Die Indikatoren FuE-intensive Berufe, Patentdichte und Hochtechnologieindustrie wurden zum resultierenden Faktor Hochtechnologie verdichtet. Transaktionsorientierte Dienstleistungen, wissensintensive Berufe (außer FuE-Berufe), Informations- und Medienwirtschaft sowie Domaindichte resultierten im Faktor Information. Technik, Transaktion, Breitbandversorgung, ICE-Anschluss und Flughafenanbindung schließlich waren die Indikatoren für den Faktor Infrastruktur.

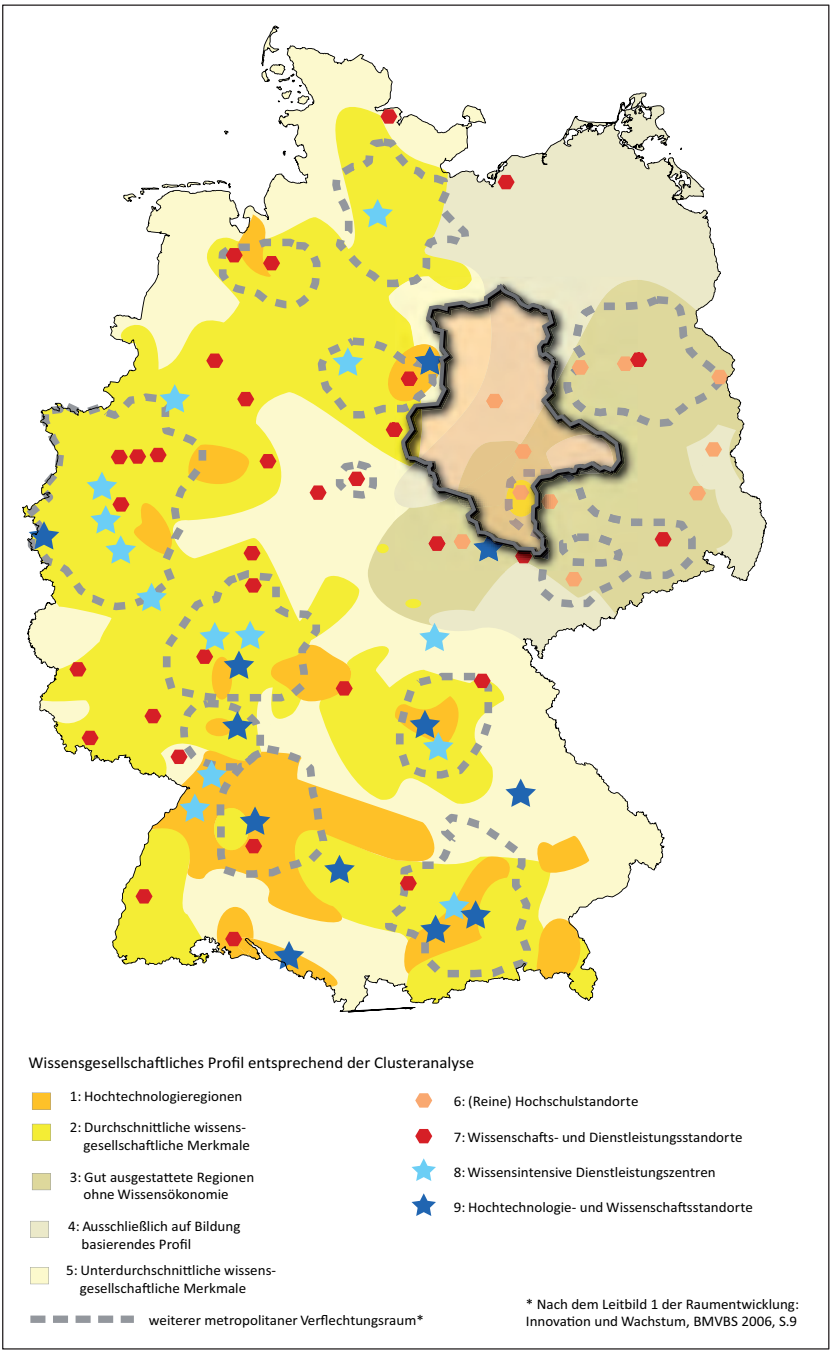
- Ebenfalls relativ undynamisch entwickelte sich in Sachsen-Anhalt die Informations- und Medienindustrie, wozu auch die Kultur- und Kreativwirtschaft zählt. „Der Beschäftigungsanteil stieg zwischen 1999 und 2007 nur um 0,2 auf 1 Prozent, bundesweit deutlich stärker um 0,5 auf 2,6 Prozent. Bedeutende Zentren sind lediglich Halle (Saale) (ca. 2.500 Beschäftige), Magdeburg (2.230), Dessau (570) und der ehemalige Landkreis Quedlinburg (260).“ (Ebd.: 12).
- Die Forschungsintensität wird am Anteil der FuE-Aufwendungen am regionalen BIP gemessen. In Sachsen-Anhalt lag sie 2009 deutlich unter dem Bundesdurchschnitt (1,3 Prozent in Sachsen-Anhalt; 2,9 Prozent im bundesweiten Durchschnitt). Damit werde das EU-Ziel von Lissabon von 3 Prozent deutlich unterschritten. „Nur die Bundesländer Saarland und Schleswig-Holstein wiesen noch etwas niedrigere Werte auf.“ (Ebd.: 13)
- Im Bereich der FuE, die durch öffentliche Einrichtungen veranlasst wird, liegt Sachsen-Anhalt im Mittelfeld. Der Anteil von FuE-Aufwendungen von Unternehmen am regionalen BIP jedoch ist in keinem anderen Land so niedrig wie in Sachsen-Anhalt. 2009 lag dort der Anteil bei 0,4 Prozent (Deutschland: 1,9 Prozent) (Nord/LB Regionalwirtschaft 2012: 13)
- 33 Prozent aller FuE-Aufwendungen im Jahr 2009 in Sachsen-Anhalt stammen von Hochschulen – im Bundesdurchschnitt sind es nur 18 Prozent. Deutschlandweit wird, anders als in Sachsen-Anhalt, die FuE hauptsächlich von internen Aufwendungen der Unternehmen getragen. (Ebd.: 14).
- Überdurchschnittliches Gewicht für den Forschungsstandort Sachsen-Anhalt haben die staatlichen Forschungseinrichtungen: Sie fallen mit 36 Prozent an den FuE-Aufwendungen ins Gewicht (Deutschland: 15 Prozent). (Ebd.).

Insgesamt zeige sich vor diesem Hintergrund insbesondere zweierlei:

- Sachsen-Anhalt sei im Hinblick auf die Forschungs- und Entwicklungsleistungen vergleichsweise schwach. Dazu trage insbesondere die geringe Forschungsintensität der Wirtschaft bei. Hochschulen und staatliche Einrichtungen könnten diese Forschungslücke nicht ausgleichen. Deutlich werde eine geringe Attraktivität Sachsen-Anhalts für Fachkräfte, insbesondere Naturwissenschaftler und Ingenieure. (Ebd.: 14, 17).

- Sachsen-Anhalt weise bei Transaktionsdienstleistungen sowie in der Informations- und Medienindustrie einen großen Nachholbedarf auf. Wichtige Funktionen der Wissensökonomie zur Vermittlung, Anbahnung, Begleitung und Vermarktung von Innovationstätigkeiten seien damit in Sachsen-Anhalt stark unterrepräsentiert. „Da diese Branchen in der Wissensökonomie die wichtige Funktion der kreativen Informations- und Wissensverarbeitung und -aufbereitung übernehmen, kann die Wissensökonomie Sachsen-Anhalts bislang nicht voll und ganz ihre Entwicklungspotenziale ausschöpfen“ und weise eine großen Nachholbedarf auf. (Ebd.: 12)

Übersicht 12: Wissensgesellschaftstypen in ihrer räumlichen Verteilung



Quelle: Kujath et al. (2008: 25)

Werden die Sitzorte der Hochschulen und Forschungsinstitute im Blick auf ihre Gemeindegrößen betrachtet, so lässt sich festhalten:

- Die beiden Großstädte des Landes – Halle (Saale) und Magdeburg – sind jeweils Sitz mehrerer hochschulischer und außerhochschulischer Wissenschaftseinrichtungen.
- Die beiden Universitäten des Landes sitzen als dessen größte Hochschulen auch in den beiden größten Städten des Landes: Halle und Magdeburg – beide mit ca. 232.000 Einwohnern Kleinere Großstädte. Zugleich verfügen diese Städte über jeweils eine weitere staatliche Hochschule (Burg Giebichenstein Kunsthochschule Halle bzw. Hochschule Magdeburg-Stendal).
- Ebenso sind die größte und die zweitgrößte Stadt des Landes mit jeweils mehreren außeruniversitären Forschungseinrichtungen ausgestattet. Dabei ist Halle deutlich bevorzugt: Es verfügt über elf solcher Institutionen, darunter nicht nur drei Einrichtungen der Max-Planck-Gesellschaft und zwei Einrichtungen der Fraunhofer-Gesellschaft, sondern mit der Leopoldina auch die Nationale Akademie der Wissenschaften. Magdeburg hat fünf außeruniversitäre Einrichtungen, darunter ein Max-Planck- und ein Fraunhofer-Institut.
- Dessau-Roßlau, als drittes Oberzentrum und mit ca. 83.000 Einwohnern drittgrößte Stadt Sachsen-Anhalts, ist Teilstandort der Hochschule Anhalt und Sitz des Umweltbundesamtes.
- Die anderen Hochschulstandorte – Aschersleben, Bernburg, Köthen, Halberstadt, Merseburg, Stendal und Wernigerode – haben Einwohnerzahlen von 26.000 bis 40.000.
- Einige Städte verfügen zwar nicht über Hochschulen, aber jeweils eine Forschungseinrichtung. Dabei handelt es sich um Bad Lauchstädt, Quedlinburg, Schkopau und Wittenberg. Diese Städte haben Einwohnerzahlen von 9.000 bis 47.000.
- Aufgrund historischer bzw. dem jeweiligen Forschungsgegenstand geschuldeter Umstände sind auch drei dörfliche Gemeinden Sitzorte wissenschaftlicher Einrichtungen: Gatersleben beherbergt das Leibniz-Institut für Pflanzenforschung. Ebenso befindet sich die Außenstelle Falkenberg des Helmholtz-Zentrums für Umweltforschung Leipzig-Halle in einer dörflichen Gemeinde (mit 265 Einwohnern). Eine weitere dörfliche Gemeinde – Friedensau – verdankt ihre Existenz einer nichtstaatlichen Hochschule, der Theologischen Hochschule Friedensau, einer Einrichtung der Gemeinschaft der Siebenten-Tags-Adventisten.

3. Die Kleineren Großstädte

Sachsen-Anhalt verfügt mit Halle (Saale) und Magdeburg über zwei Großstädte, die wiederum – bei jeweils rund 230.000 Einwohnern – beide zur Unterkategorie der Kleineren Großstädte gehören. Halle wie Magdeburg sind innerhalb des Landes zugleich die beiden wichtigsten Zentren von Wissenschaft und Hochschulbildung. Durch ihre geografischen Lagen versorgt Magdeburg diesbezüglich vor allem den nördlichen und Halle den südlichen Teil des nord-südlich stark gedehnten Bundeslandes.

3.1. Halle (Saale)

Halle ist die einwohnerstärkste Stadt Sachsen-Anhalts. Sie war dem Wandel, der 1990 einsetzte, in besonderem Maße unterworfen. Das Wegbrechen großer Wirtschaftszweige begründet eine schwache Wirtschaftskraft und beträchtliche Bevölkerungsverluste. Dadurch ist die ursprüngliche Funktionsweise der Stadt, die sich seit Anfang des 20. Jahrhunderts und während der DDR herausgebildet hatte und sich „durch spezifische Sinngebungs- und Wirtschaftsfaktoren auszeichnete“, so nicht mehr gegeben (Zierold 2012: 18).

Heute verzeichnet die „traditionell mit dem Salzabbau, der chemischen Industrie und dem Maschinen- und Anlagenbau verbundene Stadt“ eine starke Entwicklung des Dienstleistungsbereichs sowie forschungsorientierte und innovative Wirtschaftsbereiche:

> „Besonderes Gewicht in der Stadt haben heute die Lebenswissenschaften, die Material-, Mikro-/Nano- und Solartechnologie, die Call- und Business-Center, die Medien- und IT-Wirtschaft sowie Handel, Banken und Versicherungen. Mit dem zweitgrößten Technologiepark in Ostdeutschland stärkt Halle insbesondere innovative Zukunftsfelder im Bereich der Forschung und Entwicklung.“[7]

Die Einwohnerzahl war lange rückläufig.[8] Lebten im Jahre 1990 noch knapp 310.000 Menschen in Halle, sind es heute beinahe 80.000 Personen weniger, was knapp einem Viertel entspricht. Seit 2010 hat sich der Trend jedoch gedreht. Seither gibt es jährlich zwischen 1.000 und 1.500 mehr Zu- als Abwanderer (Übersicht 13). Bestehen bleibt aber mit der niedrigen Geburtenrate weiterhin ein Hauptproblem der Bevölkerungsentwicklung: Die Sterbefälle überstiegen seit 1990 stets die Geburten.[9]

---

[7] http://www.halle.de/de/Wirtschaft-Wissenschaft/Wirtschaftsstandort/ (18.9.2013)

[8] Da es in Sachsen-Anhalt in den letzten Jahren zwei Gebietsreformen gegeben hat, wird für die nachfolgenden statistischen Angaben aus Gründen der Vergleichbarkeit – soweit nicht anders angegeben – der seit der Gemeindegebietsreform vom 1.7.2007 gültige Gebietsstand zugrunde gelegt.

[9] Stadt Halle, http://www.halle.de/de/Verwaltung/Statistik/Bevoelkerung/Natuerliche-Bevoelke-06055/ (9.1.2015)

Bemerkenswert ist auch die Struktur der Zu- und Abwanderung nach Altersgruppen. Die stabil größte Zuwanderung ist bei den 18- bis 35jährigen zu verzeichnen, also der Altersgruppe, die Ausbildungs- und Studienortentscheidungen zu treffen hat. Hier bildet sich offensichtlich die Zugkraft insbesondere der Martin-Luther-Universität ab. (Übersicht 13)

Übersicht 13: Wanderungssaldo Halle nach Altersgruppen 2009-2014

Alter in Jahre	2009	2010	2011	2012	2013	2014
Unter 18	–142	–218	–204	–83	–41	+171
18-30	+938	+1.819	+2.032	+1.933	+1.446	+1.387
30-45	–625	–452	–341	–507	–419	–273
45-65	–211	–95	–84	–74	+26	+81
65 und älter	+58	+73	+32	+73	+60	+144
Insgesamt	**+18**	**+1.127**	**+1.435**	**+1.342**	**+1.072**	**+1.510**

Quelle: Stadt Halle (Saale), Fachbereich Einwohnerwesen, Abteilung Statistik und Wahlen (auf Anfrage, 14.12.2015)

Ein anhaltendes Problem ist das problematische Außenimage Halles. In Brandmeyers Stadtmarken-Monitor belegt Halle Platz 42 von 50 (zum Vergleich: Magdeburg Platz 33; Rostock 19, Erfurt 22 und Leipzig Platz 13). (Brandmeyer 2015: 10) Erfasst wird in diesem Monitor die Wahrnehmung der Städte durch einen repräsentativen Bevölkerungsquerschnitt. Es wird der Ruf, die Anziehungskraft und die Attraktivität der einbezogenen Städte ermittelt. (Ebd.: 2) Gegenstand sind also subjektive Einschätzungen, nicht objektive Leistungen oder Potenziale.

Dagegen erhebt der Prognos-Zukunftsatlas den Anspruch, objektive Daten auszuwerten, indem er nicht das Image, sondern verschiedene Indikatoren der künftigen Entwicklung einer Stadt erfasst. Dort nimmt Halle Platz 331 von 402 ein. Damit werden der Stadt „Zukunftsrisiken“ bescheinigt. (Prognos 2013: 9f.)

In der Saalestadt kommen derzeit auf etwa 232.500 Einwohner ca. 19.200 Studierende an der Martin-Luther-Universität (MLU), der größten Hochschule in Sachsen-Anhalt. Hinzu treten etwa 1.000 Studierende an der Burg Giebichenstein sowie 50 Studierende der Evangelischen Hochschule für Kirchenmusik. Die Studierendenzahl entspricht damit fast neun Prozent der Einwohnerzahl. Bezieht man zudem die 8.250 Mitarbeiter – davon 3.750 wissenschaftliches bzw. künstlerisches Personal – der Hochschulen mit ein, dann machen die Hochschulangehörigen zwölf Prozent der Einwohnerzahl aus, d.h. jeder achte Einwohner ist als Studierender oder Mitarbeiter direkt mit einer der ortansässigen Hochschulen verbunden.[10]

[10] Diese Angaben dienen der Verdeutlichung der Größenordnungen. Nicht gesagt ist damit, dass alle Hochschulangehörigen auch tatsächlich in Halle wohnen. Zu berücksichtigen ist dies auch bei allen entsprechenden Angaben zu den nachfolgend noch zu behandelnden fünf Städten.

Mit diesen Zahlen ist Halle – zur Überraschung vieler – zu einem Beispiel für ein neuartiges Phänomen geworden: der Schwarmstadt. Der Attraktivitätsgrad eines Ortes erkläre nicht vollständig, warum plötzlich viele junge Menschen dorthin ziehen. Stattdessen wird als Erklärungsthese angeführt, dass junge Menschen eine Minderheit geworden seien, und Minderheiten dazu neigten, Ballungen ihrer Präsenz zu organisieren. Dadurch entstünden vergleichsweise wenige Städte, in die ‚alle' wollen. Vermutet wird aber auch, dass das Schwarmverhalten zwar selbstverstärkend sei, einige der jetzigen Gewinnerstädte aber künftig wieder verlieren würden, da die Zahl der dort aufgewachsenen jungen Leute weiter zurückgeht. (Simons 2015: 12; Rohrbeck 2014)

3.1.1. Strukturen

Wissenschaftliche Einrichtungen und künstlerische Hochschulen

Halle (Saale) ist der Standort dreier Hochschulen: der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, der Kunsthochschule Burg Giebichenstein und der Evangelischen Hochschule für Kirchenmusik:

- Die *Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg (MLU)* bezeichnet sich selbst als „Volluniversität".[11] An ihr waren 2014/2015 19.200 Studierende immatrikuliert, womit sie die größte Hochschule Sachsen-Anhalts ist. Ihre neun Fakultäten decken die Sozial- und Geisteswissenschaften, Naturwissenschaften und Medizin ab.
- An der *Burg Giebichenstein Kunsthochschule Halle* waren im Jahr 2014/2015 ca. 1.000 Studierende immatrikuliert. In den zwei Fachbereichen Kunst und Design werden zehn Studiengänge angeboten.
- Die *Evangelische Hochschule für Kirchenmusik* ist eine staatlich anerkannte Hochschule in Trägerschaft der Evangelischen Kirche Mitteldeutschlands. Der Hochschulstatus wurde ihr 1993 verliehen. Im Jahr 2014/2015 waren hier rund 50 Studierende immatrikuliert.

Übersicht 14: Angehörige der Hochschulen in Halle (2014)

	Personal gesamt	wiss./künstler. Personal	Studierende	Hochschulangehörige gesamt	Hochschulangehörige pro 100 Einwohner
MLU	7.814	3.431	19.184	26.998	12,3
Kunst-HS Burg	387	277	997	1.384	
Ev. Kirchenmusik-HS	46	42	51	97	

Quellen: StatBA (2015b); StatBA (2015a); eigene Berechnungen

Neben den Hochschulen ist in Halle auch eine Reihe außeruniversitärer Einrichtungen beheimatet:

[11] http://www.uni-halle.de/universitaet/geschichte/ (28.1.2010)

- Leibniz-Institut für Agrarentwicklung in Transformationsökonomien (IAMO)
- Leibniz-Institut für Wirtschaftsforschung Halle (IWH)
- Max-Planck-Institut für ethnologische Forschung
- Max-Planck-Institut für Mikrostrukturphysik
- Fraunhofer-Institut für Mikrostruktur von Werkstoffen und Systemen (IMWS)
- Fraunhofer-Center für Silizium-Photovoltaik (CSP) sowie
- ein Standort des Helmholtz-Zentrum für Umweltforschung (UfZ) Leipzig-Halle, dessen Hauptsitz in Leipzig ist;
- die Leopoldina, seit 2008 Nationale Akademie der Wissenschaften.

Daneben wird die einschlägige Infrastruktur durch einige weitere wissenschaftsnahe Einrichtungen arrondiert:

- Die *Franckeschen Stiftungen* sind zunächst ein Bildungscampus, also ein kompaktes Bauensemble, das im 17. Jahrhundert errichtet worden war. Als solches sind die Stiftungen zugleich der bauliche Rahmen für zahlreiche Kultur- und Wissenschaftseinrichtungen.
- Die *Universitätsbibliothek Halle* ist zugleich Landesbibliothek Sachsen-Anhalts. Daneben beherbergt Halle mehrere Forschungsbibliotheken mit speziellen Beständen, so die evangelische Marienbibliothek, die Bibliothek der Franckeschen Stiftungen und die Bibliothek des Händel-Hauses.[12]
- Das *Landesmuseum für Vor- und Frühgeschichte* sowie das *Landesamt für Denkmalpflege und Archäologie*, beides wissenschaftsaffine Einrichtungen, haben ihren Sitz in Halle und verfügen über wissenschaftliche Spezialbibliotheken.[13]

Stadträumliche Verdichtung: Der Weinberg Campus

Halle verfügt mit dem Weinberg Campus über einen der größten Technologieparks Ostdeutschlands.[14] Auf dem 134 Hektar großen Areal befinden sich neben zahlreichen Fachbereichen und Zentren der MLU auch sieben außeruniversitäre Forschungseinrichtungen. Darüber hinaus haben sich aktuell mehr als 70 Firmen, diverse Initiativen und mit „BIO Mitteldeutschland“ eine Kooperation verschiedener Unternehmen mit dem Leibniz-Institut für Pflanzengenetik und Kulturpflanzenforschung (IPK) Gatersleben auf dem Weinberg Campus angesiedelt. (Übersicht 15).

[12] zu deren Geschichte und Bestandsbeschreibung vgl. http://fabian.sub.uni-goettingen.de/fabian?Marienbibliothek_(Halle); http://fabian.sub.uni-goettingen.de/fabi an?Franckesche_Stiftungen; http://fabian.sub.uni-goettingen.de/fabian?Haendel-Hauss (6.8.2016)

[13] vgl. http://fabian.sub.uni-goettingen.de/fabian?LA_Fuer_Archaeologische_Denkmalpflege_Sachsen-Anhalt; http://fabian.sub.uni-goettingen.de/fabian?LA_Fuer_Denkmalpflege_Sachsen-Anhalt (6.8.2016)

[14] zur historischen Entwicklung des Campus vgl. Hensling (2008) und Müller (2007)

Übersicht 15: Ansiedlungen auf dem Weinberg Campus

Wissenschaftliche Einrichtungen und Zentren der MLU

1. Halle Institute of Science and Technology
2. Interdisziplinäres Zentrum für Materialwissenschaften (IWZ)
3. Koordinierungszentrum für Klinische Studien Halle
4. Landeszentrum für Zell- und Gentherapie
5. Naturwiss. Fakultät I: Institut für Biochemie und Biotechnologie
6. Nawi Fakultät I: Institut für Biologie
7. Nawi Fakultät I: Institut f. Pharmazie
8. Nawi Fakultät II: Insitut für Chemie
9. Nawi Fakultät II: Institut für Physik
10. Nawi Fakultät III: Institut für Agrar- und Ernährungswissenschaften
11. Nawi Fakultät III: Institut für Geowissenschaften
12. Nawi Fakultät III: Inst. f. Informatik
13. Nawi Fakultät III: Inst. f. Mathematik
14. Transferzentrum – Weiterbildung Martin-Luther Universität Halle-Wittenberg
15. Zentrum für Angewandte Medizinische und Humanbiologische Forschung (ZAMED)
16. Zentrum für Bioverfahrenstechnik
17. Zentrum für Ingenieurwissenschaften
18. Zentrum für Innovationskompetenz SiLi-nano®

Außeruniversitäre Forschungseinrichtungen

1. Fraunhofer-Institut für Werkstoffmechanik
2. Fraunhofer-Center für Silizium-Photovoltaik CSP
3. Leibniz-Institut für Agrarentwicklung in Transformationsökonomien (IAMO)
4. Leibniz-Institut für Pflanzenbiochemie
5. Max-Planck-Institut für Mikrostrukturphysik
6. Umweltforschungszentrum Leipzig-Halle der Helmholtz Gemeinschaft

Kooperationen / Initiativen / sonstige Forschungseinrichtungen

1. BIO Mitteldeutschland GmbH (Zusammenschluss mehrerer Firmen in Kooperation mit Leibniz-Institut für Pflanzengenetik und Kulturpflanzenforschung IPK Gatersleben)
2. UNIVATIONS GmBH
3. futurego. Sachsen-Anhalt (Schüler-Businessplanwettbewerb)
4. ego.-PilotenNetzwerk (Gründerberatung, Teil der Existenzgründungsoffensive ego)
5. Institut für Elektronenmikroskopie und Analytik

Firmen

1. a&m creative services
2. AbaMediCus GbR
3. Architekturbüro Lorenz & Partner
4. Artus Communications Ltd.
5. Atelier Bau GmbH
6. AVIDAL Vascular GmbH
7. Bildungswerk der Wirtschaft Sachsen-Anhalt
8. BioSoil Deutschland GmbH
9. BioSolutions Halle GmbH
10. C3 House Technologies GmbH
11. Christian Matschiner Umweltservice
12. Conomic Marketing & Strategy Consultants
13. D & K Daber & Kriege GmbH Halle
14. Duplex Druck Kopierservice
15. Dussmann Service Deutschland GmbH
16. DVZ-DATEN-SERVICE GmbH
17. ECH Elektrochemie Halle GmbH
18. EconHP Holding
19. Elektronic Sensors
20. EUCODIS Bioscience GmbH Deutschland
21. EXSEMINE GmbH
22. favere vitae GmbH
23. GALMED GmbH
24. GMBU e.V.
25. GNS Gesellschaft für Nachhaltige Stoffnutzung mbH
26. GP Solar GmbH
27. Gulde Hengelhaupt Ziebig & Schneider
28. Göldner Umwelt und Hygienetechnik GmbH
29. Heppe Medical Chitosan
30. HKS DIGITAL SYSTEMS
31. HKS Prozesstechnik GmbH
32. HL komm Telekommunikations GmbH
33. HOSS PR Agentur für Kommunikation und Öffentlichkeitsarbeit GmbH
34. ICON Genetics GmbH
35. ILUG Institut für Leistungsdiagnostik und Gesundheitsförderung e.V.
36. Ingenieurbüro Hesse & Partner
37. Ingenieurbüro Rolf Speer
38. Innovatio GmbH Institut für Persönlichkeits- und Projektmanagement
39. Institut für Bauphysik und Wärmedämmtechnik Dr. Arndt & Partner
40. Institut für Innovation und Entrepreneurship GmbH
41. Investforum Sachsen-Anhalt
42. KfU Envirotech GmbH
43. KLARON ERSTE SOLAR GMBH
44. KLARON SOLAR HOLDING GMBH
45. Kreativmotor
46. KWS-COMPUTERSERVICE
47. Lipocalyx GmbH
48. MeridianTek AG
49. Micropelt GmbH
50. MIDIC GmbH
51. MSC-Technik Mess-, Sensor- und Computertechnik GmbH
52. mse GmbH Fischer & Madlener
53. msu solutions GmbH
54. Nanotexx GmbH
55. NH DyeAGNOSTICS GmbH
56. Nomad Bioscience GmbH
57. Nord-Kids Kinderschuhe und Kinderkleidung
58. NOXXON Pharma AG
59. OntoChem GmbH
60. PKH GmbH Halle
61. Probiodrug AG
62. PROLOGA GmbH
63. Schwind eye-tech-solutions GmbH & Co . KG
64. Scil Proteins GmbH
65. Scil Proteins Production GmbH
66. SDV Vergabe GmbH - Niederlassung Halle (Saale)
67. Skinomics GmbH
68. SmartMembranes GmbH
69. SRT Strahl- und Reinigungstechnik GmbH
70. SYNTATEC Chemicals GmbH
71. Tensor Computersysteme & Softwareentwicklung

Quelle: http://www.weinbergcampus.halle.de/ (25.4.2016)

Im Netzwerk „weinberg campus e.V." haben sich neben den Forschungseinrichtungen auch die ansässigen Unternehmen zusammengeschlossen. Der Rektoratsbericht der MLU hält diesbezüglich fest, dass sich durch dieses Netzwerk „die wissenschaftliche Kooperation der am Weinberg ansässigen universitären und außeruniversitären Einrichtungen und Unternehmen in Innovationsprozessen" intensiviert und „die Bedingungen für einen direkten Technologie-Transfer zwischen Universität und Wirtschaft verbessert" haben (MLU 2009: 37).

Für die positive Bewertung der Zukunftspotenziale des Standorts spricht auch, dass ein Wohnungsunternehmen für den Campus Wohnungen für temporäre Nutzungen errichtet hat und sie inzwischen als Wohnen auf Zeit für Gastwissenschaftler/innen vermarktet.[15] In entsprechenden Pressemitteilungen hieß es dazu:

> Auf dem Gelände der ehemaligen Heilanstalt Nietleben (vormals Königlich-Preußische Provinzial-Irrenanstalt) wurde das heutige Technologie- und Gründerzentrum TGZ angesiedelt. Inmitten dieses neu gebauten Technologieparks befinden sich noch aus der Zeit der Heilanstalt drei Gebäude, im sogenannten Schweizerhausstil von 1887-1894 errichtete Villen. Ab 1935 wurden sie in den Neubau der Heeres- und Luftnachrichtenschule integriert und während der Besatzungszeit von der Roten Armee genutzt. Seit dem Abzug der Truppen im Jahr 1991 stehen die drei Gebäude leer und verfielen zunehmend. Entsprechend der Ergebnisse einer von der Wirtschaftsförderung der Stadt Halle (Saale) durchgeführten Umfrage besteht bei den Einrichtungen und Unternehmen des Technologieparks ein ständiger Bedarf an Campus nahen Gästewohnungen. Auf der Grundlage dieses Bedarfs entwickelte die GWG Halle-Neustadt ein Nutzungskonzept, das als Dienstleistungsangebot für den Technologiepark den Ausbau der bestehenden Gebäude zu Boardinghäusern mit Gästewohnungen vorsieht. Das nun begonnene Bauvorhaben sieht vor, die bestehende Häuserzeile denkmalgerecht zu modernisieren sowie drei Gebäude neu zu errichten. Die Gästewohnungen sollen an zeitweise auf dem Weinberg Campus tätige Wissenschaftler und Gäste vermietet werden. (Kompiliert aus GWG 2011; 2011a)

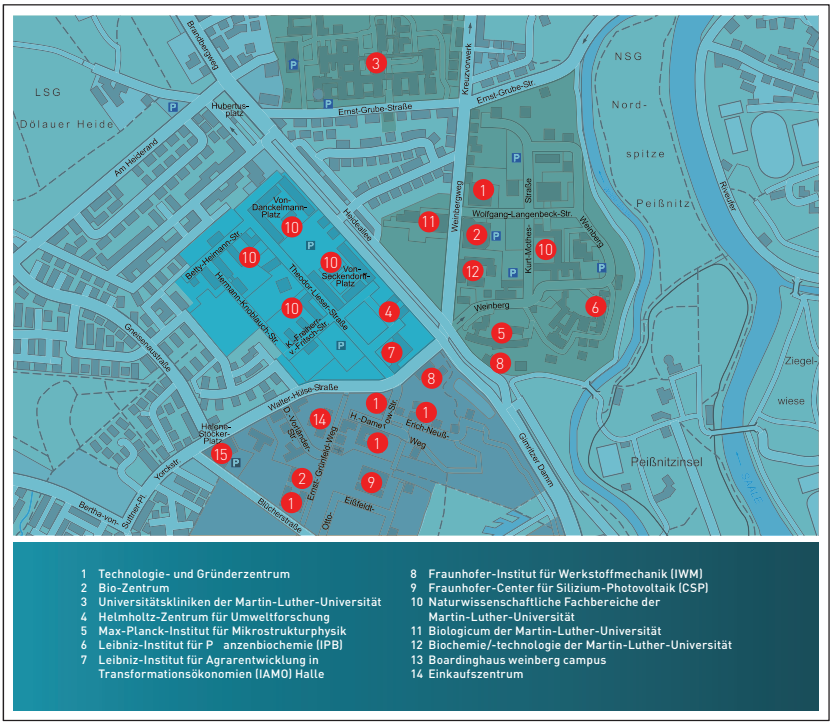
2011 wurde innerhalb des Weinberg Campus zudem durch die Leibniz-Gemeinschaft der WissenschaftsCampus Halle „Pflanzenbasierte Bioökonomie" etabliert. Dieser hat das Ziel, die interdisziplinäre Zusammenarbeit der Hallenser Leibniz-Institute für Pflanzenbiochemie (IPB) und für Agrarentwicklung in Transformationsökonomien (IAMO) und des Leibniz-Instituts für Pflanzengenetik und Kulturpflanzenforschung (IPK) in Gatersleben mit den thematisch korrespondierenden Fachbereichen der Martin-Luther-Universität zu intensivieren.[16] Mit dem Halleschen WissenschaftsCampus war bundesweit zum zweiten Mal dieses neue und wichtigste Modell der Leibniz-Gemeinschaft für verbindliche und mittelfristig angelegte Hochschulkooperationen in gesellschaftlich relevanten Forschungsfeldern realisiert worden (GWK 2011: 29). (Übersicht 16)

Der Stadtentwicklung war in Sachsen-Anhalt im Rahmen der EU-Regionalprogramme besondere Aufmerksamkeit zuteil geworden, indem sich die „Städti-

[15] http://www.gwg-halle.de/wohnen/boardinghaus-weinberg-campus/ (6.5.2016)

[16] http://www.wgl.de/?nid=pmakt&nidap (3.9.2011)

Übersicht 16: Weinberg Campus in Halle (Saale)



1 Technologie- und Gründerzentrum
2 Bio-Zentrum
3 Universitätskliniken der Martin-Luther-Universität
4 Helmholtz-Zentrum für Umweltforschung
5 Max-Planck-Institut für Mikrostrukturphysik
6 Leibniz-Institut für P anzenbiochemie (IPB)
7 Leibniz-Institut für Agrarentwicklung in Transformationsökonomien (IAMO) Halle
8 Fraunhofer-Institut für Werkstoffmechanik (IWM)
9 Fraunhofer-Center für Silizium-Photovoltaik (CSP)
10 Naturwissenschaftliche Fachbereiche der Martin-Luther-Universität
11 Biologicum der Martin-Luther-Universität
12 Biochemie/-technologie der Martin-Luther-Universität
13 Boardinghaus weinberg campus
14 Einkaufszentrum

Quelle: Stadt Halle (2014a: 16f.)

sche Dimension“ im Operationellen Programm EFRE Sachsen-Anhalt 2007–2013 als fondsübergreifendes Querschnittsziel verankert fand. Dabei wurde auch die Funktion Halles als Wissenschaftsstadt adressiert:

- Als übergeordnete Entwicklungsziele für die Gesamtstadt war die Attraktivierung der Wissenschaftseinrichtungen und die verstärkte wirtschaftliche Nutzung des Wissenspotenzials angestrebt, aber zugleich festgehalten worden, dass diese Ziele „nur sehr beschränkt“ im kommunalen Wirkungskreis liegen. Als gesamtstädtische Teilziele waren festgelegt worden, den standörtlichen Konzentrationsprozess der Universität abzuschließen (incl. Vollendung des naturwissenschaftlichen Campus im Technologiepark weinberg campus), die Studierendenzahlen durch Rekrutieren inner- und außerhalb Deutschlands konstant zu halten und die Ansiedlung von technologie- und forschungsorientierte Unternehmen zu fördern. (Metis 20015a: 13f.)

- Unterhalb der gesamtstädtischen Ebene wurden Teilziele für den Teilraum „Heide-Süd/Technologiepark weinberg campus“ in den Jahren von 2000 bis 2015 formuliert. Neben städtebaulichen und infrastrukturellen Maßnahmen – der Konversion des ehemaligen Kasernengeländes sowie der Schaffung von attraktiven Flächen für Wohn- und Gewerbenutzung –, zielten diese vornehmlich auf die Förderung des Wissenstransfers. Angestrebt werden sollte die Errichtung von Gründerzentren zur Unterstützung von technologie- und forschungs-

orientierten Existenzgründern, der Ausbau der naturwissenschaftlichen Kompetenzen, die Ansiedlung von technologieorientierten Unternehmen und der Aufbau eines Netzwerks zur Unterstützung der Unternehmen bei der Entwicklung und Realisierung innovativer Vorhaben. (Ebd.)

Um die Effektivität und den Erfolg dieser durch die EU mitfinanzierten Stadtentwicklungspolitik zu messen, wurde für fünf Modellstädte eine Evaluierung vorgenommen. Für die Fallstudie Halle (Saale) stand dabei der Teilraum „Heide-Süd/Technologiepark weinberg campus" im Fokus – nicht zuletzt weil ihm eine besondere Bedeutung für die strategische Stadtentwicklung zukommt und dafür in 54 Projekten von 2000 bis 2013 ca. 387 Mio Euro investiert wurden, davon etwa 108 Mio Euro aus EU-Mitteln (ebd.: 19). Der Abgleich der übergeordneten Entwicklungsziele für die Gesamtstadt wie der Entwicklungsziele für den Teilraum „Heide-Süd/Technologiepark weinberg campus" mit den erreichten Ergebnissen fiel insgesamt positiv aus:

- Die mit der Konversion und der Schaffung der infrastrukturellen Voraussetzungen verbundenen Zielstellungen werden in Gänze als erreicht betrachtet, auch wenn die Aufwertung der Wohnfunktion noch nicht im erwarteten Ausmaß gelang. So sei die anvisierte Ansiedlung von 5.000 Einwohnern noch nicht erreicht worden (ebd.: 24).
- Gleichermaßen erfolgreich sei die Errichtung von Gründerzentren und der Ausbau der naturwissenschaftlichen Kompetenzen gewesen, sichtbar etwa an der wachsenden Zahl der angesiedelten Institute und Unternehmen wie der Studierenden im Technologiepark (ebd.: 32).
- Ebenso gilt das Ziel, die wirtschaftliche Entwicklung im Technologiepark weinberg campus durch die Ansiedlung von technologieorientierten Unternehmen zu stärken, als weitgehend realisiert. Die Zahl der angesiedelten Unternehmen, Institutionen und Arbeitsplätze habe sich mehr als verdoppelt. Dennoch müsse es als Herausforderung gelten, weitere Nutzer für die Ansiedlungsflächen zu finden. Entsprechend gelten diese Flächen aktuell als Zukunftsinvestition, deren Vermarktung von wirtschaftlichen Rahmenbedingungen und damit stadtexternen Faktoren abhängig ist.
- Deutlicher schwieriger ist es, einen Zielerreichungsgrad im Hinblick auf das Vorhaben, ein Netzwerk zur Unterstützung der Unternehmen bei der Entwicklung und Realisierung innovativer Vorhaben aufzubauen, zu bestimmen. Positiv lasse sich hier zumindest festhalten, dass die Zahl der Bildungsangebote für Existenzgründungen und für hoch qualifizierte Mitarbeiter deutlich gesteigert werden konnte (ebd.: 35).

Insgesamt können damit sowohl die stadtübergreifend als auch die teilraumspezifischen Ziele der EU-Strukturförderungen als weitgehend erreicht gelten.

Formalisierung der Kooperation zwischen Wissenschaft und Stadt: Das Dienstleistungszentrum Wirtschaft und Wissenschaft

Im Jahre 2005 veranstaltete der Stifterband für die Deutsche Wissenschaft erstmalig den Wettbewerb „Stadt der Wissenschaft". Dessen Ziel war, die

Transformation der teilnehmenden Städte von Wissenschafts*standorten* zu Wissenschafts*städten* zu motivieren. Halle bemühte sich, nach einem ersten Anlauf 2005, im Jahre 2011 erneut um den Titel. Die Stadt musste sich jedoch Lübeck geschlagen geben. Gleichwohl wurde 2012 in Halle ein „Wissenschaftsjahr" durchgeführt.[17] Dieses wies zwar wenig wenig Kohärenz auf, doch immerhin waren an seinem Ende tatsächlich zwei bemerkenswerte Veränderungen zu beobachten: In der Stadtverwaltung wurde im Dezember 2012 ein Fachbereich Wissenschaft gegründet (Halle Spektrum 2013), und im Februar 2013 schlossen Martin-Luther-Universität und Stadt erstmals eine Rahmenkooperationsvereinbarung (Stadt Halle/MLU 2013).

Das Ziel der Etablierung eines eigenständigen Fachbereichs durch den neugewählten Oberbürgermeister, so dessen Leiterin, sei es gewesen, die Etablierung Halles als Wissenschaftsstadt vorzuantreiben. Das Fehlen einer entsprechenden Verwaltungsstruktur wurde und wird als unvereinbar mit dem Selbstverständnis als Wissenschaftsstadt erachtet.[18] Der konstituierte Fachbereich Wissenschaft erhielt zudem eine spezifische Ausrichtung:

> „In allen Universitätsstädten gibt es in den Stadtverwaltungen Ansprechpartner für Wissenschaft neben der Wissenschaftsförderung. Bei uns sind die wissenschaftlichen Einrichtungen und wissensbasierte Wirtschaft unter einem Dach zusammengefasst, das ist strukturell etwas Besonderes, hat aber auch seine räumliche Entsprechung in Halle." (Sachse 2013: 25)

Zuvor war die Bearbeitung dieser Thematik bei der städtischen Wirtschaftsförderung angesiedelt, etwa beim dortigen Team Technik und Innovation, das primär für den Weinberg Campus zuständig war und vornehmlich die technologieorientierte Wirtschaft betreute. Allerdings hätte es im Hinblick auf die Hochschulen niemanden gegeben, der – analog zu der Betreuung von Unternehmen – im Sinne der Bestandspflege agiert hätte. Mit der Ausgliederung aus dem Bereich der Wirtschaftsförderung wurde in Halle auf struktureller Ebene eine Entwicklung vollzogen, die auch in anderen deutschen Städten zu beobachten ist: Auch an anderen Orten sei nach der Wirtschaftsförderung ein Bereich für die Wissenschaftsförderung entstanden. Angesichts der offenkundigen Bedeutung der Hochschulen und Wissenschaftseinrichtungen für die Stadt – insgesamt ist dieser Bereich in Halle der größte Arbeitgeber – erstaune es retrospektiv, dass die Schaffung einer entsprechenden Struktur nicht bereits vorher als nötig betrachtet wurde. Die Bestandspflege im Bezug auf Hochschulen und Wissenschaftseinrichtungen sei – so die Leiterin des Bereichs – eine „Pflichtaufgabe" der Stadt.[19]

Im April 2015 wurde der Fachbereich Wissenschaft in das städtische „Dienstleistungszentrum Wirtschaft" integriert, welches seitdem unter Bezeichnung Dienstleistungszentrum Wirtschaft und Wissenschaft (DLZWW) firmiert. Hier

---

[17] vgl. ausführlicher unten 3.1.2. Prozesse >> „Stadt der Wissenschaft": Hochschulen und Wissenschaft in Stadtplanung und Leitbildern

[18] Interview *Petra Sachse*, Leiterin des Dienstleistungszentrums Wirtschaft und Wissenschaft der Stadt Halle, zuvor Fachbereichsleiterin des Fachbereichs Wissenschaft der Stadt Halle, 8.9.2016

[19] ebd.

bestehen die drei Teams „Bestandspflege Wirtschaft“, „Gewerbeflächenentwicklung/Ansiedlungsservice“ und „Bestandspflege Wissenschaft“. Damit ähnelt der Zustand auf organisatorischer Ebene jenem, der vor der Ausgliederung des Fachbereichs Wissenschaft bestand, allerdings mit zwei wesentliche Differenzen: Zum einen hatte vor 2012 kein gesonderter Bereich für Wissenschaft bestanden. Zum anderen war der Fachbereich Wissenschaft Teil eines Geschäftsbereiches Wirtschaft und Wissenschaft, während er nun als Teil eines Dienstleistungszentrums direkt dem Oberbürgermeister zugeordnet ist. Letzteres kann auch als Aufwertung gedeutet werden.[20]

Dennoch lässt die Selbstbeschreibung des Dienstleistungszentrums eine gewisse Dominanz wirtschaftsbezogener Fragestellungen erkennen:

> „Das Dienstleistungszentrum Wirtschaft und Wissenschaft (DLZWW) berät und unterstützt in Halle an der Saale ansässige Unternehmen und Wissenschaftseinrichtungen zu allen Standortfragen und begleitet Investoren, die für neue Projekte einen Standort in unserer Stadt suchen und aufbauen wollen. Es ist der zentrale Ansprechpartner für Unternehmen und Existenzgründer aus dem In- und Ausland im Rahmen der Umsetzung der Europäischen Dienstleistungsrichtlinie.“[21]

Die Zusammenführung der Fachbereiche Wissenschaft und Wirtschaft hat jedoch bisher nicht zu sichtbaren Aufgaben- oder Leistungsverschiebungen geführt; auch die Zahl der Personalstellen blieb unverändert. Die Gründe für die Umstrukturierung liegen im stadtpolitischen Bereich. Zum einen wurde das Ende der Amtszeit des Beigordneten für Wirtschaft und Wissenschaft dafür genutzt, einen Geschäftsbereich und damit eine Beigeordnetenstelle einzusparen. Damit entfiel der Posten des Wirtschaftsdezernenten. Zum anderen hatte bereits vorher der Oberbürgermeister das Dienstleistungszentrum Wirtschaft und den Fachbereich Wirtschaftsförderung in seinen Geschäftbereich gezogen. Mit dem Ende der Dienstzeit musste man auch für die bei dem Beigeordneten verbliebenen Geschäftsbereiche – neben Wissenschaft waren das Immobilienmanagement, Liegenschaften und der Eigenbetrieb für Arbeitsförderung – neue Zuordnungen finden. (Falgowski 2014) Der Fachbereich Wissenschaft fand diese – nicht zuletzt auf Wunsch der damaligen Leiterin des Fachbereichs Wissenschaft Petra Sachse – im Dienstleistungszentrum Wirtschaft.[22]

In der Folgezeit – bis in den Spätherbst 2016 – verblasste für Außenstehende die Wahrnehmbarkeit der wissenschaftsbezogenen Aktivitäten wie des Teams Wissenschaft etwas. Die Ursache für dieses temporäre Abtauchen des Wissenschaftsbereichs der Kommunaladministration war allerdings nicht in einer veränderten Prioritätensetzung zu suchen, sondern verdankte sich einer angespannten Personalsituation. Diese entstand dadurch, dass Petra Sachse zusätzlich zur Leitung des Wissenschaftsbereichs auch die Leitung des DLZWW übertragen wurde und zugleich der stellvertretende Teamleiter überraschend ver-

[20] so zumindest Petra Sachse, ebd.

[21] http://www.halle.de/de/Verwaltung/Verwaltungsorganisation/Geschaeftsbereich-Ob-05840/Dienstleistungszentr-05626/ (20.4.2016)

[22] Interview Petra Sachse, 8.9.2016

starb. Die Neubesetzung der beiden Stellen ließ lange Zeit auf sich warten, sodass das Team zunächst mit der Hälfte der eigentlichen Personalressourcen auskommen musste. Trotz der personellen und organisatorischen Umbrüche steht die Arbeit des heutigen Team Wissenschaft in deutlicher Kontinität zu den seit 2012 vom Fachbereich Wissenschaft initierten Aktvititäten.

Übersicht 17: Selbstbeschreibung der Ziele und Leistungen des Fachbereichs Wissenschaft, Stadtverwaltung Halle

Ziele: „Unterstützung der Entwicklung der Stadt Halle (Saale) nach dem Leitbild einer ‚Wissenschaftsstadt'; Beitrag zur Optimierung der Standortbedingungen für wissenschaftliche Einrichtungen, wissensbasierte Unternehmen und für deren Netzwerke; umfassende Unterstützung der Universität, der Hochschulen und wissenschaftlichen Einrichtungen als Impulsgeber für die Wirtschaft; Förderung von Neuansiedlungen und Erweiterungen wissensbasierter Institutionen und Unternehmen sowie von technologieorientierten Existenzgründungen im Zusammenwirken mit kompetenten Partnern; Beitrag zur Erhöhung der Attraktivität Halle als Arbeits- und Wohnort für junge Akademiker und Fachkräfte sowie als Studienort für Studenten aus aller Welt, Erhöhung der Bekanntheit Halle als Stadt der Wissenschaft und als Technologiestandort".

Leistungen: „Betreuung in Halle ansässiger wissenschaftlicher Institutionen und wissensbasierter Unternehmen in allen Lebenslagen; Suche nach und Vermittlung von Kooperationspartnern; Umfassender Ansiedlungsservice in Zusammenarbeit mit dem Fachbereich Wirtschaftsförderung; Fördermittelberatung (auch in Zusammenarbeit mit der IB Sachsen-Anhalt); Informationsbereitstellung zum Wissenschaftsstandort; Wissenschaftskommunikation und -marketing; Begleitung und Unterstützung von Projekten und Veranstaltungen."

Quelle: http://wissenschaft-in-halle.de/?page_id=53 (28.9.2016)

Eine der ersten Aufgaben des vierköpfigen Fachbereichs Wissenschaft bestand in der Institutionalisierung und Intensivierung der bereits bestehenden Kooperation zwischen Stadt und Universität:

> „Der erste Schritt wäre, sich zu treffen, sich anzuhören und gegenseitig bürokratische Hürden abzubauen. Wichtig sind auch hier die Themen Kommunikation und Marketing. Die Universität braucht eine Stadt mit gutem Image, die für Studenten und Wissenschaftler attraktiv ist. Andererseits ist die Universität ein großes Plus für die Stadt im Standortwettbewerb. Dann gibt es noch das Thema gemeinsamer Gremienarbeit, bei der sich Stadtpolitik, Wissenschaft und Wirtschaft treffen. Außerdem müssen wir die Umfeldbedingungen für junge Akademiker und Fachkräfte so optimal wie möglich gestalten. Handlungsfelder sind hier: Wohnraum, Kultur- und Freizeitangebote, Bildungs- und Betreuungsangebote für Kinder. Das ist ein großes Defizit, das wir mit aller Kraft versuchen zu beheben." (Sachse 2013: 25)

Gegenüber den alten Strukturen wurden nun alle wissenschaftlichen Einrichtungen der Stadt einbezogen, etwa das IWH oder die Burg Giebichenstein. Deutlich wird in der Beschreibung der Fachbereichsleiterin aber auch, dass es bereits vor der Schaffung einer institutionalisierten Struktur mit festen An-

sprechpartnern und Zuständigkeiten eine Reihe informeller und formeller Kooperationen zwischen Stadt und Hochschulen gab.[23]

Diese informellen Kooperationen haben auch durch die Institutionalisierung nicht an Bedeutung verloren. Sie sind oftmals wesentlich für gemeinsame, aber dezentrale Aktivitäten. Mehr noch: Die Partnerschaft lebten oftmals von diesen informellen Strukturen, während der Rückgriff auf die städtischen Strukturen immer erst im Problemlagen erfolge: Erst in diesen Bedarfstituation wird auf das städtische Team Wissenschaft als Ansprechpartner und Dienstleister zurückgegriffen.

Ein wesentliches Instrument, durch Formalisierung einer ausschließlich sporadischen Zusammenarbeit entgegenzuwirken, stellt die erwähnte 2013 zwischen Stadt und Universität geschlossene Kooperationsvereinbarung dar. Diese hatte zunächst eine Laufzeit von drei Jahren[24] und wird durch einen jährlich neuaufgesetzten Maßnahmeplan konkretisiert. Gegenstand der Vereinbarung sind im einzelnen:

- Gremienarbeit: Jour fixe von Oberbürgermeister und Rektor sowie von Stabstelle des Rektors und Stadtverwaltungsfachbereich Wissenschaft, Teilnahme von Universitätsvertretern an der Beigeordnetenkonferenz;
- Öffentlichkeitsarbeit und Marketing: Nutzung der Webseite Wissenschaft-in-Halle.de, Lange Nacht der Wissenschaft, Wissenschaftspreis der Stadt Halle im Rahmen des IQ-Innovationspreis-Wettbewerbs der Metropolregion Mitteldeutschland, Zusammenarbeit bei Presse- und Öffentlichkeitsarbeit;
- gemeinsame Veranstaltungen und Teilnahme an Wettbewerben: Unterstützung zentraler Veranstaltungen der MLU durch die Stadt, Unterstützung von wissenschaftlichen Tagungen und Kongressen, gemeinsame Veranstaltungen wie ProfessorInnen-Tag, ausschreibungsabhängige Teilnahme an Wettbewerben;
- Vernetzung und Wissenstransfer: Werbung von Studierenden, Bereitstellung von Praktikumsplätzen, Austausch zwischen Wissenschaftlern und Stadtpolitik;
- familien- und studentenfreundliche Stadtentwicklung: Versorgung mit Kindergartenplätzen, Wohnraum für Hochschulangehörige;
- Zusammenarbeit auf den Gebieten Kultur und Sport: gemeinsame Museumsnacht, Sachsen-Anhalt-Tag, Collegium musicum, Unterstützung des Universitätssports;
- Technologietransfer: Mitwirkung am Ausbau des Technologieparks weinberg campus, kooperatives Technologiestandortmarketing, etwa auf Messen;

[23] Dies wurde auch im Vorfeld der Kooperationsvereinbarung wiederholt festgehalten: „Die bereits in weiten Teilen laufende Zusammenarbeit zwischen Stadt und Uni soll nun auf Papier fixiert werden. Als Vorbild dient dabei Leipzig. ‚Es ist bislang schon viel ohne Vertrag passiert, aber eine Vereinbarung würde das alles bündeln'" (Stadt Halle 2013).

[24] Eine Begründung für diese – etwas überraschende – Befristung konnte uns nicht gegeben werden.

- Kooperation im Bereich der internationalen Arbeit: Abstimmung zwischen International Office der MLU und Stadt, Qualifizierung des kommunalen Services für ausländische Wissenschaftlerinnen, sowie
- Bildung und Weiterbildung: Weiterbildungsangebote für städtische Mitarbeiter/innen (Stadt Halle/MLU 2013, 2013a, 2014).

Über die Fixierung bestimmer Aktivitäten hinaus entfalte der Maßnahmeplan seine Wirkung durch die Strukturierung der allttäglichen Zusammenarbeit. So wirke er gesprächsleitend während der Treffen von Fachbereichsleiterin und Stabstelle des Universitätsrektors. Diese Treffen fänden alle drei Monate statt. Wichtig für die Verankerung der Kooperation in der alltäglichen Praxis sei zudem der Jour fixe von Oberbürgermeister und Rektor, der allerdings auch zuvor zweimal jährlich stattfand (Stadt Halle/MLU 2013b). Der Maßnahmeplan werde jährlich neu ausgearbeitet. Dessen öffentlichkeitswirksame Unterzeichnung, wie sie noch im ersten Jahr vollzogen und für die weiteren Jahre auch anvisiert wurde, fand nicht wieder statt. Mehr noch: Es ließen sich lange Zeit keine öffentlichen Hinweise auf die Unterzeichnung eines zweiten oder dritten Maßnahmeplans identifizieren. Sie erfolgte mithin intern. Immerhin ist der dritte Maßnahmeplan inzwischen auf der Webseite der Stadt Halle einsehbar (Stadt Halle/MLU 2015).

Eine formelle Evaluation der Maßnahmen erfolge dabei nicht, sondern vollziehe sich durch die Praxis:[25] Zum einen strukturiere der Maßnahmeplan die direkten Kontakte zumindest ansatzweise, und zum anderen müsse er jährlich erneuert werden. Dabei wird der jeweils neue Maßnahmeplan zu großen Teilen aus dem vorherigen übernommen, es finden jedoch auch Anpassungen entlang von Erfolgen, Fehlschlägen, ungelösten und neuen Aufgabenstellungen statt. Vergleicht man unter dem Gesichtspunkt der impliziten Evalution die Maßnahmepläne von 2013/14, 2014/15 und 2015/16, fallen die Korrekturen recht übersichtlich aus – wenig wurde ab dem zweiten Maßnahmeplan ergänzt oder entfiel (Stadt Halle/MLU 2013a, 2014, 2015):

- So wurde im Maßnahmenplan 2014/15 festgelegt, dass die gemeinsame Gremienarbeit durch die halbjährliche gemeinsame Sitzung aller international orientierten und interessierten Forschungsinstitutionen ergänzt werden soll – ein Vorhaben, dass bereits im nächsten Plan wieder entfallen ist.

- Hinsichtlich der Kooperation in der Öffentlichkeitsarbeit und beim Marketing werde die städtische Internetpräsenz Wissenschaft-in-Halle.de die offizielle Stellenbörse des Career Center der Universität in ihre Präsentation integrieren; Stadt und MLU würden sich wechselseitig Wissenschaftsinhalte für Pressemitteilungen, Nachrichten oder Sonderpublikationen, die eine breite Öffentlichkeit adressieren, kostenfrei überlassen; die Stadt werde der Universität regelmäßig Informationsmaterialien zur Stadt sowie ihren Erholungs- und Kulturangeboten liefern; zudem würden Stadt und Hochschule bei der Neuauflage einer bilingualen Informationsbroschüre zu den Wissenschaftseinrichtungen in Halle koopo-

[25] Die Notwendigkeit, nicht jedoch die Form von Evaluationen wurde in der Kooperationsvereinbarung festgelegt: „Jeweils spätestens zum Abschluss des o.g. jährlichen Maßnahmeplanes ziehen die Partner Bilanz zur Einhaltung des Vertrages." (Halle/MLU 2013: 3)

rieren. Ein auf Initiative von Stadt und MLU geplanter regelmäßiger Arbeitskreis der Wissenschaftskommunikatoren der wichtigsten Forschungseinrichtungen zur verstärkten wechselseitigen Präsenz in der jeweiligen Öffentlichkeitsarbeit wurde wieder aus dem Maßnahmeplan gestrichen.

- Im Bereich der Kooperationen bei Veranstaltungen und der Teilnahme an Wettbewerben wurde die Auslobung des „Halleschen Transferpreises" beschlossen, der während der jährlichen Transferveranstaltung transHAL verliehen wird. Die Stadtmarketinggesellschaft wurde zudem beauftragt, in Abstimmung mit der MLU ein Konzept als Tagungs- und Kongressstandort zu entwickelt. Entfallen ist hingegen das Vorhaben der Universität, ein jährliches Netzwerktreffen mit der Wirtschaft durchzuführen, dass zunehmend den Charakter eines „Fundraising-Events" bekommen und von der Stadt gefördert werden sollte.

- Im Bereich von Vernetzung und Know-how-Transfer wurden die gemeinsame Beteiligung an der Science Scorecard (Projektabschluss Ende 2015),[26] die städtische Unterstützung eines Service-Learning-Projektes (Projektabschluss Ende 2015) sowie die verstärkte Nutzung der Universität für die wissenschaftliche Begleitung der Stadt vereinbart. Die Stadt sicherte zudem zu, sich verstärkt als Einsatzstelle am Service Learning zu beteiligen sowie auf Studierendenmessen mit eigenem Stand präsent zu sein. Konkretisiert wurde auch die Zusammenarbeitet zur Förderung des Ausstauschs zwischen Wissenschaftlern, Stadt und Bevölkerung. Genannt wird hier die städtische Unterstützung von Formaten wie HALOX[27] oder dem „Newcomers Club" der MLU.[28]

- Im Hinblick auf die Gestaltung einer familien- und studentenfreundlichen Stadtentwicklung wurde das ursprüngliche Ziel, einen Universitätskindergarten einzurichten, aufgegeben. Stattdessen fanden sich ein städtisches Engagement im Dual-Carreer-Netzwerk der MLU sowie ein verstärkter Austausch der städtischen und universitären Beauftragten für Gleichstellung, Senioren, Behinderte, Migration & Integration sowie Kinder & Jugend vereinbart. Entfallen ist die projektierte Zusammenarbeit im Bereich der Hauptwohnsitzkampagne.

- Neue Kooperationen im Bereich der internationalen Arbeit umfassen die Unterstützung der MLU bei der Suche nach Seminarräumen für Sprachvorbereitungskurse sowie das Engagement der Stadt als Einsatzstelle für internationale

[26] Die Science Scorecard ist eine Initiative des Stifterverbands, an der sich insgesamt 13 Städte und Regionen beteiligen. Dabei werden die Prozesse wissensbasierter Stadt- und Regionalentwicklungen im Zusammenspiel quantitativer und qualitativer Aussagen dargestellt. Anhand eines so erhobenen differenzierten Regionalprofils können gezielt Strategie- und Investitionsentscheidungen für eine wissenschafts- und wissenbasierte Regionalentwicklung getroffen werden, vgl. https://www.stifterverband.org/science-scorecard (27.4.2016).

[27] „HalOx International Lecture Series Disease Biology and Molecular Medicine" ist eine gemeinsame Vortragsreihe der Martin-Luther-Universität in Kooperation mit der University of Oxford. Die Vortragsreihe richtet sich nicht nur an Medizinstudenten, Biotechnologen und Informatiker, sondern auch an interessierte Laien. Sie findet seit Anfang 2015 regelmäßig statt.

[28] Der Newcomersclub dient dazu, neuen Wissenschaftlern und ihren Familien den Start in Halle zu erleichtern (vgl. http://www.international.uni-halle.de/international_office/newcomers_club/, 27.3.2016).

Studierende. Eine Jour fixe zur Abstimmung zwischen dem International Office der MLU und der Stadt findet halbjährlich statt.

Insgesamt lässt sich festhalten, dass die Veränderungen zwischen erstem und dritten Maßnahmeplan recht marginal ausgefallen sind. Zumeist handelt es sich um Ergänzungen durch extern neu angestoßene Projekte und kleinere Konkretisierungen. Dies lässt sich als Erfolg deuten, wenn es als Signal dafür genommen wird, dass bereits der erste Maßnahmeplan weitgehend die Kooperationsbedürfnisse abgebildet habe und zudem Interesse seitens neuer Projekte bestehe, ebenfalls mit aufgenommen zu werden. Offenbleiben muss jedoch, ob die wortgleiche Wiederholung von Vorhaben ohne deren weiterer Konkretisierung – etwa die Entwicklung von Weiterbildungsformaten für Verwaltungsmitarbeiter – nicht ein Indikator für ausbleibende Fortschritte darstellt. Diese Projekte waren augenscheinlich, trotz des nachdrücklichen Interesses zumindest einer Seite, in ihrer Umsetzung nicht vorangekommen.

Inzwischen sind Konsequenzen aus der relativen Gleichförmigkeit der Maßnahmepläne gezogen worden. Das Auslaufen des Kooperationsvertrages zwischen Universität und Staat machte den Abschluss einer neuen Vereinbarung notwendig. Diese wurde am 22.11.2016 unterzeichnet. Den bisherigen Erfahrungen folgend, verschieben sich dabei die Gewichtungen zwischen Kooperationsvertrag und Maßnahmeplan. Nun wurden all jene Elemente aus dem Maßnahmeplan in den Kooperationsvertrag übernommen, die sich als stabil erwiesen hatten. Enthalten sind jetzt bereits im Kooperationsvertrag die Vereinbarungen

- zur Gremienarbeit (Jour Fixe auf Leitungsebene, Einladung der MLU-Vertreter in Gremien der Stadt),
- zu Veranstaltungen und Teilnahme an Ausscheibungen und Wettbewerben (Lange Nacht der Wissenschaften, Förderung wissenschaftlicher Tagungen und Kongresse, Abstimmung zu und ggf. Teilnahme an Wettbewerben),
- zu Maßnahmen für die Zielgruppe Studierende (Studierendenmarketing, Bereitstellung von Praktikumsplätzen, Teffen von Stadtpolitik und Studierenden),
- zu Maßnahmen für die Zielgruppe Wissenschaftler/innen (Dual-Career-Aktivitäten, Unterstützung des Newcomer-Clubs der MLU),
- zur Zusammenarbeit auf den Gebieten von Kultur und Sport (Museumsnacht Halle und Leipzig, Sachsen-Anhalt-Tag, Kooperation der halleschen Musikbibliotheken, Unterstützung der Universität im Bereich Sport, Collegium musicum) sowie
- die Bereitstellung von Services für ausländische Hochschulangehörige und die Vernetzung der Beauftragten MLU und Stadt (Stadt Halle/MLU 2016).

Entsprechend verzeichnet der Maßnahmeplan nur noch spezifische, meist singuläre Aktivitäten, dazugehörige Termine und Verantwortliche. Er wird damit kürzer und konkreter.[29] Für das akademische Jahr 2016/2017 sind dies etwa

- die Unterstützung der Festwoche anlässlich des 200. Jubiläums des Zusammenschlusses der Universitäten Wittenberg und Halle;

[29] Interview Petra Sachse, 8.9.2016

- eine Überarbeitung der Konferenz TansHAL mit dem Ziel, die Themen Transfer und Anwendungsorientierung stärker zu berücksichtigen und vermehrt Unternehmen einzubeziehen, die bereits mit Wissenschaftseinrichtungen kooperieren;
- die Entwicklung eines Konzeptes zur Umwandlung der Haushaltsmittel für den Studentenbonus in ein Budget für Maßnahmen der Studierendenwerbung;
- die Erarbeitung einer neuen Konzeption für die Lange Nacht der Wissenschaft (eventuell unter Einbeziehung der Stadt Leipzig);
- die Erarbeitung einer Konzeption für eine Willkommenskultur;
- die Unterstützung der Sadt in der zweiten Phase des BMBF-Wettbewerbs „Zukunftsstadt" durch die MLU sowie
- die Umsetzung eine Kommunalen Bürgerumfrage mit dem Schwerpunkt „Wohnen" (Stadt Halle/MLU 2016a)

Insbesondere das starke Interesse an der Ausweitung der Studentenwerbung stellt eine Schwerpunktverschiebung für das Team Wissenschaft dar. Zuvor war es primäres Ziel des Fachbereichs Wissenschaft, die wissenschaftlichen Einrichtungen durch Marketing zu unterstützen, und mann überließ den Bereich der Studierendenrekrutierung dem Stadtmarketing.[30] Nach der Einrichtung des Dienstleistungszentrums ist die Studierendenwerbung verstärkt in den Fokus geraten. Ziel ist es dabei, den gegenwärtigen Zustand zu ändern, bei dem jemand, der „völlig frei ist in seinen Entscheidungen und sich für einen Studienort interessiert, nicht zuerst an Halle denken wird"[31] – kurz: Halle dauerhaft als attraktiven Studienort zu etablieren.

Daneben, aber nicht mehr primär zielen die Bemühungen des DLZWW auf Wissenschafts- und Wissenschaftlermarketing (incl. Rundumservice wie Dual-Career-Netzwerk). Dieses sei umso wichtiger, als seitens der Wissenschaftseinrichtungen der städtischen Bevölkerung zwar attraktive Angebote gemacht, diese aber nicht zuletzt aufgrund unzureichenden Marketings kaum wahrgenommen werden.[32]

Ein deutlicher Wechsel hat auch bei der Verwendung des Budgets stattgefunden: Zunächst floß ein wesentlicher Teil des Budgets des Fachbereichs („Wir haben nicht viel") in die journalistische Betreuung der Wissenschaftseinrichtungen und ihrer Aktivitäten sowie die Pflege der Webseite wissenschaft-in-halle.de. Letztere war anlässlich der Bewerbung um den Titel „Stadt der Wissenschaft" aufgesetzt worden und erfuhr anschließend einen Relaunch. Dank dieses Relaunch und der kontinuierlichen Pflege stellte die Homepage ein wesentliches, greifbares und dauerhaft fortwirkendes Ergebnis der seinerzeitigen Bewerbung dar.[33] Inzwischen wurde jedoch die städtische Homepage überarbeitet, die

[30] Das Stadtmarketing Halle investiert „in Kooperation mit dem Hochschulmarketing der MLU in eine Vielzahl an Projekten, die auf die Akquise von Neustudierenden, deren Betreuung in Halle und im besten Fall auf die Gewinnung von Neu-Hallensern abzielen." (http://www.halle-tourismus.de/wir-ueber-uns/projekte/, 22.4.2015)

[31] Interview Petra Sachse, 24.10.2014

[32] ebd.

[33] ebd.

insbesondere auf die Bereiche Wirtschaft, Wissenschaft und Kultur fokussiert, mithin jene Bereiche, die durch den Oberbürgermeister als zentral definiert wurden. Parallel dazu wird die Homepage wissenschaft-in-halle.de abgeschaltet. Stattdessen setzt das DLZWW verstärkt auf Tagungs- und Konferenzmarketing, nicht zuletzt um bei Gästen nachhaltig einen positiven Eindruck von Halle zu erzeugen:

> „Wir legen dann Wert darauf, dass die Leute, die herkommen, als Botschafter für Halle wieder wegfahren. In diesem Zusammenhang ist auch zu erwähnen, dass wir das Bemühen für das Anwerben von Konferenzen sehr stark aktiviert haben. Wir hatten im letzten Dezember [2015] eine Veranstaltung zusammen mit dem Stadtmarketing, zu der wir sämtliche Dekane und die Direktoren der außeruniversitären Institute eingeladen haben, um noch einmal den Service von SMG und Stadt zu präsentieren. Wir als Stadt bieten ja auch eine kleine Konferenzförderung an, d.h. man kann sich bei uns um diesen Betrag bewerben. Seitdem hat dieses Geschäft richtig angezogen. Ich habe mir das mal angesehen, was mit unserer Förderung so eingeworben wurde, und das ist ein sehr beeindruckendes Verhältnis. Wir bieten ja nicht nur Geld, sondern gemeinsam mit dem SMG auch an, Programminhalte zu gestalten. Das ist natürlich das klassische Wissenschaftsmarketing, wenn Sie so wollen. Wir holen die Konferenzen hier her, und man hat dabei auch immer die Möglichkeit, auf die Stadt aufmerksam zu machen. Wir haben dadurch Konferenzen, bei denen die Wissenschaftler nicht nur in der Universität sitzen, sondern auch die Chance haben, die Stadt kennenzulernen.“[34]

Neben der Öffentlichkeitsarbeit zur Stärkung des Stadtimages als Wissenschaftsstadt und der Wissenschaftseinrichtungen stehe die Schaffung eines Netzwerkknotens, mithin eines Netzwerkes, im Mittelpunkt der Aktivitäten.[35] Der Fachbereich versteht sich als Dienstleister gegenüber den Hochschulen und Wissenschaftseinrichtungen. Damit ist ein in mehrfacher Hinsicht asymmetrisches Verhältnis angesprochen:

- Zum einen kann der Fachbereich lediglich Angebote unterbreiten, die wahrgenommen werden oder eben nicht. Sanktionsmittel stehen der Stadt – auch wenn Kooperationsvereinbarungen getroffen wurden – nicht zur Verfügung; sie widersprächen auch dem Dienstleister-Selbstverständnis des Fachbereichs.
- Deutlicher wird die Asymmetrie noch, wenn es um unterschiedliche Positionen im Hinblick auf die Entwicklung der Einrichtungen geht. Eine offene Kritik seitens der Stadt an Entscheidungen der Universität (etwa Abschaffung oder Fortsetzung eines Studiengangs) wird klar als unmöglich definiert: Das gehöre sich einfach nicht. Das Selbstverständnis der Hochschulen als eigenständige, autonome Akteure ist daher grundlegend. Kritik seitens der Stadt würde entsprechend mit einer gewissen Empörung, als Übergriff in die Universität, registriert.

---

[34] ebd.

[35] Das Selbstverständnis als Netzwerkknoten betont auch die Selbstdarstellung des Fachbereichs in einer wissenschaftsbezogenen Imagebroschüre der Stadt Halle (2014a: 26): „Der Fachbereich Wissenschaft der Stadt Halle versteht sich als wichtiger Teil eines kreativen Netzwerkes lokaler Partner.“

Insgesamt wird deutlich: Die Stadt bleibt auf das Wohlwollen der Hochschulen angewiesen, ein Rückgriff auf die Stadt ist entsprechend nur bei entsprechender Interessenlage einer Hochschule zu erwarten.

Kommt es jedoch zu Akzeptanz des Fachbereichs als dauerhaftem Ansprechpartner, so gilt es, ein realistisches Bild seiner Leistungsfähigkeit zu vermitteln. Ansonsten kann es leicht zu übersteigerten Erwartungen kommen, die auch durch engagierte Mitarbeiter kaum zu erfüllen sind. Mithin hat man es mit einer doppelter Begrenzung der Wirkungsmöglichkeiten des Fachbereichs zu tun: Er kann nur als Dienstleister agieren, der auf die Nachfrage und Kooperationsbereitschaft der wissenschaftlichen Einrichtungen angewiesen ist, zugleich aber nur über begrenzte personelle und finanzielle Ressourcen verfügt, somit nur einen Ausschnitt möglicher Wünsche bedienen kann.

3.1.2. Prozesse

„Stadt der Wissenschaft“: Hochschulen und Wissenschaft in Stadtplanung, Leitbildern und Bürgerwahrnehmung

Investitionen in öffentliche Infrastrukturen erzeugen direkte und indirekte Nachfrageeffekte. Diese durch zahlreiche Studien nachgewiesenen Effekte lassen sich auch für die Martin-Luther-Universität zeigen. Statistische Erfassungssystematiken und räumliche Abgrenzungsprobleme machen es zwar schwierig, die Effekte allein auf die Sitzstadt bezogen zu quantifizieren. Daher wird in vorliegenden Studien auf Sachsen-Anhalt als nachweisfähige Raumeinheit abgestellt. Doch kann davon ausgegangen werden, dass die Effekte zumindest zu einem großen Teil am Sitzort Halle wirksam werden:

- So tätigten die Universität einschließlich der Universitätsklinik und des Studentenwerks zusammen mit ihren Studierenden im Jahr 2010 Ausgaben von insgesamt rund 500 Millionen Euro. Aus der universitären Nachfrage nach Sach- und Dienstleistungen sowie den Konsumausgaben der Hochschulangehörigen, allen voran der Studierenden, ergibt sich regional ein zusätzlicher Einkommenseffekt von ca. 278 Mio Euro. (Friedrich/Rahmig 2013: 38).

- Auf die Aktivitäten der MLU und ihrer Angehörigen lassen sich 498,5 Mio Euro des BIP von Sachsen-Anhalt zurückführen. Dies entspricht einem Wertschöpfungsmultiplikator von 3,7 – d.h. jeder Euro Landeszuschuss für die Universität und ihre Mitglieder zieht eine Wertschöpfung von 3,70 Euro nach sich.

- Zudem erzeugen die Aktivitäten von MLU und ihren Studierenden ein direktes Steueraufkommen von 7,6 Mio Euro. Bezieht man auch das indirekte und induzierte Steueraufkommen ein, so entsteht in der Untersuchungsregion ein Gesamteffekt 19,3 Mio Euro. (Albrecht/Lenk 2013: 5f).

- Insgesamt hängen ca. 8.150 Arbeitsplätze von den Ausgaben der Universität und ihren Angehörigen ab, wobei zirka ein Drittel direkt von der Universität abhängen, während zwei Drittel indirekt erzeugt werden. (Friedrich/Rahmig 2013: 37)

Nicht zuletzt motiviert durch solche Zahlen, ist in Halle das Bemühen erkennbar, lokale Effekte von Hochschul- und Wissenschaftseinrichtungen systematischer zu erzeugen, also nicht allein auf Wirkungen sich zufällig verbindender günstiger Umstände zu vertrauen. Ein zentraler Ort, diesbezügliche Entwicklungen in der Stadtentwicklung zu verankern, ist das Integrierte Stadtentwicklungskonzept (ISEK). Das ISEK dient nicht nur als Richtschnur für das kommunale Handeln, indem es Prioritäten setzt und den Ressourceneinsatz fokussiert. Oftmals ist es auch Voraussetzung für die Beantragung von Fördermitteln. Entsprechend reflektiert das ISEK nicht allein örtliche Herausforderungen, sondern trägt deutlich den „Zielstellungen und Förderbedingungen seites Europäischer Union, Bund und Land Sachsen-Anhalt Rechnung“ (Stadt Halle 2016: 12). Da dies aus naheliegenden Gründen alle Städte so tun, resultieren daraus zwar beträchtliche Isomorphien der Entwicklungskonzepte der Kommunen. Dennoch lassen die Visionen und Leitbilder auch stadtindividuelle Schwerpunktsetzungen und Lösungsstrategien erkennen.

Nachdem Halle bereits in den Jahren 2001 und 2007 Integrierte Stadtentwicklungskonzepte verabschiedet hatte, liegt aktuell Entwurf eines neuen ISEK vor, das bis zum Jahr 2025 gültig sein wird (Halle 2016). Bereits 2001 und 2007 ließen die ISEKs eine deutliche Schwerpunktsetzung hinsichtlich Hochschule und Wissenschaft erkennen, daneben auch das Bemühen, sich als Medienstandort zu profilieren (Stadt Halle 2006). In diesem Zusammenhang genoss auch die Kreativwirtschaft im Rahmen der halleschen Kommunalpolitik und Wirtschaftsförderung eine gewisse Aufmerksamkeit.[36]

Gleiches gilt für das im Vorfeld des ISEK 2015 entwickelte städtische Leitbild (Stadt Halle 2010). Drei der sechs dort definierten Entwicklungsziele weisen entsprechende Bezüge auf: So soll Halle (1) sich als Stadt der Wissenschaft, der Hochtechnologie und der Innovation profilieren, (2) verstärkt und sichtbar als Stadt der Kultur und Bildung auftreten sowie (3) das kreative innerstädtische Klima fördern. Zugleich wird auf die Limitierungen hingewiesen, innerhalb derer sich in Deutschland eine hochschul- und wissenschaftsbezogene Kommunalpolitik vollziehen muss:

> „Da das Schul- und Hochschulwesen in Deutschland in die Zuständigkeit der Länder fällt, sind die Einflussmöglichkeiten der Stadt Halle in diesem wichtigen Bereich eingeschränkt. Nichtsdestotrotz wird die Stadt mit aller Kraft und in Zusammenarbeit mit den entsprechenden Partnern ihre Profilierung als Stadt der Wissenschaft voranbringen.“ (Stadt Halle 2013: 1)

Auch der neue ISEK-Entwurf, der von 2013 bis 2016 durch die Stadtverwaltung erarbeitet wurde, lässt eine verstärkte Orientierung der Kommunalpolitik an den wissensgesellschaftlichen Potenzialen der Stadt erkennen. Zunächst fand die ISEK-Erarbeitung unter umfassender und mehrstufiger Öffentlichkeitsbeteiligung statt, wobei u.a. Studierenden und Kreativen 2014 ein gesondertes Beteiligungsformat angeboten wurde: die digitale Steinschleuder. Die Erfahrungen waren durchwachsen. Mit der „Steinschleuder“ konnten Ideen zur Stadtent-

[36] dazu genauer unten 3.1.2. Prozesse >> „Kultur- und Kreativwirtschaft: Erwartungen und Erfahrungen“

wicklung an eine Hauswand projiziert werden, doch erwies sich das Format für Studierende als untauglich: Die meisten Kommentare bezogen sich nicht auf die Fragestellungen und Themenvorgaben. Deutlich sei vielmehr geworden, dass nach dem Verständnis der Studierenden

> „die Stadtentwicklung Aufgabe und Auftrag der Stadt bzw. des Stadtplanungsamtes [ist]. Ihre eigene Einflussmöglichkeit und ihre Beteiligungspotentiale wurden der Mehrzahl der Teilnehmer erst durch die Erläuterungen der Veranstalter bewusst. Die Gesprächspartner sahen sich fast alle nicht in der Rolle handelnder Akteure bei der Gestaltung der Stadt als Lebensraum oder ihres direkten Lebensumfeldes."[37]

Bemerkenswert ist, dass sich die Rahmenbedingungen der Stadtentwicklung Halles gegenüber den ISEKs von 2001 und 2007 deutlich verschoben haben. Die früheren Konzepte reagierten wesentlich auf die Folgen des starken Bevölkerungsrückgangs und zielten auf die Bewahrung einer gesamtstädtischen Identität und die Entwicklung einer nachhaltigen Stadtstruktur. Demgegenüber sei inzwischen eine „Normalisierung der großstädtischen Entwicklungsperpektive" erfolgt, sodass Halle „erfolgreich zum Entwicklungspfad anderer deutscher Großstädte aufschließen" habe aufschließen können (Halle 2016: 5).

Dieser Entwicklungsfad, der Halle von den umliegenden, kleinstädtisch und ländlich geprägten Kreisen trennt, resultiere aus veränderten demografischen Rahmenbedingungen: Bis 2030 wird prognostiziert, dass die Bevölkerungs- und Geburtenzahl ebenso wie das Durchschnittsalter konstant bleibe (ebd.: 51f.). Halle zeige – mit einiger Verzögerung gegenüber Städten wie Dresden, Leipzig oder Jena – erste Schwarmstadteffekte (vgl. Simons 2015: 19) und verzeichne einen positiven Einwohnertrend. Dieser Trend, der Halle neben Magdeburg zu einer „Stabilitätsinsel im demografischen Wandel" in Sachsen-Anhalt mache (Halle 2016: 50), bleibe angesichts der Alterstruktur und des Geburtendefizits jedoch dauerhaft auf eine positive Wanderungsbilanz angewiesen. Damit verschiebe sich der Fokus des Stadtumbauprozesses vom Rückbau hin zu Themen wie veränderte Wohnungsnachfrage, sozialräumliche Integration oder Stadtreparatur.

Das ISEK folgt einer Leitbildstrategie. Im Zentrum des Leitbildes stehen die „wesentlichen Triebkräfte Kultur, Wirtschaft und Wissenschaft als ‚Dreiklang'" (ebd.: 17). Dabei wird der gemeinsame Bereich von Wirtschaft und Wissenschaft als zentrales Handlungsfeld identifiziert, um die wirtschaftliche Entwicklung der Stadt zu fördern. Sechs Visionen bestimmen die langfristigen Ziele der Stadt:

- kreativer Kulturmagnet und Kunsthochburg,
- wachsendes Wirtschaftszentrum in einer starken Metropolregion – Creative City in Mitteldeutschland,
- herausragender Wissenschaftsstandort mit Innovationsexzellenz,
- lebens- und liebenswerte Stadt der kurzen Wege,
- grünste Großstadt Deutschlands mit globaler Verantwortug sowie
- traditionsreiches und weltoffenes Bildungszentrum.

[37] http://www.halle.de/de/Verwaltung/Stadtentwicklung/ISEK-Halle-2025/Dokumentationen-zu-d-07966/Digitale-Steinschleu-08334/ (3.5.2016)

Diese Visionen artikulieren das Selbstverständis Halles. Sie sollen Identität stiften sowie Zusammenhalt und Orientierung bei den Akteuren in der Umsetzungsphase erzeugen. Von diesen Visionen stellen fast alle Referenzen zur Wissenschaftslandschaft Halles her, doch zentral für die Kooperation mit den ansässigen Hochschulen und Forschungsinstituten ist Halle als „herausragender Wissenschaftsstandort mit Innovationsexzellenz".

Im Anschluss an die Darstellung der wissenschaftlichen Einrichtungen und ihrer Pozenziale bestimmt es das ISEK als wesentliche Aufgabe, hochqualifizierte Arbeitskräfte, Existenzgründer und Start-Up-Unternehmer zu halten. Dabei wird die besondere Rolle des weinberg campus,[38] des MMZ[39] oder des Designhauses der Kunsthochschule[40] hervorgehoben. Zentral sind mithin die Stärkung von Haltefaktoren und die ökonomische Erschließung wissensbasierter Potenziale. Eine Weiterentwicklung der Wissenschafts- und Hochschullandschaft Halles stelle dafür die Voraussetzung dar.

Als Voraussetzungen dessen sollen vermehrt internationale Studierende und Wissenschaftler angeworben, geistes- und sozialwissenschaftliche Potenziale erschlossen, attraktiver und bezahlbarer Wohnraum erhalten sowie eine ansprechende kulturelle Infrastruktur vorgehalten werden. Die Erschließung wissensökonomischer Potenziale soll primär über die Vernetzung von Wirtschaft, Stadtgesellschaft und Wissenschaft erfolgen. Um dieses Ziel zu erreichen, setze die Stadt vor allem auf das strategische Projekt, die unterstützende städtische Verwaltungstruktur auszubauen. (Ebd.: 25f.)

In dem ISEK-Themenkapitel zu Wissenschaft, Technologie und Kreativität werden diese Zielstellungen wiederholt und durch fachliche Leitlinien und Projektbeispiele untersetzt. Eine besondere Rolle kommt hier erneut der Kooperationsvereinbarung zwischen Stadt und MLU zu, aber ebenso der Nachnutzung von Universitätsimmobilien in der Innenstadt, dem Ausbau der wissenschaftlichen Infrastruktur, etwa durch Investorensuche für eine Kongresshotel, die Erweiterung des weinberg campus und eine damit einhergehende Verzahnung mit angrenzenden Stadtbereichen, die Integration von Wissenschaft und ihren Einrichtungen in die Stadtgesellschaft sowie die regionale Verflechtung von Wissenschaft und Wirtschaft mit Fokus auf forschungsintensive Cluster. Erkennbar wird dabei, dass wesentliche Ergebnisse der Bürgerbeteiligung in dieser Konzeption aufgenommen worden sind – etwa bei Zielstellungen wie der stärkeren Integration der Wissenschaft in städtische Angebote und Prozesse, der Verbesserung des Images als Wissenschafts-, Kultur- und Wirtschaftsstandort oder dem Erhalt und der Profilierung identitätsstiftender Wissenschaftseinrchtungen. (Ebd.: 94ff.).

Im Hinblick auf die Bedeutung wissenschaftlicher Einrichtungen für die Stadt ist auch die historische Darstellung der Siedlungsentwicklung und Stadtkultur Halles bemerkenswert, die dem ISEK 2016 vorangestellt wird. Für die Zeit seit 1990 fokussiert diese – neben der Beschreibung des drastischen Wandels nach der

[38] vgl. oben 3.1.1. Strukturen >> Stadträumliche Verdichtung: Der Weinberg Campus

[39] vgl. unten 3.1.2. Prozesse >> Halle als Medienstadt? – Das Multimediazentrum

[40] vgl. unten 3.1.2. Prozesse >> Kreativort Designhaus

Friedlichen Revolution – nahezu ausschließlich auf wissenschaftsbezogene Entwicklungen. Hervorhoben werden die Erschließung des Technologie- und Wissenschaftsparks weinberg campus, die Revitalisierung des Universitätsplatzes, die Sanierung der Franckeschen Stiftungen oder die Neubauten des Geistes- und Sozialwissenschaftlichen Zentrums (Steintor-Campus). Darüber hinaus werden die positiven Effekte der Studierendenzahlzunahme für die kulturelle, wirtschaftliche und soziodemografische Entwicklung Halles hervorgehoben. (Ebd.: 42)

Entsprechen diese programmatisch gezeichneten Bilder auch der Selbstwahrnehmung Halles durch seine Bürger? Ein solches Bild zeichnet das ISEK 2025, wenn es behauptet, dass die Wissenschaft „für das Selbstverständnis der Einwohnerinnen und Einwohner … von herausragender Bedeutung“ sei (ebd.: 25). Die Verankerung des städtischen Images lässt sich anhand der regelmäßigen Bürgerbefragungen prüfen. Diese werden seit den 90er Jahren im Auftrag der Stadt durch das MLU-Institut für Soziologie durchgeführt, das damit zugleich eine zentrale Leistung für die Stadt erbringt.[41]

Es beeindruckt zunächst, dass fast 90 Prozent der Halleschen Bürger/innen der die Aussage völlig oder zumindest eher zutreffend finden, dass Halle eine bedeutende Hochschulstadt sei. Einen ähnlich hohen Zustimmungsgrad – drei Viertel der Befragten – findet die Aussage, dass Halle eine Stadt der Kunst und Kultur sei. (Harm/Jaeck 2013: 49f.) Insofern lässt sich konstatieren: Das in Imagekampagnen vermittelte Bild der Stadt findet durchaus ein starkes Echo in der Wahrnehmung der Bürger. Im Detail:

- Die positive Bewertung der Bedeutung Halles als Hochschulstandort und Kulturstadt ist schon seit den früheren Bürgerumfragen stabil bzw. in den vergangenen Jahren stärker geworden: 2005 stimmten 80 Prozent der Einschätzung zu, Halle sei ein bedeutender Hochschulstandort; 67 Prozent teilten diese Meinung im Hinblick auf die Rolle als Kulturstadt. Im Jahr 2007 galt dies bereits für 86 bzw. 76 Prozent der Stadtbevölkerung. Auch die Bewertung der städtischen Zukunftsaussichten fällt zunehmend positiver aus: Schätzten diese 2005 noch 25 Prozent als gut ein, so waren es 2007 bereits 30,5 Prozent. (Petermann/Täfler 2006: 51; Petermann 2008: 55)

- Diese Tendenz hat sich in den letzten Jahren weiter verstärkt. So gründet sich das Image der Stadt aus Bürgersicht vor allem auf Wissenschaft, Kunst und Kultur (Harm/Jaeck 2013: 49f.). 88 Prozent der Befragten stimmten der Beschreibung Halles als bedeutende Wissenschafts- und Hochschulstadt zu – gut die Hälfte der Halleschen Bürger empfanden diese Bewertung als völlig, gut jeder vierte als eher zutreffend. Immerhin 74 Prozent sahen dies für die Rolle Halles als „Stadt der Kultur und Künste“ so. Zugleich ist der Anteil derer, die Halle positive Zukunftschancen attestieren, im Vergleich zu 2009 um 6 Prozentpunkte von 29,5 auf 35,8 Prozent gestiegen (Harm et al. 2010: 8; Harm/Jaeck 2013: 10).

[41] Anfangs jährlich, wird die Erhebung seit 1995 alle zwei Jahre durchgeführt. Ziel der Bürgerumfrage ist es, dass die Stadt Halle für ihre Arbeit wichtige Informationen zu kommunalen Fragen, wichtigen städtischen Veränderungen und der Zufriedenheit der Halleschen Bürger/innen erhält (http://www2.soziologie.uni-halle.de/publikationen/graureiher.html, 26.4.2016).

Vermutet werden kann, dass sich die steigende Anerkennung der Stadt als Wissenschafts- und Kulturstandort auch der verstärkten Präsenz der Hochschulen und Kultureinrichtungen in der Öffentlichkeit verdankt (etwa Lange Nacht der Wissenschaft). Dagegen scheinen die Bürger zu einer konträren Einschätzung zu gelangen, was die daraus resultierenden Entwicklungspotenziale für Halle betrifft. Zwar erblicken mehr als drei Viertel der Bürger/innen in ihrer Stadt einen mehr oder weniger bedeutenden Hochschul-, Kunst- und Kulturstandort. Zugleich aber sehen gerade mal 38 Prozent als attraktiven Standort für neue Unternehmen; lediglich jeder zehnte Befragte stimmt dieser Aussage völlig zu. Ebenso tendiert nur eine ähnlich geringe Zahl dazu, der Stadt gute Zukunftsaussichten zu attestieren oder in ihrer Bevölkerung leistungs- und erfolgsorientierte Menschen zu sehen. (Ebd.)

Wettbewerb „Stadt der Wissenschaft“ und Jahr der Wissenschaft 2012

Im Jahre 2005 veranstaltete der Stifterband für die Deutsche Wissenschaft erstmalig den Wettbewerb „Stadt der Wissenschaft“. Dessen Ziel war, die Transformation der teilnehmenden Städte von Wissenschafts*standorten* zu Wissenschafts*städten* zu motivieren. Dabei sollte es Aufgabe der Stadtpolitik werden, die lokale Vernetzung der Wissenschaft mit anderen gesellschaftlichen Teilsystemen − allen voran der Wirtschaft – entlang einer klaren Strategie zu fördern und zu institutionalisieren.

Halle bemühte sich, nachdem ein Anlauf im ersten Wettbewerbsjahr 2005 erfolglos geblieben war, 2011 erneut um den Titel.[42] Oberbürgermeisterin Dagmar Szabados gab an, „dass die Ernennung der Leopoldina zur Nationalen Akademie der Wissenschaften im Jahr 2008 den Anstoß gegeben habe, es noch einmal mit einer Bewerbung zu versuchen“ (Stadt Halle 2011a: 2). Dafür wurde im Jahre 2010 ein Lenkungsausschuss gegründet, dem neben der Stadt die Leopoldina, die Martin-Luther-Universität, die Kunsthochschule Burg Giebichenstein, die Franckeschen Stiftungen, der Verein Pro Halle, der Weinberg Campus e.V. und das Stadtmarketing angehörten. Neben dem Lenkungsausschuss wurden mit dem „Fachforum Politik“ auch die Vertreter des Stadtrates in die Erarbeitung der Bewerbung einbezogen (Halle 2011a: 9).

Überdies setzte die Stadt auf eine aktive Bürgerbeteiligung, die auch nach dem Gewinn dauerhaft für den Bereich der wissensbasierten Stadtentwicklung institutionalisiert werden sollte. Die breite Partizipation diente dabei nicht nur dazu, die städtische Gesellschaft für den Themenbereich zu sensibilisieren, sondern sollte eine wesentliche Differenz zu den konkurrierenden Bewerbungen darstellen. Bereits im Vorfeld der Bewerbung initiierte die Stadt daher den Wettbewerb „Was erwarte ich von einer Stadt der Wissenschaft?“. Die Bürger Halles konnten per Mail oder Postkarte in einen extra auf dem Markt installierten

[42] Halle rechnete sich auch aufgrund eines vermuteten impliziten Ost-West-Proporzes gute Chancen auf den Sieg aus, da nun – nach den Siegen von zwei westdeutschen Städten – wieder eine ostdeutsche Stadt gewinnen müsse. Interview Petra Sachse, 24.10.2014

Briefkasten Anregungen und konkrete Vorschläge einwerfen. Insgesamt gingen 50 Projektideen für die Gestaltung des Bewerbungskonzeptes ein. (Ebd.: 6)

In der eingereichten Bewerbung wurde schließlich – durchaus in Übereinstimmung mit vielen anderen Bewerberstädten – ein städtisches Leitbild entworfen, das langfristige Projekte, zahlreiche bestehende Einzelinitiativen und neue Vorhaben und Strukturen bündelt. Diesem Leitbild sollte – verstärkt durch ein begleitendes Rahmenprogramm und einen Wissenschaftssommer – besondere Aufmerksamkeit und langfristige Wirksamkeit verliehen werden. Betonte wurde dabei, dass die Bewerbung mit dem kommunalen „Strategiedialog 2025" korrespondiere.

Kern des Bewerbungskonzepts „Halle bewegt" war die systematische Vernetzung von Stadt, Wissenschaft und Wirtschaft mit Halles kreativen Potenzialen entlang zentraler Handlungsfelder der Stadtentwicklung. Als Priorität der wissensbasierten Stadtentwicklung wurden dabei die Umkehrung des anhaltenden Bevölkerungsverlustes sowie die Stärkung Halles als Unternehmensstandort definiert. Die Wettbewerbsteilnahme sollte für die Händelstadt einen großen Mobilisierungsschub auf ihrem Weg zur „Bürgerstadt des Wissens" darstellen, genauer: Nach dem Wettbewerbsgewinn gelte es 2012, „Wege zu erproben, wie sich die wissenschaftlichen und kreativen Kompetenzen der Stadt wirksam bündeln und in der Bürgergesellschaft breit und nachhaltig verankern lassen".

Definiert wurden zwei zentrale Säulen der Bewerbung: „Stadt für Wissenschaft" und „Wissenschaft für Stadt" mit jeweils drei Schwerpunktthemen. Bezüglich der Frage, was die Stadt für Wissenschaftler und Wissenschaft tun kann, lauteten diese: „Forum für Wissenschaft und Kultur", „Eine Stadt der Generationen entsteht" und „Bildung für alle". Umgekehrt waren hinsichtlich der Wirkungen, die Wissenschaft in und für Halle haben könne, die Schwerpunkte „Wirtschaftliche Effekte der Wissenschaft erkennen und stärken", „Kreative Milieus fördern" und „Ansehen der Stadt der Wissenschaft und Bildung stärken" als zental identifiziert worden. Die Schwerpunktsetzungen wurden mit 13 Einzelvorhaben verknüpft. Diese sollte durch ein „ein attraktives Jahresprogramm für Fachpublikum und breite Öffentlichkeit über alle Generationen hinweg" erfahrbar gemacht werden, als dessen Höhepunkt der erwähnte Wissenschaftssommer konzipiert wurde. (Stadt Halle 2011)

Halle musste sich jedoch Lübeck geschlagen geben. Zugleich verhielt sich die Stadt so wie auch andere nicht erfolgreiche Bewerberstädte: Es wurde nicht nur die Niederlage mit Enttäuschung zur Kenntnis genommen, sondern zugleich die weitgehende Umsetzung der skizzierten Projekte trotz ausbleibender Vollförderung annonciert. So verkündete etwa Halles Wirtschaftsbeigeordneter Wolfram Neumann, dass dank der Bewerbung nicht nur „tolle Strukturen" entstanden seien, sondern zwei Drittel der Projekte „auf jeden Fall umgesetzt" würden: „2012 wird für uns trotzdem das Jahr der Wissenschaft" („Aus für Halle" 2011).

Allerdings ließ sich dann im „Wissenschaftsjahr" 2012 kaum ein kohärentes Projekt zu erkennen. Umgesetzt wurden vornehmlich Vorhaben, die auch ohne die Teilnahme am Wettbewerb realisiert worden wären (vgl. für das Programm: Stadt Halle 2011b). Die Stadt formulierte dies in einem knappen Resümee so: „Dabei wurde das Rad gar nicht neu erfunden, denn einige Veranstaltungen gab

es nicht erst seit dem Jahr 2012. Aber mit dem Label ‚Jahr der Wissenschaft' wurden sie mehr in den Fokus der Öffentlichkeit gerückt." Die ergänzend genannten einmaligen Veranstaltungen – Eröffnung des neuen Hauptgebäudes der Leopoldina oder 20jähriges Jubiläum des Fraunhofer Instituts für Werkstoffmechanik – verdankten sich nicht dem Wissenschaftsjahr.[43]

Auch blieben diese und andere Events, etwa die Aufführung eines Oratoriums zur Nebraer Himmelsscheibe, in der medialen Wahrnehmung ohne Bezug zum „Jahr der Wissenschaften in Halle" (vgl. etwa Halle Spektrum 2013a; Buch 2012). Selbst im der universitären Berichterstattung spielte das Wissenschaftsjahr nur ein untergeordnete Beideutung. So wird bspw. im Jahresmagazin der MLU (2012) lediglich zweimal darauf Bezug darauf genommen: einmal im Vorwort des Rektors, der die „Lange Nacht der Wissenschaften" als Höhepunkt des Wissenschaftsjahres würdigt (ebd.: 3), sowie in der Chronik, welche mit der Eröffnung der Straßenbahn-„Techniklinie 5" am 30. März des Jahres auch die offizielle Eröffnung des Wissenschaftsjahres verzeichnet (ebd.: 8).

Dass das Wissenschaftsjahr wenig Kohärenz aufwies, dürfte nicht allein der verständlichen Demotivation durch die Niederlage geschuldet gewesen sein.[44] Ebenso haben wohl auch die städtischen Querelen, die mit der 2012 anstehenden Oberbürgermeisterwahl einhergingen, einen Großteil der politischen Energien gebunden. Der Wahlkampf des bisherigen Beigeordneten für Sicherheit, Gesundheit und Sport der Stadt Halle, Bernd Wiegand, seine Wahl zum Oberbürgermeister sowie die Amtsübergabe durch die scheidende Oberbürgermeisterin waren durch intensive Auseinandersetzungen geprägt, die das Jahr 2012 überschatteten. Konflikte entstanden zudem zwischen dem neuen Oberbürgermeister und der Stadtverwaltung, als ersterer unmittelbar nach seiner Wahl größere personelle und strukturelle Änderungen innerhalb der Verwaltung in Angriff nahm.[45]

Dass ein angekündigtes Projekt von der ankündigenden Stadtverwaltung anschließend negativ bewertet wird, ist eine große Ausnahme. Entsprechend fällt auch die städtische Einschätzung des Wissenschaftsjahres positiv aus: Trotz ihres Nichterfolgs sei die „Bewerbung ein voller Erfolg" gewesen. Den Bürgern Halles habe die Vielfalt und Potenziale der Bildungs- und Forschungseinrichtungen deutlich gemacht werden können. Ebenso seien Partnernetzwerke im Rahmen der Bewerbung entstanden, die allen Beteiligten zeigen, „welche Kräfte bei einer engen Zusammenarbeit von Stadt und Wissenschaft freigesetzt werden könnten".[46]

Immerhin waren seit dem Ende des Wissenschaftsjahres zwei bemerkenswerte Veränderungen zu beobachten: Bis zu diesem Zeitpunkt verfügte Halle noch

---

[43] http://www.halle.de/de/Wirtschaft-Wissenschaft/Wissenschaftsjahr (4.9.2014)

[44] „Auch wenn alle bei der Bewerbung gesagt haben, wir machen trotz des zweiten Platzes weiter, macht dann doch keiner weiter, weil eine Enttäuschung da ist." (Interview Petra Sachse, 24.10.2014)

[45] Diese – an Nebenschauplätzen reiche – Konfliktgeschichte lässt sich etwa unter http://hallespektrum.de/tag/bernd-wiegand/ nachvollziehen. Siehe exemplarisch für die Auseinandersetzung um die Verwaltungsreform Halle Spektrum (2013b).

[46] Interview Petra Sachse, 24.10.2014

nicht über eine vertraglich abgesicherte Zusammenarbeit zwischen Stadt und den Hochschulen, ebenso fehlte ein spezifischer Ansprechpartner für die Wissenschaft auf Seiten der Stadt. Letzterer entstand im Dezember 2012 in Gestalt eines Fachbereichs Wissenschaft in der Stadtverwaltung (Halle Spektrum 2013). Der Fachbereich wurde im Zuge der Streichung einer Beigeordnetenstelle und damit der Position des Wirtschaftsdezernenten im April 2015 in das neugeschaffene Dienstleitungszentrum Wirtschaft und Wissenschaft eingegliedert. Dieses Dienstleistungszentrum ist direkt dem Oberbürgermeister zugeordnet und bewahrt den innovativen Aspekt des Fachbereichs, nämlich die Schaffung eines gesonderten Ansprechpartners für die Wissenschaft. Eine Rahmenkooperationsvereinbarung zwischen der Universität und Stadt wurde im Februar 2013 unter starker Beteiligung des neugeschaffenen Fachbereichs geschlossen (Stadt Halle/MLU 2013).

Die Schaffung des Fachbereiches war auch Resultat der Wahl des neuen Oberbürgermeisters, der erhebliche personelle und strukturelle Änderungen in der Stadtverwaltung initiierte. Ebenso wie die Fachbereich-Wissenschaft-Gründung wurde die Kooperationsvereinbarung nicht zuletzt durch „die Erfahrungen aus der Bewerbung um den Titel ‚Stadt der Wissenschaft'" angestoßen (ebd.). Erwähnenswert ist zudem, dass die im Rahmen der Bewerbung Anfang 2011 geschaltete Homepage „wissenschaft-in-halle.de" heute noch besteht. Deren Pflege sowie die Generierung von Inhalten stellt eine zentrale Aufgabe des Fachbereichs Wissenschaft dar, die die Seite übernommen und relauncht hat.

Aus städtischer Sicht ließen sich die Effekte der Bewerbung um den Titel der „Stadt der Wissenschaft" und das folgende Wissenschaftsjahr so resümieren:

> „Die Bewerbung hat vor allem das Thema Wissenschaft bzw. Wissenschaftsstandort Halle in das öffentliche Bewusstsein gerückt. Es haben sich Netzwerke gebildet, die es vor der Bewerbung nicht gab. Das Interessante wird jetzt sein, diese Netzwerke am Leben zu erhalten und die Initiativen, die angeschoben wurden, jetzt umzusetzen." (Sachse 2013: 25)

Halle bewarb sich dann auch für die beiden Nachfolgeinitiativen der „Stadt der Wissenschaft", den Wettbewerb „Bildungscluster" und die „Science Scorecard", beide gleichfalls vom Stifterverband ausgelobt. Beim Wettbewerb „Bildungscluster" verschob sich der Schwerpunkt von einem eher holistischen Ansatz der Stadtentwicklung zu einem fokussierten Programm der Fachkräftesicherung in strukturschwachen Regionen. Ziel war es nun, „Regionen abseits der großen Ballungszentren zusammenzuschmieden. Gerade dort braucht man guten Nachwuchs, den man nur hält oder anzieht, wenn man etwas zu bieten hat" (Sonnabend 2013). Entstehen sollten dafür regionale Allianzen, an denen mindestens eine Hochschule, eine Kommune und ein arbeitsmarktnaher Akteur aktiv beteiligt sind. Wie bereits bei der „Stadt der Wissenschaft" wurden die Wettbewerbsgewinner mit 250.000 Euro gefördert. Allerdings kamen diesmal vier Gewinner in den Genuss der Förderung, die für zwei Jahre ausgeschüttet wurde (2013–2015). (Stifterverband 2013)

Halle bewarb sich gemeinsam mit Leipzig und dem Landkreis Nordsachsen. Beteiligte Akteure waren neben den antragstellenden Kommunen (mit dem Regionalforum Leipzig als politischem Partner) das Netzwerk Logistik Leipzig-Halle,

das Wirtschaftscluster Energie & Umwelt, die Gesellschaft für Organisations- und Regionalentwicklung (ZAROF) sowie die Universität Leipzig und die Hochschule für Technik, Wirtschaft und Kultur Leipzig. Mit dem Konzept einer „Bildungs- und Fachkräfteallianz für die Wissensregion Leipzig – Halle“ konnte bei 80 Bewerbern der Einzug in das Finale erreicht werden. Allerdings gelang es dann in dieser Runde der letzten elf Teilnehmer nicht, sich für eine Förderung empfehlen.

Für die bildungspolitischen und arbeitsmarktnahen Akteure der Region Leipzig-Halle stellten der wachsende Fachkräftebedarf, die stark sinkenden Absolventenzahlen der Bildungseinrichtungen und nach wie vor bestehenden Abwanderungstendenzen einen limitierenden Faktor der Wirtschaftsentwicklung dar. Um diesen Herausforderungen zu begegnen, gelte es, so die Bewerbung, dreierlei zu unternehmen: die regionalen Bildungs- und Arbeitsmärkte entlang der gesamten Bildungskette stärker zu verzahnen, über einen regionalen Ansatz die Potenziale des urbanen und ländlichen Raums für einander zu erschließen und die Bedarfe in der Region in ihren branchenübergreifenden Ansätzen entsprechend der Clusterstrategie weiter zu entwickeln.

Die vom Cluster vorgesehenen Maßnahmen konzentrierten sich vor allem auf den Sektor der Informations- und Kommunikationstechnologien. Sie umfassten die Entwicklung einer virtuellen Bildungsmall für die Region, Maßnahmen zur Bindung von Fach- und Nachwuchskräften an Unternehmen der Region sowie eine bessere Verzahnung von regionaler Arbeits- und Bildungswelt. Dabei sollte die Universität Leipzig die Kopplung von Unternehmen und Studierenden im IKT-Bereich übernehmen sowie Existenzgründungen fördern. Die ZAROF sollte eine Bestandsanalyse vornehmen und Konzepte zur Entwicklung des Stadt-Land-Verhältnisses entwickeln, um eine Strategiebildung zur Entwicklung des ländlichen Raumes zu ermöglichen. Zudem sollten Qualifikationsangebote und -nachfrage durch eine Internetplattform transparent gemacht werden. Das Konzept, das vor allem von der Leipziger Seite vorangetrieben wurde, bleibt in seinen Zielsetzungen wie auch hinsichtlich der anvisierten Zusammenarbeit von Leipzig und Halle recht schwammig.[47]

Erfolgreich war hingegen die Beteiligung an der „Science Scorecard“ des Stifterverbandes 2014–2015. Dabei handelte es sich jedoch nicht um einen Wettbewerb. Vielmehr sollte in den dreizehn daran teilnehmenden Städten jeweils ein differenziertes Regionalprofil anhand quantitativer und qualitativer Daten erstellt werden, um Potenziale und Erfolge einer wissenschaftsorientierten Stadt- und Regionalentwicklung vor Ort zu erfassen. Betrachtet werden sollten dabei etwa strategische Ansätze, Transferaktivitäten, regionale Netzwerke oder die regionale Sichtbarkeit der Wissenschaft.[48] Auf Grundlage dieser Daten könnten – so zumindest der Anspruch der „Science Scorecard“ – dann transparenter und gezielter Entwicklungspfade für Standorte identifiziert werden. Auf dieser Basis ließen sich wiederum Strategie- und Investitionsentscheidungen für eine wissensbasierte Regionalentwicklung treffen. Zugleich könnten so die getrof-

[47] Präsentation der Bildungs- und Fachkräfteallianz für die Wissensregion Leipzig – Halle unter http://www.stifterverband.de/bildungsinitiative/bildungscluster/leipzig.pdf (15.7.2016)

[48] https://wissen-messen-regionen-gestalten.de/about (21.7.2016)

fenen Entscheidungen besser kommuniziert und weiterentwickelt werden.[49] Die Erstellung der Regionalprofile sowie der dazu gehörigen Detailanalysen und Handlungsempfehlungen erfolgte jeweils in Kooperation von Stifterverband mit örtlichen Vertretern aus Verwaltung, Wirtschaft und Wissenschaft der Städte.

So geschah dies auch in der Region Halle und Saalekreis. Die Benchmarkstudie zu Innovation und Wissenschaft wurde von den Mitgliedern der „Regionalen Allianz Mitteldeutschland" – einem von Univations angeführten Verbund von Stakeholdern in der Region Halle – in Auftrag gegeben.[50] Am Projekt „Science Scorecard für die Region Halle" beteiligten sich auch die Stadt und die Martin-Luther-Universität und fungierten gemeinsam als führende Partner des Projektkonsortiums. Dieses umfasste u.a. den Saalekreis, die IHK, die Hochschule Merseburg und den weinberg campus e.V. (Stadt Halle/MLU 2015: 4). Stadt und MLU waren auch finanziell beteiligt.[51]

Auf eine öffentliche Präsentation der endgültigen Ergebnisse wurde verzichtet.[52] Halle steht damit keineswegs allein dar: Von den Städten, die am Projekt „Science Scorecard" teilgenommen haben, hat nur Bochum die Ergebnisse der Studie publiziert (Staemmler/Tiefenbacher 2015).[53] Auf Nachfrage wird die Datei aber zur Verfügung gestellt (Staemmler/Tiefenbacher 2015a).

Halle als Medienstadt? – Das Multimediazentrum[54]

Die Suche nach neuen wirtschaftlichen Standbeinen wurde in Halle neben der vermehrten Ausrichtung und Aufstellung als „Stadt der Wissenschaft" maßgeblich durch den Versuch bestimmt, sich als Medienstandort zu profilieren (Stadt Halle 2006). Daran schließen ebenso Bemühungen an, Kultur- und Kreativwirtschaft zu entwickeln.[55] Das Thema setzt wesentlich darauf, Impulse aus den Hochschulen aufzunehmen sowie Potenziale der AbsolventInnen von Universität und Kunsthochschule zu nutzen.

Dem strukturellen Wandel, den Halle nach 1990 durch den Wegfall wesentlicher Industrien zu bewältigen hatte, versuchte die Stadtverwaltung in Zusammenarbeit mit der Landesregierung frühzeitig u.a. dadurch zu begegnen, dass sie verstärkt auf die zukunftsträchtige Branche der Medienwirtschaft setzte. Dabei waren die Grundvoraussetzungen nicht die besten, da die Stadt in ihrer Geschichte noch nie Medienstandort gewesen ist. Rosenfeld und Hornych (2010: 377) listen einige schwierige Ausgangsbedingungen für die Etablierung eines breiten Medienwirtschaftsfeldes auf:

---

[49] vgl. https://www.stifterverband.org/science-scorecard (17.7.2016)

[50] http://www.innovationalliance.eu/de/regionale-allianz-mitteldeutschland/ (20.7.2016)

[51] Interview *Petra Sachse*, 24.10.2014

[52] Erste Ergebnisse waren in einem kleineren Kreis präsentiert worden, vgl. http://www.innovationalliance.eu/de/regionale-allianz-mitteldeutschland/ (20.7.2016).

[53] schriftl. Mittlg. *Ulrike Tiefenbacher*, Wissenschaftliche Referentin beim Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft, 16.8.2016

[54] Autor: **Steffen Zierold**

[55] dazu unten „Kultur- und Kreativwirtschaft: Erwartungen und Erfahrungen"

- Anzahl und Größe der ansässigen Werbeagenturen lägen weit unter dem bundesdeutschen Durchschnitt.
- Verglichen mit anderen Medienregionen sei die im Ballungsraum Halle und Sachsen-Anhalt erreichbare Zielgruppe gering. Für diejenigen Unternehmen, die auf einen hohen Konsumentenanteil angewiesen sind, seien die (damals) rund 2,5 Millionen Einwohner Sachsen-Anhalts relativ wenig.
- Ebenso ein eher negatives Vorzeichen für die Medienstadt-Genese sei die dünne Vertretung großer Firmenzentralen, was den Bedarf an Promotions- und Werbeproduktionen niedrig hält.
- Für die Medienbranche von zentraler Bedeutung und einer breiten Aufstellung in dem Bereich zuträglich wäre die Generierung von Nachrichten und Inhalten, die medial verarbeitet und verbreitet werden können. Auch hier könne Halle aufgrund der nur in geringem Umfang stattfinden Großveranstaltungen und politischen Ereignisse mit überregionalem Medieninteresse nicht mit Zentren wie München, Köln oder Berlin mithalten.

Ungeachtet der nicht optimalen Ausgangsvoraussetzungen hatten sich Stadt und Land ab dem Ende der 1990er Jahre der Etablierung Halles als Medienstadt gewidmet. Ankerpunkte der Medienwirtschaft sind der Mitteldeutsche Rundfunk (MDR), der den überwiegenden Teil seiner Hörfunkproduktion in Halle hat, und das Mitteldeutsche Multimediazentrum (MMZ), das sich auf die Ansiedlung verschiedenster Unternehmen im Bereich der audiovisuellen Medienlandschaft spezialisieren soll (vgl. Wiener/Lukanow 2005: 50).

Die ersten Überlegungen zum Bau des MMZ stammten von 1998. 2005 bezogen erste Firmen sowie das Institut für Medien- und Kommunikationswissenschaften der Martin-Luther-Universität in das neue Domizil. In unmittelbarer Nähe zur halleschen Salineinsel befindet sich das MMZ in Nachbarschaft zum Funkhaus des MDR und ist direkt an der Saale gelegen. In westlicher Richtung befindet sich Halle-Neustadt. Trotz der geringen Entfernung zum Stadtzentrum zeichnet sich die Lage durch einen peripheren Charakter aus. Dies begründet sich beispielsweise durch „erhebliche städtebauliche Mängel und deutliche funktionale Defizite“ des Stadtquartiers (Urbact 2011: 4), die trotz erheblicher Aufwertungs- und Sanierungsarbeiten nach wie vor bestehen. Als Gebiet zwischen der westlichen Innenstadt und der östlichen Neustadt ist es durch eher wenig Publikumsverkehr gekennzeichnet. Mit dem Neubau des Finanzamtes an der sog. „Spitze“, welcher im Januar 2016 bezogen wurde, verbindet der Oberbürgermeister die Hoffnung einer Belebung des Areals (Stadt Halle 2014: 2). Eine Nutzungsmischung besteht dadurch, dass es sich gleichermaßen um ein Wohn- und Arbeitsquartier handelt, in dem auch Konsum- und Dienstleistungsangebote bestehen.

Neben MDR und MMZ sollte auch die 1998 gegründete Mitteldeutsche Medienförderung (MDM) ihren Teil zur Genese der Medienwirtschaft in Sachsen-Anhalt beisteuern. Das wirkte sich am Standort Halle auch durchaus signifikant aus:

Waren in den Jahren von 1990–1998 in der Saalestadt lediglich 13 Start-Up-Unternehmen im Medienbereich gegründet worden, stieg diese Zahl von 1999–2004 auf 31 an. Insgesamt wurde rund die Hälfte der ansässigen Medienunter-

nehmen nach 1999 ins Handelsregister eingetragen (Rosenfeld/Hornych 2010: 378).[56] Nach Erhebungen der Medienstudie Halle wurden 55 Prozent der in 2005 bestehenden Unternehmen zwischen 2000 und 2005 gegründet (Wiener/Lukanow 2005: 13).

- 2003 waren 1.900 Beschäftige im halleschen Mediensektor zu verzeichnen (ohne freie Mitarbeiter). Das entspricht einem Anteil an der arbeitenden Gesamtbevölkerung von zwei Prozent und damit dem bundesdeutschen Durchschnitt. Nach 2003 kam es zu einem Rückgang auf 1.536 Beschäftigte bis zum Jahr 2007.[57]

- Die Entwicklung der Medienbranche unterliegt größeren Trends: Bundesweit befinden sich die Medien (Verlage/Film/Musik) in einer schwierigen Phase. Die Zahl der Erwerbstätigen und Unternehmen geht zurück, der Umsatz schrumpft. Die wirtschaftliche Entwicklung Sachsen-Anhalts hat sich nach einer Stagnation dieser negativen Bundesentwicklung angeschlossen (Söndermann 2015: 16). Die Zahl der Unternehmen und Selbstständigen im Bereich Medien sank in Sachsen-Anhalt zwischen 2009 und 2011 von 171 auf 149 ab und stagnierte bis 2013 dann auf diesem Niveau. Im gleichen Zeitraum sank die Zahl der in Medienunternehmen tätigen sozialversicherungspflichtigen Beschäftigten von 1.748 auf 1.439 und die Zahl der Erwerbstätigen von 1.919 auf 1.588 ab (ebd.: 44).

- Die bundesweiten Trends schlagen sich auch in den Entwicklungen in Halle nieder. Hier gibt es innerhalb der Medienbranche sehr unterschiedliche Tendenzen: Während die Unternehmenszahl zwischen 2005 und 2010 im Bereich Pressewirtschaft um 44 Prozent, im Bereich der Musikwirtschaft sogar um 50 Prozent wuchs, sank sie im Bereich der Filmwirtschaft um den gleichen Wert. Der Buchmarkt stagnierte in diesem Zeitraum. (Ritschel et al. 2012: 36) Die Entwicklung des Umsatzes tendiert – mit Ausnahme der stagnierenden Presse – in eine ähnliche Richtung: Während der Umstatz im Bereich der Musikwirtschaft um 39 Prozent zunahm, sank er im Filmbereich um 54 Prozent (ebd.: 39). Insgesamt wurde aber 2010 in Halle ein Drittel des Umsatzes der sachsen-anhaltischen Musik- und Filmwirtschaft erwirtschaftet (ebd.: 40).

- Halles Medien-, Kultur- und Kreativwirtschaft verfügt über eine Unternehmensanzahl, deren Anteil an der Gesamtwirtschaft oberhalb des Landesdurchschnitts liegt, sich mit Leipzig messen kann und auf der Höhe des Bundesdurchschnitts rangiert. Der erwirtschafte Umsatz, absolut wie anteilig an der Gesamtwirtschaft, ist dagegen vergleichsweise gering. Die Medien-, Kultur- und Kreativwirtschaft Leipzigs und Magdeburgs weisen deutlich höhere Umsatzanteile

[56] aktuellere Zahlen nicht verfügbar

[57] Grundlage dieser Angaben ist eine eher enger gefasste Definition der Medienwirtschaft („media industry"). Eine einheitliche Fassung der zur Medienwirtschaft zählenden Berufe gibt es nicht. Zudem ist die statistische Abgrenzung durch Branchenzuordnungen erschwert. So werden in Deutschland einige Bereiche der Medienwirtschaft als Teil der Computer-Industrie angesehen; umgekehrt werden eher unwesentliche Branchen zur Medienwirtschaft gezählt. Dementsprechend fallen auch Datenerhebungen und -bewertungen für Halle je nach gewählter Definition von Medienwirtschaft unterschiedlich aus. Häufig geht die Medienwirtschaft in der Kultur- und Kreativwirtschaft auf bzw. wird nicht gesondert ausgewiesen. (Vgl. auch Ritsche et al. 2012: 20f.)

an der Gesamtwirtschaft auf als die Saalestadt. Halles Umsatzanteile der Medien- und Kreativbranchen an der Gesamtwirtschaft kommen nicht über den Landesdurchschnitt hinaus und liegen unterhalb des Bundesdurchschnitts. Entsprechend lässt sich eine geringe Arbeitseffektivität vermuten. (Ebd.: 43)

Auf zwei Probleme der Branchenstruktur wird in diesem Zusammenhang hingewiesen: Zum einen sei es ambivalent, dass der Markt einer hohen Dynamik unterliege. Diese sei u.a. durch Schließungen und rasche Unternehmensneugründungen gekennzeichnet: Viele Firmen existierten nicht länger als ein Jahr (Wiener/Lukanow 2005: 12-13). Zum anderen sei das Finanzvolumen der meisten Unternehmen verhältnismäßig gering. Über 80 Prozent würden einen Jahresumsatz von unter einer Million Euro erwirtschaften; drei Viertel der 70 Unternehmen beschäftigten weniger als zehn Mitarbeiter (Rosenfeld/Hornych 2010: 378).

Nach den Gründen der festgestellten Stagnation suchend, beschäftigen sich Rosenfeld/Hornych mit möglichen Ursachen, die auch die Frage nach der politischen Planbarkeit medienwirtschaftlicher Entwicklungen aufgreifen. Herausgestellt werden fünf Wirkungsbereiche, welche die Stagnation in Teilen bedingen:

- Erstens werden die Auswirkungen der Subventionspolitik beleuchtet. So habe die MDM zu kurzfristig steigenden Ansiedlungen dadurch geführt, dass die zu verteilenden Subventionen (jährlich 12,5 Millionen Euro) auf relativ wenige Bewerber gestoßen sind. Diese günstige Situation habe Unternehmen „angelockt“, die aber meist nur ihren Nebensitz in Halle eingerichtet hätten, was zu eher geringen Effekten für die Standortentwicklung geführt habe. Mit zunehmender Konkurrenz (um Subventionen) sei der Ansiedlungsanreiz gesunken. (Ebd.: 378-379) Der medienwirtschaftlichen Entwicklung förderlich sei die Ansiedlung der MDR-Hörfunkzentrale in Halle. Beschäftigt sind dort um die 250 Mitarbeiter und zahlreiche Freelancer.

- Neben den direkten ökonomischen und arbeitsmarktpolitischen Effekten bewirkt zum einen die Präsenz der öffentlichen Anstalten private Ansiedlungen, die von positiven Abstrahlungseffekten wie Fachkräftepräsenz profitieren können. Zum anderen kann der MDR als Einkäufer von Medienprodukten von Zulieferfirmen auftreten. Dies sei aber aufgrund der überwiegend hauseigenen Produktionen der Rundfunkanstalten eher gering, so dass der Standort Halle hiervon kaum profitieren kann. Neben der unbestreitbar enormen Wichtigkeit des MDR für Halle und der umfangreichen medienwirtschaftlichen Produktion existieren durch die relative Geschlossenheit des „Systems MDR“ nur geringe Anknüpfungspunkte für externe Unternehmen – ein Faktor für die Entwicklungsstagnation. (Ebd.: 378-379)

- Als dritter Einflussbereich kann die Präsenz verschiedener Einrichtungen und Institutionen im Mediensektor gezählt werden. Neben verschiedenen Bachelor- und Masterstudiengängen an der Martin-Luther-Universität und der Hochschule für Kunst und Design – Burg Giebichenstein haben sich Einrichtungen wie Werkleitz–Zentrum für Medienkunst oder die International Academy of Media and Arts niedergelassen. Im nahe gelegenen Merseburg kann zudem „Angewandte Medien- und Kulturwissenschaft“ (B.A.) studiert werden. Insgesamt kann die Region Halle damit auf eine beachtliche Zahl an medienrelevan-

ten Einrichtungen blicken, die für Kooperation und Innovationen besonders wichtig sind und für Fachkräfte und Diskurs sorgen. Allerdings ist der Umfang entsprechender Angebote – und damit kommen wir auf den beschränkenden Aspekt zurück – bei weitem nicht mit den etablierten Medienzentren (München, Köln, Berlin) vergleichbar. (Vgl. ebd.: 380)

- Zum vierten Faktor zählt das MMZ selbst. Dessen Idee folgte dem Ansatz, einen zentralen Sitz der Medienwirtschaft in Halle zu schaffen, der in Nachbarschaft zum MDR zu vermehrten Netzwerkaktivitäten und daraus entstehenden Synergieeffekten führen sollte. Das MMZ sollte zur Schnittstelle zwischen Lehre, Forschung und der Medienwirtschaft werden und damit die für die Kultur- und Kreativwirtschaft im allgemeinen wesentliche Faktoren des Wissenstransfers und der Innovationsgenerierung sichern. Gleichzeitig wurde Raum für Start-Up-Unternehmen geschaffen, die auch von außerhalb angezogen werden sollten. Nach Rosenfeld und Hornych sind die Vorstellungen, was die Vernetzung (zwischen Medienwirtschaft und Universität sowie der Firmen untereinander) und Beförderung junger Unternehmensgründer angeht, nicht in erwartetem Maße eingetroffen. Die hohe Auslastung des MMZ erschwere Ansiedlungen von außerhalb Halles. Die meisten der Mieter seien bereits am Markt etabliert und daher keine Existenzgründer. Anstatt neu zu gründen, hätten viele Unternehmer lediglich den Firmensitz geändert. (Ebd.: 380)

- Vernetzung und der damit verbundene kommunikative Austausch – Voraussetzung für Identitäts- und Szenebildung – ist nach Ansicht der von den Autoren interviewten Vertreter der halleschen Medienwirtschaft in der Stadt einerseits unkompliziert möglich, andererseits jedoch unterausgebildet. Förderlich für Networking-Aktivitäten sei die (mittlere) Größe der Stadt. „Jeder kenne jeden“, Kontakthürden zu Verwaltung und anderen Unternehmern seien gering. Dennoch sei die Vernetzung noch nicht weit voran geschritten. Dies liege maßgeblich an dem geringen diesbezüglichen Interesse der größten medienwirtschaftlichen Institutionen des MDR und der Mitteldeutschen Zeitung (MZ). Insgesamt hätten Versuche der Kontaktförderung (realisiert z.B. durch Versammlungen und Kongresse) nur geringe Effekte erzielt (Rosenfeld 2008; Rosenfeld/Hornych 2010: 380-381). So sei auch die Außenwahrnehmung der Stadt als Medienstadt äußerst gering (Rosenfeld/Hornych 2010: 381). Die nach innen gerichtete Identifikation und Identitätsbildung erfolgt demnach bislang nur schwach.

Die Autoren schließen mit der Feststellung, dass es, obwohl die Faktoren zu Beginn nicht für die Etablierung Halles als Standort der Medienwirtschaft sprachen, gelang, entsprechende Branchen erstarken zu lassen. Allerdings zeige sich ein beschränkter Einfluss der politisch-administrativen Ebene. Dies offenbare sich in den geschilderten Problemlagen geringer Vernetzung und Synergieeffekte, der inzwischen stagnierenden Entwicklung der Beschäftigungszahlen und der Tatsache geringer überregionaler Bekanntheit. Ein Großteil des erwirtschafteten Umsatzes werde in der Region erzielt, und hier seien die Wachstumspotenziale aufgrund der verhältnismäßig kleinen und derzeit sogar schrumpfenden Zielgruppe gering. Letztlich scheitere die weitere Entwicklung am Fehlen eines ökonomischen Ballungsraumes, der aber seitens Politik und Verwaltung nicht plan- und realisierbar ist. (Vgl. ebd.: 381)

Das MMZ ist als Technologie- und Gründerzentrum (TGZ) konzipiert. Als solches soll es Existenzgründern und jungen Unternehmen den Start in die Selbstständigkeit erleichtern. Zur Förderung zählen niedrige Kaltmieten, die zentrale Bereitstellung der (technischen) Infrastruktur und die Organisation von branchenrelevanten Veranstaltungen. Neben diesen ‚harten' Bedingungen soll die Einrichtung vor allem weiche Faktoren wie Synergieeffekte und Netzwerkbildung ermöglichen.

Übersicht 18: Mitteldeutsches Multimediazentrum (MMZ) Halle (Saale)



Das, was der Medienwirtschaft mit dem MMZ geboten werden soll, entspricht im wesentlichen dem, was 2011 die damalige stellvertretende Leiterin der Wirtschaftsförderung als jene Aspekte identifizierte, an denen es in Halle als Standort für Kreativunternehmer gegenwärtig mangelt:[58] (Miet-)Raum, der den Anforderungen der Branche entspricht, erleichterter Marktzugang, einfache Vernetzungsmöglichkeiten sowie die professionelle Vermittlungs- und Beratungsfunktion, realisiert durch die Geschäftsführung des MMZ.[59] Über die Grenzen Halles hinaus bietet die Investitionsbank Sachsen-Anhalt Mittelstands- und

[58] Interview Dr. *Petra Sachse*, stellv. Leiterin der Wirtschaftsförderung Halle und Leiterin des Teams Technologie, Innovation, IT und Medien, 26.5.2011

[59] Interview *Christoph Bernstiel*, Leiter Kommunikation bzw. Öffentlichkeitsarbeit MMZ, 31.5. 2011

Gründerdarlehen an, die direkt auf die Medienbranche zielen und neue Unternehmer anziehen bzw. vorhandene unterstützen sollen.[60]

Einen Ansatz zur Förderung der medienwirtschaftlichen Ansiedlungen sieht die hallesche Wirtschaftsförderung in der Quartiersaufwertung. Federführend hat sie am URBACT-Projekt „REDIS“[61] in Halle mitgewirkt, welches sich mit der Entstehung eines Medien- und Kreativquartieres im Gebiet des MDR/MMZ beschäftigte (Urbact 2011: 7). Mit diesem Projekt sollten förderliche Bedingungen für die Kreativwirtschaft geschaffen werden, die dem strukturellen Wandel der Wirtschaft Rechnung tragen und damit die Wirtschaftskraft der Stadt positiv beeinflussen (Winden 2010; Urbact 2011).

Im definierten innerstädtischen Gebiet sollten die gesteckten Ziele – von der Entwicklung eines Kreativquartiers zur weiteren Genese der Kreativwirtschaft in Halle – realisiert werden. Die Zielstellung nahm sozial-räumliche ebenso wie städtebauliche Aspekte in den Blick, die zusammen die urbanen Qualitäten stärken sollten. Zudem fand sich das Thema des Raumbedarfs der Kultur- und Kreativwirtschaft, wie es von der Wirtschaftsförderung für die ganze Stadt benannt wurde, wieder.

In einer Attraktivitätssteigerung wurde die Chance der Entwicklung eines Quartiers mit kreativem Charakter gesehen, welches Anziehungspunkt für neue Unternehmen der Kreativwirtschaft sein soll. Gleichwohl konnte die Gebietsaufwertung als Baustein zur Erreichung des übergeordneten Ziels „Medienstadt Halle“ verstanden werden. Ein lebendiges Quartier mit Aufenthaltsqualitäten kann die Vernetzung der kreativen Akteure untereinander beleben, ein positives Geschäftsklima schaffen und den Stadtbewohnern ihre Stadt als Ort der Kreativen und Medien näher bringen – so können identifikatorische Anknüpfungspunkte entstehen. Diese können nachgelagert zu einem positiven Image im Sinne des „Place-Branding“ führen.

„Das Umfeld“ ist Teil des sogenannten Kreativquartiers, welches im Rahmen des REDIS-Projekts definiert wurde, und betrifft damit das Gebiet, in dem sich das MMZ (Mansfelder Straße 56) und die MDR Hörfunkzentrale (Gerberstraße 2) befinden (Übersicht 19). Zunächst wurde nur ein relativ begrenztes Areal abgesteckt, welches im Projektverlauf jedoch nach und nach erweitert wurde.

Die hallesche Wirtschaftsförderung war bestrebt, Planungs- und Förderungsprozesse zusammen mit den betreffenden Akteuren, also im Sinne von Co-Governance,[62] zu gestalten. Man suchte die Nähe zu den Kreativen, um diese zu unterstützen, jedoch auch, um einen Nutzen für die Stadt daraus zu ziehen.

---

[60] Förderungen: „IB Promi“ (http://www.ib-sachsen-anhalt.de/firmenkunden/gruenden/ib-promi.html, 21.3.2016); „Sachsen-Anhalt IMPULS MEDIEN“ (http://www.ib-sachsen-anhalt.de/firmenkunden/gruenden/sachsen-anhalt-impuls-medien.html, 21.3.2016)

[61] REDIS (Restructuring Districts Into Science Quarters) war ein Austauschprojekt von acht Städten, das unter dem Dach des Europäischen Programms für nachhaltige Stadtentwicklung (URBACT) stattfand. In der URBACT-Kategorie „Innovation und Kreativität“ beschäftigte sich REDIS mit Stadtquartieren und deren Entwicklungspotenzialen (vgl. Urbact 2011: 23; van Winden 2010: 2).

[62] Das Begriffsverständnis von Governance bezieht sich hier (und bei der weiteren Verwendung) auf Lange et al. (2009: 328f.), die eine reine Steuerbarkeit kultur- und kreativwirtschaft-

Herausgestellt werden kann, dass REDIS das Thema der Kultur- und Kreativwirtschaft unter Beteiligung aller Akteursebenen behandelt hat. Von einer Konzep-

Übersicht 19: REDIS-Quartier Halle (Saale)



REDIS-Gebiet Ergänzende Bereiche

Quelle: Urbact (2011: 4)

licher Entwicklungen von außen für wenig realistisch halten. Es sei paradox, ohne Kenntnisse, die aus der Innensicht gespeist werden, steuernd eingreifen zu wollen. Zu einem hohen Maße sei die Kultur- und Kreativwirtschaft fähig, sich selbst zu steuern (Self-Governance). Unter Co-Governance verstehen die AutorInnen den Bedarf ergänzender Einflussnahme. Diese Steuerungsform entsteht maßgeblich durch Kooperation mit anderen bezüglich spezifischer Interessen. Die kommunikative Verständigung geht dabei über rein formelle oder marktbasierte Verfahren hinaus. Seitens etablierter politischer, wirtschaftlicher und kultureller Bereiche müsse sich ein neues Selbstverständnis für die Förderung der Kreativwirtschaft entwickeln.

tion, die rein auf administrativer Ebene von „oben“ erarbeitet wurde (hierarchische Governance), kann nicht die Rede sein. Neben der Stadt Halle mit Wirtschaftsförderung und Stadtplanungsamt sowie anderen Stellen wurden Firmen der Kultur- und Kreativwirtschaft, Vertreter der Universität und Kunsthochschule sowie zahlreiche private Bildungs- bzw. Beratungseinrichtungen involviert. Mit neuen Ideen und Maßnahmen zur Unterstützung der Kreativität in Halle wolle man als städtischer Akteur nicht „kreativer sein als die Kreativen“. Man verstehe sich als Dienstleister, und dies werde angenommen.[63]

Gefragt nach der allgemeinen Zufriedenheit mit der Standortwahl im MMZ, gaben im Medienkompass 2011 42 bzw. 46 Prozent der MMZ-Mieter an, „sehr zufrieden“ oder „zufrieden“ zu sein. Trotz dieser hohen Zufriedenheitsquote wurde in den offenen Antworten eine Reihe von empfundenden Mängeln benannt: hohe Nebenkosten, die zum Teil existenzbedrohend wirkten, mangelnde Investitionsakquise und Informationsleistungen zu Fördermittelprogrammen sowie Mängel der Außendarstellung des MMZ (MMZ 2011: 28-33).

Daneben fehlt es dem Quartier an Frequentierung, da es eher als Durchfahrtsgebiet auf dem Weg nach Neustadt oder in die Innenstadt fungiert. Die sich ergebende geringe soziale Dichte steht in einer Wechselwirkung mit der niedrigen institutionellen Dichte: Am Salzgrafenplatz und im Umfeld des MMZ sowie der Mansfelder- und der Ankerstraße (REDIS-Kerngebiet) gibt es nur wenig Handel und vereinzelte Dienstleistungen in Geschäftsfeldern, die entsprechend wenig zu öffentlicher Belebung beitragen.

Die Zufriedenheit mit dem Standort Halle fiel im Medienkompass 2011 nur mäßig aus. Zwar sind 52 Prozent der Befragten Firmen „zufrieden“ mit dem Standort, doch ist niemand „sehr zufrieden“, und 44 Prozent sind „eher unzufrieden“. Ein Unternehmen gibt an, „sehr unzufrieden“ zu sein. Unzufriedenheit entstehe demnach aus mangelnder Unterstützung der Stadt. Es gebe keine Lobby der Medienwirtschaft in Halle, und die Stadt fördere die regionalen Firmen kaum durch die Vergabe von Aufträgen. Die Unterstützung innovativer Projekte und die Selbstvermarktung der Stadt als Medienstandort müssten als ausbaufähig angesehen werden. Bemängelt wird, dass der Kultursektor Halles durch das Stadtmarketing teilweise zu einseitig betont werde; der Medienstandort Halle spiele eine zu geringe Rolle. Langfristig verhindere dies die Identifikation der Medienschaffenden mit der Stadt. (Vgl. MMZ 2011: 26)

Erste Firmen bezogen 2005 das MMZ. Dies markierte einen Punkt, an dem dynamische Entwicklungen ermöglicht, erwartet und erhofft wurden. 2007 zogen die Medien- und Kommunikationswissenschaftler der MLU in das Gründerzentrum ein. Damit begann eine Phase, in der die Tragfähigkeit der Medienstadtkonzeption erprobt wurde. Was lässt sich rückblickend zur Genese sagen?

- Die lokale Kultur- und Kreativwirtschaft im allgemeinen und die Medienwirtschaft im besonderen haben sich seit 2005 bzw. 2007 positiv entwickelt.[64] Halle kann sowohl im Vergleich zum Land als auch zum Bund überdurchschnittliche Werte bei der Unternehmensanzahl bzw. deren Anteil an allen Unterneh-

[63] Interview Petra Sachse, 26.5.2011

[64] für eine nach Teilbranchen aufgeschlüsselte Betrachtung vgl. Ritzschel (2012: 79f., 149ff.)

men verzeichnen. Auch im direkten Vergleich zur Landeshauptstadt Magdeburg weist Halle deutlich höhere Unternehmenszahlen auf. Ähnlich stellt sich die Situation bezogen auf die sozialversicherungspflichtig Beschäftigten dar. (Vgl. Ritschel et al. 2012: 6f., 34ff.; Söndermann 2015: 6f., 19f.)

- Der Umsatz der halleschen Kultur- und Kreativwirtschaft liegt auf Bundesiveau und ist beinahe doppelt so hoch wie der Landesdurchschnitt Sachsen-Anhalts. Allerdings fällt die Saalestadt bei den Umsätzen deutlich hinter Magdeburg zurück, wo diese wiederum doppelt so hoch sind. (Vgl. ebd.)

- Andere positive Entwicklungen stellen die gestiegende Standortzufriedenheit (Ritschel 2012: 6, 58f.), der deutliche Zuwachs bei der Zahl der Filmproduktionen, die (unter anderem) in Halle gedreht werden (DLZWW 2015), sowie die aktive Unterstützung der Branche durch das Dienstleistungszentrum Wirtschaft und Wissenschaft der Stadt dar.

- Einerseits werden Vernetzungsoptionen bzw. bestehende Netzwerke – auch bedingt durch die überschaubare Branchen- und Stadtgröße – positiv bewertet. Anderseits wird Verbesserungspotenzial gesehen. Dieses bestehe hinsichtlich der Vernetzung der Kreativwirtschaft mit anderen Wirtschaftsbereichen einerseits und der Universität anderseits. Wünschenswert seien zudem Vernetzungsplattformen und Netzwerke zur Unterstützung von Existenzgründungen. An wen diese Wünsche konkret adressiert werden, bleibt offen. Generell sei hinsichtlich der Vernetzungsansprüche bzw. -wünsche zwischen eher wachstumsorientierten und eher sicherungsorientierten Unternehmen zu differenzieren. Die wachstumsorientierten Unternehmen würden von vertikalen Netzwerken profitieren, weil sie durch den Kontakt mit anderen Branchen potentielle Kundengruppen erschließen könnten. Horizontale, brancheninterne Vernetzungen seien wegen der Wettbewerbssituation bedingt sinnvoll. Sicherungsorientierte Unternehmen profitierten dagegen von horizontalen Netzwerken, da sie kreativen Input beförderten und gemeinsame Projekte ermöglichten. (Ritschel et al. 2012: 67f., 78, 158)

- Als zu bearbeitende Felder wurden in der Zufriedenheitsbefragung von 2012 auch die Außenkommunikation des positiven Selbstimages der Stadt, Sichtbarkeit von Initiativen/Verbänden, die Unterstützung bei Akquise, Verfügbarkeit an Räumen, Unterstützungsstrukturen zur Personalgewinnung und -entwicklung sowie eine spezifischere Beratung und Förderung genannt. (Ritschel et al. 2012: 77f., 92, 98, 157, 172)

- Ein „kreatives Quartier“, welches durch sozial-räumliche und städetbauliche Entwicklungen gefördert werden sollte, ist nicht zu erkennen. Zwar wurden in den vergangen fünf Jahren umfassende bauliche Aufwertungen des Quartiers vorgenommen – am prägendsten ist die Bebauung der sog. Spitze am Hallmarkt mit Finanzamt sowie Hotel- und Kongresskomplex.[65] Doch ein kreatives Milieu oder ein sog. Schwarmeffekt im Umfeld, d.h. außerhalb des MMZ ist nicht zu beobachten.

[65] Letzterer befindet sich derzeit im Bau, Fertigstellung geplant für 2017.

Insgesamt lässt sich die Entwicklung Halles als Medienstadtort als eine konsolidierte mit moderater Wachstumsdynamik beschreiben: Stete positive Entwicklung bei den meisten Kennzahlen, ohne dass neue Meilensteine gesetzt werden konnten. In dieser Hinsicht ist es bei der MDR-Hörfunkzentrale und dem MMZ geblieben. Neue entwicklungsdynamisierende Promotoren konnten bislang nicht installiert werden. Zwischenzeitlich sah sich der Medienstandort sogar der Herausforderung gegenüber, den Status Quo zu erhalten. So war im Zuge von den Hochschulen auferlegter Einsparungen zwischen der MLU und dem Landeswissenschaftsministerium 2013 vereinbart worden, das Department für Medien- und Kommunikation zu schließen.[66] Derzeit sind keine Planungen bekannt, die Medienstadt Halle bzw. das betreffende Quartier um den MDR bzw. das MMZ konzeptionell weiterzuentwickeln.

Kreativort Designhaus[67]

Ein weiterer Ort in Halle, an dem Angehörige der Kultur- und Kreativwirtschaft konzentriert angesiedelt sind, ist das „Designhaus“, welches 2010 seine offizielle Eröffnung feierte. Die Einrichtung versteht sich als Existenzgründerzentrum für Unternehmer des kreativen Sektors. Auf dem Design-Campus der Burg Giebichenstein Kunsthochschule Halle gelegen, soll das Haus Schnittstelle zwischen Wirtschaft und Hochschule sein. Besonderes Augenmerk liegt darauf, jungen Existenzgründern beim Schritt in die Selbstständigkeit unterstützend zur Seite zu stehen.

So bietet das Designhaus die Möglichkeit betriebswirtschaftlicher und juristischer Beratung, und die Vernetzung soll erleichtert werden. Diese Ausrichtung wird dadurch unterstrichen, dass die Räumlichkeiten zu sehr günstigen, weit unter Marktpreis angesiedelten Mieten zu beziehen sind. Im Gegenzug ist die Maximalmietdauer auf fünf Jahre begrenzt. Seit 2011 besteht im Designhaus das zweite hallesche Co-Working-Studio, welches temporär (wöchentlich bis monatlich) anmietbare Arbeitsplätze zur Verfügung stellt.

Geleitet durch das Transferzentrum der Kunsthochschule, ist das Designhaus eine Institution der Burg Giebichenstein. Diese war für die Planung und Umsetzung der Einrichtung zuständig.[68] Entsprechend ist die Ausgangslage im Vergleich zum oben dargestellten MMZ, das in Kooperation der Stadt Halle und des Landes Sachsen-Anhalt konzipiert und realisiert worden ist, eine andere. Ob-

---

[66] Die Entwurfsfassung der Hochschulstrukturplanung des Landes Sachsen-Anhalt (Fassung vom 27.3.2014) schlug eine Schließung des Departments für Medien- und Kommunikation der MLU vor (Personalrat MLU 2014: 1). In der verabschiedeten Fassung vom 20.1.2015 ist davon nicht mehr die Rede. Die mit der ursprünglichen Schließung verfolgten Sparbemühungen lassen sich aber auch im beschlossen Papier bzw. der darauf basierenden Zielvereinbarung zwischen Land und MLU (ZV MLU MWW 2015) erkennen. So soll für die nächsten Zielvereinbarungen über die medienwissenschaftlichen Studienangebote und Forschungsschwerpunkte beraten werden (vgl. Dieterich 2015; Eichler 2015; Gauselmann 2015). Nach einer strukturellen Anpassung ist das Department für Medien- und Kommunikationswissenschaften nun nicht mehr zusammen mit den Sportwissenschaften organisiert, sondern Bestandteil des neu entstandenen Instituts für Musik, Medien- und Sprechwissenschaften.

[67] Autor: **Steffen Zierold**

[68] Interview *Doris Sossenheimer*, Leiterin des Designhauses, 20.6.2011

wohl nicht direkt versucht wird, ein Label „Designstadt Halle“ zu vermarkten, wird der Standort als mindestens landesweites Zentrum der Designwirtschaft gesehen. Die Branche macht in Sachsen-Anhalt einen erheblichen Anteil am Umsatz der Kultur- und Kreativwirtschaft aus.[69] Allerdings ist das Designhaus nicht auf die Designwirtschaft beschränkt, sondern beherbergt auch Vertreter anderer Branchen der Kultur- und Kreativwirtschaft.

Übersicht 20: Das Designhaus



Es handelt sich bei dem Campus um ein von Kulturschaffenden und Kreativen stark frequentiertes Gelände, das in geografischer Nähe zum Naherholungsgebiet der Peißnitz-Insel auch Aufenthaltsqualitäten für Nicht-Hochschulangehörige bietet. Für Unternehmer des Designhauses bestehen Vernetzungsmöglichkeiten mit Hochschulangehörigen aus Lehre, Forschung und Entwicklung sowie den angehenden Burg-Absolventen. Im unmittelbaren Umfeld des Design-Campus befindet sich zudem die Kunststiftung Sachsen-Anhalt, die 2011 ihr Domizil im Neuwerk 11 offiziell eröffnet hatte. Damit sind zusätzliche Möglichkeiten für Synergieeffekte und Austausch geschaffen worden.

Abseits der Regie der Stadt Halle definiert sich das Designhaus als Förderinstitution für Existenzgründungen.[70] Das Konzept ist – abgesehen vom Fokus auf Designwirtschaft und affine Bereiche – dem des MMZ ähnlich. Für den Einzug be-

[69] IMG Investitions- und Marketinggesellschaft Sachsen-Anhalt mbH, http://www.kreativ-sachsen-anhalt.de/Kreativitaet-als-Erfolgsformel.45.0.html (29.5.2011)

[70] Interview Doris Sossenheimer, 20.6.2011

darf es einer Bewerbung, über die intern entschieden wird. Demzufolge ist es nicht möglich, sich ohne weiteres einzumieten. Feste Vorgaben für bestimmte Branchenverteilungen im Designhaus gibt es allerdings nicht. Hauptsächlich sind Absolventen der Kunsthochschule vertreten, doch werden auch Unternehmer von außerhalb aufgenommen. Ziel der Institution ist es, den jungen Start-up-Firmen subventionierten Raum zur Verfügung zu stellen, der in sehr enger Verbindung zur Hochschule steht. Geboten werden soll ein direkter Anschluss an das Hochschulnetzwerk, Beratungswissen, technische Ausstattung und Expertenwissen.[71]

Während die Förderung der Kultur- und Kreativwirtschaft durch die städtischen Vertreter immer auch Stadtentwicklungs- und Wirtschaftsaspekte im Sinne einer übergeordneten Strategie mitdenkt, beschränken sich die intendierten Ansätze im Falle des Designhauses vor allem auf die Unterstützung der eigenen Studenten oder Absolventen und die Stellung der Hochschule. Gleichwohl tangieren viele der Aufgaben und Maßnahmen der Einrichtung Ziele, die auch die Stadtebene berühren. So werden Räume angeboten und damit einem Mangel entgegen gewirkt, der generell für die Kreativwirtschaft in Halle ausgemacht wurde.

Zum Angebot zählt weiter, dass die Ressourcen der Hochschule genutzt werden können. Ein wesentlicher Aspekt ist, dass alle Hochschulwerkstätten für die Mieter kostenlos (bzw. im Mietpreis inbegriffen) zur Verfügung stehen, denn teure Werkstätten anzumieten sei eine schwere finanzielle Zusatzbelastung. Geschätzt werde zudem die vglw. zentrale Lage des Hauses.[72]

Unter den Jungunternehmern des Designhauses bestehe ein dichtes Netz: Die Existenzgründer könnten das während des Studiums an der Burg Giebichenstein aufgebaute Netzwerk adaptieren, wenn sie sich für den Verbleib im Umfeld der Hochschule entscheiden. Dies könne als Standortvorteil für die Einrichtung gelten. Die Beziehungsebene sei dabei nicht auf geschäftliche Zusammenarbeit beschränkt. Häufig koche man zusammen und helfe sich gegenseitig bei offenen Fragen und Problemen. Auch die Schnittstelle zu Lehre und FuE der Hochschule funktioniere. Jederzeit könne man sich an Professoren wenden.[73]

Aus den Schilderungen in unseren Interviews lässt sich schließen, dass es sich um Interaktionsstrukturen mit vielen Überschneidungspunkten und Knoten handelt. Die Vernetzung zwischen den Kreativen im Designhaus ist wesentlich dichter als zwischen den Medienschaffenden im MMZ. Erkennen lässt sich, dass die Beziehungen einen persönlichen bis freundschaftlichen Charakter haben. Dafür, dass die Vergemeinschaftungsformen im Designhaus als Szene (Lange 2007) oder kreatives Milieu (Frey 2009; Metzger 2008) beschreiben werden können, lassen sich einige Anhaltspunkte ausmachen:[74]

---

[71] ebd.

[72] Interview *Matthias Hiller*, selbstständiger Diplom-Designer im Designhaus Halle, 1.6.2011

[73] ebd.

[74] Die Autoren sind sich darin einig, dass die Existenz eines Milieus Sets geteilter Einstellungen und Lebensstile bedürfe, die innerhalb der vernetzten Gruppe (mit-)kommuniziert werden. Im Vergleich zu Szenen nehmen diese bei Milieus eine größere Rolle ein und bieten Sanktionsmöglichkeiten.

- Beobachtbar ist ein Miteinander, das einerseits durch die räumliche Nähe und andererseits durch ähnliche Vorstellungen des Arbeitens und des freundlich-gemeinschaftlichen bis freundschaftlichen Umgangs gefördert wird. Erfahrungen und Wissen werden aufgrund der Nähe der Geschäftsfelder und Arbeitsabläufe ausgetauscht.

- Die in vielen Fällen geteilte Vergangenheit durch das gemeinsame Studium an der Burg Giebichenstein bildet die Basis für geteilte Wissensbereiche und thematische Anknüpfungspunkte. Der Umstand, sich mit Kenntnis der Rahmenbedingungen bewusst für die Ansiedlung im Designhaus entschieden zu haben, lässt gewisse Rückschlüsse auf persönliche Vorstellungen der Arbeitsorganisation und Tagesabläufe zu, die als Merkmale sich überschneidender Lebensstile heran gezogen werden können.

- Die Wir-Ressourcen spielen eine starke Rolle und sind an die Hochschule gebunden. Der Campus mit seinen sozial-räumlichen Bedingungen kann als wesentliche Ortsressource erfasst werden.[75] Beide Formen stehen in Wechselwirkung mit den Ich-Ressourcen.

- Damit lassen sich Kennzeichen verwandter sozialer Praktiken (Metzger 2008) und ähnlicher wissensbasierter Handlungsfelder sowie geteilter Wissenskultur (Lange 2007) ausmachen, die für das Bestehen eines kreativen Milieus sprechen.

Das „Designhaus“ befindet sich auf dem Design-Campus der Burg Giebichenstein. Anders als beim REDIS-Gebiet, in dem das MMZ liegt, sind dessen Grenzen klar auszumachen. Trotz der Einbindung in die Stadtstruktur kommt dem Areal als Campus eine Sonderstellung zu, was die Struktur und Funktionen betrifft:

- Es handelt sich um einen geschützten Raum, dessen Thema und Funktion durch den Betrieb der Hochschule einerseits und das Unternehmertum der Kultur- und Kreativwirtschaft im „Designhaus“ andererseits kommuniziert wird. Mit dem Campus steht den Kulturschaffenden und Kreativen ein (geschützter) Raum zur Verfügung, der sich durch eine gewisse soziale Homogenität sowie hohe Kontaktdichte auszeichnet und dadurch urbane Produktivität fördert (vgl. Siebel 2008: 277-282). Für den Campus trifft zu, was Siebel (ebd.: 278) die „Dethematisierung von Differenz“ nennt, die der kulturellen Produktivität einer (kreativen) Stadt zuträglich ist.

- Das Umfeld des Designhauses – der Campus incl. in direkter Nachbarschaft angesiedelte Einrichtungen – hält urbane Qualitäten bereit, ohne dass es als urbanes Stadtquartier gelten kann: Auf engem Gebiet bestehen (1) viele Interaktionsangebote mit Akteuren ähnlicher Wissensfelder und -kulturen (Kontaktdichte). Trotz eher niedriger baulich-physischer Dichte existiert (2) eine hohe Dichte an spezialisierten Institutionen, deren Funktionen ausschließlich die Bedarfe der ortsansässigen Akteure (Studenten/Unternehmer/Hochschulangehörige) tangieren. Der in gewisser Hinsicht geschützte Raum hält damit (3) die Bedingungen hoher kultureller Produktivität bereit. Denkbar ist aber (4) auch,

[75] vgl. auch nachfolgende Aufzählung

dass Homogenität und Zugangsbeschränkung die Möglichkeit begrenzt, auf Neues, Unerwartetes und Fremdes zu stoßen, was (kreativen) Inputs entgegenwirken kann. Vermuten lässt sich, dass der stete Neuzugang an Studenten und damit Absolventen, die infolge der beschränkten Maximalmietdauer bestehende Mieter-Fluktuation sowie die Vernetzung und Offenheit für Ausgleich sorgen.

Neben der Urbanität sind die Identifikation und das Image weitere Kriterien eines „kreativen Quartiers". Maßgeblich sei die Identifizierung durch die Burg Giebichenstein gegeben. Das Designhaus ist zwar eigenständig organisiert, doch fühle man sich der Burg zugehörig – eine Identifikation, die bereits durch das Studium entstanden sei. Für diejenigen, die von außerhalb in das Haus ziehen, bestehe die Möglichkeit der Identifikation, insofern man sich an der Gemeinschaft beteilige und sich ins Haus einbringe.[76]

Der identifikatorische Bezug zielt direkt auf die Institution der Hochschule, der Campus fungiert als Bezugsort. Anders als beim MMZ ist das Gebiet eindeutig fassbar und kann als Träger von Merkmalzuweisungen in Symbiose mit der Hochschule gedacht werden. Die Stadt Halle nimmt als übergeordnete Identifikationsebene eher eine Randstellung ein. Für die Kommunikation mit Kunden und für die Außendarstellung ist die Adresse der Burg Giebichenstein von Bedeutung. Aus dem positiven Image der Hochschule könne indirekt auch ein wirtschaftlicher Vorteil für die Jungunternehmer entstehen.[77]

Insgesamt: Dem Design-Campus kann eine prägende Stellung als Hot-Spot der kreativen Berufe zugeschrieben werden. Obwohl die Burg Giebichenstein mit der Schaffung des Designhauses nicht direkt das Ziel verfolgt hat, Halle als Stadt der Kultur- und Kreativwirtschaft zu beleben, wurden und werden dadurch entsprechende Entwicklungen gestützt. Der Design-Campus verfügt über klare Grenzen, die sowohl baulich-physisch als auch mental zu erfassen sind. Anders als beim REDIS-Gebiet handelt es sich um ein erfahrbares Gebiet, das durch seine Sonderstellung als Campus einen Nährboden für kulturell-kreative Produktivität bietet. Handelt es sich auch nicht um ein klassisch urbanes Quartier, so hält das Hochschulareal doch einige urbane Qualitäten bereit (Dethematisierung von Differenz, Kontaktdichte, institutionelle Dichte – spezialisiert auf den Nachfrager).

Das Designhaus stellt insofern optimale Bedingungen zur Entwicklung und Förderung der Kultur- und Kreativwirtschaft bereit und spricht somit auch für die administrative Planbarkeit von förderlichen Rahmenbedingungen. Allerdings wird dies nur durch die unmittelbare Verbindung zur Hochschule möglich. Sie hält einen beträchtlichen Pool solcher endogenen Entwicklungen und eigenen Angeboten bereit, die genutzt, fortgesetzt und (gemeinsam) weiterentwickelt werden können.

Zu den förderlichen Faktoren, die durch die Bedingungen im und um das Designhaus bestehen, zählt die interne Vernetzung. Die Beziehung der Akteure ist

[76] Interview Matthias Hiller, 1.6.2011

[77] ebd.; Interview Doris Sossenheimer, 20.6.2011

durch ein Interaktionsgeflecht gekennzeichnet, welches dichter und intensiver ist als jenes im MMZ. Bedingt durch den engen Kontakt, der häufig bereits während des Studiums aufgebaut wurde, sowie gemeinsame Interessen, Ziele und Kooperationen scheint die Grenze zwischen dem, was als administrativ gilt (hierarchische Governance), und dem, was eine eigenständige Entwicklung darstellt (Self-Governance), besonders permeabel. Binnenkontakte sind persönlicher bis freundschaftlicher Natur.

Durch bestehende Zugehörigkeiten (Gruppe), ähnliche Wissenskulturen und den Bezug zum Sozialraum auf dem Campus bestehen Tendenzen in Richtung von Szenebildung (Lange 2007) oder kreativem Milieu (Frey 2009). Abseits etwaiger Planungsabsichten bestehen (Frei-)Räume, die dem Klima der bewussten Nicht-Steuerung nahe zu kommen scheinen (vgl. Lange et al. 2009: 328ff.). Zählt man als letzte Punkte die bestehende Identifikation mit der Hochschule und dem Standort hinzu, werden wesentliche Bedingungen eines „kreativen Quartiers" erfüllt.

Kultur- und Kreativwirtschaft: Erwartungen und Erfahrungen[78]

Die Entwicklung der Kultur- und Kreativwirtschaft (KKW) ist mit hohen Erwartungen verbunden, zum einen hinsichtlich ökonomischer Wertschöpfung, zum anderen im Blick auf Quartiersentwicklungen. Hierbei stellt sich für Kommunen generell die Frage nach der Planbarkeit kreativwirtschaftlicher Entwicklungen: Welche planungs- und förderbezogenen Aktivitäten sollten realisiert werden? Oder sind die Prozesse in der KKW überhaupt durch steuernde Zugriffe beeinflussbar?

Regionale Wirtschaftsstrukturen, die im KKW-Sektor keine nennenswerten Potenziale vorzuweisen haben, gelten mittlerweile hinsichtlich ihrer Fertigungstiefe als unvollständig. Dieses Anliegen weist eine besondere Affinität zu Hochschulen und Wissenschaft auf: Es sollen damit Impulse aus den Hochschulen sowie Potenziale der AbsolventInnen von Universität und Kunsthochschule genutzt werden. Mit den Kreativen und Kulturschaffenden werden Entwicklungschancen verbunden, die neben der Stärkung der Wirtschaft auch kulturelle Dimensionen und Stadtentwicklungsprozesse einbeziehen.

Aus einer Situation heraus, in der die Wirtschaftsförderung nur ungenügende Informationen über die kreativen Branchen und deren spezifische Bedarfe und Probleme in Halle gehabt habe, wurden 2011 gemeinsam mit den Kreativen „vertrauensbildende Maßnahmen" unternommen. Diese sollten eine Beziehungsbasis bilden.[79] Mit dem Ziel einer Kontaktaufnahme und der Informationsgewinnung hatte man zunächst eine „Postkartenaktion" realisiert. Dafür wurden Postkarten ausgelegt, die Akteure der Kreativwirtschaft ansprechen sollten. Erfragt wurden Wünsche und Bedarfe der Kreativen. In einer zweiten Stufe der

[78] Autor: **Steffen Zierold**

[79] Interview Petra Sachse, 26.5.2011

Übersicht 21: Blick auf den Design-Campus der Burg Giebichenstein



Aktion wurden die Print-Karten durch E-Mail-Anfragen erweitert. Zudem konnten Wünsche auch über das Internet geäußert werden.[80]

Im Ergebnis ließen sich zwei Themen herausstellen, die hinsichtlich der Bedarfe eine besondere Relevanz haben und aus denen sich zu realisierende Ziele ableiten lassen. Erstens ist dies das Thema Räume. Demnach gibt es einen Bedarf an Räumen, in denen die Kreativen nach ihren Vorstellungen wirken können. Zweitens fehlt es den Unternehmern der Kreativwirtschaft in Halle häufig an Marktzugängen und Möglichkeiten der Kundenansprache.

Ein weiteres Ziel ist die Imageaufwertung der Stadt Halle. Man wolle den Schwung, den die Kreativen haben, nutzen, um das noch immer schlechte Außenbild der Stadt aufzuwerten. Dazu hat man sich mit den Kreativen, die an der Postkartenaktion teilgenommen bzw. der entsprechenden Auswertungsveranstaltung beigewohnt haben, verständigt. Es herrschte Einigkeit darüber, dass das Thema „kreativ" für den Standort werben soll. Damit bestand ein gemeinsames Ziel, das beide Seiten verfolgen und von dem alle Unternehmen und die Stadt profitieren können.[81]

Werden die oben beschriebenen Etablierungsprozesse des MMZ und des Designhauses zusammen in den Blick genommen, so lassen sich in Halle einige *förderliche Faktoren* für die Kultur- und Kreativwirtschaft identifizieren, die durch auch kommunal mögliche Anreizsetzungen hergestellt werden können:

[80] Stadt Halle, http://www.wirtschaft-halle.de/wunschzettel/index.html (23.8.2011)

[81] Interview Petra Sachse, 26.5.2011

- Dazu gehört die zielgruppengerechte Bereitstellung technischer und sonstiger Infrastruktur.
- Finanzielle Anreize in Form subventionierter Mieten wirken sich positiv auf gezielte Ansiedlungen an einem dafür geschaffenen Ort aus.

Daneben sind aber auch vorhandene Großakteure (wie etwa der MDR) der Ansiedlung einer bestimmten Anzahl und Größe von Unternehmen der KKW zuträglich. Derartige ‚Zugpferde' können zunächst für eine kritische Masse an Unternehmen sorgen, die meist im Bereich der Zulieferung und Dienstleistung agieren.

Die dadurch geförderten Strukturen können je nach Zielsetzung aber auch als *hemmende Faktoren* wirksam werden. Das ist beispielsweise dann der Fall, wenn das System der zusammenarbeitenden KKW-Unternehmer weitestgehend geschlossen und damit für Markteinsteiger unzugänglich ist. Dadurch kann die Bildung von Netzwerken und Kooperationen behindert werden. Für Quartiersentwicklungsbestrebungen kann zudem eine multiple Schwerpunktsetzung der Stadt bei gleichzeitiger finanzieller Ressourcenknappheit als entwicklungshemmender Faktor wirken.

Obwohl harte Standortfaktoren wie Mietvergünstigungen und technische Ausstattungen Ansiedlungen begünstigen, kann nicht von einer unmittelbaren Ursache-Wirkungs-Beziehung gesprochen werden. Denn für langfristige Unternehmensstrukturen und überlebensfähige Existenzgründungen reicht es nicht, durch bauliche Maßnahmen und finanzielle Unterstützung Vorteile bei den harten Standortfaktoren zu schaffen. Hierzu bedarf es zusätzlich weicher Bedingungen, wie sie etwa durch Gründerzentren hervorgebracht werden können: Synergieeffekte und Kooperationen. Bei den KKW-Unternehmern stehen jedenfalls die Themen Netzwerkbildung, Kooperationen und Synergieeffekte auf der Prioritätenliste ganz oben.

Was die Gestaltung derartiger weicher Standortfaktoren angeht, zeigen sich die Einflussmöglichkeiten durch administrative Planung begrenzt und die Grenzen des Realisierbaren schnell erreicht. Soweit von den befragten Unternehmern hinsichtlich Kooperationen, Synergien und der Netzwerkbildung Defizite benannt werden, mündet dies allerdings nicht in Ablehnung der Einflussnahmen von ‚oben' (hierarchische Governance). Vielmehr werden weitere Maßnahmen gefordert, die gemeinsam umzusetzen seien (Co-Governance). Der administrativen Ebene muss es daher gelingen, eine lediglich koordinierende und unterstützende Rolle einzunehmen. Sie darf hier ihre eigene Rollenwahrnehmung nicht überdehnen.

Weitestgehend außerhalb des Einflussbereiches administrativer Ebenen liegen Entwicklungen, die sozialräumliche Aspekte betreffen:

- Es ist nicht auszumachen, dass die (wirtschaftliche) Entwicklung an szenische oder milieuartige Strukturen („Kreatives Milieu") im urbanen Raum gekoppelt sein *muss*. Dennoch *können* derartige Verhältnisse fördernd wirken oder als wesentlicher Bestandteil kultur- und kreativwirtschaftlicher Entwicklungen angesehen werden.

■ Dabei deutet sich an, dass diesbezüglich Unterschiede zwischen den verschiedenen KKW-Branchen bestehen: Dort, wo die Arbeits- und Geschäftsmodelle eher traditionellen Formen entsprechen, Abläufe also zeitlich, personell und örtlich relativ klar gefasst sind, scheint die Ausprägung der sozialräumlichen Tangenten („kreatives Quartier“) kaum eine Rolle für wirtschaftliche Aktivitäten zu spielen. Ein Bezug auf den Ort erfolgt dann nur bedingt.

Doch auch hier erweitern sich die herkömmlichen kultur- und kreativwirtschaftlichen Konzepte in ihrer Thematisierung der Ausbildung von Szene- oder Milieustrukturen als zu stark an die Stadtgattung der Metropole gebunden. Insbesondere die sozialräumlichen Entwicklungen in Richtung eines „kreativen Quartiers“ sind in Metropolen wahrscheinlicher als in Kleineren Großstädten. Insoweit liegt es nahe, zupackendes kommunales Handeln zur Gestaltung förderlicher Kontexte mit realistischen Selbstbildern und Erwartungen zu verbinden. Für kommunale Planungsprozesse wäre daher zu beachten:

(1) An den Bau von Gründerzentren, deren Konzeptionen auf die Bedarfe der KKW ausgerichtet sind, sollten keine *direkten* Erwartungen oder Hoffnungen an eine Quartiersentwicklung gekoppelt werden:

- Erfolgreiche Ansiedlungsprozesse, die mit einem Anstieg kultur- und kreativwirtschaftlicher Unternehmens- und Beschäftigtenzahlen einhergehen, stehen nicht in direktem Zusammenhang mit Quartiersentwicklungsprozessen.
- Sollen Kreative und Kulturschaffende als positiver Einflussfaktor auf Stadtentwicklungsprozesse genutzt werden, ist es geboten, vor der Schaffung baulicher Realitäten in einen Austausch mit der Zielgruppe zu treten. Nur wenn frühzeitig Bedarfe, Erwartungen und Ressourcen abgestimmt werden, können ausbleibende oder unerwünschte Entwicklungen vermieden werden. Wesentlich scheint demnach ein Verfahren zu sein, welches sich am Co-Governance-Modell orientiert und möglichst viele Freiräume für die kreativen Akteure lässt.

(2) Für den Betrieb von Einrichtungen – wie dem MMZ oder dem Designhaus – empfiehlt es sich, den jeweiligen Hausleitungen einen möglichst großen Handlungsspielraum einzuräumen:

- Dies betrifft zeitliche Ressourcen. Die Betreuung und Förderung der Unternehmer bedarf ausreichender Zeit. Beschränken sich die wahrgenommenen Aufgaben aus Zeitmangel auf die Selbstverwaltung u.ä., kann die Kommunikation zwischen Leitung und Mietern, die für das Funktionieren solcher kooperativen Förderinstitutionen unabdingbar erscheint, schnell gestört werden.
- Eine Möglichkeit zur Optimierung kann ein zentraler Ansprechpartner für die Belange der Mieter sein (ähnlich einem Quartiersmanager), der diese dann vermittelnd an die administrative Ebene weiterleitet.
- Die finanzielle Ausstattung der Häuser sollte eine gewisse Flexibilität zulassen. Diese ist Grundlage dafür, die Entscheidungsstrukturen und -prozesse der Hausleitungen in bestimmten Grenzen flexibel zu gestalten (administrative Ressourcen). Tritt man den häufig flexiblen, spontanen und wenig for-

mellen Arbeits- und Organisationsformen der KKW mit verwaltungsrechtlichen, hierarchischen und starren Bestimmungen gegenüber, sind Unstimmigkeiten vorprogrammiert.

Insgesamt können die gewonnenen Ergebnisse – übersetzt in Handlungsmöglichkeiten – wie folgt zusammengefasst werden:

- Für Städte hält die KKW großes Potenzial in wirtschaftlicher und stadtentwicklerischer Hinsicht bereit. Es empfiehlt sich, Entwicklungsziele vor dem Hintergrund der lokalspezifischen Voraussetzungen, den zur Verfügung stehenden Ressourcen und in Abstimmung mit allen (potenziell) betroffenen Akteursgruppen bzw. Anspruchsgruppen zu formulieren. Reichweite und Detailierungsgrad der Ziele sollten je nach Bearbeitungsphase ganz bewusst variieren können – sei es, um am Beginn einer Konzeptionsphase Brain-Stormings unabhängig von späteren Konkretisierungsbedarfen kreativen Lauf lassen zu können oder um in einer fortgeschrittenen Bearbeitungsphase realistische Zielhorizonte von Utopien unterscheiden zu können. So erscheint die Aufnahme grundlegender Leitlinien und Zielhorizonte in Integrierte Stadtentwicklungskonzepte (ISEK) ratsam. Diese können eine detaillierte Projektierung von Einzelvorhaben jedoch nicht ersetzen.

- Die Förderung der KKW kann durch örtlich fokussierte Ansiedlungen unterstützt werden. Die kultur- und kreativwirtschaftlichen Akteure stehen einem steuernden Eingriff administrativer Ebenen prinzipiell offen gegenüber, d.h. es kommt nicht zwangsläufig zur Ablehnung hierarchischer Governance. Für die administrativen Planer ist es geboten, eine koordinierende und unterstützende Rolle einzunehmen. Dies gelingt dann, wenn die KKW-Akteure nicht „beplant", sondern in allen Entwicklungsphasen mit ihnen geplant wird.

- Die Möglichkeiten der kommunalen Einflussnahme auf weiche Standortfaktoren sind begrenzter als bei den harten. Neben der Vermeidung überzogener Erwartungen bei der Entwicklung weicher bzw. sozialräumlicher Standortbedingungen erscheint es wichtig, die Förderung der KKW nicht mit der Schaffung baulich-physischer Realitäten enden zu lassen. Eine aktive Begleitung während der Betriebsphase kann zur Gestaltung weicher Faktoren beitragen. Neben baulichen Maßnahmen und finanzieller Unterstützung kann bspw. ein „Kümmerer" – ähnlich einem Quartiersmanager – zur Förderung einer Kommunikationskultur beitragen und kleinere Probleme (technischer, sozialer, bürokratischer oder rechtlicher Natur) direkt aufgreifen.

- Die Rolle, die sozialräumliche Bedingungen und Vergemeinschaftungen (Szene, Milieu) in Bezug auf den wirtschaftlichen Erfolg der Unternehmer spielen, gestaltet sich je nach Branche unterschiedlich. Für Planungsprozesse empfiehlt es sich daher, die verschiedenen Branchen innerhalb der breiten Definition von Kultur- und Kreativwirtschaft zu differenzieren. Die Bedeutung der Eigenschaften, die in ihrer Gesamtheit ein „kreatives Quartier" beschreiben, scheint abzunehmen, wenn Arbeitsorganisation und Geschäftsmodelle eher traditionell-formellen Mustern entsprechen – Abläufe also zeitlich, personell und örtlich relativ klar gefasst sind und die Unternehmensstruktur eher hierarchisch aufgebaut ist.

Wissenschaft und Bildung im Stadtraum: Pflegebedürftige Beziehungen – Beispiel Franckesche Stiftungen[82]

In Gestalt des Weinbergcampus (Naturwissenschaften) und des Steintor-Campus (Sozial- und Geisteswissenschaften) konnten Stadt und Wissenschaftseinrichtungen in den letzten Jahren sehr erfolgreiche Bauprojekte realisieren. Sie wirken ebenso stadtbildprägend, wie sie funktional Forschung und Lehre erleichtern. Insbesondere der Steintor-Campus war über Jahre hin Gegenstand von allerlei Auseinandersetzungen gewesen, die sich aber letztlich immer produktiv wenden ließen. Mit den Franckeschen Stiftungen gibt es eine dritte und historische Campus-Anlage – auch, aber nicht nur von der Universität genutzt –, an der sich auch zeigen lässt, wie pflegebedürftig die Beziehungen zwischen der Stadt und den ansässigen wissenschaftlichen Einrichtungen sind.

An der Internationalen Bauausstellung Stadtumbau Sachsen-Anhalt (2002-2010) hatte sich, neben 18 anderen Städten, auch Halle beteiligt. Der Ansatz des halleschen IBA-Beitrages war, „entlang der Magistrale eine internationale Diskussion zu dem Thema Doppelstadt anzuregen".[83] Eines der dazu initiierten Projekte berührte Fragen der stadträumlichen Einbindung der Franckeschen Stiftungen. Deren vielfältiger Campus ist in kleine Parzellen unterteilt. Deshalb sollten unter anderem entlang des ‚Roten Weges' „die Freiräume neu gestaltet, miteinander vernetzt und geöffnet" werden, wobei „zwischen verschiedenen Nutzerinteressen, einer Weiterentwicklung der Gartenstrukturen oder fortgesetzter Verdichtung" abzuwiegen sei (Stadt Halle 2009: 19). Das Projekt stieß jedoch schnell auf höchst unterschiedliche Wünsche und Bedürfnisse der Stiftung und ihrer Nachbarn (Heilmeyer 2010: 636).

Zunächst hatte es eine Anfrage der Stadt an die Stiftungen gegeben, ob ein Projekt unter dem Titel Franckesche Gärten mit in der IBA platziert werden könne. Dieses sollte dann gemeinsam mit anderen Projekten die Hochstraße thematisieren. Allerdings, so monierten die Stiftungen, seien sie überhaupt nicht in die *Gesamt*diskussion eingebunden worden.[84]

Aus der Sicht Halles stellte das Areal der Franckeschen Stiftungen „im Stadtgefüge derzeit eine ‚Stadt in der Stadt' dar". Gespräche, die 2006 mit der Stiftung stattfanden, führten zu der Überlegung, dass das Gelände stärker gegenüber dem Umfeld geöffnet werden sollte. Das bedeute „gleichzeitig die Übernahme von mehr Verantwortung für den umliegenden ‚schrumpfenden' Stadtbereich".[85] Die Frage nach Öffnung oder Abschottung wurde auch für das Gelände selbst thematisiert:

> „Ist ein Campus möglich, von dessen Freiraumangeboten viele partizipieren können, oder ist es unumgänglich, dass sich die Nutzer innerhalb des Geländes voneinander abgrenzen? Soll der besondere und einmalige Ort ein Durchgangsort

[82] Mitautor: **Uwe Grelak**

[83] IBA Bewerbung der Stadt Halle, Slg. Bauhaus Dessau, Bestand IBA-Büro, Ordner: Halle, Grundlagen: „Bewerbung", o.S. [Bl. 2]

[84] Interview *Thomas Müller-Bahlke*, Direktor der Franckeschen Stiftungen zu Halle, 19.7.2012

[85] Bericht des Evaluationsgesprächs der IBA-Stadt Halle am 19. Oktober 2006, in: Slg. Bauhaus Dessau, Bestand IBA-Büro, Ordner: Halle, Grundlagen: „Ergebnisse Evaluation", S. 24ff.

sein? Er ist täglicher Anlaufpunkt für zahlreiche Nutzer, für Schüler, Studenten und Gäste. Augenscheinlich dominieren heute viele Zäune die Zwischenräume in der Schulstadt. Durch die Absperrung der Hochstraße wird dieser Eindruck verstärkt. Somit ist der Wunsch nach einer Überwindung der Sperren für viele Hallenser offensichtlich." (Stadt Halle 2009: 17)

Angedacht war, die Zuwegung vom Fußgängertunnel unter der Hochstraße bis zur Philipp-Müller-Straße um das Doppelte zu verbreitern und zu befestigen,[86] verbunden mit Öffnung und Neugestaltung einiger eingezäunter Areale (MLV LSA 2010c: 23). Durch diese angestrebte Öffnung wurde erhofft – da das Image der Stiftungen „grundsätzlich positiv besetzt ist" –, dass deren positive Ausstrahlung synergetisch auf die Umgebung wirke.

Vorschläge der Franckeschen Stiftungen, wie etwa die Gestaltung einer brachliegenden Grünfläche als Begegnungsfeld oder der Umbau des Fußgängertunnels als einer Hinführung zum Areal der Stiftungen, seien unter Berufung auf die Planungshoheit der Stadt nicht berücksichtigt worden. Während der städtischen Planungsphase seien immer einmal wieder Zwischenstände vorgestellt worden, und schließlich musste die Umsetzung mit hohem Zeitdruck erfolgen, da sonst Gelder nicht mehr abgerufen werden könnten. „Da haben wir gesagt", so der Direktor der Franckeschen Stiftungen, „Moment, das ist eine Verkehrung des Verfahrens", denn:

„Wir sind natürlich in der Pflicht, ein Gesamtkonzept für die Franckeschen Stiftungen zu entwickeln, weil wir den besten Überblick darüber haben, über die historische Entwicklung, über die Entwicklung der einzelnen Teile des Ensembles und des Geländes, und deswegen muss eine Teilmaßnahme im Rahmen der IBA auf unser Gesamtkonzept abgestimmt sein und nicht umgekehrt. An dem Punkt begann dann die Kontroverse, weil die Stadt nicht von ihrem Projekt ablassen wollte und gesagt hat, egal, sie wollen diesen Weg jedenfalls so bauen und das mündete sogar in Überlegungen, das Denkmal Franckes vielleicht zu verschieben und und und."[87]

Handlungsdruck sei da gewesen, bestätigt der IBA-Beauftragte der Stadt Halle: „Gelder standen nicht endlos zur Verfügung". Dieser Umstand habe auch die nachfolgenden Diskussionen belastet:

„Ausgelöst durch einen simplen Weg, der für sich genommen in der Tat kein sehr spannendes Projekt ist, und den Versuchen, ein paar Zäune um ein paar Meter zu verschieben. Im Versuch, wegübergreifend Plattenbauvorzonen im Umfeld von einer Schule zu überspielen und halböffentliche, öffentliche Bereiche zu gestalten, und dem Versuch, den Weg attraktiver zu machen durch einen kleinen Platz am August-Hermann-Francke-Denkmal, sind wir in ein Wespennest gestoßen."[88]

Bei den Diskussionen wurde festgestellt, dass es „bei dem Projekt in erster Linie nicht um die bauliche Dimension des Stadtumbaus, sondern den Abbau von

[86] Interview Thomas Müller-Bahlke, 19.7.2012

[87] ebd.

[88] Interview *Friedrich Busmann*, Beigeordneter für Planen und Umwelt der Stadt Halle (Saale) von 1995 bis 2002, von 2007 bis 2010 IBA-Koordinator der Stadt Halle (Saale), 25.7.2012

‚Mauern in den Köpfen'" gehe. Daraus entspann sich eine besonders kontrovers geführte Debatte, für die, so die Einschätzung der Evaluatoren, „schnelle Lösungen" nicht zu erwarten, allerdings „auch nicht sinnvoll" seien:[89]

> „Die öffentliche Diskussion städtischer Planungen zur Aufwertung von Freiräumen zwischen der historischen Schulstadt von August Hermann Francke, anderen Bildungseinrichtungen in ihrem Umfeld und vielgeschossigen Wohnbauten führte rasch zur Frage, ob und wie sich die berühmte, einst sehr abgeschlossene Schulstadt heute als lokaler Kooperationspartner für die benachbarten Bildungseinrichtungen verstehen und öffnen soll. Zugleich erlebte der Dialog zur Zukunft der Hochstraße gerade hier eine Weiterentwicklung. Die Auseinandersetzungen zwischen Bürgerinitiative und Stadtverwaltung konnten versachlicht werden." (Stadt Halle 2009: 3)

Gleichsam als Übungsfeld war beabsichtigt, „ein erstes ‚Begegnungsfeld' am Roten Weg" zu eröffnen. Daneben bestand die Idee, den Fußgängertunnel unter der Hochstraße, der die Stiftungen und die Altstadt verbindet, gestalterisch aufzuwerten.[90] Letzteres wurde versucht, gelang aber nur bedingt (Übersicht 22).

Übersicht 22: Neugestalteter Fußgängertunnel zu den Franckeschen Stiftungen (Zustand 2013)



[89] Bericht des Evaluationsgesprächs der IBA-Stadt Halle am 02. Oktober 2008, in: Slg. Bauhaus Dessau, Bestand IBA-Büro, Ordner: Halle, Grundlagen: „Ergebnisse Evaluation", S. 2

[90] ebd.

Die Frage nach dem Maß der Öffnung wurde seitens des Direktors der Franckeschen Stiftungen schließlich selbst öffentlich geäußert: „Stiftungsdirektor Thomas Müller-Bahlke stellte der IBA die herausfordernden Gegenfrage: ‚Wie stark müssen sich die Franckeschen Stiftungen überhaupt öffnen?'" (Stadt Halle 2009: 17) Die Frage nach Distanz versus Nähe, nach Abgeschlossenheit des Geländes versus völlige Öffnung, so Müller-Bahlke weiter, stelle natürlich ein schwieriges und sensibles Thema dar:

> „Aber wir sind der Meinung, dass die Abgeschlossenheit des Areals durchaus von hoher Bedeutung ist für die Integrität des ganzen Komplexes, ohne sich abschotten zu wollen. Wir wollen uns gegen die Stadt nicht abschließen, und trotzdem wollen wir klar erkennbar bleiben als ein in sich geschlossenes Areal. Da das eine Gratwanderung ist, muss man sehr genau überlegen, was man da an Infrastrukturmaßnahmen macht und was man nicht macht."[91]

Das Gelände, so der städtische IBA-Beauftragte, sei historisch als Stadt vor der Stadt entstanden und habe sich als solche, obwohl mittlerweile in der Stadt, auch erhalten: „Den Planern und mir fiel auf, dass dieser Ort an sich zwar den Tausenden von Nutzern dort natürlich gut bekannt war." Aber in Gesprächen, die unter dem Titel „Unter Nachbarn" firmierten, habe sich bei einigen der Schüler und Alumnaten der Franckeschen Stiftungen ein elitäter Habitus offenbart, mit dem die Abgeschlossenheit des Geländes durchaus begrüßt wurde.[92]

Schließlich ist im Verlauf dieser Debatte das Problem der Magistrale – die in Halle-Altstadt als Hochstraße verläuft – als „Lebensader und Barriere"[93] besonders deutlich geworden:

> „Aus Sicht der Franckeschen Stiftungen sollten sich alle Planungen auf die Beseitigung der Hochstraße konzentrieren. Doch die IBA-Planer setzten einen anderen, bis dahin noch kaum beachteten Schwerpunkt. Sie fragten, wie der Standort unter den gegebenen Umständen – also unabhängig von der noch völlig ungewissen Lösbarkeit des Problems Hochstraße – besser mit dem innerstädtischen Umfeld vernetzt und die Freiräume der Schulstadt attraktiver gestaltet werden könnten. Sie schlugen dafür gestaltete Wege und eine Aufwertung des engen Fußgängertunnels vor, entwickelten zahlreiche Varianten für die Gestaltung des Platzes am Francke-Denkmal, wollten die separierten Räume der Schulen, Kindergärten und Universitätsinstitute öffnen und von Zäunen befreien: die ehemaligen Franckeschen Gärten neu interpretiert." (Stadt Halle 2010a: 29)

Die von der IBA angestrebte Öffnung des Geländes sowie dessen Vernetzung mit dem innerstädtischen Umfeld sei mit dem Konzept der Franckeschen Stiftungen nicht vereinbar gewesen, deren „Planungen auf die Beseitigung der Hochstraße" zielten. So zeigten sich hier unüberbrückbare Interessendifferenzen zwischen den Stiftungen und der Stadt Halle. Die Ansätze räumlicher Kom-

[91] Interview Thomas Müller-Bahlke, 19.7.2012

[92] Interview Friedrich Busmann, 25.7.2012

[93] vgl. Film: HAL_Hochstrasse.mp4 unter http://www.iba-stadtumbau.de/index.php?halle-saale-projekt (27.2.2012)

paktheit einerseits und der von der IBA intendierten Öffnung hin zum Stadtraum andererseits ließen sich nicht vereinbaren: „Diesen Konflikt offen gelegt zu haben, ist der nicht beabsichtigte, aber eigentlich interessante Effekt des IBA-Projektes." (Ebd.)

Hochschulaktivitäten mit lokalem Bezug: Die Third Mission der Martin-Luther-Universität[94]

In Halle scheint insbesondere die Geschichtsvielfalt sowohl der Stadt als auch der Universität gezielt als Anknüpfungspunkt für das Gemeinsame genutzt zu werden. So betont die Hochschulzeitschrift „scienta halensis" wiederkehrend, dass beide Akteure aufgrund ihrer gemeinsamen historischen Verwurzelung untrennbar miteinander verbunden seien. Die Ausrichtung historischer Jubiläen mit Eventcharakter war in den letzten Jahren häufig die Basis gemeinsamer Aktivitäten und schuf eine Brücke zwischen Universität und Stadt bzw. zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit. Durch Recherchen 2013/2014 konnten an der MLU 32 institutionalisierte hochschulische Aktivitäten ausgemacht werden, die in die Stadt und die Region hineinwirken:

- Dabei dominieren generationen- und milieuübergreifende Angebote für die Bürgerschaft. Hierzu zählen Aktivitäten, die sich auf die Erhöhung von Bildungschancen und die Gewinnung von Studieninteressenten beziehen. Zwölf Angebote richten sich an Kinder und Schüler, wobei darunter acht Maßnahmen die gymnasiale Oberstufe ansprechen wollen. Sieben Angebote richten sich allgemein an die Bürgerschaft.
- Neun Aktivitäten beziehen regionale Unternehmen mit ein, wobei sich vier der Angebote darüber hinaus an öffentliche Institutionen und politische Akteure richten. Hierbei handelt es sich um Vernetzungen und gezielte Kooperationen in den Bereichen Absolventenvermittlung sowie Wissens- und Technologietransfer in die Wirtschaft. Ebenso ließen sich vier hochschulische Aktivitäten im Bereich der Gründungsförderung und -beratung ausmachen, die sich zwar gezielt an Studierende und Absolventen richten, dennoch als Beitrag zur Innovations- und Produktivitätssteigerung für die Stadt- und Regionalentwicklung von Bedeutung sind.

Zum Zeitpunkt der Erhebung unterhält die MLU 21 Kooperationsverträge mit städtischen, regionalen und überregionalen Gymnasien, die die Bezeichnung „Martin-Luther-Universität Prime-Gymnasium" führen. Diesen Partnerschulen wird es ermöglicht, ihre Schülerinnen und Schüler für ein Frühstudium und Praktika an der MLU anzumelden. Das Frühstudium ist an der Professur „Didaktik der Sozialkunde" des Instituts für Politikwissenschaft und Japanologie beheimatet.

Im Technologiepark „weinberg campus" ermöglicht das dort ansässige Biozentrum Schülerlabore, um naturwissenschaftlich interessierte Schüler/innen zu fördern. Firmen und Einrichtungen haben sich zusammengeschlossen und bieten Gruppen von maximal drei Schülern die Möglichkeit, wissenschaftliches For-

[94] Mitautorin: **Peggy Trautwein**

schen und Arbeiten praxisnah zu erleben, eigene Ideen zu verwirklichen und eine Orientierung für die eigene Zukunft zu finden.

Ein Verein aus Studierenden und engagierten Hallensern organisiert im Jugenduni e.V. Schnupperstudien, Jugenduni-Wochen, Berufe-Speed-Datings u.v.m. Jährlich, an drei Tagen im Sommer, finden im sog. Science Camp kindgerechte Vorlesungen und Expeditionen der Kinderuni statt.

Neben Kindern und Schülern bilden erwachsene Bürger/innen eine Zielgruppe für hochschulische Angebote der MLU. Zu nennen ist hier das Seniorenkolleg, welches, gegen einen Semesterbeitrag, neben speziellen Vorlesungsreihen, vielseitigen Projekten und Kursen die Teilnahme an geöffnete Lehrveranstaltungen aus allen Fakultäten ermöglicht.

Weitere Aktivitäten, die sich gezielt auf eine Öffnung der Hochschule für neue Zielgruppen beziehen und bewusst eine Brücke zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit schaffen wollen, stellen Eventformate wie die „Lange Nacht der Wissenschaften“ und der „Hochschulinformationstag (HIT)“ dar. Im Laufe der Jahre konnten sich diese zu festen Größen in der Stadt und Region institutionalisieren und positiv das Image sowohl der Hochschule als auch der Stadt prägen.

Als weiteres kulturbelebendes Angebot ließ sich das studentisch organisierte Uni-Kino identifizieren, welches auch kostenfreie Angebote für Familien bzw. Kinder bereithält. Besondere kulturpflegende Aktivitäten, die über die Stadt hinaus in die Region wirken, stellen die Mitarbeit der MLU in der Kommission zur Erforschung und Pflege des Dessau-Wörlitzer Kulturkreises und die Unterstützung des anstehenden Reformationsjubiläums im Jahr 2017 durch eine Kommission bzw. einen universitären Reformationsbeauftragten dar.

Einen hochschulischen Beitrag für die Stadt- und Regionalentwicklung leistet die MLU durch den Ausbau des Service Learning. Im Modul „engagiert studiert“ im Bereich der allgemeinen Schlüsselqualifikationen (ASQ) können Studierende in Projekten gezielt zur erfahrungsbasierten Wissensvermittlung und zum gesellschaftlichen Engagement beitragen. Kooperationspartner aus der Wirtschaft sind hierbei die Freiwilligen-Agentur Halle-Saalkreis und die Volksbank Halle (Saale). Service Learning an der MLU trägt zu Innovationen in Lehre und Forschung bei und leistet einen Beitrag zur gesellschaftlichen Öffnung.

Das Career Center der MLU fungiert als zentrale Schnittstelle zwischen der Universität und dem Beschäftigungssystem. Konkrete Ansprechpartner stehen für regionale Unternehmen bereit und unterstützen diese bei der Suche nach akademischen Fachkräften. Dazu zählt auch das Angebot an diese, eine Onlineplattform zur Jobvermittlung zu benutzen. Transfergutscheine verteilt das Career Center an erfolgversprechende Praxisprojekte zwischen Studierenden und Unternehmen bzw. Vereinen.[95] Nicht zuletzt bietet das Career Center kostenpflichtige Weiterbildungsangebote sowie Beratungen bei der Gestaltung des Personalmarketings für Unternehmen der Region an.

[95] vgl. unten 5.2. Der vermeintliche Sonderfall: Lokale Wirksamkeit der Geistes- und Sozialwissenschaften

Zur Stärkung der regionalen Innovationsstrukturen trägt die MLU als Mitglied im „Wissenschaftscampus Halle“ bei. Hierbei handelt es sich um ein weitreichendes Innovationsnetzwerk aus verschiedenen natur-, wirtschafts- und sozialwissenschaftlichen Disziplinen, in dem sich Spitzenforscher untereinander, mit der Praxis und Wirtschaft, insbesondere in Mitteldeutschland, vernetzen können. Das im Technologiepark „weinberg campus“ ansässige Technologie- und Gründerzentrum Halle GmbH (TGZ) fungiert als Schnittstelle und koordiniert die interdisziplinären Zusammenarbeiten zwischen den am Campus ansässigen Biotech-Firmen und verschiedene angesiedelten Unternehmen und Instituten. Was hier ermöglicht wird, ist eine Integration von Stadt, Wissenschaft und Wirtschaft. Das Technologie- und Gründerzentrum begleitet Forschungs- und Entwicklungsvorhaben im Rahmen des Projektmanagements und vermittelt Kontakte zur Wissenschaft und Wirtschaft.

Gemäß ihres Profils als eine „Gründerhochschule“ hält die Universität vielfältige Angebote im Bereich der Unterstützung und Beratung für Existenzgründer bereit. Der Univations-Gründerservice der Univations GmbH, einem Institut für Wissens- und Technologietransfer, ermutigt und befähigt Studierende, Wissenschaftler und Alumni zur Ausschöpfung von Innovationspotenzialen eigener Ideen und Forschungsergebnisse, etwa durch die Weiterentwicklung zu marktfähigen Verfahren, Produkten oder Dienstleistungen. Bei diesem Thema lassen sich auch objektivierte Daten anführen, die über die Qualität dieser Aktivitäten Auskunft geben:

- So ergibt sich für die MLU aus dem Gesamtranking der Gründungsförderung im „Gründungsmonitor 2013“ eine Platzierung auf Rang 9 (von 39) in der Gruppe „große Hochschulen“ (mehr als 15.000 Studierende). Zum Vergleich: Die Universitäten Leipzig und Jena belegen danach die Plätze 13 und 14. (Grave/Hetze/Kanig 2013: 34).
- Das fällt umso positiver ins Gewicht, wenn man sich vergegenwärtigt, dass beim Ländervergleich der Gründungsquote insgesamt (Anteil von Gründern an der Bevölkerung im Alter von 18 bis 64) Sachsen-Anhalt Platz 16 einnimmt (Metzger 2015: 5).
- Die Gründungsförderung der MLU landet in den Kategorien Gründungssensibilisierung, Gründungsunterstützung und Gründungsaktivitäten unter den ersten 25 Prozent der „großen Hochschulen“.

Darüber hinaus beteiligt sich die MLU am Förderprogramm „ego-Existenzgründungsoffensive“ des Landes Sachsen-Anhalt. Neben Informationen und Beratungen werden hier Gründerwerkstätten – sog. „ego.-INKUBATOREN“ –, bestehend aus Büroräumen und Laboren, von der MLU bereitgehalten. Einen weiteren Anreiz zur Innovationssteigerung stellt der Ideenwettbewerb „Scidea“ dar. Studierende, Wissenschaftler und Absolventen der Hochschulen sowie Mitarbeiter/innen außeruniversitärer Forschungseinrichtungen in Sachsen-Anhalt sollen dazu motiviert werden, Ideen für neue Produkte und Verfahren sowie Dienstleistungen von erfahrenen Gutachtern einschätzen zu lassen.

Mit dem inzwischen etablierten Veranstaltungsformat „transHAL“ hält die MLU gemeinsam mit der Stadt Halle einmal jährlich einen Workshop bereit, der sich an Akteure aus Wissenschaft, Wirtschaft und Verwaltung richtet und gezielt de-

ren Austausch und Vernetzungen anregen will. Die Kooperationen sollen positive Effekte für die Stadt Halle, die Region Mitteldeutschland sowie für alle beteiligten Unternehmen und Wissenschaftseinrichtungen erzielen.

Zusammengefasst: Die Aktivitäten der MLU konzentrieren sich auf die Erhöhung der Bildungschancen, Innovationsförderung und Stärkung der Zivilgesellschaft. Sie leisten in Form vielfältiger und institutionalisierter Angebote Entwicklungsbeiträge für die Stadtbevölkerung. Durch die Initiierung von und die Mitgliedschaft in Innovationsnetzwerken fördert die MLU den Wissens- und Technologietransfer in die Wirtschaft. An der MLU lassen sich zahlreiche Aktivitäten und Bemühungen identifizieren, die zur Stärkung der regionalen Innovationsstrukturen beitragen und die regionale Fachkräfteversorgung sicherstellen. Einen Schwerpunkt setzt die Universität im Bereich der Gründungsförderung ihrer Absolventen und bietet ein umfangreiches Angebot, was Beratung, Unterstützung und die Bereitstellung von Arbeitsplätzen zum Ausprobieren (Gründerwerkstätten) einschließt. Daneben spielt an der MLU auch die gemeinsame historische und kulturelle Verwurzelung von Universität und Stadt eine Rolle bei der Ausgestaltung zahlreicher kulturbelebender Angebote für die Sitzstadt und Region.

3.2. Magdeburg

Magdeburg ist Landeshauptstadt und zweitgrößte Stadt Sachsen-Anhalts. Der Strukturwandel seit 1990 hat auch dort deutliche Spuren hinterlassen. Infolgedessen veränderte sich das Wirtschaftsprofil der Stadt in den 1990er Jahren stark: „Die ehemalige Dominanz der Großbetriebe des Schwermaschinen- und Anlagenbaus hat sich in eine breite Branchenvielfalt ohne Schwerpunkt gewandelt.“[96] Dennoch gehört der Maschinenbau, neben Umwelttechnologie und Kreislaufwirtschaft, Logistik sowie Gesundheitswirtschaft, auch weiterhin zu den wichtigen Branchen der Stadt.[97]

Magdeburgs tendenzielle Entwicklung der Einwohnerzahlen ist zwar weiterhin rückläufig.[98] Allerdings ist die hohe Abnahme der Bevölkerung, wie sie für sachsen-anhaltische Städte typisch ist, in Magdeburg inzwischen gedämpft: Zunächst sank die Bevölkerungszahl von 1991 auf 2000 um 16 Prozent, erreichte 2004 einen vorläufigen Tiefpunkt und hat sich seitdem mit leichtem Wachstum stabilisiert. Die Bevölkerungszahl bewegt sich entsprechend wieder auf dem Niveau der Jahrtausendwende. Dies verdankt sich vor allem einem seit 2003 kontinuierlich positiven Wanderungssaldo, während der Geburten-Sterbefälle-Saldo leicht negativ bleibt. Der Altersdurchschnitt wird in den nächsten Jahren

[96] IBA-Bewerbung der Stadt Magdeburg, in: Slg. Bauhaus Dessau, Bestand IBA-Büro, Ordner: Magdeburg, Grundlagen: „Bewerbung“, S. 2f.

[97] http://www.magdeburg.de/Start/Wirtschaft-Arbeit/Schwerpunktbranchen (16.9.2013)

[98] Da es in Sachsen-Anhalt in den letzten Jahren zwei Gebietsreformen gegeben hat, wird für die nachfolgenden statistischen Angaben aus Gründen der Vergleichbarkeit – soweit nicht anders angegeben – der seit der Gemeindegebietsreform vom 1.7.2007 gültige Gebietsstand zugrunde gelegt.

voraussichtlich weiter zunehmen, auch wenn er sich in der letzten zehn Jahren mit einem Durchschnittswert von ca. 45 Jahren als stabil erwiesen hat. (Landeshauptstadt Magdeburg 2015) Prognosen gehen davon aus, dass trotz des gegenwärtig positiven Wanderungssaldos die Bevölkerungszahl zwischen 2014 und 2025 um etwa drei Prozent zurückgehend wird.[99]

Der Anteil der Schulabgänger/innen mit Hochschulreife an allen Abgängern beträgt in Magdeburg 27,5 Prozent und liegt damit im Vergleich deutlich unter dem Bundesdurchschnitt von 34 Prozent (2011). Der Anteil von Beschäftigten am Wohnort mit Hochschulabschluss ist in Magdeburg im Bundesvergleich mit 8,8 Prozent unterdurchschnittlich, seit 1999 allerdings stetig angestiegen. Der Bundesdurchschnitt beträgt 9,4 Prozent. (BBSR 2013, eigene Berechnungen)

Entwicklungspotenziale bestehen beim Außenimage Magdeburgs. In Brandmeyers Stadtmarken-Monitor der 50 größten deutschen Städte belegt Magdeburg Platz 33 von 50 (zum Vergleich: Halle belegt Platz 42, Rostock 19, Erfurt 22 und Leipzig Platz 13). Vom erreichten Wert her liegt Magdeburg im Mittelfeld. (Brandmeyer 2015: 9) Erfasst wird in diesem Monitor die Wahrnehmung der Städte durch einen repräsentativen Bevölkerungsquerschnitt. Es wird der Ruf, die Anziehungskraft und die Attraktivität der einbezogenen Städte ermittelt. (Ebd.: 2) Gegenstand sind also subjektive Einschätzungen, nicht objektive Leistungen oder Potenziale.

Dagegen erhebt der Prognos-Zukunftsatlas den Anspruch, objektive Daten auszuwerten. Folgt man seinen Ergebnissen, so verfügt Magdeburg über eine vergleichsweise geringe Innovationsfähigkeit. In der Kategorie „Wettbewerb & Innovation“ belegt es Platz 320 von 402 Kreisen und kreisfreien Städten in Deutschland. In der Gesamtwertung wird Platz 281 erreicht. Damit wird der Stadt ein „ausgeglichener Chancen-Risiko-Mix“ hinsichtlich ihrer Zukunftsfähigkeit attestiert.[100]

Die Entwicklung der Landeshauptstadt wird nicht zuletzt durch die Otto-von-Guericke-Universität und die Hochschule Magdeburg-Stendal bestimmt. An der Universität sind mehr als 14.250 Studierende eingeschrieben; für das Hochschulpersonal gibt es 6.564 Stellen, davon 2.643 im wissenschaftlichen Bereich. Weitere etwa 4.400 Studierende sind am Magdeburger Standort der Fachhochschule eingeschrieben; das Hochschulpersonal umfasst dort 555 Stellen, davon 356 im wissenschaftlichen Bereich. (StaBA 2015, 2015a) Auf Basis dieser Zahlen kann festgehalten werden: Die Zahl der Hochschulangehörigen entspricht elf Prozent der Stadteinwohnerschaft.

Unbekannt ist, wie viele der Mitarbeiter/innen und insbesondere der insgesamt 18.650 Studierenden tatsächlich in Magdeburg wohnen. Schätzungen gehen von etwa 17.000 Studierenden aus (Gerdes 2010: 15). Eine Bürgerbefragung lässt erkennen, dass die Studierenden im Vergleich zu anderen Statusgruppen weniger gern in der Stadt wohnen (37 Prozent beantworten diese Frage mit

[99] https://www.statistik.sachsen-anhalt.de/bevoelkerung/prognose/erg/p5.15003.erg.html (20.1.2015)

[100] Gesamtkarte 2013 (interaktiv) des Prognos-Zukunftsatlas 2013, http://www.prognos.com/zukunftsatlas/13 (12.10. 2013)

„teils/teils“ oder „ungern“) – oder positiv gewendet: Die Wohnzufriedenheit nimmt in Magdeburg mit dem Alter zu. (Ebd.: 70).

Die hier zitierte Bürgerbefragung hat auch die Mitarbeit in politischen Parteien oder politischen Gruppierungen erfasst. Diesbezüglich lassen Studierende mit einer Beteiligung von zehn Prozent gegenüber den Erwerbstätigen kein herausgehobenes Engagement erkennen (ebd.: 143). Ehrenamtliche Tätigkeiten in Parteien oder Vereinen üben insgesamt ca. 18 Prozent der Befragten aus. Mit der Übernahme einer ehrenamtlichen Tätigkeit durch jeden fünften Studierenden lassen sie auch hier gegenüber den Erwerbstätigen keine besonderen Auffälligkeiten erkennen (ebd.: 145). Anders formuliert: Die Studierenden bewegen sich diesbezüglich im Schnitt der sonstigen Einwohnerschaft.

3.2.1. Strukturen

Wissenschaftliche Einrichtungen

Kern der Magdeburger Wissenschaftslandschaft ist die *Otto-von-Guericke-Universität (OVGU)* in der nördlichen Innenstadt, die 1993 aus ehemals drei Magdeburger Hochschulen hervorging. Die Universität hat ein stark technisches Profil, das künftig noch stärker in den Mittelpunkt rücken soll. So wird etwa in der aktuellen Zielvereinbarung zwischen dem Land Sachsen-Anhalt und der Universität festgehalten, dass

- in Medizin/Naturwissenschaften, Ingenieurwissenschaften und Wirtschaftswissenschaften Forschungsschwerpunkte herauszubilden sind,
- die Ingenieurwissenschaften in Kooperation mit der regionalen Wirtschaft eine Führungsrolle in der anwendungsbezogenen Forschung zu übernehmen haben und
- die Lehramtstudiengänge nur für das Lehramt an berufsbildenden Schulen und für die Lehrämter an Sekundarschulen und Gymnasien in Fächerverbindungen mit den Fächern Wirtschaft und Technik angeboten werden (MW 2015: 5f, 17).

Aktuell sind an der Mageburger Universität knapp 14.300 Studierende eingeschrieben.

Am Magdeburger Standort der *Hochschule Magdeburg-Stendal* existieren die fünf Fachbereiche Bauwesen, Ingenieurwissenschaften und Industriedesign, Kommunikation und Medien, Sozial- und Gesundheitswesen sowie Wasser- und Kreislaufwirtschaft. Hier sind gegenwärtig ca. 4.400 Studierende eigeschrieben.

Übersicht 23: Angehörige der Hochschulen in Magdeburg (2014)

	Personal gesamt	wiss. Personal	Studierende	HS-Angehörige gesamt	Hochschulangehörige pro 100 Einwohner
OVGU	6.564	2.643	14.263	20.827	11,1
HS MD-SDL*	555	356	4.378	4.933	

* nur Standort Magdeburg

Quellen: StatBA (2015b); StatBA (2015a); eigene Berechnungen

Die insgesamt ca. 18.650 Studierenden der Magdeburger Hochschulen entsprechen etwa acht Prozent der Stadteinwohnerschaft (derzeit ca. 232.000).

Die *außeruniversitäre Forschung* in Magdeburg wird durch fünf Einrichtungen repräsentiert:

- Leibniz-Institut für Neurobiologie (LIN) Magdeburg,
- Max-Planck-Institut für Dynamik komplexer technischer Systeme Magdeburg,
- Fraunhofer-Institut für Fabrikbetrieb und -automatisierung (IFF) Magdeburg,
- Deutsches Zentrum für Neurodegenerative Erkrankungen (DZNE), Standort Magdeburg,
- zudem befindet sich eine Außenstelle des Helmholtz-Zentrum für Umweltforschung (UfZ) Leipzig-Halle in Magdeburg.

Als eine Einrichtung mit auch wissenschaftlichen Aufgaben – und überdies erheblichem Potenzial an öffentlicher Wahrnehmung – ist 2015 in Magdeburg das Deutsche Zentrum Kulturgutverluste angesiedelt worden. Es wird getragen von Bund, Ländern und Kommunen. Insofern es der Bündelung von Aktivitäten aller staatlichen Ebenen im Bereich der Provenienzforschung dient,[101] kommt es dem Charakter einer Ressortforschungseinrichtung nahe.[102] Von der Stadt Magdeburg wird das Zentrum für Telemann-Pflege und -Forschung unterhalten, das eine eigene Forschungsbibliothek betreibt und Sitz der Redaktion der Telemann-Auswahlausgabe ist.[103]

Stadträumliche Verdichtung: Wissenschaftsquartier mit Wissenschaftshafen[104]

Universität und Stadt agieren gemeinsam bei der Umsetzung baulicher Maßnahmen. Das zentrale Projekt hierbei war längere Zeit der Wissenschaftshafen, der über wechselnde Förderprojekte vorangetrieben wurde. Er ist Kernstück und wesentlicher Promotor des weiträumiger angelegten Projekts, ein Wissenschaftsquartier zu entwickeln. Die Entwicklung dieses Wissenschaftsareals, das Universität und außerakademische Einrichtung zusammenbinden soll, ist der städtebauliche Kern des Versuchs, Magdeburg als Wissenschaftsstadt zu etablieren. Das langfristige Projekt, eine solches Wissenschaftsquartier zu entwickeln, wird erneut im aktuellen Stadtentwicklungsonzept festgeschrieben: „Die Entwicklung des Wissenschaftshafens ist ein zentrales Projekt der Stadt. Hier soll ein Wissenschaftsquartier entstehen, in dem Forschungseinrichtungen und technologieorientierte Unternehmen angesiedelt werden." (Landeshauptstadt Magdeburg 2013: 40)

---

[101] http://www.bundesregierung.de/Content/DE/Artikel/2014/02/2014-02-25-deutsches-zentrum-kulturgutverluste.html (30.12.2015)

[102] vgl. http://www.kulturgutverluste.de/de/ (30.12.2015)

[103] http://telemann.org/telemann-zentrum.html (12.7.2016)

[104] Mitautor: **Uwe Grelak**

Mit dem Wissenschaftshafen soll ein alter, in unmittelbarer Nähe des Universitätscampus gelegener Handelshafen zu einem Wissenschaftsstandort entwickelt werden. Der Umnutzungsprozess hatte bereits in den 1990er Jahren begonnen, war in das Programm „Urban 21“ als ein Projekt eingebunden worden[105] und wurde schließlich zum IBA-Thema:

> „In unmittelbarer Nachbarschaft liegt die Otto-von-Guericke-Universität mit vor allem technisch ausgerichteten Fachrichtungen. Dadurch entstand die Idee, aus dem Handelshafen einen Wissenschaftshafen zu entwickeln: Ein neues Stadtquartier in Innenstadt- und Universitätsnähe.“[106]

Zugleich seien „die Begehrlichkeiten auf dieser Fläche“[107] in Richtung Wohnungsbau und Büroimmobilien sehr groß gewesen, wohingegen die Stadt diesen Bereich einer anderen Nutzung zuführen wollte:

> „Wir haben gesagt, das ist eigentlich die potenzielle Erweiterungsfläche für die Universität und für die wissenschaftlichen Institute. Es sollten da attraktive Standorte geschaffen werden, die auch international wettbewerbsfähig sind, und insofern hatte das Ganze auch eine Schutzfunktion, um diese Bereiche von konkurrierenden Nutzungen frei zu halten.“[108]

Im Verlaufe der IBA Stadtumbau (2002–2010) wurde der Wissenschaftshafen schließlich zum Schwerpunkt-Projekt erklärt und eine gezielte Entwicklung der Flächen forciert: „Die Chancen des Wissenschaftshafens liegen in der Nähe zum Universitätsviertel. Über eine Freiflächengestaltung könne eine neue Vernetzung geschaffen werden, die hinein in die Stadt wirke.“[109]

In unmittelbarer Nähe zum Wissenschaftshafen befinden sich folgende Wissenschaftseinrichtungen:

- Otto-von-Guericke-Universität Magdeburg
- Fraunhofer Institut für Fabrikbetrieb- und Automatisierung (IFF)
- Max-Planck-Institut für die Dynamik komplexer technischer Systeme
- Experimentelle Fabrik der Otto-von-Guericke Universität
- diverse Einrichtungen und Firmen im Bereich anwendungsorientierter Forschung und Beratung, z.B. RFID-Technik, Entwicklung von Softwarelösungen (KGE 2009: 15).

Auf dem Areal des Wissenschaftshafens befand sich ein alter Speicher, der im Rahmen der IBA zur „Denkfabrik“ umgebaut wurde. Geplant war dabei „ein Mix aus Schulungszentrum, Kreativbüros, Freizeitangeboten (Fitness) und Wohnen“,

---

[105] Im Rahmen von „Urban 21“ wurden insgesamt 32,4 Millionen Euro an Magdeburg ausgezahlt, von denen 15,7 Millionen Euro in das Projekt Handelshafen investiert wurden (Winkler 2015: 88).

[106] Interview Liane Radike, Abteilungsleitern Vorbereitende Bauleitplanung Magdeburg, Leiterin der IBA-Stabsstelle, 3.7.2012

[107] Interview Judith MacKay, amtierende Sachgebietsleiterin Landschafts- und Freiraumplanung/ Metropolregion Magdeburg, Projektentwicklung Wissenschaftshafen, 3.7.2012

[108] ebd.

[109] Protokoll der Sitzung des IBA-Lenkungsausschuss am 12. Dezember 2007 in Magdeburg, in: Slg. Bauhaus Dessau, Bestand IBA-Büro, Loseblattsammlung, S. 7

wobei ein konkreter Mieter oder Interessent für das Gesamtprojekt oder Einzelflächen zu Beginn noch nicht feststand:[110]

> „Die Denkfabrik ist als gemischter Baustein geplant. Ein künftiges Gesamtprofil zeichnet sich noch nicht ab. … Eine weitere Option sind Bildungs- und Kultureinrichtungen, sofern nicht andere leere Gebäude in der Stadt zentraler und besser geeignet sind. … Es ist zu fragen, ob der Hafen einstweilen auch für kleinteiligere, ökonomisch weniger potente Nutzungen geöffnet werden kann und welche Synergien mit tangierenden Radfahrern, Wanderern, Joggern und Flussschiffern möglich werden."[111]

Umgesetzt wurde schließlich ein Bürogebäude mit Labornutzung für chemisch, physikalisch bzw. technisch arbeitende Unternehmen und Forschungseinrichtungen. Erhofft wurden Synergieeffekte durch eine gemeinschaftliche Nutzung von Seminar- und Tagungsräumen. (LM S 2010d: 14f.)

Vorbilder für den Wissenschaftshafen seien Projekte wie der Berliner Wissenschaftsstandort Adlershof oder die North Carolina City University gewesen[112] (die beide allerdings deutlich größer sind). Magdeburg beteiligte sich mit dem Wissenschaftshafen am EU-Austauschprojekt Restructuring Districts into Science Quarters (REDIS), das die Entwicklung von Wissensquartieren in europäischen Städten fördern will (LM S 2010a: 12).[113] Im Rahmen von REDIS wurde die Frage bearbeitet, „wie stadträumliche Qualitäten die Entfaltung wissensbasierter Ökonomien als einer Säule zukunftsorientierter städtischer Wirtschaften fördern können" (Stein 2010: 556).

Während der Umsetzung bezog sich das Flächenmanagement „nicht nur auf den Verkauf von Flächen an Investoren, sondern auch auf eine innovative Vermarktungsstrategie, die auch Zwischennutzungen, temporäres Baurecht sowie flexible Miet- und Pachtlösungen einbeziehen kann".[114]

Eine Herausforderung stellte es dar, dass das Gelände des Wissenschaftshafens zunächst nur wenig mit dem Umfeld verknüpft war. In einer grundlegenden Recherche wurde festgestellt, dass „eine fußläufige Verbindung mit den angrenzenden Stadtgebieten … nur an wenigen Kreuzungspunkten möglich" sei. Es fehle bisher „eine attraktive fußläufige oder Radwegverbindung zwischen dem Universitätsgelände und dem Hafenareal".[115] Die Frage der Erreichbarkeit sei

---

[110] Büro für urbane Projekte im Auftrag der Landeshauptstadt Magdeburg, 08.07.2005, in: Slg. Bauhaus Dessau, Bestand IBA-Büro, Ordner: Magdeburg, Jahresakte Feb. 2003 – Dez. 2005: „Konzepte/Texte", S. 3

[111] Büro für urbane Projekte im Auftrag der Landeshauptstadt Magdeburg, 08.07.2005, in: Slg. Bauhaus Dessau, Bestand IBA-Büro, Ordner: Magdeburg, Jahresakte Feb. 2003 – Dez. 2005: „Konzepte/Texte", S. 5

[112] Bericht des Evaluationsgesprächs der IBA-Stadt Magdeburg am 01. Oktober 2008, in: Slg. Bauhaus Dessau, Bestand IBA-Büro, Ordner: Magdeburg, Grundlagen: „Ergebnisse Evaluation", S. 1

[113] Andere teilnehmende Städte waren u.a. Newcastle (Großbritannien), Bialystok (Polen), Amsterdam (Niederlande) und Halle (Saale)

[114] Büro für urbane Projekte im Auftrag der Landeshauptstadt Magdeburg, 08. 07. 2005, in: Slg. Bauhaus Dessau, Bestand IBA-Büro, Ordner: Magdeburg, Jahresakte Feb. 2003 – Dez. 2005: „Konzepte/Texte", S. 1f.

[115] ebd., S. 2

„noch nicht gelöst".[116] Doch hänge die „positive Entwicklung an der Frage, wie die Menschen und wissenschaftlichen Einrichtungen in den Hafen ‚gelockt' werden können".[117]

Defizite wie die unbefriedigende Verknüpfung zum Universitätscampus sowie die unglückliche städtebauliche Gestaltung eines zentralen infrastrukturellen Knotens, des Wittenberger Platzes, waren Thema im IBA-Evaluationsgespräch 2007:

> „Der Wissenschaftshafen braucht dringend die Verknüpfung mit dem Umfeld und sollte für dichte und gemischte Nutzungen auch die westlich liegenden Leer-Flächen im Quartier nutzen. Studentenwohnen könnte hier Verbindungen herstellen. Die gewollte ‚Zaunlosigkeit' zwischen Universität, Instituten und Wissenschaftshafen ist noch nicht gegeben und wäre sehr wichtig – ebenso wie die gute Gestaltung des Wittenberger Platzes als ‚Knoten'. Bis zur Erkennbarkeit ist da noch viel zu tun."[118]

2008 konnten hier bereits Erfolge in der Bearbeitung verzeichnet werden:

> „Als eine wichtige infrastrukturelle Maßnahme wurde 2008 der Wittenberger Platz umgestaltet. Es wurden eine Strukturplanung für den Verknüpfungsbereich Wissenschaftshafen/Uni-Campus erstellt … Der Campus der Universität soll längerfristig mit den Einrichtungen des Wissenschaftshafens verknüpft werden. Verzögerungen im Umsetzungsprozess sollen 2009 im Rahmen des europäischen Partnerschaftsprojekts Urbact II durch einen internationalen Erfahrungsaustausch zur Entwicklung von Wissenschaftsstandorten aufgeholt werden. Planungsteams aus allen Urbact-Teilnehmerstädten werden zu einem Ideenwettbewerb eingeladen, dessen Ergebnisse anschließend in einem moderierten Verfahren gemeinsam mit Ansiedlern am Wissenschaftsstandort weiterentwickelt und öffentlich kommuniziert werden."[119]

Für die Planung wurden die Akteure im Rahmen eines offenen Verfahrens in den Prozess der Gestaltung einbezogen, um so „die Planung zu überdenken und neu auszurichten" (LM S 2010d: 8). Durch den kommunikativen Ansatz der Planung sei es dann gelungen, einen räumlichen Zusammenhang von bislang vier Institutionen direkt im Wissenschaftshafen und vier wissenschaftlichen Einrichtungen sowie diversen FuE-affinen Firmen in unmittelbarer Nähe zu schaffen.

Damit sei ein „zusammenhängendes Areal von bedeutender Größe" entwickelt worden, das für Wissenschaft, Forschung und Innovation steht (KGE 2009: 21f.). Doch ist die Universität auf dem Gelände selbst nicht präsent, und wissen-

---

[116] ebd., S. 4

[117] Bericht des Evaluationsgesprächs der IBA-Stadt Magdeburg am 31. August 2005, in: Slg. Bauhaus Dessau, Bestand IBA-Büro, Ordner: Magdeburg, Grundlagen: „Ergebnisse Evaluation", S. 33

[118] Bericht des Evaluationsgesprächs der IBA-Stadt Magdeburg am 17. Oktober 2007, in: Slg. Bauhaus Dessau, Bestand IBA-Büro, Ordner: Magdeburg, Grundlagen: „Ergebnisse Evaluation", S. 46

[119] Bericht des Evaluationsgesprächs der IBA-Stadt Magdeburg am 01. Oktober 2008, in: Slg. Bauhaus Dessau, Bestand IBA-Büro, Ordner: Magdeburg, Grundlagen: „Ergebnisse Evaluation", S. 1f.

Übersicht 24: Wissenschaftsquartier Magdeburg



Quellen: Urban Design and Landscaping Competition (o.J. [2009?]); http://www.scienceport-magdeburg.eu/downloads2/ Overview_3D.pdf (16.8.2011)

schaftliche Institute, wie Fraunhofer, VDTC und IFAG Denkfabrik, seien zwar universitätsnah, nicht aber die eigentliche Universität. Die OvGU zeige sich zwar kooperationsbereit, doch sie hätte

> „mit ihren eigenen Flächen genug Kapazitäten …, und die Uni sagt, solange wir jetzt mit unseren Fakultäten so bestehen, wie wir zur Zeit aufgestellt sind, also

nicht noch etwas Zusätzliches bekommen, solange wir jetzt nicht über die Exzellenzoffensive weitere Mittel zur Verfügung gestellt bekommen, müssen wir uns auf das beschränken, was wir haben, und wenn wir das saniert kriegen und ordentlich auch präsentieren können, dann ist uns schon etwas gelungen. Aber wir können eigentlich nichts zusätzlich erschließen".[120]

Indirekt seien Universität und Hafenareal dennoch über Studierende, die Praktika absolvieren, verbunden.[121]

Eröffnet wurde die Denkfabrik im Dezember 2007. „Mittlerweile zieht die Entwicklung des Gebiets auch private Investitionen an. Künftig sollen auch Wohnen, Kultur sowie gastronomische und touristische Nutzungen das Angebot ergänzen."[122] Die Denkfabrik ist mittlerweile vollständig ausgelastet, verfügt über ein Restaurant mit Elbblickterasse, und kleine Unternehmen der FuE haben sich hier niedergelassen.[123]

Durch die städtebauliche und freiräumliche Vernetzung des Wissenschaftshafens mit dem Universitätscampus solle schließlich ein „urbanes, modernes und zusammenhängendes Wissenschaftsquartier mit Anbindung an die Elbe" entstehen (Puchta 2011: 98). Dieses Wissenschaftsquartier ist mithin nicht nur im Hinblick auf die Stadtentwicklung von hohem Interesse. Es unterfüttert durch Raumgestaltung auch die enge Kooperation der wissenschaftlichen Einrichtungen der Landeshauptstadt. Auf dem Gesamtgelände – von dem der Wissenschaftshafen nur einen Teil bildet – sind inzwischen verschiedene Einrichtungen angesiedelt:

- das Virtuelle Entwicklungs- und Trainingszentrum der Fraunhofer Gesellschaft (VDTC) als Erweiterung des IFF (Fraunhofer-Institut für Fabrikbetrieb und -automatisierung),
- das Galileo-Testfeld im Wissenschaftshafen, das zusammen vom Fraunhofer-Institut für Fabrikbetrieb und -automatisierung Magdeburg und der OVGU betrieben wird,
- die Denkfabrik, die Forschungsinstituten und Entwicklungsfirmen Räumlichkeiten zur Verfügung stellt,
- als bisher bedeutendste Ansiedlung das Institut für Automation und Kommunikation der Otto-von-Guericke-Universität (vgl. Europäische Strukturfonds 2010: 18),
- das Elbeoffice südlich des VDTC, welches bislang von einem größeren Ingenieurunternehmen bezogen wurde, sowie
- museale Nutzung des nördlichen Areals, wozu die Gebäude und Anlagen sowie technischen Einrichtungen des Hafens gehören (LM S 2010d: 18ff.).

In den Überlegungen zur Funktion des Wissenschaftshafens fanden nicht nur Ideen für die Vernetzung der FuE-Einrichtungen Raum, sondern es wurde auch

[120] Interview Judith MacKay, 3.7.2012

[121] Interview Liane Radike, 3.7.2012

[122] Bericht des Evaluationsgesprächs der IBA-Stadt Magdeburg am 17. Oktober 2007, in: Slg. Bauhaus Dessau, Bestand IBA-Büro, Ordner: Magdeburg, Grundlagen: „Ergebnisse Evaluation", S. 42

[123] Interview Judith MacKay und Liane Radike, 3.7.2012

die Frage gestellt, ob durch dieses Projekt nicht „der längerfristig erwarteten Abnahme der Studentenzahlen“ entgegengewirkt werden könne.[124] Ziel sei es, „die Studenten nach ihrem Studium als Mitarbeiter der wissensbasierten Einrichtungen an Magdeburg zu binden und auch Anreize für ausländische Wissenschaftler zu schaffen“.[125] Für die Umsetzung waren Gespräche mit der Universität geplant, und die geplante Ansiedlung eines internationalen Gymnasiums sollte das Bildungsthema noch erweitern:[126]

> „Der bereits existierende Ansatz, Studierende schon während des Studiums an Betriebe heranzuführen, soll nun über die Einbindung von Schülern des ‚Werner-von-Siemens-Gymnasiums‘ ausgeweitet werden. In Verknüpfung mit der Universität soll ein neues urbanes Umfeld geschaffen werden.“[127]

Das Werner-von-Siemens-Gymnasium befindet sich seit 2009 in der Nähe des Wissenschaftshafens und ergänzt „das Wissenszentrum der Stadt Magdeburg um den wichtigen Faktor der vorhergehenden Ausbildung junger Wissenschaftler und Forscher“. So könne es vertiefende Kooperationen von Schule und Universität sowie Forschungseinrichtungen geben (LM S 2010c: 3), und es bilde sich „eine vielversprechende Verknüpfung zukunftsträchtiger Potentiale, die den Wissenschaftsstandort Magdeburg sichern und stärken helfen“, heraus.[128] (LM S 2010b: 16)

Zusammen mit der Otto-von-Guericke-Universität gibt es seit 2008 ein Pilotprojekt, in dem Schüler des Gymnasiums ein Frühstudium aufnehmen. Sie nehmen als Gasthörer an Seminaren und Vorlesungen teil, schreiben Klausuren und erwarben damit bereits Credit Points, die mit Beginn ihres richtigen Studiums angerechnet werden können (LM S 2010c: 9).

Mit der Vernetzung von Schule, Universität und Hafengelände werde versucht, dem Umstand entgegenzuwirken, dass zwar eine gute Ausbildung in Magdeburg erfolge, bei Eintritt in die Erwerbstätigkeit die Stadt allerdings verlassen werde.[129] Die Stadt unterstützt an dieser Stelle „Kooperationen zwischen dem naturwissenschaftlich orientierten Werner-von-Siemens-Gymnasium in der Magdeburger Neustadt und den wissenschaftlichen Institutionen im Wissenschaftshafen“ (IBA-Büro 2009: 226).

---

[124] Bericht des Evaluationsgesprächs der IBA-Stadt Magdeburg am 17. Oktober 2007, in: Slg. Bauhaus Dessau, Bestand IBA-Büro, Ordner: Magdeburg, Grundlagen: „Ergebnisse Evaluation“, S. 44

[125] ebd.

[126] ebd., S. 45

[127] Bericht des Evaluationsgesprächs der IBA-Stadt Magdeburg am 01. Oktober 2008, in: Slg. Bauhaus Dessau, Bestand IBA-Büro, Ordner: Magdeburg, Grundlagen: „Ergebnisse Evaluation“, S. 1

[128] Schulleiter OStD Dr. Muth hebt in Beantwortung der Frage, wie sich die weitere Zusammenarbeit von Schule und Instituten des Wissenschaftshafens sowie der Universität entwickeln werde, hervor: Es bestünden bereits gute Kontakte, man kenne sich, was sich aus der jahrelangen Kooperation mit der Universität sowie dem Fraunhofer Institut und nun auch der Denkfabrik ergebe (LM S 2010c: 28).

[129] Interview Liane Radike, 3.7.2012

Weiterhin wurde der Umbau von zwei alten Speichergebäuden zu einem Büro- und Forschungskomplex vorgesehen. Mit dem Umbau dieser Getreidespeicher zwischen Hafenbecken und Elbe soll ein wichtiger Beitrag zur Entwicklung Magdeburgs als Großstandort für wissenschaftliche Einrichtungen geleistet werden.[130] Für die Steuerung der weiteren Entwicklung des Wissenschaftshafens wurde 2011 ein Masterplan fertiggestellt, für den die IBA das auslösende Moment darstellte. Ziel des Masterplanes war, eine architektonische Verknüpfung des Wissenschaftshafens mit dem benachbarten Uni-Campus zum Wissenschaftsquartier zu konzipieren (Winden o.J.: 44). Die Stadt sei nun am Zuge, sich zu diesem Gebiet zu bekennen, die Planungen weiter umzusetzen.[131] Umgekehrt werde auch von Seiten der Universität ein stärkeres Bekenntnis zum Wissenschaftshafen erwartet – und nicht zuletzt auch ökonomisch messbare Effekte.

Der Stadtentwicklung war in Sachsen-Anhalt im Rahmen der EU-Regionalprogramme besondere Aufmerksamkeit zuteil geworden, indem sich die „Städtische Dimension" im Operationellen Programm EFRE Sachsen-Anhalt 2007–2013 als fondsübergreifendes Querschnittsziel verankert fand. Um die Effektivität dieser durch die EU mitfinanzierten Stadtentwicklungspolitik zu messen, wurde in fünf Modellstädten eine Evaluierung vorgenommen. Für die Fallstudie Magdeburg stand dabei der Teilraum „Wissenschaftshafen" im Fokus. Die Stadt hatte für das Projekt Wissenschaftshafen vier Teilziele definiert: die Stärkung des Wissenschaftsstandorts und die Bindung von Studierenden an den Standort, die Förderung von Urbanität, die Erarbeitung einer städtebaulichen Konzeption zur Umnutzung des ehemaligen Hafengebietes sowie die Verbesserung der Erschließung (Metis 2015: 14f.).

In der Evaluation fiel der Abgleich der übergeordneten Entwicklungsziele für die Gesamtstadt wie die Entwicklungsziele für den Teilraum „Wissensschaftshafen" mit den erreichten Ergebnissen insgesamt positiv bis zufriedenstellend aus. Oder technischer formuliert: Im Hinblick auf alle vier Zielsetzungen sind „erste Umsetzungsergebnisse sind bereits sichtbar" (ebd.: 32):

- So gelang es bis 2013, 13 wissenschaftliche Einrichtungen sowie Unternehmen anzusiedeln. Allerdings blieb die Zahl der geschaffenen Arbeitplätze mit ca. 400 ebenso wie die der Ausgründungen aus der Universität und Fachhochschule deutlich hinter den Erwartungen zurück, zumal beide Zahlen stagnieren bzw. wieder sinken. (Ebd.: 22). Bemängelt wird in diesem Kontext, dass für den Wissenschaftshafen seitens der Stadt kein wissenschaftlicher Schwerpunkt festgelegt wurde, sodass die Möglichkeiten zur Clusterbildung und zur gezielten Auswahl neuer Ansiedler deutlich eingeschränkt seien (ebd.: 32) – eine Mangelanzeige, die wohl auch von einer etwas zu optimistischen Einschätzung der städtischen Einflusspotenziale seitens der Evaluatoren zeugt.
- Ebenso stagniere ein wesentliches Element der Entwicklung eines kreativen Stadtviertels: die Entwicklung als Wohnort. Als Hindernis für die Entwicklung von neuen Wohneinheiten durch den Umbau zweier Speicher erweist sich die

[130] ebd.

[131] Interview Judith MacKay und Liane Radike, 3.7.2012

Lärmbelästigung durch ein Mühlenwerk. Trotz großer Anstrengungen seitens der Stadt, einen Ausgleich zwischen industrieller Nutzung und der Entwicklung des Quartiers Wissenschaftshafens zu ermöglichen, scheint eine Lösung für diese Problematik gegenwärtig nicht in Sicht (vgl. Harter 2014). Mit der ausbleibenden Erhöhung des Wohnungsbestandes stagniere zwangsläufig auch die Ansiedlung wohnortnaher Infrastruktur (Metis 2015: 23).

Positiv für die weitere Entwicklung sei die Fertigstellung des Masterplans Wissenschaftshafen im Jahr 2011 ebenso wie die Erhöhung der Erschließungsanlagen sowie der zeitgemäß erschlossenen Ansiedlungsflächen gewesen, auch wenn beides seit 2011 stagniere (ebd.: 25). Während hier insbesondere die Sanierung einer Hubbrücke und die verbesserte Radweginfrastruktur deutlich positiv auf die Einbindung des Hafens in die Stadt wirkten, setze das Fehlen von Investoren einer zügigen Fortsetzung seiner Erschließung deutliche Grenzen (ebd.: 32).[132]

Resümierend lässt sich festhalten, dass es gerade in jenen Handlungsfeldern einen hohen Zielerreichungsgrad gab, bei denen die Stadt in Form von Vorleistungen involviert war. Geringer fällt hingegen der Erreichungsgrad bei jenen Zielen aus, die von externen Aspekten, mithin schwer beeinflussbaren äußeren Rahmenbedingungen abhängig sind (ebd.: 35). Letzteres gilt freilich für alle Steuerungsversuche. Da jedoch der zieladäquate Einsatz eigener Mittel erreicht werden konnte, muss jedenfalls das städtische Engagement für den Wissenschaftshafen als gelungen gelten.

Formalisierung der Kooperation zwischen Wissenschaft und Stadt: Das Team Wissenschaft

Dem Ziel, Magdeburg auch als Wissenschaftsstadt zu etablieren, verdankt auf städtischer Seite das „Team Wissenschaft“ seine Existenz. Mit diesem ist seit 2009 innerhalb der Stadtverwaltung ein zentraler Ansprechpartner für die wissenschaftlichen Einrichtungen der Stadt institutionalisiert. Es ist direkt dem Oberbürgermeister unterstellt und umfasst zwei Mitarbeiter/innen. Deren Aktivitäten konzentrieren sich auf drei Aufgabenbereiche: das Management der Schnittstelle Schule – Hochschule, die Veralltäglichung der Kooperation zwischen Stadt und Hochschulen sowie die Entwicklung des Wissenschaftsquartiers als langfristiges Projekt.

Die Etablierung des Team Wissenschaft stellte eine wesentliche Folge der Teilnahme am Wettbewerb des Stifterverbands um den Titel „Stadt der Wissenschaft 2006“ dar. War die Organisation der Wettbewerbsteilnahme noch am Wirtschaftsdezernat angesiedelt, so zeigt bereits die spätere Institutionalisierung eines eigenständigen Bereichs, dass die Teilnahme an dem Wettbewerb

[132] Zu einem ganz ähnlichen Fazit kommt auch Winkler (2015: 92f): Die Entwicklung des südlichen Teils, also des Wissenschaftshafens, zum hochwertigen Quartier kann als geglückt bezeichnet werden. Hingegen ist die museale Nutzung nicht zuletzt aufgrund des Fehlens eines grundlegenden didaktischen Konzeptes noch stark ausbaufähig. Die Versuche, ein urbanes Quartier zu entwickeln, stagnieren aufgrund der Lärmbelästigung. Deutliche Forschritte sind hingegen bei der Etablierung des Handelshafens als Veranstaltungsort zu beobachten.

trotz des verpassten Sieges als Erfolg gelten kann: Nicht nur wurde dennoch ein „Jahr der Wissenschaft“ initiiert, die „Lange Nacht der Wissenschaft“ begründet und damit dauerhaft eine besondere innerstädtische Aufmerksamkeit für die ansässigen Hochschul- und Forschungseinrichtungen organisiert. Durch die Wettbewerbsteilnahme wurde auch die Basis für eine intensivierte Kooperation insbesondere zwischen den Hochschulen und der Stadt gelegt. Dadurch gewann die bereits 2001 durch eine Rahmenvereinbarung geschlossene Partnerschaft zwischen Stadt und Universität erst nachhaltige Relevanz.

Hierzu zählt, dass die OVGU und die Stadt gemeinsam als Partner für regionale Unternehmen, Verbände, Bildungseinrichtungen und andere gesellschaftliche Institutionen auftreten. Jährlich abwechselnd vergeben zudem die Universität und die Stadt gemeinsam den Eike-von-Repgow-Preis bzw. das Eike-von-Repgow-Stipendium für die wissenschaftliche Beschäftigung mit der Geschichte und der Kultur Mitteldeutschlands und des Gebiets der mittleren Elbe. Hilfreich für die Priorisierung und Verstetigung der städtischen Kooperation mit den wissenschaftlichen Einrichtungen und insbesondere der Universität scheint nicht zuletzt der Umstand zu sein, dass der gegenwärtige Oberbürgermeister Lutz Trümper wie auch sein Amtsvorgänger Wilhelm Polte zuvor wissenschaftliche Mitarbeiter an Magdeburger Hochschulen waren.[133]

Das Ziel, die Zusammenarbeit von Wissenschaftseinrichtungen und Stadt zu veralltäglichen, wird auf der Arbeitsebene primär durch die AG Wissenschaft abgesichert. Diese mindestens zweimonatlich tagende Arbeitsgemeinschaft besteht aus den PressesprecherInnen aller wissenschaftlichen Einrichtungen, die in Magdeburg ansässig sind. In der Runde werden Veranstaltungen wie die Lange Nacht der Wissenschaft geplant und Projekte und Initiativen zur Stärkung des Wissenschaftsstandortes Magdeburg entwickelt. Oberhalb dieser Ebene findet jährlich ein Treffen des Oberbürgermeisters mit den Rektoren der Hochschulen und Forschungsinstitute statt.

Das Team Wissenschaft dokumentiert jährlich die Kooperation des Landeshauptstadt mit der Otto-von-Guericke-Universität und der Hochschule Magdeburg.[134] Sichtbar werden dabei nicht nur die Aktivitäten des Team Wissenschaft selbst, etwa die Organisation der Langen Nacht der Wissenschaft und von Vortragsreihen, die Beteiligung an der Vorbereitung des Campus Day oder die Beteiligung an europäischen Projekten. Vielmehr werden auch Kooperationen zwischen Stadt und Hochschulen erfasst, die durch andere städtische Dezernate und ihre Fachbereiche getragen werden.

Die letztgenannten Zusammenarbeiten vollziehen sich meist unabhängig vom Team Wissenschaft, welches nur involviert werde, wenn Probleme auftreten.[135] Sie reichen von der Kooperation der Ausländerbehörde und des Mobilen Bür-

[133] Interview *Klaus Puchta/Janine Lehmann*, Team Wissenschaft Magdeburg, 22.2.2013

[134] Die Jahresberichte ab 2010 sind abrufbar unter https://www.magdeburg.de/Start/Wissenschaft-Bildung/Wissenschaft/Ansprechpartner (23.3.2016).

[135] Interview Klaus Puchta/Janine Lehmann, 22.2.2013

gerBüros mit den Wissenschaftseinrichtungen bis zur Betreuung von Qualifkationsarbeiten oder der Ermöglichung von Praktika. Verzeichnet werden etwa auch Kooperationen der Hochschulen mit der Stadtbibliothek, dem Kulturhistorischen Museum, dem Museum für Naturkunde, dem Kunstmuseum Kloster Unser Lieben Frauen, dem Stadtarchiv, dem Theater Magdeburg oder mit der Volkshochschule. Neben der Dokumentation dieser Kooperationen erfährt in den Jahresberichten die Qualität der Zusammenarbeit zwischen den einzelnen städtischen Einrichtungen eine Bewertung und werden künftige Projekte und Themenvorschläge bzw. die fehlende Notwendigkeit für solche konstatiert.

Dieses insgesamt positive Bild, dass die Etablierung des Team Wissenschaft, seine Aktivitäten und seine jährlichen Rechenschaftsberichte zeichnen, wird durch die Berichterstattung in der OVGU-Zeitung „uni:report“ bestätigt. Demnach arbeite die Universitätsverwaltung mit den Ämtern der Stadt sehr konstruktiv zusammen. Gemeinsames Ziel sei es insbesondere, in der Stadt eine studentische Szene sowie Wohnraum für Hochschulbeschäftigte und Studierende zu schaffen. Universität und Stadt betonen, dass sie immer wieder „über den Tellerrand schauen“ und sich an der Good Practice anderer orientieren. (Exemplarisch Lehnecke 2000; Perl 2007, 2011)

3.2.2. Prozesse

„Stadt der Wissenschaft, Bildung und Kultur“: Stadtentwicklung und Stadtentwicklungskonzepte

Magdeburg gewann 2012 in einer Studie, welche im Auftrag der Initiative Neue Soziale Marktwirtschaft die 50 größten deutschen Städte einem Vergleich unterzog, das Dynamikranking (IW Consult 2012). Hier wurde erhoben, wie dynamisch sich die Städte in den vergangenen fünf Jahren (2006-2011) entwickelt hatten. Dieses Ranking bildete vor allem Aufholeffekte ab: Es gestaltet sich deutlich einfacher, ausgehend etwa von einer hohen Arbeitslosigkeit eine prägnante prozentuale Senkung zu erreichen (ebd.: 9). Insgesamt ließ sich daher eine ostdeutsche Dominanz beobachten – so befanden sich sechs der acht Großstädte Ostdeutschlands unten den zehn dynamischsten Städten. Grund dafür waren die deutlichen Verbesserungen bei den Wohlstands- und Arbeitsmarktdaten, insbesondere bei der Frauenerwerbsquote und der Beschäftigung von älteren Menschen.

Als Gründe für die Spitzenposition Magdeburgs wurde vor allem die Überführung der städtischen Entwicklungskomponenten in eine Entwicklungsdynamik gesehen. Identifiziert wurden die Komponenten vor allem in der günstigen Lage an wichtigen Verkehrsachsen, der Funktion als Landeshauptstadt sowie der Tradition im Maschinenbau (ebd.: 10). Insgesamt sei ein erfolgreicher Strukturwandel zu beobachten, auch wenn der größte regionale Arbeitgeber, der Windkraftanlagenhersteller Enercon, vor allem auf den Ressourcen des Großkombinats SKET aufbaut.

Als weiterer dynamisierender Faktor wurde das zunehmende Kooperationsgeschehen zwischen den Magdeburger Wissenschaftseinrichtungen im Umfeld der Universität und Industrieunternehmen ausgemacht. So sei in den Neurowissenschaften ein weiteres Kompetenzfeld entstanden, das u.a. in Ausgründungen und Drittmitteleinwerbungen in den Bereichen Medizin und Medizintechnik wirksam werde.

Sichtbar werde die städtische Dynamik vor allem in der positiven Entwicklung der Arbeitslosenquote, der Jugendarbeitslosenquote, der Erwerbsbeteiligung der über 55jährigen sowie bei der Entwicklung der gemeindlichen Steuerkraft, der Frauenbeschäftigungsrate und der Quote der ALG-II-Empfänger.

Trotz dieser positiven Tendenzen wurden im Hinblick auf die Entwicklungsdynamik auch kritische Entwicklungen verzeichnet. Diese werden vor allem bei den demografischen Kennzahlen wie Lebenserwartung und Altersquotient[136] gesehen. Ebenfalls ungünstig entwickle sich im Vergleich mit anderen Städten der Anteil der Beschäftigten mit einem Hochschulabschluss. So verbesserte sich die Akademikerquote von 2006 bis 2011 lediglich um 0,6 Prozentpunkte.

Der insgesamt sehr positiven Einschätzung der Entwicklungsdynamik stehen ambivalente Bewertung des erreichten Niveaus gegenüber. Magdeburg findet sich hier – wie die meisten ostdeutschen Städte − in der unteren Hälfte des Vergleichs.[137] Positiv auffällig ist das erreichte Niveau bei der Arbeitsplatzversorgung und der Beschäftigung über 55jähriger. Zudem attestieren die lokalen Unternehmen der Stadtverwaltung einen guten Umgang mit den öffentlichen Finanzen. Schwierig sei hingegen vor allem die hohe Schulabbrecherquote, die geringe Einkommenssteuerkraft der Einwohner sowie der geringe – und sinkende − Anteil der Einwohner zwischen 20 und 59 Jahren. Bei diesen drei Aspekten findet sich Magdeburg im unteren Zehntel der untersuchten Städte.

Resümierend charakterisierte das Ranking Magdeburg als sehr dynamische Stadt, die große Fortschritte bei der Arbeitsmarktentwicklung, aber auch Schwächen beim Wohlstand aufweist. (INSM 2012) Festzuhalten sei, dass die Stärken als auch die Schwächen Magdeburgs direkte Bezüge zum Bildungs- und Wissenschaftssystem, aber auch zur demografischen Entwicklung aufweisen. Beide Aspekte – die wichtige Rolle wissensbezogener Einrichtungen und Aktivitäten sowie die Folgen des demografischen Wandelns – standen nicht nur im Fokus dieses Rankings, sondern prägen auch deutlich das langfristig angelegte integrierte Stadtentwicklungskonzept (ISEK).

Das jüngste ISEK hat Magdeburg im Jahr 2013 unter dem Titel „Magdeburg 2025“ vorgelegt (Landeshauptstadt Magdeburg). Zentrales Ziel des Konzepts sei die Entwicklung eines Leitbildes, dem eine Orientierungsfunktion für das Handeln von Politik und Verwaltung zukomme. Als pragmatischer Grund für die Erstellung des Konzepts wird – neben der Orientierung an der „Leipzig Charta“ –

[136] Anteil der Bevölkerung im Alter zwischen 20 und 60 Jahren im Verhältnis zur Bevölkerung über 60 Jahren

[137] Lediglich die Landeshauptstädte Dresden und Erfurt haben inzwischen den Anschluss an das Mittelfeld gefunden.

die Beteiligung am Programm „Stadtumbau Ost“ angegeben (Landeshauptstadt Magdeburg 2013: 1)

Unter anderem ermöglicht das ISEK einen Einblick in das erreichte, vor allem aber das angestrebte Zusammenspiel von Wissenschaft, Hochschulen und Stadt. Das Leitbild „Magdeburg 2025“ umfasst insgesamt acht Leitziele. Zwar rekurriert nur eines davon unter dem Titel „Stadt der Wissenschaft, Bildung und Kultur“ dezidiert auf die ortansässigen Wissenschaftseinrichtungen. Allerdings finden sich auch bei zwei weiteren Leitzielen einschlägige Bezugnahmen. Diese Leitziele sind: „Magdeburg als geschichtsträchtige, weltoffene Stadt an der Elbe“ und „Magdeburg als regionales Zentrum“.

Das Ziel der Entwicklung von Weltoffenheit und Toleranz Magdeburgs wird mit sowohl ethischen als auch wirtschaftlichen Aspekte begründet. Dabei werden für letztere die zunehmende Bedeutung der Kreativität und eine dafür notwendige tolerante Atmosphäre angeführt. Die Entwicklung von Toleranz und Weltoffenheit soll wesentlich durch interkulturelle Angebote und Prozesse unterstützt werden. Hier gelten u.a. die Mitgliedschaft im europäischen Städtenetzwerk EUniverCities, die internationalen Kooperationen der Hochschulen mittels Studentenaustausch, Gastprofessuren oder Sommerakademien ebenso als Indikator wie als Katalysator solcher Prozesse (ebd.: 5). Im Hinblick auf die Versorgung der Region wird auf Magdeburgs starke Rolle als Standort für Forschung, Bildung und Kultur hingewiesen (ebd.: 12).

Erwartbar erfahren die Wissenschaftseinrichtungen und Hochschulen unter dem Leitziel, Magdeburg zur Stadt der Wissenschaft zu entwickeln, die größte Beachtung.[138] Etwas detaillierter werden die hier genannten Bausteine in einem kurzen Kapitel zu Wissenschaft und Forschung beschrieben (ebd.: 37-40). Die dort genannten Ziele, Aufgabenstellungen und Handlungsansätze können damit zugleich als Problemwahrnehmung bzw. Diagnose bestehender Defizite gedeutet werden.

- Festgestellt wird zunächst, dass Magdeburg mit seinen beiden Hochschulen Studierenden aus dem In- und Ausland attraktive Bildungsmöglichkeiten biete und durch die verschiedenen wissenschaftlichen Einrichtungen ein vielfältiger Forschungsstandort sei. Betont wird dabei, dass sowohl Studierenden als auch Wissenschaftlern die Aufgabe zukomme, zur Entwicklung der städtischen Kultur wie der Bildung der Einwohner beizutragen. Angesprochen sind damit Funktionen, die oftmals unter dem Begriff der Dritten Mission erfasst werden. (Ebd.: 39)

[138] Im Vergleich zum Entwurf aus dem Jahr 2011 hat das Leitbild im Hinblick auf die Bedeutung von Wissenschaft und Kultur eine bemerkenswerte Präzisierung vorgenommen: Wurden beide 2011 noch unter dem gemeinsamen Leitziel „Magdeburg – Stadt der Wissenschaft, Bildung und Kultur“ subsumiert, so treten „Mageburg – Stadt der Wissenschaft“ und „Magdeburg – Stadt der Bildung und Kultur“ als eigenständige und detaillierter bestimmte Leitziele auf. Im Gegenzug wurde die Bedeutung Magdeburg als regionales Zentrum und als Einheit eigenständiger Identäten zu einem Leitziel zusammengefasst. Hintergrund dieser Schwerpunktverlagerung dürfte nicht zuletzt die Entscheidung sein, sich um den Titel „Europäische Kulturhauptstadt“ 2025 zu bewerben.

- Für die Stadt wird festgehalten, dass Studierenden und Wissenschaftlern zielgerichtete Angebote in Kultur und Freizeit zu unterbreiten seien, um ihre Identifikaton mit der Landeshauptstadt zu fördern. Zudem seien ihnen Räume zur Verfügung zu stellen, die Möglichkeiten zur Entfaltung von Kreativität und damit der Bereicherung der städtischen Kultur schaffen. Als weitere Schritte zur Entwicklung Magdeburgs als lebendige Studenten- und Wissenschaftsstadt werden genannt: die Bereitstellung von Wohnraum, was das studentische Leben in der Stadt sichtbar mache, von sozialen Angeboten wie Kindergärten oder medizinischer Versorgung sowie die Anpassung der Öffnungszeiten sowie des ÖPNV an die Bedürfnisse von Studierenden und Wissenschaftlern. Insgesamt stelle die Bindung von Absolventen und Wissenschaftlern einen wichtigen Ansatz zur Stabilisierung der Bevölkerungszahlen und -struktur dar. Zugleich wird im Blick auf die Chancen der Hochschulabsolventen auf das Problem des bestehenden Lohngefälles zum alten Bundesgebiet hingewiesen. (Ebd.: 38f.)

- Die Stadt trage durch den Ausbau neuer Stadtareale zur stärken Ausprägung Magdeburg als Wissenschaftstandort bei (ebd.: 8). Als zentrale Projekte werden vor allem die Entwicklung des Wissenschaftshafens und des angrenzenden Universitätsgeländes genannt. Die Universität, die Hochschulen und der Wissenschaftshafen werden im „Räumlichen Leitbild“ als räumliche Entwicklungsschwerpunkte definiert (ebd.: 13). Der Wissenschaftshafen selbst diene – als Ort für Forschungseinrichtungen und technologieorientiere Unternehmen – der Entwicklung des umgebenden Wissenschaftquartiers. (Ebd.: 40, 94)

- Eine Verbesserung der Standortqualität wird durch eine intensivierte Kooperationskultur erwartet, was sowohl die Wissenschaftseinrichtungen untereinander als auch die Zusammenarbeit mit der Stadt betreffe. In diesem Kontext übernehme die Stadt eine Koordinierungsaufgabe. (Ebd.: 8) Durch ein koordiniertes Auftreten solle zudem eine bessere Artikulation und Durchsetzung gemeinsamer Interessen gegenüber Dritten – dem Land, dem Bund und der EU – ermöglicht werden (ebd.: 38).

- Eine enge Kooperation zwischen Hochschulen und Wissenschaftseinrichtungen mit städtischen Akteuren solle Beiträge zur Verbesserung der Arbeitsmarkt- und Wirtschaftssituation leisten. Gerade im Bereich der Wirtschaft werden unbefriedigte Erwartungen und entsprechender Handlungsbedarf sichtbar: So solle die Ansiedlung von wissenschaftsorientierten Unternehmen und die Kooperation der Wissenschaftseinrichtungen mit diesen Firmen neue Arbeitsplätze generieren, die gerade für Absolventen attraktive Perspektiven anbieten und als Haltefaktoren wirken. Der Technologietransfer aus den Wissenschaftseinrichtungen erfülle bisher nicht die gesteckten Ziele. Entsprechend seien Unternehmensneu- bzw. -ausgründungen aus diesen Institutionen durch stärker profilierte Gründerzentren zu fördern. Eine bessere Arbeitskräftesicherung solle zudem über die berufsbegleitende Aus- und Weiterbildungsangebote generiert werden, die gemeinsam von Wirtschaft und den Wissenschaftseinrichtungen entwickelt werden. Zudem sollen entsprechende Angebote Bildungsbedürfnisse der Bürgerschaft befriedigen und Kinder und Jugendliche an die Wissenschaft heranführen. (Ebd.: 39) Magdeburg schließt hier an ein identifiziertes Problem an: Es liegt mit einem Anteil von 27,5 Prozent Schulabgängern mit Hochschulreife weiterhin unter dem bundesdeutschen Durchschnitt. Dafür verfügt Mag-

deburg allerdings über eine breite Bevölkerungsschicht mit Mittlerer Reife. (BBSR 2013: INKAR)

- Als zentrale Aufgabe wird auch die verstärkte Nutzung der Bildungs- und Wissenschaftslandschaft zur internen und externen Vermittlung eines positiven Stadtimages definiert (ebd.: 8). Nach innen bedeute dies vor allem die Sensibilisierung der Bürgerschaft für das Selbstverständnis als Wissenschaftsstandort, wie sie etwa durch Formate wie die Lange Nacht der Wissenschaft oder ein spezielles Studienangebot für Senioren erfolgt. Die Vermittlung Magdeburgs als nationaler und internationaler Wissenschaftsstandort nach außen solle durch verbessertes Marketing und Öffentlichkeitsarbeit erzeugt werden, etwa durch die Dachmarkenkampagne „Ottostadt Magdeburg". Dieses Marketing finde nicht zuletzt im Hinblick auf die Rekrutierung von Studierenden und Wissenschaftlern statt. Neben der stärkeren Zusammenarbeit mit den Medien – etwa bei der Kommunikation von Spitzenleistungen – sollen Tagungen und Kongresse der erhöhten Sichtbarkeit dienen. Diese könnten jedoch nur bei guter Erreichbarkeit ihre volle Wirkung entfalten: Entsprechend drängt Magdeburg weiterhin und verstärkt auf die Anbindung an das Hochgeschwindigkeitsnetz der Bahn. (Ebd.: 39)

Städtische Aktivitäten: Wettbewerbsbeteiligungen

Im Jahre 2005 veranstaltete der Stifterband für die Deutsche Wissenschaft erstmalig den Wettbewerb „Stadt der Wissenschaft". Dessen Ziel war, die Transformation der teilnehmenden Städte von Wissenschafts*standorten* zu Wissenschafts*städten* zu motivieren. Dabei sollte es Aufgabe der Stadtpolitik werden, die lokale Vernetzung der Wissenschaft mit anderen gesellschaftlichen Teilsystemen − allen voran der Wirtschaft – entlang einer klaren Strategie zu fördern und zu institutionalisieren.

Magdeburg bemühte sich zweimal um den Titel „Stadt der Wissenschaft": Nach einer erfolglosen Bewerbung im ersten Wettbewerbsjahr, die unter Zeitdruck und mit wenig Vorlauf zustande kam,[139] startete die Landeshauptstadt bereits im Folgejahr einen neuen Versuch.

Die Bewerbung Magdeburg setzte – durchaus im Sinne der Ausschreibung und mit starker Ähnlichkeit zu den Bewerbungen anderer Städte – primär auf die Etablierung eines wissenschaftsbezogenen Selbst- und Fremdbildes durch Netzwerkbildung, Events und Marketing. So vernetzten sich im Vorfeld der Bewerbung etwa 70 regionale Partner, um die Präsenz von Wissenschaft ins städtische Bewusstsein zu rücken und sie als wichtigen Standortfaktor und Motor des Strukturwandels erkennbar zu machen. Entsprechend stand im Zentrum des von der Mitteldeutschen Kommunikations- und Kongressgesellschaft entwickelten Konzeptes ein eventorientierter Ansatz. Das darin skizzierte Wissenschaftsjahr 2006 ziele – so Oberbürgermeister Lutz Trümper – darauf ab, mittels „Veranstaltungen und Projekten Forschung und Lehre in eine breite Öf-

[139] Interview Klaus Puchta/Janine Lehmann, 22.2.2013

fentlichkeit tragen und Magdeburg als Stadt der Wissenschaft erlebbar machen“ (Perl 2004).

Magdeburg erreichte das Finale und musste sich dort lediglich dem Gewinner Dresden geschlagen gegeben, das dann 2006 den Titel „Stadt der Wissenschaft“ trug. Gelobt wurden an der Magdeburger Konzeption unter anderem, dass bei der Netzwerkbildung auch Brücken zu Sport und Kirche geschlagen worden seien, und dass die Stadt mit dem Portal www.wissenschaft.magdeburg.de[140] als erste Bewerberstadt ihre Bewerbung über ein Online-Angebot transparent zu machen suchte. (Perl 2005)

Magdeburg entschied sich trotz des verpassten Titelgewinns, die in den beiden Bewerbungen entwickelten Konzepte zu realisieren. Dabei sollte es sich dann von anderen Städten unterscheiden, die im Moment der Niederlage auch oftmals ihre Absicht bekundeten, das Bewerbungskonzept gleichwohl umzusetzen, dies dann jedoch tatsächlich nur sehr reduziert taten. Magdeburg dagegen realisierte mit hohem Aufwand das geplante Wissenschaftsjahr. Dieses hätte es ohne den Wettbewerb nicht geben und ist daher direkt auf diesen zurückzuführen. Dafür wurden von der Stadt 300.000 Euro investiert, weitere 250.000 Euro konnten beim Land Sachsen-Anhalt und Sponsoren eingeworben werden.

Die von der Stadt bereitgestellten Mittel floßen primär in die Organisation und Koordination des Wissenschaftsjahres sowie die Realisierung der zentralen Veranstaltungen. Neben 200 Einzelveranstaltungen, die in Eigenregie der beteiligten Partner stattfanden, gab es vier Höhepunkte des Wissenschaftsjahres: die erste Lange Nacht der Wissenschaft, die Europaratsausstellung „Heiliges Römisches Reich Deutscher Nation“, das Fest der Wissenschaft und den Europäischen Kongress der Wissenschaftsstädte. Auf diesem Kongress debattierten Vertreter aus 50 europäischen Städten an drei Kongresstagen über die „Stadt der Zukunft“ und schlossen sich mit einer „Magdeburger Erklärung“ zu Städten der Wissenschaft zusammen (ESCITY 2008: 74f., Lisowski et al. 2011: 94–98)

Als langfristige Wirkung der Wettbewerbsbeteiligung entwickelte sich in Magdeburg eine erhöhte Aufmerksamkeit für die wissenschaftsinduzierten Potenziale der Stadtentwicklung. Vor allem jedoch wurden in Form des Team Wissenschaft feste Strukturen und Ansprechpartner für die Wissenschaft innerhalb der Stadtverwaltung eingerichtet. Das Team Wissenschaft ist auch für die Organisation dauerhafter Veranstaltungsformate wie den RoboCup German Open, die Lange Nacht der Wissenschaft, die Veranstaltungsreihe „Wissenschaft und Gesellschaft“ oder die Vortragsreihe „Wissenschaft im Rathaus“ verantwortlich.[141]

Neben der Institutionalisierung der Beziehungen zwischen Stadt und Wissenschafteinrichtungen, der anschließenden Veralltäglichung entsprechender Netzwerkarbeit, der Generierung öffentlicher Aufmerksamkeit für die Bedeutung von Wissenschaft für die Stadtentwicklung und deren Verankerung in der städ-

[140] Unter dieser Domain ist heute der Internetauftritt der Langen Nacht der Wissenschaft in Magdeburg zu finden (18.5.2016).

[141] siehe dazu oben 3.2.1. Strukturen >> Formalisierung der Kooperation zwischen Wissenschaft und Stadt: Das Team Wissenschaft

tischen Identität sind zwei Aspekte als Begleit- oder Folgewirkungen bemerkenswert: die kontinuerliche Nutzung von Wettbewerben und europäischen Ausschreibungen zur Förderung wissensbasierter Stadtentwicklung sowie die Ergänzung des netzwerk- und öffentlichkeitsorientierten Zugangs durch einen baulichen Ansatz.

Bereits im Zuge des Wissenschaftsjahres 2006 nahm Magdeburg als einzige deutsche Stadt an dem internationalen Projekt „Europe Science and the City: Promoting Science Culture at Local Level (ESCITY)“ (2006–2008) teil. In diesem Projekt suchten insgesamt fünf europäische Städte die Verbindung von Wissenschaft und lokaler Bevölkerung zu intensivieren. In dessen Rahmen fand mit dem Europäischen Kongress der Wissenschaftsstädte ein Höhepunkt des Wissenschaftsjahres statt (vgl. ESCITY 2008: 74).

Das im Kontext der wissensbasierten Stadtentwicklung wohl wichtigste Projekt war „Retructuring Districts Into Science Quaters (REDIS)“, an dem Magdeburg als Leadpartner von 2008 bis 2011 teilnahm. Wesentlicher Gegenstand dieses Projektes, das große Schnittmengen zur Teilnahme an der IBA Stadtumbau aufwies,[142] war die Entwicklung des Wissenschaftshafens.[143]

Nicht zuletzt aufgrund der Beteiligung an diesen beiden Projekten gelang es Magdeburg, relevante internationale Kontakte zu knüpfen und damit die Voraussetzungen für eine kontinuierliche Einbindung in weitere EU-Projekte zur wissensbasierten Stadtentwicklung zu schaffen.[144] Diese Projekte zielten vor allem auf die Verstetigung der internationalen Vernetzung, Erfahrungsaustausch und Vermarktungschancen. Dazu zählen die Projekte „Science Parks Without Walls“ (SPWW)[145] (2011–2013), „Platform of Local Authorities and Communicators engaged in Science“ (PLACES)[146] (2010-2014) sowie das Urbact Project „EUniverCities“ (2012–2015).[147]

Letzteres ist ein europäisches Netzwerk von 14 europäischen Universitätsstädten, um durch Erfahrungsaustausch die Zusammenarbeit zwischen der Stadtverwaltung und den Hochschulen auf lokaler Ebene zu verbessern. Diesem Netzwerk treten jeweils die Hochschulen und ihre Sitzorte gemeinsam bei. Das Projekt fokussiert dabei auf Fragen des Marketings und des Technologietransfers, tangiert aber auch das studentische Wohnen und Leben. Magdeburg setzte hierbei die beiden Schwerpunkte „Internationalisierung und studentisches

[142] Dafür spricht nicht nur die thematische Überschneidung der Projekte – bei beiden stand die Verknüpfung des Hafens mit dem angrenzenden Universitätscampus im Zentrum –, sondern auch die Präsenz des REDIS-Projekts in den IBA-Publikationen, vgl. etwa LM S (2010: 24f).

[143] vgl. oben 3.2.1. Strukturen >> Stadträumliche Verdichtung: Wissenschaftsquatier mit Wissenschaftshafen

[144] Interview Klaus Puchta/Janine Lehmann, 22.2.2013.

[145] vgl. http://www.scienceparkwithoutwalls.com/ (20.4.2016)

[146] vgl. http://www.openplaces.eu/resources/lap/81646 (20.4.2016). Hier ergab sich die Projektbeteiligung durch die Kooperation mit „Wissenschaft im Dialog“ im Rahmen des Wissenschaftssommers 2010, vgl. http://www.wissenschaft-im-dialog.de/projekte/abgeschlossene-projekte/wissenschaftssommer/ (20.4.2016).

[147] vgl. http://eunivercitiesnetwork.com/ (20.4.2016)

Leben“ sowie „Entwicklung Magdeburg zu einem Medizintechnikzentrum“ und arbeitete diese in einem lokalen Aktionsplan aus (Urbact 2015).

Insgesamt lässt sich in Magdeburg ein hohes Maß an Kontinuität bei der Beteiligung an solchen Wettbewerben und Projekten erkennen. Mag auch die Bewertung der Wirksamkeit der Projekte im Einzelfall sehr unterschiedlich ausfallen, so ist – neben Vernetzung, Informationsaustausch und Fördermittelakquise – insbesondere ein Aspekt von besonderer Relevanz: die Generierung von Aufmerksamkeit und Legitimität für das Thema der wissensbasierten Stadtentwicklung.

Dies scheint auch zu gelingen: Das Selbstverständnis als Wissenschaftsstadt ist gut verankert. Die Imagekampagnen Magdeburgs – ob nun primär an die eigene Bevölkerung oder nach außen adressiert – verzichten nie auf den Zusatz „Wissenschaftsstadt“. Für die stadtinterne Kommunikation erweist sich die Verbindung des Namenspatrons der Universität mit der Kampagne „Ottostadt“ als Glücksfall. Innerhalb der Stadt wird dieser Titel leicht als Verknüpfung zweier prominenter Magdeburger – des römisch-deutschen Kaisers Otto I. und des Erfinders und Magdeburger Bürgermeisters Otto von Guericke – entziffert. Zugleich dürfte es kaum überraschen, dass dieses Namensspiel außerhalb der Landeshauptstadt nur in Ausnahmefällen verstanden wird.

Inzwischen jedenfalls legt Magdeburg ein deutlich gestiegenes Selbstbewusstsein an den Tag. Dies zeigt nicht zuletzt das Vorhaben, sich um den Titel der Kulturhauptstadt Europas 2025 zu bewerben. Auch im Rahmen dieser Bewerbung verweist Magdeburg auf die Wissenschaft als wesentlichen Identitätsbestandteil.[148]

Die Verankerung der Bedeutung von Hochschulen und Wissenschaft für die Stadtentwicklung durch die Teilnahme an den Wettbewerben wie auch durch Imagekampagnen ist nicht zuletzt dann relevant, wenn es darum geht, das Thema gegen konkurrierende innerstädtische Interessen zu verteidigen. Erhöht wird damit nicht nur die Sichtbarkeit des wissensbasierten Ansatzes: Vor allem bindet es die Stadt an diese Strategie. Dass diese langfristig ausgerichtet ist, wird insbesondere durch die hohe Kontinuität und die Mehrfachnutzung einzelner Bausteine der wissensbasierten Stadtentwicklung deutlich.

Hochschulaktivitäten mit lokalem Bezug: Die Third Mission der Otto-von-Guericke-Universität Magdeburg[149]

Die lokal und regional wirksamen Aktivitäten der OVGU sind an verschiedenen Schnittstellen der Universität zu ihrer Umwelt angesiedelt – etwa zu Schulen, anderen Wissenschaftseinrichtungen, zum Beschäftigungssystem oder zur Stadtgesellschaft. Sie adressieren entsprechend eine Vielzahl von Zielgruppen.

Die Mehrzahl der Angebote der OVGU richtet sich an die Bürgerschaft, darunter die meisten an Schülerinnen und Schüler. So unterbreitet die Universität allein elf Angebote unter der Rubrik „Vor dem Abi an die OVGU“ für Kinder und Schü-

[148] http://www.magdeburg.de/Start/Kultur-Sport/Kulturhauptstadt-werden (30.5.2016)

[149] Mitautorin: **Peggy Trautwein**

ler höherer Klassen. Milieu- und generationenübergreifende Offerten bestehen darüber hinaus für die Bürger der Stadt und Region. Die Seniorenuniversität der Universität spricht gezielt Menschen ab 50 Jahren an – wobei man fragen kann, ob sich heute 50jährige tatsächlich als „Senioren“ sehen. Das betriebliche Gesundheitsmanagement der OVGU steht mit seinen Vortragsreihen und Weiterbildungen zu sozialen und gesundheitsbezogenen Themen auch der Bürgerschaft zur Verfügung. Mehrere universitäre Aktivitäten beziehen über Kooperationen regionale Unternehmen sowie teilweise öffentliche Institutionen und politische Akteure ein. Schließlich gibt es Aktivitäten, die auf die Förderung von Existenzgründungen durch Universitätsabsolventen zielen.

Die Kooperationen an der Schnittstelle von Schulen und Hochschule weisen deutliche Institutionalisierungstendenzen auf:

- So unterhält die OVGU derzeit zwölf Kooperationsverträge mit Gymnasien in Magdeburg und Umgebung, aber auch im überregionalen Bereich. 100 BetreuungsprofessorInnen fungieren dabei als konkrete Ansprechpartner für die Schulen.
- Zu den umfangreichen und verstetigten Angeboten für Schülerinnen und Schüler zählen das Schnupperstudium, das Technik-Sommercamp, die Herbst-Uni sowie MINT-Praktikumsmöglichkeiten.
- Den Schülern steht zudem im Guerickezentrum der Schülerprojektraum „Guerickianum“ zur Verfügung. Dadurch soll die Vertiefung und Belebung des naturwissenschaftlichen Unterrichts wie auch die Pflege des naturwissenschaftlichen Erbes Otto von Guerickes ermöglicht werden.

Über die direkte Kooperation mit Schulen hinaus adressiert die OVGU Kinder durch die Kinderuniversität und deren Erweiterung, das „Studium Schnupperale“. Dabei ermöglicht eine Live-Videoübertragung den Eltern, in einem benachbarten Hörsaal der Kinderuni-Veranstaltung indirekt beizuwohnen. Weitere Veranstaltungsformate wie der „Girls- and Boys-Day“ oder der gemeinsam mit der Hochschule Magdeburg-Stendal ausgerichtete „Campusday“ informieren über das Studium in Magdeburg und fokussieren mithin auf die Studierendenrekrutierung. Es wäre allerdings verkürzt, diese schülerbezogenen Aktivitäten lediglich als eine Strategie zu bewerten, die Jugend für die heimische Universität zu interessieren. Wenigstens gleichrangig werden mit diesen Ansätzen die Erhöhung von Bildungschancen und die Stärkung der Zivilgesellschaft als Ziele verfolgt.

Eine Reihe von Aktivitäten ist darauf gerichtet, die Verbindung von Universität und regionaler Wirtschaft zu stärken:

- An der Schnittstelle von Hochschule und Beschäftigungssystem ist das Career Center angesiedelt. Es dient als zentraler Ansprechpartner der OVGU für regionale Unternehmen bei der Suche nach passenden Fachkräften, unterstützt Unternehmen bei ihren Präsentationen und veranstaltet Recruiting-Events, Firmenbegehungen, Workshops u.v.m.

- Im Bereich des Transfers fungiert das Technologie Transfer Zentrum (TTZ) als die koordinierende Kommunikations- und Servicestelle für Interessenten aus Universität und Wirtschaft. Es unterstützt die Netzwerkarbeit, organisiert Ver-

anstaltungen und assistiert bei EU-Projektvorhaben (Beratung bei Antragstellung, Vertragsvorbereitung, Projektmanagement). Außerdem obliegt dem Zentrum die Vergabe von Transfergutscheinen zur Unterstützung von Praxisprojekten zwischen Studierenden und Unternehmen bzw. gemeinnützigen Einrichtungen.[150]

- Die Förderung des Gründungsgeschehens steht im Fokus des „Interaktionszentrums Entrepreneurship". Dieses bietet u.a. professionelle Unterstützung für Existenzgründer, Beratung und individuelle Begleitungen bei diversen Förderprogrammen. Diesem Ziel dienen auch die Beteilgung der OVGU am Förderprogramm des Landes Sachsen-Anhalt „ego-Existenzgründungsoffensive" sowie an den geförderten Gründerwerkstätten „ego.-INKUBATOREN".

Eine Reihe weiterer Third-Mission-Aktivitäten zielt auf die Mitgestaltung der sozialräumlichen Umgebung der Hochschule – Aktivitäten, die oftmals in Kooperation mit der Stadt die städtische Gesellschaft adressieren. Hierzu zählt die Mitgestaltung der städtischen Identität. In Magdeburg ist diese gekennzeichnet durch die Etablierung eines Selbstbildes als Wissenschaftsstadt mit besonderer Referenz zum Erfinder, vormaligen Bürgermeister und Namenspatron der Universität Otto von Guericke:

- Der Bezug zu dessen Erbe bietet zahlreiche Anknüpfungspunkte, um Wissenschaft und Öffentlichkeit zu verbinden. So bildet der Halbkugelversuch einen Höhepunkt der jährlichen „Langen Nacht der Wissenschaft". Diese Veranstaltung, infolge der Bewerbung um den Titel „Stadt der Wissenschaft" etabliert, wurde zu einer kulturbelebenden Größe institutionalisiert. Hier wird ganz im Sinne von Public Understanding of Science and Humanties (PUSH) der Dialog zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit gepflegt sowie der Lehr- und Forschungsalltag einer Universität durch eine Nacht der offenen Türen vorgestellt.

- Weitere Bezüge zu dem Erfinder zeigen etwa die nach ihm benannte „Otto-von-Guericke-Gesellschaft" und das „Guerickezentrum", die gemeinsam mit Universität und Stadt seit 2003 jährlich das „Otto-von-Guericke-Stipendium" an einen ausländischen Studierenden vergeben. Dieses Stipendium wurde in Reaktion auf wiederkehrende ausländerfeindliche Übergriffe in Sachsen-Anhalt, von denen auch internationale Studierende und Wissenschaftler betroffen waren, eingerichtet. Es soll als Symbol für Weltoffenheit und Toleranz in Stadt und Universität fungieren. (Perl 2003)

Für die aktive Auseinandersetzung mit rechtsradikalen Erscheinungen steht auch die Beteiligung der Universität an der jährlichen „Meile der Demokratie". Diese Veranstaltung richtet sich rund um den Jahrestag der Zerstörung Magdeburgs während des Zweiten Weltkriegs gegen Versuche, diesen revisionistisch zu vereinnahmen. Sie wird durch ein breites zivilgesellschaftliches Bündnis getragen, an dem beide Magdeburger Hochschulen beteiligt sind. Die Auseinandersetzung mit Fremdenfeindlichkeit ist auch ein Thema in der Berichterstattung der Hochschulzeitschrift „uni:report". Die OVGU geht dabei im Vergleich zu den anderen untersuchten Hochschulstädten offensiver mit diesem Problem

[150] vgl. unten 5.2.3 Aktivitätseffekte >> Transfer: Beispiel Transfergutschein-Programm

um, das – obwohl Sachsen-Anhalt davon insgesamt betroffen ist – in deren Zeitschriften keine oder nur marginale Aufmerksamkeit findet.

Bildung im Alter ist ein fächerübergreifendes Angebot für ältere Erwachsene, das den Zugang zur wissenschaftlichen Aus- und Weiterbildung ermöglicht. Darin enthalten sind Spezialveranstaltungen zu „Studieren ab 50“ als Angebote der Fakultäten und Institute. Zudem werden ausgewählte Lehrveranstaltungen der vorgenannten Einrichtungen sowie des Lehrangebotes „Studium Generale“ für Gasthörer geöffnet. Außerdem bieten ältere Menschen eigene Lehrveranstaltungen für ältere Menschen an.

Eine dynamische Initiative mit universitären Wurzeln, die inzwischen weit über die Universität hinaus gewachsen ist, ist „Kante e.V.“: Der Name steht für „Kultur auf neuem Terrain erleben“. Der gemeinnützige Verein stellt eine Plattform für kreative Kulturprojekte in und für Magdeburg dar, ist mittlerweile auf über 150 Mitglieder angewachsen und war aus einer Initiative von Studierenden des Studiengangs „kwl][cultural engineering“ der OVGU entstanden.

In ihrem Hochschulentwicklungsplan 2015 bis 2025 behandelt die OVGU die Third Mission als eine strategische Gestaltungsebene in einem eigenen Kapitel. Demnach möchte die Universität ihre Position als Leitfigur der kulturellen und wirtschaftlichen Entwicklung der Region ausbauen, indem sie sich zukünftig verstärkt auf bestimmte Schwerpunkte konzentriert. Es zeigt sich dabei, dass vor allem die Aufgabenbereiche Weiterbildung und Transfer berücksichtigt werden, denen eine hohe strategische Bedeutung für die Universität zugeschrieben wird. (OVGU 2015: 44)

Hochschulaktivitäten mit lokalem Bezug: Die Third Mission der Hochschule Magdeburg-Stendal[151]

Auch für die Hochschule Magdeburg-Stendal lassen sich zahlreiche Aktivitäten mit lokaler und regionaler Wirksamkeit identifizieren. Dabei werden insbesondere Kinder und Schüler/innen, regionale Unternehmen, öffentliche Institutionen, politische Akteure und gründungsinteressierte Absolventen adressiert. Im Hinblick auf die unterschiedlichen Aktivitätsfelder und Zielgruppen – Schüler und Studierende, Ältere, Unternehmen oder die lokale Politik – lassen sich teils konventionelle, teils originelle Ansätze identifizieren.

Eine Reihe von Aktivitäten ist darauf gerichtet, die Verbindung von Hochschule und regionaler Wirtschaft zu stärken:

- An der Schnittstelle Transfer ist das Forschungs- und Entwicklungszentrum (FEZ) angesiedelt. Dieses stellt eine modulare Serviceebene zum Networking für und mit Partnern der Region bereit. Zur Serviceebene gehört auch das koordinierend tätige Technologie- und Wissenstransferzentrum (TWZ) als zentrale Einrichtung der Hochschule Magdeburg-Stendal. Angesiedelt beim FEZ sind zudem das Career Center, das Kompetenzzentrum Ingenieurwissenschaften/ Nachwachsende Rohstoffe, die Kompetenzentwicklung Klimaschutz sowie An-

[151] Mitautorin: **Peggy Trautwein**

gebote der Weiterbildung für KMU sowie bei der Projekt- und Produktentwicklung.

- Ebenfalls im Bereich Transfer agiert Beirat für Elektrotechnik. Dieser zielt auf einen Institutionalisierten regelmäßigen Austausch fachbezogener Themen zwischen Hochschulangehörigen und Praxisvertretern.

- Desweiteren wird einmal jährlich auf dem Magdeburger Campus ein Forschungsmarkt veranstaltet, zu dem die regionalen Unternehmen eingeladen werden. Neben der Vergabe des Forschungspreises der Hochschule und von Deutschlandstipendien werden dort aktuelle Forschungsthemen und -kooperationen der Hochschule vorstellt.

- Besondere Aufmerksamkeit genießt die Schnittstelle zwischen Hochschule und Beschäftigungssystem. Neben den institutionalisierten Angeboten des Career Centers findet z.B. jährlich für die Studierenden und die fachkräftesuchenden Beschäftiger eine Firmenkontaktmesse statt. Darüber hinaus bietet die Hochschule Magdeburg-Stendal in Kooperationen mit dem „Gründernetzwerk TEGSAS“, dem ego-Beauftragten der Stadt Magdeburg und der Professur „Ökonomie kleiner und mittelständischer Unternehmen und Existenzgründung“ Unterstützung für Existenzgründung und Coaching junger Unternehmen an. Die Hochschule beteiligt sich an der Existenzgründungsoffensive ego und dem Förderprogramm ego.-INKUBATOR des Landes Sachsen-Anhalt.

Neben diesen vorrangig ökonomisch orientierten Aktivitäten engagiert sich die Hochschule auch an der Schnittstelle zu ihrem direkten sozialen Umfeld:

- Hier ist etwa der Fachbereich Soziale Arbeit, Gesundheit und Medien der Hochschule zweifach engagiert: So findet seit 2011 mit der „Kinderstadt ELBERADO“ auf dem Hochschulcampus Magdeburg einmal jährlich eine mehrtägige Veranstaltung für Kinder statt, die von dem Fachbereich betreut und unterstützt wird (Bergt 2010). Mit dem Spiele- und Projektehaus unterhält die Hochschule eine Einrichtung, die durch den Fachbereich wissenschaftlich begleitet wird. In deren Mittelpunkt stehen das Kind und seine Mitbestimmungs- und Gestaltungsrechte (vgl. Brekenkamp 2013).

- Durch die Aktion „Rent a Prof“ bietet die Hochschule Schulen an, Einblicke in die Berufsfelder der Elektrotechnik zu vermitteln.[152] Ebenfalls an der Schnittstelle von Schule und Hochschule angesiedelt sind dauerhafte Angebote wie das Schnupperstudium oder die Herbstkurse für Schüler/innen höherer Klassen. Diese Initiativen dienen nicht zuletzt der Studierendenrekrutierung in der Sitzregion.

- Gesellschaftliches Engagement der Hochschule wird auch durch die Beteiligung an der „Meile der Demokratie“ erkennbar. Diese Veranstaltung richtet sich rund um den Jahrestag der Zerstörung Magdeburgs während des Zweiten Weltkriegs gegen Versuche, diesen revisionistisch zu vereinnahmen. Sie wird durch ein breites zivilgesellschaftliches Bündnis getragen, an dem auch die beiden Magdeburger Hochschulen beteiligt sind. Die Auseinandersetzung mit

[152] https://www.hs-magdeburg.de/hochschule/fachbereiche/iwid/institut-fuer-elektrotechnik/rent-a-prof.html (13.5.2016)

dem Rechtsextremismus erfolgt auch kontinuierlich im Hochschulmagazin „treffpunkt campus“. So wird über rechtsextreme Vorfälle im lokalen Umfeld ebenso wie über gemeinsam mit der OVGU stattfindende Gegenmaßnahmen und Aktivitäten berichtet (vgl. z.B. Geiger 2008, 2013).

Die Berichterstattung des Magazins „treffpunkt campus“ bildet recht umfassend diese Third Mission-Aktivitäten ab und unterstreicht damit auch deren Relevanz für das Selbstverständnis der Hochschule. Erkennbar werden hierbei auch gewisse Priorisierungen:

- Die Berichterstattung ist wesentlich davon geprägt, dass über die zahlreichen Kooperationen und Projekte der Hochschule mit regionalen KMU informiert wird.
- Ein zentrales Thema ist die Studierendenrekrutierung bzw. das Halten der Absolventen in Magdeburg und Region. Beständig wird über die Erfahrungen von gegenwärtig Studierenden berichtet, aber auch über Alumni, die sich aufgrund von Erfolgen auf dem örtlichen Arbeitsmarkt dauerhaft in der Sitzregion ansiedeln konnten. Der Hintergrund dieser Berichte sind anhaltend niedrige Verbleibsquoten, die ein Dauerproblem darstellen. So vermeldet die Zeitschrift regelmäßig, dass die Mehrheit der ausgebildeten Akademiker nach Studienende – trotz der umfangreichen Bemühungen – das Land verlassen. Seit 2013 wird versucht, das Image dadurch zu verbessern, dass die Berichterstattung durch statistische Befunde eigener Absolventenbefragungen angereichert wird, die zu einem deutlich positiveren Ergebnis kommen (vgl. z.B. Brekenkamp 2013). Hier dürfte die Sicherung der hochschulischen Legitimität durch den Nachweis von regionaler Relevanz – sei es durch Versorgung mit Hochschulabsolventen oder mit ökonomischen Impulsen – von besonderer Bedeutung sein.

Insgesamt lässt sich festhalten, dass die Hochschule Magdeburg-Stendal eine vergleichsweise hohe Anzahl an Third-Mission-Aktivitäten aufweist. Eine Ursache dafür ist, dass die Hochschule in der Ausgestaltung ihrer Angebote zwei Standorte bedient.[153] Außerdem unterhält sie – aufgrund ihrer insgesamt stärkeren regionalen Ausrichtung – deutlich mehr Schnittstellen als andere Hochschulen für regionale Unternehmen in Form von Kompetenzzentren, Kontaktbüros und Beiratsarbeit.

Lokale Vernetzung der Hochschulen: Interaktionen nach Partnern und Inhalten[154]

Um die unterschiedlichen Intensitäten und Schwerpunkte der hochschulischen Umfeldbeziehungen transparent zu machen, lassen sich die einschlägigen Interaktionen in Netzbilder überführen. Dazu sind einige methodische Entscheidungen zu treffen:

- Als eine Interaktion gilt eine ein- oder zweiseitige Beziehungsaufnahme, die mit mindestens einer bilateralen Aktivität untersetzt ist. Eine bloß formale, z.B.

[153] zu Stendal s.u. 4.3. Stendal

[154] Autor: **Sebastian Schneider**

vertragliche Vereinbarung findet demnach hier keine Berücksichtigung, solange diese nicht eine konkrete Aktivität hervorbringt. Ist sie allerdings mit einer Aktivität untersetzt, dann ist es diese als solche, die als Interaktion berücksichtigt wird – nicht die zugrundeliegende formale Vereinbarung. Solche Aktivitäten können etwa gemeinsame Forschung, zivilgesellschaftlich verankerte Projekte oder öffentlichkeitswirksame Veranstaltungen sein.

- Entscheidend dafür, die Interaktionen in die Erfassung einzubeziehen, ist ihr aktiver Status im (Februar 2013 bis Januar 2014), wobei die Interaktionen auch vor dem Erhebungszeitraum bestanden haben und/oder darüber hinaus bestehen können.

- Dieses verwendete Interaktionsverständnis lässt zunächst offen, wie die Beziehung zwischen den Akteuren qualitativ ausgestaltet ist. In einem weiteren Auswertungsschritt wird eine inhaltliche Charakterisierung der Interaktionen vorgenommen. Dies erfolgt anhand von Kriterien wie Richtung, Intensität, Dauer, Formalisierungsgrad und jeweilige Kooperationsbereiche. Aussagen zur Wertigkeit einer Interaktion sind damit nicht verbunden.

- Schließlich wird berücksichtigt, dass regionale Kooperationen von Hochschulen aus Sicht der Politik überwiegend auf regionalökonomische Entwicklungen zielen, solche allerdings auch nichtökonomische, nämlich soziale und kulturelle Voraussetzungen und Wirkungen haben. Deshalb wird sodann zwischen vorwiegend ökonomisch und vorwiegend nichtökonomisch ausgerichteten Interaktionen differenziert. Es werden zwei Indikatoren genutzt und in Beziehung zueinander gesetzt, um entsprechend differenzieren zu können: (a) die Ziele der Interaktion, wobei für die Kategorisierung nach dem Zuordnungsraster „ökonomisch/nichtökonomisch“ im Überschneidungsfall auf die dominierende Zielorientierung abgestellt wird, und (b) die Art des Ressourceneinsatzes zu ihrer Umsetzung – finanzielle, technische, personelle, kulturelle oder soziale Ressourcen.

Die ermittelten Hochschule-Region-Interaktionsdaten werden anhand folgender Kriterien aufbereitet und bewertet:

- Welche regionalen *Herausforderungen*, *Handlungsfelder* und *Bedarfslagen* werden durch die Interaktionen regionaler Akteure berührt?
- Welche *Interaktionsqualitäten* bestehen hinsichtlich Intensität, Dauer und Formalisierungsgrad?
- Wer sind die *beteiligten Akteurskreise* innerhalb der Hochschule und die adressierten bzw. eingebundenen Interaktionspartner?
- Welche *Unterscheidungen* zwischen vorwiegend ökonomisch und nichtökonomisch ausgerichteten Interaktionen lassen sich *nach Zielen* und *eingesetzten Ressourcen* treffen?

Darauf aufbauend wird ein Interaktionsprofil modelliert, das zweierlei zu leisten imstande ist: Zum einen bildet es die Intensität der Interaktionsbeziehungen zwischen den Hochschulen und den verschiedenen Akteuren ihres Sitzortes ab. Zum anderen zeigt es die inhaltlichen Schwerpunkte der Interaktionen auf und setzt diese in Zusammenhang mit den zentralen regionalen Herausforderungen sowie den daraus abgeleiteten Handlungsfeldern.

(1) Bearbeitete regionale Herausforderungen und Interaktionsqualitäten:

Das wesentliche Entwicklungsziel in den Regionen Sachsen-Anhalts kann mit der Solidarpaktformulierung „selbsttragende Entwicklung" gefasst werden. Diese hat zwei zentrale Voraussetzungen: wirtschaftliche Stabilität bzw. Dynamik und soziale Stabilität. In diesen Handlungsfeldern wiederum können auch die Hochschulen aktiv sein. Daneben bestehen in Sachsen-Anhalt Herausforderungen des demografischen Wandels. Die demografische Schrumpfung vollzieht sich über die dominanten Ausprägungen der Komponenten Fertilität, Mobilität und Mortalität: geringe Fertilität, Abwanderungsmobilität und Alterung der Bevölkerung. Die Frage ist: Inwieweit werden die Hochschulen in diesen insgesamt fünf Handlungsfeldern bereits wirksam?

Die Interaktionsanalyse zeigt, dass die identifizierten Hochschule-Region-Interaktionen in Magdeburg am häufigsten auf die Bearbeitung von Herausforderungen im Bereich „wirtschaftliche Stabilität bzw. Dynamik" abzielen. Die Hochschulaktivitäten suchen also vorrangig Einfluss auf wirtschaftliche Entwicklungsprozesse in der Region zu nehmen. Die Bedeutung wirtschaftlicher Herausforderungen ist jedoch nicht auf Interaktionen zwischen Hochschulen und Wirtschaftsakteuren beschränkt. Vor allem das Zusammenwirken von Hochschulen und Forschungseinrichtungen, aber auch Interaktionen mit anderen Akteursgruppen sind häufig auf wirtschaftliche Stabilität bzw. Dynamik ausgerichtet.

Andere demografische und regionale Herausforderungen werden mit deutlichem Abstand zu wirtschaftlicher Stabilität bzw. Dynamik behandelt, fächern sich aber breit auf. Magdeburg weist vergleichsweise zahlreiche Hochschule-Region-Interaktionen auf, welche auf die Erhöhung der Bildungschancen breiter Bevölkerungsschichten abzielen – etwa in Form von Projekten, die Schüler/innen für Wissen bzw. Wissensaneignung im allgemeinen begeistern und im speziellen die Motivation zur Aufnahme eines Hochschulstudiums erhöhen sollen. Damit greifen die Hochschulen in Magdeburg eine Bedarfslage auf, die sich aus der im Bundesvergleich deutlich unterdurchschnittlichen Quote der Schulabgänger/innen mit Hochschulreife sowie dem unterdurchschnittlichen Anteil der Beschäftigten am Wohnort mit Hochschulabschluss speist. (Übersicht 25, linke Seite)

Geringere aktive Handlungsmöglichkeiten haben Hochschulen hinsichtlich zwei anderer demografischer Problemlagen: die geringe Fertilität und die Abwanderungsmobilität. Bei ersterer erschöpfen sich die Potenziale im wesentlichen in der Unterstützung von Elternschaft bei Studierenden und MitarbeiterInnen; solche Unterstützungen sind auch in Magdeburg vorhanden, allerdings nicht als Teil von Hochschule-Stadt/Region-Interaktionen, sondern als innerhochschulische Angebote. Im Handlungsfeld „Abwanderungsmobilität" dagegen ist es vor allem die schlichte Anwesenheit der Hochschulen, die hier wirksam wird: als Angebot, studieren zu können, ohne die vertraute Region oder Stadt verlassen zu müssen. Dies wird auch mit den entsprechenden Informationskampagnen untersetzt, die allerdings nicht zwingend regionale Partner benötigen und daher in unserer Erfassung regionaler Interaktionen nicht auftauchen.

*Übersicht 25: Magdeburger Hochschule-Region-Interaktionen: Bearbeitete regionale und demografische Herausforderungen und Interaktionsqualitäten**

Herausforderungen/Handlungsfelder		Typ der Interaktionsqualität	
Geringe Fertilität		**A:** Mitgliedschaft	
Alterung der Bevölkerung		**B:** Veranstaltungsformate/ unmittelbar an Dritte adressierte Angebote	
Abwanderungs-mobilität		**C:** punktuell, projektbezogen	
Wirtschaftliche Stabilität bzw. Dynamik		**D:** strateg. Zusammenarbeit bei Einzelthemen; Netzwerke	
Soziale Stabilität		**E:** strateg. Zusammenarbeit über Einzelthemen hinaus; Institutionalisierung	

* Je dunkler die Farbausprägung, desto höher ist der Anteil der bearbeiteten demografischen und regionalen Herausforderung bzw. des vorkommenden Qualitätstyps von Interaktionen. Im Fall des Nichtvorkommens bleibt die Ausprägung weiß. Dies muss allerdings nicht bedeuten, dass die jeweilige Herausforderung/der Interaktionstyp komplett vernachlässigt ist. Es heißt lediglich, dass im Zuge der Datenerhebung nicht entsprechendes identifiziert werden konnte. Es ist zu beachten, dass die Einordnungen nicht immer trennscharf zu treffen sind. Interaktionen in thematisch ähnlich gelagerten Handlungsfeldern fördern Wirkungen in anderen mit. In solchen und vergleichbaren Fällen wurde bei der Datenerfassung auf das vordergründige Ziel abgestellt. Auch bei den Interaktionstypen bestehen Überschneidungsbereiche.

Um die Charakteristik der identifizierten Interaktionen zwischen den Hochschulen und ihrer Region beschreiben und diese in Bezug zu regionalen Rahmenbedingungen setzen zu können, wurde auch die Interaktionsqualität erfasst (Übersicht 25, rechte Seite). Dazu wurden vier Ausgestaltungskriterien herangezogen: Richtung, Intensität, Dauer und Formalisierungsgrad. Diese werden in Beziehung zu den Kooperationsbereichen gesetzt. Der Begriff „Interaktionsqualität" impliziert dabei keine Wertungsskala – etwa von schlecht zu gut –, sondern soll eine qualitative Einordnung der quantitativ erfassten Interaktionen ermöglichen. Wo die Inhalte der Interaktionen Doppel- oder Mehrfachzuordnungen nahe legen würden, wurde bei der Datenerfassung auf die jeweils dominante Qualitätsausprägung abgestellt. Unter Anwendung dieser Kriterien werden fünf Typen von Interaktionsqualitäten unterschieden:[155]

- Typ A: Mitgliedschaft (Teilnahme) in Gremien und Organen
- Typ B: Veranstaltungsformate/unmittelbar an Dritte adressierte Angebote
- Typ C: punktuelle Zusammenarbeit zur Bearbeitung von Einzelthemen; projektbezogene Interaktionen
- Typ D: langfristige strategische Zusammenarbeit zur Bearbeitung von Einzelthemen; Interaktionen in Netzwerken
- Typ E: langfristige strategische Zusammenarbeit über Einzelthemen hinaus; institutionalisierte Interaktionen und gemeinsame Einrichtungen.

[155] angelehnt an Brandt et al. (2008) und Hener/Eckardt/Brandenburg (2007)

Interaktionen zwischen Hochschulen und Wirtschaftsakteuren sowie zwischen Hochschulen und Forschungseinrichtungen sind meist vergleichsweise langfristig und formalisiert organisiert (Qualitätstypen D und E). Entsprechend sind diese Interaktionen für mittel- bis langfristige Regionalentwicklungsbeiträge von besonderer Bedeutung.

Hochschulaktivitäten mit zivilgesellschaftlichen Akteuren dagegen sind vergleichsweise temporärer und weniger formell (Qualitätstypen A, B und C). Aufgrund der häufig sozialen oder kulturellen Motivlage zivilgesellschaftlicher Aktivitäten lässt sich vermuten, dass Hochschule-Zivilgesellschaft-Interaktionen hauptsächlich soziale Herausforderungen bearbeiten. Dies kann empirisch nicht bestätigt werden. Wirtschaftliche Herausforderungen stehen ebenso im Fokus dieser temporären und weniger formellen Hochschule-Zivilgesellschaft-Interaktionen.

(2) Interaktionspartner:

Wie kommen Hochschule-Region-Interaktionen zustande, und welche Akteure sind dabei vorrangig involviert? Impulse zur Anbahnung von Interaktionen können innerhalb der Hochschulen von verschiedenen Akteurskreisen ausgehen. Dies betrifft die Arbeitsebene von Lehre und Forschung, getragen von einzelnen WissenschaftlerInnen bzw. Instituten, die Führungsebene der Rektorate oder auch die Studierenden, etwa in Gestalt von fachschaftsgebundenen Initiativen.

Dabei unterscheiden sich die Interaktionen insbesondere hinsichtlich ihrer Verwertbarkeit für die Hochschulen und hinsichtlich der Motive der Akteure. Um funktionale Differenzen erkennbar werden zu lassen, werden zunächst vier *Akteurskreise innerhalb der Hochschulen* unterschieden:

- Mit *„Hochschule als Institution“* wird das Auftreten der Hochschule insgesamt bezeichnet, etwa wenn die Führungsebene namens der Hochschule Kooperationen eingeht, die prinzipiell allen Akteuren in der Hochschule offenstehen.
- *Fakultäten oder Fachbereiche* als wichtigste Organisationseinheiten an Hochschulen sind für Forschung, Lehre und Studium zuständig. Diese Kategorie bezeichnet die jeweils zusammengefassten Wissenschaftsgebiete und Studiengänge sowie die entsprechenden Gruppen zusammengehörender Wissenschaftler/innen.
- Ein Großteil von Interaktionen geht von der fachlichen Ebene aus, d.h. von *einzelnen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern*. Die Zusammenarbeit mit externen Partnern basiert hier oftmals auf persönlichen Beziehungen und geteilten Interessen. Die Verstetigung von Hochschule-Region-Interaktionen hängt häufiger von diesen Akteuren als vom Engagement der Hochschulleitungsebene ab.
- Eine ebenfalls wichtige Rolle bei der Bearbeitung regionaler Herausforderungen können *Studierende* spielen. Als die in der Regel größte Akteursgruppe an Hochschulen und aufgrund der meist zahlreichen studentischen Vereinigungen ist auch von dieser Seite eine Reihe von regionalen Beiträgen bzw. Interaktionen zu erwarten.

Je nach regionalen Charakteristika – Bedarfen, Potenzialen, Ressource, Interessenlagen – sind für Hochschulen bestimmte Interaktionspartner mehr oder weniger stark von Bedeutung. Auch die Hochschulart bringt Differenzen hinsichtlich präferierter bzw. fokussierter Interaktionspartner mit sich. Um funktionale Differenzen in den Interaktionen erkennbar werden zu lassen, werden fünf *Gruppen regionaler Interaktionspartner* der Hochschulen unterschieden:

- War die Zusammenarbeit von *Wirtschaftsakteuren* und Hochschulen lange Zeit von Einzelbeziehungen – etwa in Form von Beraterverträgen oder Forschungsaufträgen – geprägt, so entwickelt sie sich mittlerweile z.T. zu längerfristig angelegten, strategischen Partnerschaften. Zu den Wirtschaftsakteuren gehören neben Unternehmen auch Unternehmensnetzwerke und die Ebene der Kammern und Wirtschaftsverbände.
- Die gesellschaftliche Verankerung von Hochschulen lässt sich anhand der Vernetzung von Hochschulen und *zivilgesellschaftlichen Akteuren* herausarbeiten.
- Interaktionen zwischen Hochschulen und *außeruniversitären Forschungseinrichtungen* gelten allgemein als wichtige endogene Potenziale der Region. Hier werden sowohl öffentliche als auch private Forschungseinrichtungen in die Betrachtungen mit einbezogen.
- Auch die Vernetzung von *regionalen Hochschulen untereinander* kann eine wichtige Kooperationsresssource sein.
- *Kommunen* begreifen Hochschulen und Wissenschaft immer stärker als einen entscheidenden Standortfaktor. Die Interaktionen zwischen ihnen zielen auf Effekte für die Stadt- und Regionalentwicklung.

Welche Interaktionskonstellationen in Magdeburg bestehen, veranschaulicht Übersicht 26.

*Übersicht 26: Interaktionspartner der Magdeburger Hochschulen**

Interaktionskonstellation	Alle Interaktionen	Nichtökonomische Interaktionen
Hochschulen und Wirtschaft		
Hochschulen und Zivilgesellschaft		
Hochschulen und Stadt/Administration		
Hochschulen und Forschungseinrichtungen		
Hochschulen und Hochschulen		

* Je dunkler die Farbausprägung, desto höher ist der Anteil der Interaktionskonstellation innerhalb der jeweiligen Region.

(3) Regionales Interaktionsprofil:

Die empirische Erfassung bzw. Messung von Hochschulaktivitäten in nichtklassischen Handlungsfeldern ist vergleichsweise schwierig. Zudem werden diese oft nicht als Bearbeitung spezifischer Probleme, die sich etwa aus demografischen Prozessen ergeben, wahrgenommen und dokumentiert. Doch erlaubt es das hier vorgestellte Modell von Interaktionsprofilen, eine zumindest tendenzielle systematische Erfassung der Aktivitäten zu leisten und diese mit regionalen Bedarfen, Planungen und Zielen abzugleichen. So können potenzielle Abdeckungslücken oder künftige Schwerpunktbereiche identifiziert werden.

In Übersicht 27 sind zunächst steckbriefartig Kennzahlen zu den identifizierten Hochschule-Region-Interaktionen dargestellt.

Übersicht 27: Steckbrief markanter Kennzahlen für die Interaktionen der Magdeburger Hochschulen

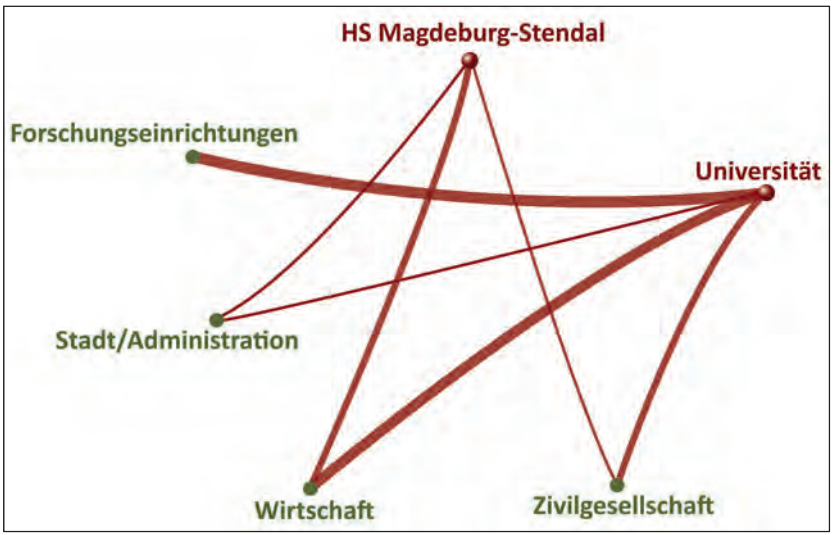
Indikator	Alle Interaktionen	vorwiegend nichtökonomische Interaktionen
Anzahl der Hochschulen	2	
Integration der Region in HS-Aktivitäten: Anzahl identifizierter HS–Region-Interaktionen	89	38
Häufigste Interaktionspartner (Anteil am Gesamt)	Wirtschaft (35 %)	Zivilgesellschaft (50 %)
Häufigste bearbeitete Herausforderung (Anteil am Gesamt)	Wirtschaftliche Stabilität/Dynamik (72 %)	Soziale Stabilität (53 %)
Häufigster Qualitätstyp von Interaktionen (Anteil am Gesamt)*	Qualitätstyp E (47 %)	Qualitätstyp B (66 %)

* Interaktionsqualitäten sind nach Ausgestaltung, Dauer und Formalisierungsgrad charakterisiert und zur Komplexitätsreduktion in Typen A-E eingeteilt (s.o. Übersicht 25). Die in der Übersicht genannten Prozente geben den Anteil der in der jeweiligen Region am häufigsten identifizierten Qualitätstypen an allen identifizierten Interaktionen der Region an.

Wie sind Hochschulen spezifisch in ihren Regionen eingebettet? Eine Antwort darauf liefern Interaktionsgeflechte. In diesen werden die Verbindungen der Hochschulen mit ihren Interaktionspartnern abgebildet. Übersicht 27 stellt das Magdeburger Interaktionsgeflecht dar. Die visualisierte Stärke der Verbindungen ist jeweils an der Gesamtzahl der Interaktionen bemessen, die identifiziert werden konnten.

Von beiden Hochschulen ist es die Universität Magdeburg, die am intensivsten mit regionalen Akteuren interagiert – was angesichts der Institutionengröße und der fachlichen Breite nahe liegt. Dabei sind Interaktionen mit Wirtschaft und anderen örtlichen Forschungseinrichtungen am stärksten ausgeprägt, wobei der Schwerpunkt bei wirtschaftlichen Akteuren liegt. Die stärkste Interaktionsausprägung der Hochschule Magdeburg-Stendal besteht ebenfalls mit Akteuren aus der Wirtschaft. Darüber hinaus interagieren beide Hochschulen in nennenswertem Umfang mit zivilgesellschaftlichen Akteuren. (Übersicht 28)

Übersicht 28: Regionalentwicklungsbezogenes Interaktionsgeflecht Magdeburg



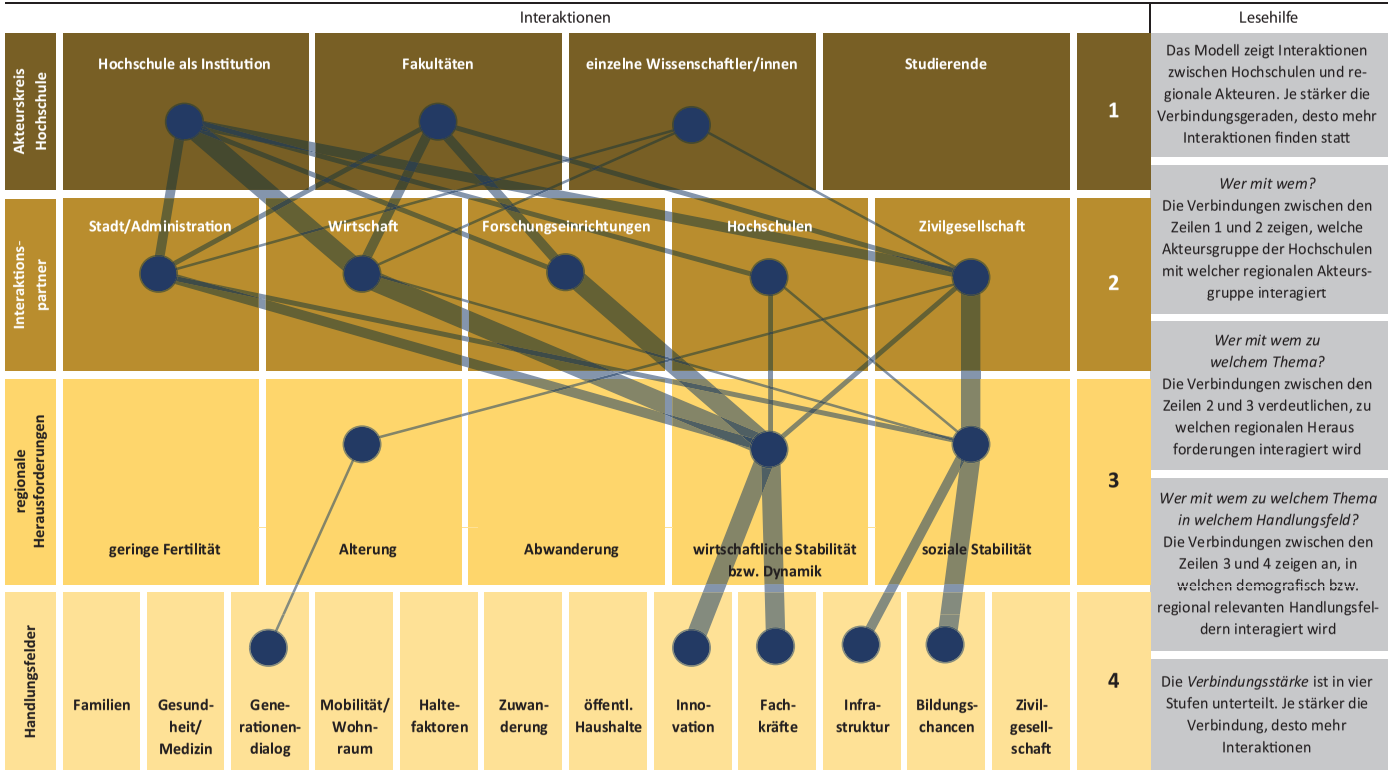
Schwellenwert = 6 Interaktionen

Es wurden hier Quintile berechnet. Dabei liegt der Schwellenwert bei sechs Interaktionen. Das bedingt, dass die durchaus bestehenden Interaktionsverbindungen *zwischen* den beiden Magdeburger Hochschulen aufgrund der Häufigkeitsverteilung aller Interaktionskonstellationen nicht abgebildet werden. Gleichzeitig ist beiden Hochschulen in Magdeburg eine vergleichsweise (anteilig) geringe Einbindung städtisch-administrativer Akteure gemein – auch wenn diese bei den vorwiegend nichtökonomischen Interaktionen nicht ohne Bedeutung bleiben. Bei diesen Interaktionen nehmen Konstellationen mit der Zivilgesellschaft den größten Anteil ein.

Um das abschließende und zusammenfassende regionale Interaktionsprofil (Übersicht 28) ‚lesen' zu können, findet sich am rechten Rand der Darstellung eine Lesehilfe, die hier kurz zusammenfasst wird:

- Dargestellt sind Interaktionen zwischen den Hochschulen und regionalen Akteuren.
- Die unterschiedlichen Stärken der Verbindungsgeraden bilden die Häufigkeit der Interaktionen im Verhältnis zu allen identifizierten Interaktionen in der jeweiligen Region ab – je kräftiger die Verbindung, desto mehr Interaktionen wurden anteilig identifiziert.
- Das Profil ist in vier Zeilen unterteilt, die von oben nach unten zu lesen sind:
  - Der zentrale oder initiierende Akteurskreis innerhalb der Hochschulen ist in der ersten Zeile dargestellt.
  - In Zeile 2 sind die kategorisierten regionalen Interaktionspartner abgebildet.

Übersicht 29: Interaktionsprofil Magdeburg



- In der dritten Zeile werden den Interaktionen – je nachdem, welches Thema sie bearbeiten – die regionalen und demografischen Herausforderungen zugeordnet.
- Letztere münden schließlich in Zeile 4 in Handlungsfelder, die das Interaktionsthema bzw. -ziel differenzierter erfassen.

4. Mittelstädte

Die Mehrzahl der 104 Städte in Sachsen-Anhalt – rund drei Viertel – sind Kleinstädte. Mehr als 20.000 Einwohner haben, neben den beiden Großkommunen Halle und Magdeburg, 23 Städte. Damit zählt rund ein Fünftel (22 %) der Städte des Landes zu den Mittelstädten. Von diesen wiederum sind zehn zugleich Standort einer öffentlichen Hochschule oder/und Forschungseinrichtung.

Vier der Mittelstädte mit Hochschul- bzw. Forschungseinrichtung(en) werden im folgenden näher untersucht. Die Fallauswahl soll das institutionelle Muster des Netzes der Hochschulen und der nichtuniversitären Wissenschaft in Sachsen-Anhalt repräsentativ abbilden. Deshalb enthält die Untersuchungsgruppe eine Sitzstadt einer Ein-Standort-Hochschule (Merseburg), den Hauptstandort einer Zwei-Standorte-Hochschule (Wernigerode), den Nebenstandort einer Zwei-Standorte-Hochschule (Stendal) sowie einen Ort mit Forschungseinrichtungen, aber keinen Studiengängen und Studierenden (Lutherstadt Wittenberg).

4.1. Merseburg

Merseburg, im südlichen Teil Sachsen-Anhalts an der Saale gelegen, ist vor allem durch Arbeitermilieus geprägt, die sich seit der Ansiedlung der Buna- und Leuna-Werke herausgebildet haben. Die Chemieindustrie an den nahe gelegenen Standorten Leuna und Schkopau stellt auch heute den wirtschaftlichen Schwerpunkt der Region dar. Merseburg ist Mittelzentrum und Kreisstadt des Saalekreises.

*Übersicht 30: Wanderungsbilanz Merseburg 1994-2014**

Jahr	Zuzüge	Wegzüge	Wanderungssaldo
1994	1966	3076	–1.110
1997	2470	3077	–607
2000	2272	2784	–512
2003	2107	2243	–136
2006	2176	2064	+112
2009**	1980	2101	–121
2012	1932	1851	+81
2013	2079	1921	+158
2014	2091	1992	+99

* Einwohner = alle Deutschen und Ausländer mit Haupt-und Nebenwohnung. ** 2009 erfolgte die Eingliederung der Gemeinde Beuna (Geiseltal) und 2010 die der Gemeinde Geusa. Bei den Zuzügen wurden hier nur die tatsächlichen Zuzüge von außerhalb in die Stadt Merseburg erfasst.

Quelle: Sachbereich Einwohnermeldewesen/SB Statistik und Wahlen, Stadtverwaltung Merseburg: Bewegungsstatistiken (auf Anfrage, 3.1.2016)

Die demografische Entwicklung der Stadt war bereits seit 1981 rückläufig. Seither schrumpfte die Bevölkerung von 50.900 auf ca. 33.300 im Jahr 2014 (StaLa 2015) Verantwortlich dafür war vor allem die unausgewogene Fertilitäts-Mortalitäts-Bilanz, während die Bevölkerungsverluste durch Fortzüge seit 2000 zurückgehen. Seit 2012 ist die Wanderungsbilanz – auf niedrigem Niveau – wieder positiv (Übersicht 30).

4.1.1. Strukturen

In Merseburg ist die 1992 gegründete Hochschule Merseburg (HoMe) angesiedelt. Diese Fachhochschule bietet Studiengänge in ingenieur- und wirtschaftswissenschaftlichen sowie kulturellen und sozialen Bereichen an. Zieht die Hochschule insbesondere Studierende aus dem näheren Einzugsgebiet an, so wird auch aktiv versucht, auch Studierende aus anderen Regionen zu gewinnen. Hemmend wirkt diesbezüglich, dass die Region unter einem vergleichsweise schlechten Image leidet.

Übersicht 31: Angehörige der Hochschule 2014 Merseburg

Personal gesamt	wissensch. Personal	Studierende	Hochschulangehörige gesamt	Hochschulangehörige pro 100 Einwohner
504	297	2.999	3.503	10,5

Quellen: Statistisches Bundesamt, Fachserie 11, Reihe 4.4, 2014; Statistisches Bundesamt, Fachserie 11, Reihe 4.1, WS 2014/2015; eigene Berechnungen

Der Hochschulcampus ist randstädtisch gelegen, was vor allem historische Gründe hat: Die HoMe siedelt auf dem Gelände, auf dem bis 1993 die Technische Hochschule Leuna-Merseburg „Carl Schorlemmer“ (gegründet 1954) bestand. Wissensschaftsaffine Einrichtungen in der Stadt sind daneben

- das 2006 gegründete *Europäische Romanik Zentrum*, das seit 2008 ein An-Institut der Universität Halle-Wittenberg ist und seinen Sitz in der Domklausur hat. Eine besondere Einrichtung ist seine Bibliothek, deren Bestand bislang aus Schenkungen der Nachlässe der Kunsthistoriker Willhelm Vöge und Edgar Lehmann sowie des Historikers Arno Borst bestehe (MLV LSA 2010h: 20). Der Bestand ist an den virtuellen Katalog der Universitätsbibliothek Halle-Wittenberg angeschlossen.[156] Derzeit werden vom ERZ regelmäßig Abendveranstaltungen und Workshops angeboten, die „sehr gut besucht“ würden. Über die Abendveranstaltungen werde vor allem ein lokales Publikum erreicht. An den Workshops nähmen hauptsächlich Studierende der MLU teil;[157]
- die Abteilung Merseburg des *Landesarchivs Sachsen-Anhalt*, 1993 eingerichtet: Das Archivgut stammt aus der Zeit ab 1815, reicht vom Regierungsbezirk Merseburg in der preußischen Provinz Sachsen über den DDR-Bezirk Halle bis in die Gegenwart und dokumentiert Verwaltungshandeln der mittleren und unteren Provinzial-, Bezirks- und Landesbehörden sowie der Gerichte und sonstigen staatlichen Einrichtungen im südlichen Sachsen-Anhalt. Überdies enthält es umfangreiche Wirtschaftsbestände aus dem Ballungs-

[156] Interview *Leonard Helten*, Professor am Institut für Kunstgeschichte an der MLU Halle-Wittenberg, Europäisches Romanik Zentrum Merseburg, 16.7.2012
[157] ebd.

raum um Halle von der Industrialisierung bis zur DDR, desweiteren Archivgut der Parteien und Massenorganisationen der DDR im Bezirk Halle;[158]

- das *Dom-Museum* (Dom und Merseburger Domschatz) mit Domstiftsbibliothek,[159]
- das *Kulturhistorische Museum* Schloss Merseburg (Ur- und Frühgeschichte, mittelalterliche Pfalz- und Bistumsgeschichte, Kunst und Kultur im Herzogtum Sachsen-Merseburg, Stadtgeschichte der Neuzeit),
- das *Chemiemuseum*, das von der Hochschule und dem Sachzeugen der Chemischen Industrie e.V. unterhalten wird und auf dem Campus der Hochschule untergebracht ist. Es widmet sich der Darstellung der Entwicklung der chemischen Industrie in Mitteldeutschland anhand von Originalanlagen, -apparaten und -ausrüstungen. Seit 1996 werden dort die Projekte „Chemie zum Anfassen" und „Technik begreifen" realisiert;[160]
- das vom Saalekreis getragene *Carl-von-Basedow-Klinikum* ist Akademisches Lehrkrankenhaus der Universität Halle-Wittenberg.

4.1.2. Prozesse

Die Hochschule als Impulsgeber während der IBA Stadtumbau[161]

Merseburg hatte sich für die Teilnahme an der IBA „Stadtumbau Sachsen-Anhalt 2010" (2002-2010) mit dem Thema „Neue Milieus – neue Chancen" beworben. Das Thema basierte auf einer Studie der Hochschule Merseburg (SozialKulturProjekte 2004). Es fokussierte auf die Ansiedlung neuer Milieus. Der Hintergrund waren zwei in der Studie herausgearbeitete Probleme: Das Durchschnittsalter der Bevölkerung nehme zu, da vor allem die Jüngeren abwanderten; sozial sei Merseburg zu homogen, und es mangele an Urbanität.[162] Die Stadt strebte nun danach, eine Öffnung für solche sozialen Gruppen und Milieus zu begünstigen, die dort bisher nur wenig oder gar nicht vertreten sind:

> „Derzeit leben in Merseburg vor allem Menschen traditioneller Arbeitermilieus, die zunehmend älter werden. Gleichzeitig erfolgt eine Abwanderung junger Menschen. Es fehlen gehobene und moderne sowie experimentelle Milieus, die dauerhaft in Merseburg wohnen und leben. Analysen zeigen, dass diese Milieus in Merseburg verkehren. Es sind Studenten, Professoren, Ärzte, Verwaltungsmit-

---

[158] http://www.landesarchiv.sachsen-anhalt.de/landesarchiv/standorte/merseburg/ (29.12. 2015)

[159] vgl. zur Geschichte und Bestandsbeschreibung http://fabian.sub.uni-goettingen.de/fabian?Domstiftsbibliothek_(Merseburg) (6.8.2016)

[160] http://www.deutsches-chemie-museum.de/index.php?id=26&no_cache=1 (29.12.2015)

[161] Mitautor: **Uwe Grelak**

[162] Bericht des Evaluationsgesprächs der IBA-Stadt Merseburg am 03. November 2006, in: Slg. Bauhaus Dessau, Bestand IBA-Büro, Ordner: Merseburg: Grundlagen „Ergebnisse Evaluation", S. 47. „Die Hochschule hatte 2003/2004 in einer empirischen Studie u.a. festgestellt, dass wir aufgrund der Stadt- und Industrieentwicklung eine sehr homogene Bevölkerungsstruktur haben und uns kreative Milieus fehlen." (MLV LSA 2010h: 6) Vgl. auch SozialKulturProjekte (2004)

arbeiter, Unternehmer und Freiberufler, die sich aber für andere Städte als Lebensmittelpunkt entscheiden."[163]

Die Stadt hatte das Ziel, während der IBA Vorreiter für den sozialstrukturellen Stadtumbau zu werden und die im Umsetzungsprozess gewonnenen Ergebnisse für andere nutzbar zu machen, „da sich insgesamt die gesellschaftliche Entwicklung zunehmend auf den Wandel von der traditionellen Industriegesellschaft zur ‚Wissens- und Dienstleistungsgesellschaft' vollzieht. Dieser Wandel ist im wesentlichen ein sozialkultureller, der der Integration ‚fremder' und neuer Milieus in der Stadt zwingend bedarf". Mit dem Thema setzte sich die Stadt zum Ziel, „zu einem attraktiven Zuwanderungsort für Menschen unterschiedlicher Milieus zu werden".[164]

Daher sollten folgende, in einem nächsten Schritt dann zu integrierende Milieus untersucht werden, unter Einschluss der Bereiche Arbeit, Kultur, Bildung, Atmosphäre und Wohnen:

- akademische Milieus,
- Milieus des internationalen Managements,
- junge Selbstständige, Ich-AGs, Wissensarbeiter, hedonistische Milieus,
- osteuropäische Migranten und
- asiatische Migranten.[165]

In diesem Zusammenhang wurde ein Reihe von Maßnahmen ins Auge gefasst, so die „Entwicklung von Bildungsangeboten für eine urbane Wirtschaft; Entwicklung eines innovationsorientierten Arbeitsmarktes für Absolventen der Hochschule; Entwicklung von Bildungsangeboten zur Förderung eines Arbeitsmarktes für Einwanderer; Schaffung von Möglichkeiten zum gegenseitigen Lernen/Verstehen des jeweils ‚Fremden'."[166]

Auch wurde auch die Entwicklung des Königsviertels angestrebt, um „studentisches Leben in die Innenstadt zu integrieren".[167] Allerdings entfiel dieses Projekt 2007 wieder, nachdem in der jährlichen IBA-Evaluation Konzentrationen angemahnt worden waren. Hinzu trat nun aber das Projekt Quartier „Tiefer Keller", welches im Zuge der IBA aufgewertet werden solle, um damit vor allem „kreative Berufe und Touristen" anzusprechen.[168]

Es wird erkennbar, dass die Hochschulperspektive die Programmierung des IBA-Prozesses in Merseburg stark prägte. Die Zusammenarbeit von Stadt und Hochschule und die Beschäftigung mit Fragen der Urbanität gingen zurück auf die Merseburger Kulturgespräche, welche die Hochschule Merseburg seit dem Jahr

---

[163] IBA Bewerbung der Stadt Merseburg, in: Slg. Bauhaus Dessau, Bestand IBA-Büro, Ordner: Merseburg, Grundlagen: „Bewerbung", S. 1

[164] ebd., S. 4 und 2

[165] ebd., S. 2

[166] ebd., S. 3

[167] Bericht des Evaluationsgesprächs der IBA-Stadt Merseburg am 03. November 2006, a.a.O., S. 47f.

[168] Bericht des Evaluationsgesprächs der IBA-Stadt Merseburg am 10. Oktober 2007, in: Slg. Bauhaus Dessau, Bestand IBA-Büro, Ordner: Merseburg: Grundlagen „Ergebnisse Evaluation", S. 47

2000 veranstaltet: „Der entscheidende Ansatz war das Kulturgespräch 2003. Da ging es darum, wie Merseburg unter dem Gesichtspunkt der Urbanität funktioniert.“[169]

Im Vorfeld war der Stadtraum analysiert worden (vgl. Albrecht et al. 2003). Das Ergebnis dieser Analyse war, dass die Stadt Merseburg nicht ‚lebe‘. Durch diese Analyse wurden zwei Ideen angestoßen. Zum einen gab es Überlegungen zur Belebung des Marktplatzes, die in einen großen sozialen Prozess mündeten und mit einem gemeinsamen Fest auf dem Marktplatz vorerst beendet wurden:[170]

> „Der Marktplatz von Merseburg wurde in einen urbanen Platz mit verschiedenen Straßencafés und einladenden Schenken verwandelt. Ein buntes Angebot reizte zum Wandeln durch die Menge und zum Schlendern durch das Treiben. Sonnenschirme, elegante Tische und Stühle, aber auch rustikale Bierbänke luden zum Verweilen ein. Es gab ein Nebeneinander vielfältiger Angebote. Sie waren stilvoll-gehoben, lebenslustig mediterran, aber auch bodenständig traditionell. Rotkäppchensekt und Garnelen, Prosecco und Carpaccio, Bier und deftiges Spanferkel – alles wurde angeboten, dazu Straßentheater und -musiker.“ (SozialKulturProjekte 2004: 89ff.)

Es wurde also exemplarisch gezeigt, wie es aussehen könnte, wenn urbanes Leben in die Innenstadt zurückkehrte. Zum anderen erfolgte eine perspektivische Verschiebung in der Wahrnehmung des Verhältnisses von Hochschule und Stadt:

> „Das Grundproblem war nicht, wie bislang diskutiert, die räumliche Trennung von Hochschule und Stadt, sondern das Fehlen von bestimmten Menschengruppen in der Stadt. Das heißt, Urbanität kommt immer dann zustande, wenn nicht unbedingt viele Menschen da sind, aber unterschiedliche Menschen. Unterschiedliche Menschen müssen sich im öffentlichen Raum treffen, und dann entstehen Spannungen und Neugier und Gucken und Lebendigkeit usw.“[171]

So entstand ein ideeller Ansatz, der die Urbanität über die Ansiedlung von gehobenen und mobilen Milieus fördern wollte, die nicht erst in die Stadt zu holen wären, sondern beispielsweise als Klinik- oder Hochschulpersonal und vor allem mit den vielen Studierenden faktisch schon vor Ort sind:[172]

> „Wenn es in Merseburg gelingt, Leitbilder zu schaffen, Führungskräfte aus Industrie und Wissenschaft anzusiedeln, gibt das Impulse für andere, die folgen werden. Der Erfolg hängt natürlich davon ab, dass wir für diese Milieus adäquate Wohnformen in der Innenstadt schaffen, wo man Urbanität verspürt.“ (Mertens 2007: 202)

Aus städtischer Sicht stand vor allem das Problem der Trennung von innerstädtischem Bereich und dem randstädtisch gelegenen Hochschulcampus im Vordergrund:

---

[169] Interview Hardy Geyer, Professor am Fachbereich Soziale Arbeit. Medien. Kultur, Hochschule Merseburg, 17.7.2012

[170] ebd.

[171] ebd.

[172] ebd.

„Die Hochschule ist wie eine Stadt in der Stadt. Einmal auf dem Campus angekommen, erübrigt sich jeder Weg in die Innenstadt. Einzig Besucher, die zum Campus wollen und am Bahnhof ankommen, tangieren die Innenstadt. Für die Hochschule ist der moderne Campus mit kurzen Wegen nicht schlecht, aber für uns als Stadt ist die räumliche Trennung eine Katastrophe, weil uns die Lebendigkeit der Hochschulnutzer, seien es Studenten oder Lehrkräfte, fehlt. Städte wie Jena, wo der Campus mitten in der Stadt ist und die Studenten in der Pause oder abends und morgens durch die Stadt fluten, sind da sehr viel besser aufgestellt."[173]

So habe das städtische Konzept vorgesehen, die räumliche Trennung von Hochschule und Stadt zu überbrücken. Dazu sollten mehrere Projekte angestoßen werden, die sogenannte Trittsteine zwischen beiden Orten etablieren: „Diese Trittsteine zwischen Hochschule und Innenstadt sollten nicht nur studentisches Wohnen beinhalten, sondern daneben Kulturprojekte, Projekte zur Grünflächengestaltung und Installationen umfassen."[174]

Über solche Projekte auf der Achse zwischen dem Hochschulcampus am westlichen Stadtrand und der Innenstadt im östlichen Kernbereich könnte, so die Erwartung, ebenso die Ansiedlung neuer Milieus gefördert wie auch die strikte Trennung von Hochschule und Stadt aufgeweicht werden. Wie solch ein ‚Trittstein' aussehen kann, zeigt das „Bankhaus" (Übersicht 32).

Übersicht 32: Das „Bankhaus" als Ort studentischen Wohnens



Quelle: http://www.bankhaus-merseburg.de/Bankhaus/Gebaeude.html (18.3.2014)

Dieses Projekt war 2006 – aber formal außerhalb der IBA – von der Wohnungswirtschaft in Kooperation mit der Hochschule umgesetzt worden. Zuvor hatten Merseburger Studierende der Kultur- und Medienpädagogik die Idee der Um-

[173] Interview *Barbara Kaaden*, Bürgermeisterin und Leiterin Stadtentwicklung Merseburg, IBA-Leiterin, 18.9.2012

[174] ebd.

nutzung des Hauses entwickelt: Entstehen sollte ein Ort für studentisches Wohnen in der Nähe des Campus, aber zugleich auf dem Weg in die Innenstadt. Urbanistisches Ziel dieses sog. Bankhauses – einer ehemaligen Reichssparkasse – war es, gleich einem ersten Trittstein, „einen Brückenschlag vom Campus in die Stadt" zu schaffen. Dabei wurden „im Gegenzug positive Effekte für den Hochschulstandort" durch die Attraktivierung des Stadtraumes erwartet:[175]

> „Zu Beginn des Herbstsemesters 2006 wurde ein erstes studentisches Wohnprojekt durch die städtische Wohnungsgesellschaft fertiggestellt. Das soll zukünftig der Ausgangspunkt für die Entwicklung städtischen Lebens in der Stadt werden. Damit haben die Stadt und die städtische Wohnungsgesellschaft einen ersten Vorschlag aus einem studentischen Forschungsprojekt zu einer besseren Vernetzung von Stadt und Hochschule umgesetzt." (IBA-Büro 2007: 200)

Analog zum Bankhaus-Projekt wollte dann die Hochschule die Alte Feuerwehr im IBA-Prozess für eine studentisch-kulturelle Nutzung durch Studierende entwickeln lassen. Jedoch überstiegen die finanziellen Erfordernisse für diese Maßnahme den möglichen Rahmen, sodass die IBA das Projekt ablehnte und die Stadt sich zurückhaltend zeigte.

Die grundlegende Idee für das Merseburger IBA-Thema stammte von der Hochschule. Die weitere Themenentwicklung erfolgte in Kooperation mehrerer Akteure der Stadt mit dem IBA-Büro. Ende 2006 wurde berichtet:

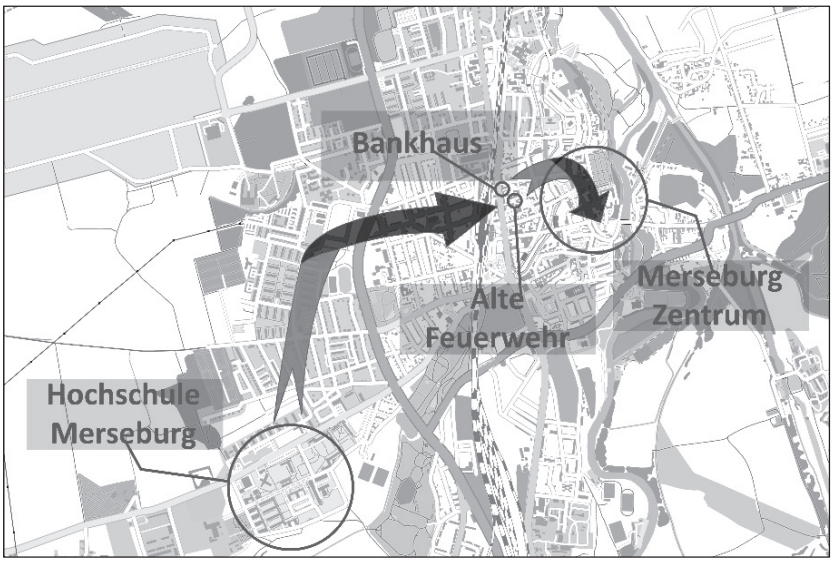
> „Zur Bearbeitung des Themas wurde im Herbst 2004 eine IBA-Arbeitsgruppe gegründet, in der neben der Verwaltung und dem City- und Stadtmarketing die Hochschule Merseburg und viele private Vereine vertreten sind. Grundlage der ersten Konzeption für die Stadt waren eine Stärken-Schwächen-Analyse, die Auseinandersetzung mit den ‚Sinus-Milieus'[176] und die Definition von Leitbildern. Es wurden Aussagen zu den Zielgruppen künftiger Maßnahmen (‚Urbane Milieus und Bevölkerungsgruppen') getroffen. Seit Anfang 2005 haben über 15 Veranstaltungen, Werkstätten und Ideenkonferenzen mit über 200 Teilnehmern zur inhaltlichen Umsetzung des IBA-Themas stattgefunden. Mit der Ausrichtung

[175] Bericht des Evaluationsgesprächs der IBA-Stadt Merseburg am 03. November 2006, a.a.O., S. 49. Siehe auch MLV LSA (2010h: 30f.) und http://www.bankhaus-merseburg.de/Bankhaus/Idee.html (2.3.2012)

[176] Dieses Analysekonzept, vom Heidelberger Institut SINUS Sociovision entwickelt, geht davon aus, „dass Unterschiede in der Alltagswirklichkeit den Menschen stärker kennzeichnen als die Unterschiedlichkeit sozioökonomischer Lebensbedingungen. Seine lebensweltliche Zugehörigkeit wird immer weniger von schichtspezifischen und demografischen Merkmalen gesteuert als von seinen Vorstellungen vom Leben, seinen alltagsästhetischen Leitbildern und Konsumstilen. So werden soziale Milieus erkannt, in denen Menschen mit verwandter Alltagswirklichkeit gruppiert sind, die sich einander in Lebensauffassung, Lebensweise, Wertprioritäten, sozialer Lage und Lebensstil ähneln. Analysiert werden grundlegende Wertorientierungen, Alltagseinstellungen zur Arbeit, zur Familie, zur Freizeit, zu Geld und Konsum usw., womit der Mensch ganzheitlich mit dem vollständigen Bezugssystem seiner Lebenswelt erfasst wird. Die Menschen werden nicht als Merkmalsträger, nicht als Typen, nicht primär bezogen auf Produkte, sondern als Menschen gesehen, die sich in ihrer Lebensauffassung und Lebensweise ähneln" (SozialKulturProjekte 2004: 78).

auf das Thema ‚Integration' wurden Stadtfeste gefeiert und ein Workshop ‚Migration und Milieu' durchgeführt."[177]

Übersicht 33: Trittsteine von der Hochschule in die Innenstadt



Zum Thema „Neue Milieus, neue Chancen" gehörte auch die Idee, mit der gezielten Anwerbung und Integration ausländischer Studierender der Homogenisierung der Stadt entgegen zu wirken. Eines der Ziele der Hochschule Merseburg war, 600 Studienplätze für chinesische Studierende anzubieten.[178] Auch damit wäre die Hochschule ein wichtiger Partner für die Stadt bei der Umsetzung des IBA-Themas geworden:

> „Es werden Strategien diskutiert, inländische und ausländische Studierende für ein Studium in Merseburg zu interessieren. An der Hochschule Merseburg sind zurzeit 3.500 Studierende eingeschrieben. Langfristig wird erwartet, dass trotz der kommenden geburtenschwachen Jahrgänge die Studierendenzahlen relativ stabil gehalten werden können. Es gibt eine wachsende Nachfrage ausländischer Studierender. Die Hochschule setzt zurzeit ihr auf Nachhaltigkeit ausgerichtetes Konzept zur Internationalisierung der Hochschule um. Dazu gehört die intensive Kooperation mit einer chinesischen Hochschule. Zurzeit sind 75 chinesische Studierende für ein Jahr in Merseburg, weitere 75 sollen folgen."[179]

[177] Bericht des Evaluationsgesprächs der IBA-Stadt Merseburg am 03. November 2006, in: a.a.O., S. 47

[178] Protokoll der Sitzung des IBA-Lenkungsausschusses am 09. Juni 2004 in Magdeburg, in: Slg. Bauhaus Dessau, Bestand IBA-Büro, Loseblattsammlung, S. 2

[179] Bericht des Evaluationsgesprächs der IBA-Stadt Merseburg am 03. November 2006, a.a.O., S. 49

Jedoch zog sich die Hochschule 2007 zeitweise aus dem IBA-Prozess zurück. Dies geschah, nachdem seitens der Stadt die Idee, den randstädtisch gelegenen Hochschulcampus mehr in die Stadtentwicklung einzubringen, zu Gunsten einer Fokussierung auf die innerstädtischen Burgberg-Projekte, d.h. am Dom, zurückgestellt worden war (MLV LSA 2010h: 6, 30). Dadurch schienen „die Standorte der Hochschule von einer neuen Entwicklung zunächst ausgeschlossen".[180] Geschuldet sei dies einer strategischen Schwäche des IBA-Büros gewesen, Themen nach ihren akteursmotivierten und -motivierenden Potenzialen zu bewerten.[181] Der damalige Prorektor der Hochschule:

> „Ich fand diesen IBA-Prozess ganz zum Anfang spannend, als immer wieder gesagt worden war, es gehe hier weniger um das Bauen, sondern mehr um die sozial-kulturellen Qualitäten. Und dann hieß es plötzlich: Die IBA ist ja eine Bauausstellung, also muss gebaut werden. Es war natürlich auch ein starkes Interesse der Kommunen da, die Infrastruktur entwickeln wollten. Der andere Ansatz ist ja eher nichtgegenständlich und insofern zu wenig."[182]

Aus Sicht der Stadt war der Rückzug der Hochschule „bedauerlich". Die Stadt, so der IBA-Lenkungsausschuss, sollte alles unternehmen, dass die Hochschule wieder in den IBA-Prozess eingebunden wird:[183]

> „Die Stadt ist sich des Wertes der Hochschule als Partner für die Stadt und Durchsetzung ihrer Ziele bewusst. Der Bürgermeister erläutert, dass er in den kommenden Tagen Gespräche mit den Vertretern der Hochschule führen wird. … Das grundsätzliche Verhältnis zwischen Stadt und Hochschule ist sehr gut, und die Stadt ist zuversichtlich, dass auch im Rahmen des Stadtumbaus wieder zusammengefunden wird."[184]

2008 konnte die Hochschule nach Gesprächen mit der Stadt überzeugt werden, sich wieder stärker in den IBA-Prozess einzubringen:

> „Der wieder aufgenommene Kontakt zur Hochschule Merseburg ist sehr wichtig für die Gestaltung des weiteren IBA-Prozesses. Vor dem Hintergrund des demografischen Wandels ist es auch für die Hochschule selbst eine Frage der eigenen Zukunft, Studierende an den Standort Merseburg zu binden. Ein wesentlicher Faktor in der Entscheidung zum Studienort ist die urbane Atmosphäre in den in Betracht kommenden Innenstädten. Insofern ist es auch für die Hochschule von außerordentlicher Bedeutung, die Attraktivierung der Innenstadt Merseburgs mit zu befördern. Erste Abstimmungsgespräche zwischen der Hochschule und der Gebäudewirtschaft GmbH haben die Etablierung studentischen Wohnens in

[180] Bericht des Evaluationsgesprächs der IBA-Stadt Merseburg am 10. Oktober 2007, a.a.O., S. 48

[181] Interview Hardy Geyer, 17.7.2012

[182] ebd.

[183] Protokoll der Sitzung des IBA-Lenkungsausschuss am 12. Dezember 2007 in Magdeburg, in: Slg. Bauhaus Dessau, Bestand IBA-Büro, Loseblattsammlung, S. 7

[184] Bericht des Evaluationsgesprächs der IBA-Stadt Merseburg am 10. Oktober 2007, a.a.O., S. 48

der Innenstadt anvisiert. Dies ist ein weiterer Beitrag zur Entwicklung des Neuen Milieus in Merseburg."[185]

Gemeinsam sollte schließlich eine „Studie zur abschließenden Evaluation des IBA-Konzepts der Stadt" erstellt werden.[186] Die Rückbindung der umgesetzten Projekte an das Milieu-Thema sei bisher nur unzureichend erfolgt und müsse noch stärker erarbeitet werden – vor allem im Hinblick auf die Abschlusspräsentation im Jahre 2010.[187] Entstanden ist dann in Kooperation von Stadt und Hochschule ein Abschlussfilm „Raumpioniere erobern den Burgberg", der alle IBA-Projekte vorstellt (Turuntas/Greiß 2010). Die Bürgermeisterin resümierend:

> „Unser IBA-Prozess war kein geradliniger, sondern enthielt einige Verästelungen. So, wie sich das IBA-Konzept dann tatsächlich 2010 präsentiert hat, war es 2005 nicht bereits begonnen worden. Dennoch hat sich der Prozess auch unter neuen Rahmenbedingungen am Ende erfolgreich gestaltet – die Teilnahme an der IBA hat in der Stadt eine sehr positive städtebauliche Entwicklung bewirkt."[188]

Weitere stadtbezogene Aktivitäten der Hochschule

Im Rahmen des Hochschulentwicklungsplans 2015–2025 ist an der Hochschule Merseburg die Third Mission als strategische Gestaltungsebene definiert worden (HoMe 2015: 8). An entsprechenden Aktivitäten mangelt es ebenfalls nicht. Dabei liegen die Schwerpunkte in den Bereichen Weiterbildung und Transfer. Das Verständnis, dass man als Fachhochschule insbesondere die Praxisnähe der Lehr- und Forschungsaktivitäten betonen müsse, ist auch infrastrukturell untersetzt.

Wichtige im engeren Sinne stadtbezogene Aktivitäten sind das Deutsche Chemiemuseum, das durch die Hochschule finanziert wird, die Hochschulbibliothek, die auch Aufgaben einer öffentlichen Stadtbibliothek übernimmt, sowie der „Offene Kanal Merseburg-Querfurt" (Merseburger Bürgerfernsehen), der in Zusammenarbeit mit der Stadt angeboten wird und auch Plattform des Merseburger „Campus TV" ist. Einige weitere Aktivitäten mit besonders positiver Außenwirksamkeit sind:

- *BEanING Ferienakademie:* Als Teil des Projektes „BEanING" – integratives, branchenorientiertes Bildungs- und Entwicklungskonzept für den Ingenieurnachwuchs in Sachsen-Anhalt – richtet sie sich mit altersgerecht aufbereiteten lebenswelt- und handlungsnahen Workshops an junge Schüler/innen. Das Ziel ist, die Faszination für Naturwissenschaft und Technik zu fördern.[189]

---

[185] Bericht der Nachevaluation des IBA-Themas „Neue Milieus – neue Chancen" der Stadt Merseburg am 7. November 2008, in: Slg. Bauhaus Dessau, Bestand IBA-Büro, Ordner: Merseburg: Grundlagen „Ergebnisse Evaluation", S. 2

[186] ebd., S. 1

[187] Bericht des Evaluationsgesprächs der IBA-Stadt Merseburg am 29. September 2008, in: Slg. Bauhaus Dessau, Bestand IBA-Büro, Ordner: Merseburg: Grundlagen „Ergebnisse Evaluation", S. 2

[188] Interview Barbara Kaaden, 18.9.2012

[189] http://www.hs-merseburg.de/beaning/ferienakademien/ (1.11.2015)

- *Merseburger Kulturgespräch:* Hierbei handelt es sich um ein von der Stadt in Zusammenarbeit mit der Hochschule Merseburg durchgeführtes Veranstaltungsformat, das als individuelles Engagement entstand und sich mittlerweile fest im Kulturkalender der Stadt etabliert hat. Der Studiengang Kultur- und Medienpädagogik der Hochschule Merseburg bereitet Jahr für Jahr die Kulturgespräche zu immer wechselnden Themen vor. Ziel ist es, Bürgern, Gästen und Studierenden der Stadt Merseburg ein Kommunikationsforum zu bieten, um eine breite Diskussionskultur und das gesellschaftliche Miteinander zu fördern. Zudem sind aus den vergangenen Kulturgesprächen diverse Initiativen und Vereine hervorgegangen, die das kulturelle Leben in der Stadt bereichern.[190]

- Das *Deutsche Chemie-Museum Merseburg* (dchm) ist nach eigener Aussage einzigartig in Europa, was die Aufbereitung der Geschichte der chemischen Forschung und der Chemieindustrie für ein öffentliches Publikum betrifft. Gegründet 1993, verfolgt es einen differenzierten Ansatz zur Wissensvermittlung: Es ist Science Center, in dem sich Besucher eigenständig und spielerisch durch Experimentieren Wissen aneignen können. Es stellt als Museum Inhalte und Objekte aus, und es gewährt Zugang zu einer Sammlung originaler Anlagen und Apparate der chemischen Industrie des 20. Jahrhunderts in einem Technikpark. Die Hochschule Merseburg ist in vielfältiger Weise am Wirken des dchm beteiligt: Der Vorstand des Fördervereins „Sachzeugen der chemischen Industrie e.V." setzt sich vorwiegend aus WissenschaftlerInnen der HoMe zusammen. Das Museum nutzt Liegenschaften und Räumlichkeiten der Hochschule. Zudem trägt es, gemeinsam mit dem Förderverein und der Hochschule, das überaus erfolgreiche Schülerprojekt „Chemie zum Anfassen":

- *Schülerlabor „Chemie zum Anfassen":* Dies ist eine Initiative des Vereins „Sachzeugen der Chemischen Industrie e.V." und der Hochschule Merseburg. Sie wurde 1996 mit dem Ziel begründet, bei Kindern und Jugendlichen das Interesse an Naturwissenschaften und Technik zu wecken und zu fördern sowie sie darüber hinaus für eine Ausbildung oder ein Studium im MINT-Bereich zu begeistern. Die Arbeit des Schülerlabors ist durch eine enge Zusammenarbeit der Hochschule Merseburg, der Schulen und der regionalen Industrie geprägt. Nicht zuletzt dadurch sind die unterschiedlichen Angebote so konzipiert, dass sie bedarfsgerecht die schulische Ausbildung in allen Sekundarstufen ergänzen können.[191]

- *HOME-Akademie:* Die HOME-Akademie bildet den institutionellen Rahmen der Hochschule Merseburg, unter dem sich allgemeine Weiterbildungsangebote, Sprachkurse und Projekte in Kooperation mit verschiedenen Vereinen und Trägern, die sich mit sozialpolitischen und Themen der Allgemeinbildung auseinandersetzen, vereinen. Ziel der Arbeit ist unter anderem die Zusammenführung der Interessen von Hochschule, Studierenden und Absolventen mit Unternehmen im allgemeinen und Arbeitgebern der Region im besonderen. Die Angebote richten sich somit sowohl an Akademiker/innen und Studierende als

[190] http://www.merseburg.de/de/merseburger-kulturgespraeche.html (1.11.2015)

[191] http://www.hs-merseburg.de/schuelerlabor/chemie-zum-anfassen/ (1.11.2015)

auch insbesondere an Berufstätige mit und ohne Hochschulzugangsberechtigung.[192]

Daneben beteiligt sich die Hochschule Merseburg an der Langen Nacht der Wissenschaften in Halle/Saale, veranstaltet Girls' und Boys' Days sowie Schnupperstudium, das Seniorenkolleg und öffentliche Ringvorlesungen. Studierende des Fachbereichs Soziale Arbeit, Medien und Kultur erarbeiteten das Konzept für das seit 2004 jährlich in Merseburg stattfindende Filmfestival „DEFA-Filmtage", mit dem Ziel, das wiedereröffnete Domstadtkino zu einem Ort erlebbarer Filmkunst zu machen (vgl. Beyer/Frei 2008). Seit 2011 wird von Studierenden desselben Fachbereichs der jährliche BürgerCampus organisiert und ausgerichtet. Er versteht sich als Festival von und für Merseburger Bürger/innen und bietet Platz für die Präsentation von Studienergebnissen in Form von Kurzfilmen, Hörspielen und Ausstellungen, für Schülerbands und Theatergruppen, Vereine und ihre Aktionen. Zudem will das Festival den Merseburgern Stimme und Raum geben.[193]

Über diese stark sozialraumbezogenen Initiativen hinaus ist an der Hochschule Merseburg das gesamte Spektrum der Aktivitäten anzutreffen, die auf Zusammenarbeit mit und Unterstützung von lokaler und regionaler Wirtschaft zielen: Career Service, Mitwirkung im Merseburger Innovations- und Technologiezentrum (MITZ), Technologietransfer und Gründungsförderung. Zu letzterer lassen sich auch objektivierte Daten anführen, die über die Qualität dieser Aktivitäten Auskunft geben:

- So erreicht die HoMe im Gesamtranking der Gründungsförderung im „Gründungsmonitor 2013" eine Platzierung auf Rang 27 (von 50) in der Gruppe „kleine Hochschulen" (weniger als 5.000 Studierende). Zum Vergleich: Die FH Brandenburg belegt Platz 5, die FH Nordhausen Platz 34.
- In der Kategorie Gründungssensibilisierung wurden 2,3 Punkte erreicht (Mittelwert der ersten 25 % der „kleinen Hochschulen": 2,5), bei Gründungsunterstützung 2,4 Punkte (Mittelwert der ersten 25 %: 2,6) und in der Kategorie Gründungsaktivitäten 1,5 Punkte (Mittelwert der ersten 25 %: 2,4). (Grave/Hetze/Kanig 2013: 42)

Hochschulische Interaktionen nach Partnern und Inhalten[194]

Um die unterschiedlichen Intensitäten und Schwerpunkte der hochschulischen Umfeldbeziehungen transparent zu machen, lassen sich die einschlägigen Interaktionen in Netzbilder überführen. Dazu sind einige methodische Entscheidungen zu treffen, die oben bereits erläutert wurden.[195] Hier noch einmal in Kurzform:

---

[192] http://www.hs-merseburg.de/weiterbildung/home-akademie/ (1.11.2015)

[193] https://buergercampus.org/idee-initiative/ (18.6.2015)

[194] Autor: **Sebastian Schneider**

[195] 3.2. Magdeburg: 3.2.2. Prozesse >> Lokale Vernetzung der Hochschulen: Interaktionen nach Partnern und Inhalten

Als eine Interaktion gilt eine ein- oder zweiseitige Beziehungsaufnahme, die mit mindestens einer bilateralen Aktivität untersetzt ist. Eine bloß formale, z.B. vertragliche Vereinbarung findet demnach hier keine Berücksichtigung, solange diese nicht eine konkrete Aktivität hervorbringt. Entscheidend dafür, die Interaktionen in die Erfassung einzubeziehen, ist ihr aktiver Status zum Erhebungszeitpunkt Februar 2013 bis Juni 2015, wobei die Interaktionen auch vor dem Erhebungszeitraum bestanden haben und/oder darüber hinaus bestehen können. Die ermittelten Hochschule-Region-Interaktionsdaten werden anhand folgender Kriterien aufbereitet und bewertet:

- Welche regionalen Herausforderungen, Handlungsfelder und Bedarfslagen werden durch die Interaktionen regionaler Akteure berührt?
- Welche Interaktionsqualitäten bestehen hinsichtlich Intensität, Dauer und Formalisierungsgrad?
- Wer sind die beteiligten Akteurskreise innerhalb der Hochschule und die adressierten bzw. eingebundenen Interaktionspartner?
- Unterscheidung zwischen vorwiegend ökonomisch und nichtökonomisch ausgerichteten Interaktionen nach Zielen und eingesetzten Ressourcen.

Darauf aufbauend wird ein Interaktionsprofil modelliert.

(1) Bearbeitete regionale Herausforderungen und Interaktionsqualitäten:

Das wesentliche Entwicklungsziel in den Regionen Sachsen-Anhalts kann mit der Solidarpaktformulierung „selbsttragende Entwicklung“ gefasst werden. Diese hat zwei zentrale Voraussetzungen: wirtschaftliche Stabilität bzw. Dynamik und soziale Stabilität. In diesen Handlungsfeldern wiederum kann auch die Hochschule aktiv sein. Daneben bestehen in Sachsen-Anhalt Herausforderungen des demografischen Wandels. Die regionale demografische Schrumpfung vollzieht sich über die dominanten Ausprägungen der Komponenten Fertilität, Mobilität und Mortalität: geringe Fertilität, Abwanderungsmobilität und Alterung der Bevölkerung. Die Frage ist: Inwieweit wird die Hochschule Merseburg in diesen insgesamt fünf Handlungsfeldern bereits wirksam?

Die Interaktionsanalyse zeigt, dass die identifizierten Hochschule-Region-Interaktionen in Merseburg am häufigsten auf die Bearbeitung von Herausforderungen im Bereich „wirtschaftliche Stabilität bzw. Dynamik“ abzielen. Die Hochschulaktivitäten suchen also vorrangig Einfluss auf wirtschaftliche Entwicklungsprozesse in der Region zu nehmen. Die Bedeutung wirtschaftlicher Herausforderungen ist jedoch nicht auf Interaktionen zwischen Hochschule und Wirtschaftsakteuren beschränkt. In Merseburg ist es vor allem das Zusammenwirken von Hochschule und zivilgesellschaftlichen Akteuren, welches fast ebenso häufig auf wirtschaftliche Stabilität bzw. Dynamik ausgerichtet ist wie das mit Wirtschaftsakteuren.

Andere demografische und regionale Herausforderungen werden mit deutlichem Abstand zur wirtschaftlichen Stabilität bzw. Dynamik behandelt, fächern sich aber durchaus breit auf:

- Merseburg weist vergleichsweise zahlreiche Hochschule-Region-Interaktionen auf, welche auf die Erhöhung der Bildungschancen breiter Bevölkerungsschichten abzielen – etwa in Form von Projekten, die Schüler/innen für Wissen

bzw. Wissensaneignung im allgemeinen begeistern und im speziellen die Motivation zur Aufnahme eines Hochschulstudiums erhöhen sollen. Damit greift die Hochschule Merseburg einen Bedarf auf, der sich aus der deutlich unterdurchschnittlichen Quote der Schulabgänger/innen mit Hochschulreife im Landkreis speist.[196]

- Des Problems der Abwanderungsmobilität – hohe Fortzugsrate und deutlich unterdurchschnittlicher Gesamtwanderungssaldo – scheint sich die Hochschule ebenfalls bewusst zu sein. Darauf verweisen vergleichsweise zahlreiche Hochschule-Region-Interaktionen im Bereich der Stärkung regionaler Haltefaktoren – etwa in Form von Beiträgen zum Kulturleben, der Innenstadtbelebung und zur Stärkung zivilgesellschaftlichen Engagements. (Übersicht 34, linke Seite)

Geringere aktive Handlungsmöglichkeiten hat die Hochschule hinsichtlich der demografischen Problemlage geringe Fertilität. Hier erschöpfen sich die Potenziale im wesentlichen in der Unterstützung von Elternschaft bei Studierenden und MitarbeiterInnen; solche Unterstützungen sind auch in Merseburg vorhanden, allerdings nicht als Teil von Hochschule-Stadt/Region-Interaktionen, sondern als innerhochschulische Angebote. Im Handlungsfeld „Abwanderungsmobilität" ist es zudem vor allem die schlichte Anwesenheit der Hochschulen, die hier wirksam wird: als Angebot, studieren zu können, ohne die vertraute Region oder Stadt verlassen zu müssen.

*Übersicht 34: Merseburger Hochschule-Region-Interaktionen: Bearbeitete regionale und demografische Herausforderungen und Interaktionsqualitäten**

Herausforderungen/Handlungsfelder		Typ der Interaktionsqualität	
Geringe Fertilität		**A:** Mitgliedschaft	
Alterung der Bevölkerung		**B:** Veranstaltungsformate/ unmittelbar an Dritte adressierte Angebote	
Abwanderungs-mobilität		**C:** punktuell, projektbezogen	
Wirtschaftliche Stabilität bzw. Dynamik		**D:** strateg. Zusammenarbeit bei Einzelthemen; Netzwerke	
Soziale Stabilität		**E:** strateg. Zusammenarbeit über Einzelthemen hinaus; Institutionalisierung	

* Je dunkler die Farbausprägung, desto höher ist der Anteil der bearbeiteten demografischen und regionalen Herausforderung bzw. des vorkommenden Qualitätstyps von Interaktionen. Es ist zu beachten, dass die Einordnungen nicht immer trennscharf zu treffen sind. Interaktionen in thematisch ähnlich gelagerten Handlungsfeldern fördern Wirkungen in anderen mit. In solchen und vergleichbaren Fällen wurde bei der Datenerfassung auf das vordergründige Ziel abgestellt. Auch bei den Interaktionstypen bestehen Überschneidungsbereiche.

[196] Der Anteil der Schulabgänger mit Hochschulreife an allen Abgängern beträgt im Landkreis Saalekreis 13,8 % und liegt damit im Vergleich deutlich unter dem Bundesdurchschnitt von 34,3 % (2011) (BBSR 2013, eigene Berechnungen).

Um die Charakteristik der identifizierten Interaktionen zwischen den Hochschulen und ihrer Region beschreiben und diese in Bezug zu regionalen Rahmenbedingungen setzen zu können, wurde auch die Interaktionsqualität erfasst (Übersicht 34, rechte Seite). Dazu wurden vier Ausgestaltungskriterien herangezogen: Richtung, Intensität, Dauer und Formalisierungsgrad. Diese werden in Beziehung zu den Kooperationsbereichen gesetzt. Der Begriff „Interaktionsqualität" impliziert dabei keine Wertungsskala – etwa von schlecht zu gut –, sondern soll eine qualitative Einordnung der bisher quantitativ erfassten Interaktionen ermöglichen. Wo die Inhalte der Interaktionen Doppel- oder Mehrfachzuordnungen nahe legen würden, wurde bei der Datenerfassung auf die jeweils dominante Qualitätsausprägung abgestellt. Unter Anwendung dieser Kriterien werden fünf Typen von Interaktionsqualitäten unterschieden:[197]

- Typ A: Mitgliedschaft (Teilnahme) in Gremien und Organen
- Typ B: Veranstaltungsformate/unmittelbar an Dritte adressierte Angebote
- Typ C: punktuelle Zusammenarbeit zur Bearbeitung von Einzelthemen; projektbezogene Interaktionen
- Typ D: langfristige strategische Zusammenarbeit zur Bearbeitung von Einzelthemen; Interaktionen in Netzwerken
- Typ E: langfristige strategische Zusammenarbeit über Einzelthemen hinaus; institutionalisierte Interaktionen und gemeinsame Einrichtungen.

Bei fast der Hälfte (46 %) aller Hochschule-Region-Interaktionen in Merseburg handelt es sich um Veranstaltungsformate bzw. unmittelbar an Dritte adressierte Angebote. Interaktionen zwischen der Hochschule Merseburg und Wirtschaftsakteuren sind meist vergleichsweise langfristig und formalisiert organisiert (Qualitätstypen D und E). Entsprechend sind diese Interaktionen für mittelbis langfristige Regionalentwicklungsbeiträge von besonderer Bedeutung.

Hochschulaktivitäten mit zivilgesellschaftlichen Akteuren sind dagegen vergleichsweise temporärer und weniger formell (Qualitätstypen B und C). Aufgrund der häufig sozialen oder kulturellen Motivlage zivilgesellschaftlicher Aktivitäten ließe sich vermuten, dass Hochschule-Zivilgesellschaft-Interaktionen hauptsächlich soziale Herausforderungen bearbeiten. Dies konnte empirisch nicht bestätigt werden. Wirtschaftliche Herausforderungen stehen ebenso im Fokus dieser temporären und weniger formellen Hochschule-Zivilgesellschaft-Interaktionen.

(2) Interaktionspartner:

Wie kommen Hochschule-Region-Interaktionen zustande, und welche Akteure sind dabei vorrangig involviert? Impulse zur Anbahnung von Interaktionen können innerhalb der Hochschulen von verschiedenen Akteurskreisen ausgehen. Dies betrifft die Arbeitsebene von Lehre und Forschung, getragen von einzelnen WissenschaftlerInnen bzw. Instituten, die Führungsebene der Rektorate oder Präsidien oder auch die Studierenden, etwa in Gestalt von fachschaftsgebundenen Initiativen.

[197] angelehnt an Brandt et al. (2008) und Hener/Eckardt/Brandenburg (2007)

Dabei unterscheiden sich die Interaktionen insbesondere hinsichtlich ihrer Verwertbarkeit für die Hochschulen und der Motive der Akteure. Um funktionale Differenzen erkennbar werden zu lassen, werden zunächst *vier Akteurskreise innerhalb der Hochschulen* unterschieden:[198]

- Mit *„Hochschule als Institution"* wird das Auftreten der Hochschule insgesamt bezeichnet.
- *Fakultäten oder Fachbereiche* als wichtigste Organisationseinheiten an Hochschulen sind für Forschung, Lehre und Studium zuständig.
- Ein Großteil von Interaktionen geht von der fachlichen Ebene aus, d.h. von *einzelnen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern*.
- Eine ebenfalls wichtige Rolle bei der Bearbeitung regionaler Herausforderungen können *Studierende* spielen.

Je nach regionalen Charakteristika – Bedarfen, Potenzialen, Ressource, Interessenlagen – sind für Hochschulen bestimmte Interaktionspartner mehr oder weniger stark von Bedeutung. Um funktionale Differenzen in den Interaktionen erkennbar werden zu lassen, werden *fünf Gruppen regionaler Interaktionspartner* der Hochschulen unterschieden:

- War die Zusammenarbeit von *Wirtschaftsakteuren* und Hochschulen lange Zeit von Einzelbeziehungen – etwa in Form von Beraterverträgen oder Forschungsaufträgen – geprägt, so entwickelt sie sich mittlerweile z.T. zu längerfristig angelegten, strategischen Partnerschaften.
- Die gesellschaftliche Verankerung von Hochschulen lässt sich anhand der Vernetzung von Hochschulen und *zivilgesellschaftlichen Akteuren* herausarbeiten.
- Interaktionen zwischen Hochschulen und *außeruniversitären Forschungseinrichtungen* gelten allgemein als wichtige endogene Potenziale der Region. Hier werden sowohl öffentliche als auch private Forschungseinrichtungen in die Betrachtungen mit einbezogen, auch solche im benachbarten Halle (Saale).
- Auch die Vernetzung von *regionalen Hochschulen untereinander* ist eine wichtige Kooperationsresssource – die wiederum unter Einbeziehung der Beziehungen zur Nachbarstadt Halle ermittelt wurden.
- *Kommunen* begreifen Hochschulen und Wissenschaft immer stärker als einen entscheidenden Standortfaktor. Die Interaktionen zwischen ihnen zielen auf Effekte für die Stadt- und Regionalentwicklung.

Welche Interaktionskonstellationen in Merseburg bestehen, veranschaulicht Übersicht 35.

[198] hier Kurzfassung; ausführlicher wiederum oben erläutert: 3.2. Magdeburg: 3.2.2. Prozesse >> Lokale Vernetzung der Hochschulen: Interaktionen nach Partnern und Inhalten

*Übersicht 35: Interaktionspartner der Hochschule Merseburg**

Interaktionskonstellation	Alle Interaktionen	Nichtökonomische Interaktionen
Hochschule und Wirtschaft		
Hochschule und Zivilgesellschaft		
Hochschule und Stadt/ Administration		
Hochschule und Forschungseinrichtungen		
Hochschule und Hochschulen		

* Je dunkler die Farbausprägung, desto höher ist der Anteil der Interaktionskonstellation innerhalb der jeweiligen Region. Im Fall der Nichtidentifikation von Interaktionskonstellationen bleibt die Ausprägung weiß. Dies muss allerdings nicht bedeuten, dass es innerhalb der Region eine solche Konstellation nicht vorkommt – sondern lediglich, dass im Zuge der Datenerhebung keine solche identifiziert werden konnte.

(3) Regionales Interaktionsprofil:

Die empirische Erfassung bzw. Messung von Hochschulaktivitäten in nichtklassischen Handlungsfeldern ist vergleichsweise schwierig. Zudem werden diese oft nicht als Bearbeitung spezifischer Probleme, die sich etwa aus demografischen Prozessen ergeben, wahrgenommen und dokumentiert. Doch erlaubt es das hier vorgestellte Modell von Interaktionsprofilen, eine zumindest tendenzielle systematische Erfassung der Aktivitäten zu leisten und diese mit regionalen Bedarfen, Planungen und Zielen abzugleichen. So können potenzielle Abdeckungslücken oder künftige Schwerpunktbereiche identifiziert werden.

In Übersicht 36 sind zunächst steckbriefartig Kennzahlen zu den identifizierten Hochschule-Region-Interaktionen dargestellt.

Übersicht 36: Steckbrief markanter Kennzahlen für die Interaktionen der Hochschule Merseburg

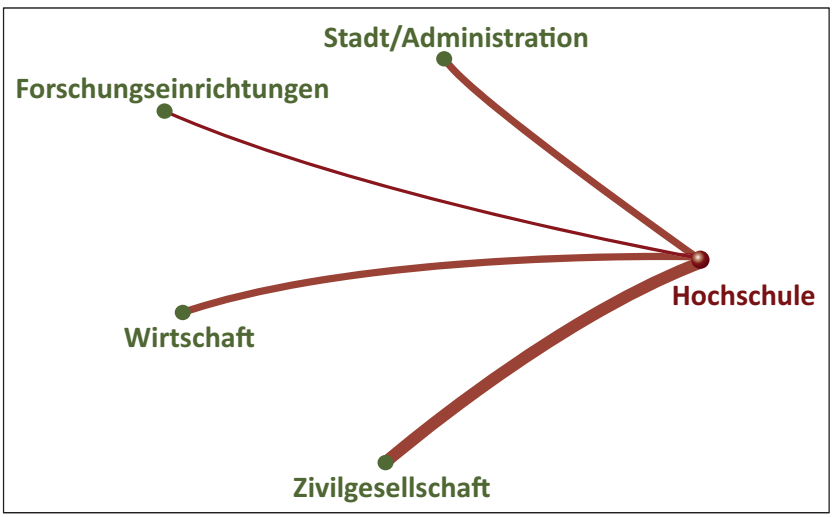
Indikator	Alle Interaktionen	vorwiegend nichtökonomische Interaktionen
Anzahl der Hochschulen	1	
Integration der Region in HS-Aktivitäten: Anzahl identifizierter HS-Region-Interaktionen	80	51
Häufigste Interaktionspartner (Anteil am Gesamt)	Zivilgesellschaft (60 %)	Zivilgesellschaft (88 %)
Häufigste bearbeitete Herausforderung (Anteil am Gesamt)	Wirtschaftl. Stabilität/ Dynamik (53 %)	Soziale Stabilität (45 %)
Häufigster Qualitätstyp von Interaktionen (Anteil am Gesamt)*	Qualitätstyp B (46 %)	Qualitätstyp B (73 %)

* Interaktionsqualitäten sind nach Ausgestaltung, Dauer und Formalisierungsgrad charakterisiert und zur Komplexitätsreduktion in Typen A-E eingeteilt (s.o. Übersicht 34). Siehe dazu unten den Punkt „Interaktionsqualitäten". Die in der Übersicht genannten Prozente geben den Anteil der am häufigsten identifizierten Qualitätstypen an allen identifizierten Interaktionen der Region an.

Wie sind Hochschulen spezifisch in ihren Regionen eingebettet? Eine Antwort darauf liefern Interaktionsgeflechte. In diesen werden die Verbindungen der einzelnen Hochschulen mit ihren Interaktionspartnern abgebildet. Übersicht 36 stellt das Merseburger Interaktionsgeflecht dar. Die visualisierte Stärke der Verbindungen ist jeweils an der Gesamtzahl der Interaktionen bemessen, die identifiziert werden konnten.

Es zeigt sich, dass in Merseburg die Interaktionen mit Wirtschaft und Zivilgesellschaft am stärksten ausgeprägt sind. Trotz des MINT-Schwerpunkts der Hochschule liegt der Interaktionsschwerpunkt bei zivilgesellschaftlichen Akteuren – sowohl im Anteil an allen als auch an den nichtökonomischen Interaktionen. Dies lässt sich insbesondere auf die vergleichsweise hohe Anzahl von Beiträgen hinsichtlich regionaler akademischer Fachkräfteversorgung und zur Steigerung der Hochschulbildungsbeteiligung zurückführen. Während die identifizierten Hochschule-Region-Interaktionen in Merseburg am häufigsten auf die Bearbeitung von Herausforderungen im Bereich „wirtschaftliche Stabilität bzw. Dynamik“ abzielen, tragen vorwiegend nichtökonomische Interaktionen am häufigsten zur „sozialen Stabilität“ der Region bei. (Übersicht 37)

Übersicht 37: Regionalentwicklungsbezogenes Interaktionsgeflecht Merseburg



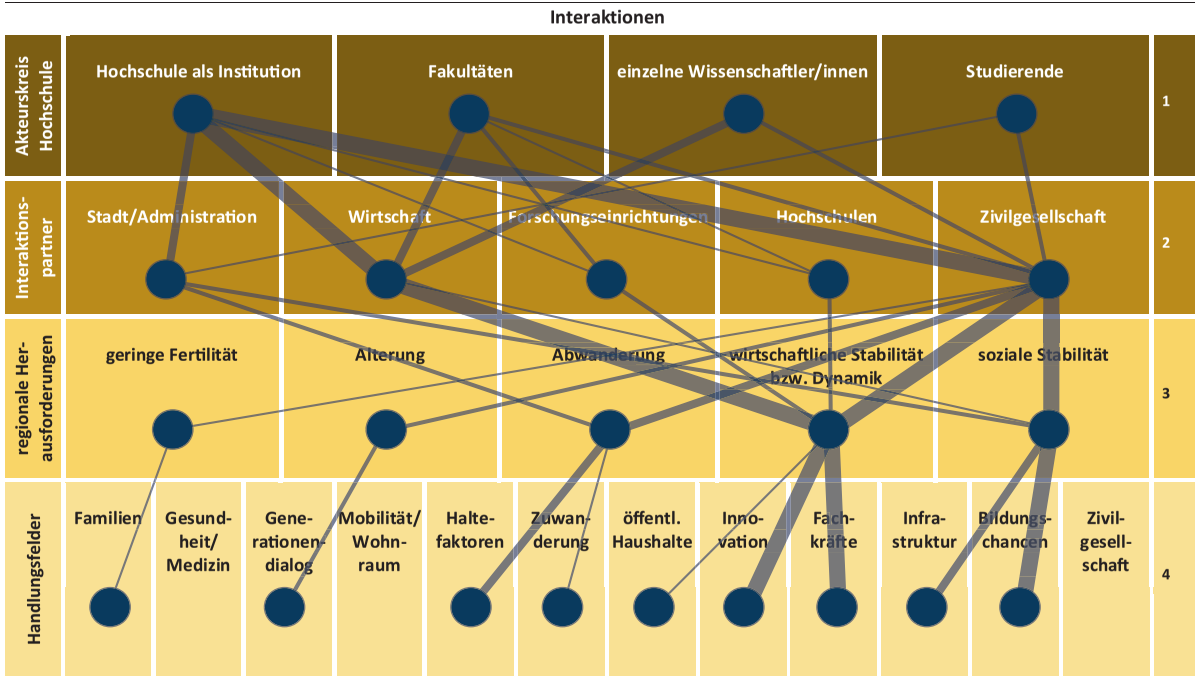
Schwellenwert = 2 Interaktionen

Die vergleichsweise unerhebliche Anzahl an Interaktionen mit privaten und öffentlichen Forschungseinrichtungen ist nicht etwa auf mangelndes Interesse zurückzuführen, sondern durch die geringe Anzahl in der Region ansässiger Einrichtungen bedingt. Die Einbindung städtisch-administrativer Akteure ist vorwiegend bei nichtökonomischen Interaktionen von Bedeutung.

Um das abschließende und zusammenfassende regionale Interaktionsprofil (Übersicht 38) ‚lesen' zu können, findet sich am rechten Rand der Darstellung eine Lesehilfe, die hier kurz zusammenfasst wird:

- Dargestellt sind Interaktionen zwischen Hochschulen und regionalen Akteuren.
- Die unterschiedlichen Stärken der Verbindungsgeraden bilden die Häufigkeit der Interaktionen im Verhältnis zu allen identifizierten Interaktionen in der Region ab – je kräftiger die Verbindung, desto mehr Interaktionen wurden anteilig identifiziert.
- Das Profil ist in vier Zeilen unterteilt, die von oben nach unten zu lesen sind:
  - Der zentrale oder initiierende Akteurskreis innerhalb der Hochschulen ist in der ersten Zeile dargestellt.
  - In Zeile 2 sind die kategorisierten regionalen Interaktionspartner abgebildet.
  - In der dritten Zeile werden den Interaktionen – je nachdem, welches Thema sie bearbeiten – die regionalen und demografischen Herausforderungen zugeordnet.
  - Letztere münden schließlich in Zeile 4 in Handlungsfelder, die das Interaktionsthema bzw. -ziel differenzierter erfassen.

Übersicht 38: Interaktionsprofil Hochschule Merseburg



4.2. Wernigerode

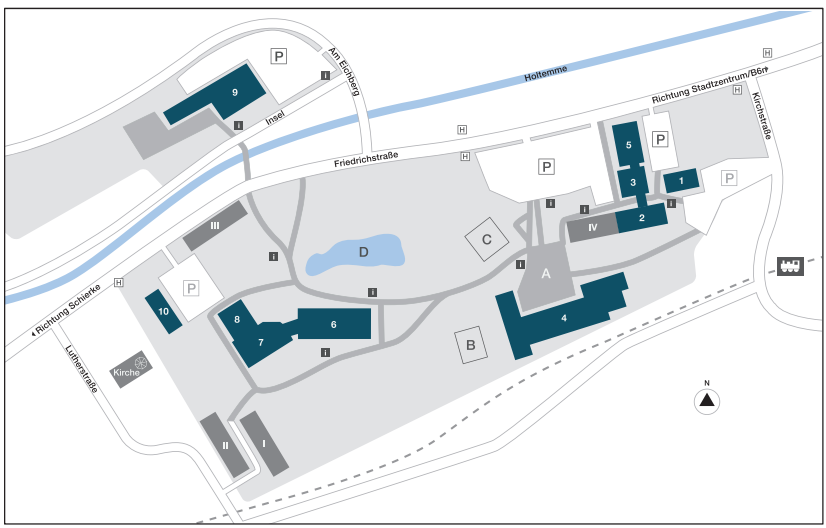
Wernigerode liegt an der Nordostflanke des Harzes unterhalb des Brocken. Die Bevölkerungsentwicklung der Stadt war seit 1990 rückläufig, allerdings nicht dramatisch. Derzeit hat Wernigerode rund 33.300 Einwohner.

Wirtschaftlich ist die Stadt stark durch den Tourismus geprägt. Weitere vertretene Branchen sind vor allem die Metall- und Elektroindustrie, darunter Automobilzulieferer, Pharmaunternehmen und Lebensmittelindustrie.

4.2.1. Strukturen

In Wernigerode befindet sich einer von zwei Standorten der Hochschule Harz. An diesem Hauptstandort der Hochschule sind die Fachbereiche Automatisierung und Informatik sowie Wirtschaftswissenschaften angesiedelt. Auf einer geschlossenen Campusanlage im Stadtteil Hasserode (Übersicht 39), etwa zwei Kilometer von Stadtzentrum entfernt, studieren ca. 2.200 Studierende.

Übersicht 39: Campusplan Wernigerode



Quelle: https://www.hs-harz.de/dokumente/extern/Campus/Campusplan_Wernigerode.pdf; 22.6.2016)

Etwa 300 Beschäftigte der Hochschule arbeiten an diesem Standort. Damit kommt auf 13 Einwohner der Stadt ein Hochschulangehöriger bzw. die Zahl der Hochschulangehörigen entspricht acht Prozent der Stadtbewohnerzahl.

Übersicht 40: Angehörige der Hochschule Harz in Wernigerode (2014)

Personal gesamt	wissensch. Personal	Studierende	Hochschulangehörige gesamt	Hochschulangehörige pro 100 Einwohner
305	175	2.232	2.537	7,6

Quellen: StatBA (2015b); StatBA (2015a); eigene Berechnungen

Weitere wissenschaftliche Einrichtungen in Wernigerode sind zum einen fünf An-Institute der Hochschule Harz:

- Die *Harzer Hochschulgruppe e.V.* – Institut für angewandte Forschung, Beratung und Weiterbildung bietet Marktforschungsdienstleistungen, Standort- und Imageanalysen, Existenzgründercoachings und individuell zugeschnittene Weiterbildungen für Unternehmen und Behörden.
- Das 2006 gegründete Institut *HarzOptics* forscht in der optischen Mess- und Nachrichtentechnik und bietet eine Vielzahl an Dienstleistungen aus der Beleuchtungs- und Breitbandplanung an.
- Das *Institut für Automatisierung und Informatik* GmbH ist ein Forschungs- und Entwicklungsinstitut, das in den Bereichen Automatisierung, Informatik und Umwelttechnik tätig ist.
- Das *Europäische Institut für Tagungswirtschaft* wurde 2006 als Institut für spezielle Forschungsthemen und Projektarbeiten zum Tagungs- und Kongressmarkt gegründet.
- Das *Institut für Dienstleistungs- und Prozessmanagement* (IfDP) führt insbesondere Effizienzmessungen in Organisationen sowie Aufgaben-, Prozess- und Wertschöpfungsanalysen durch.[199]

Zum anderen unterhält das Robert-Koch-Institut – Bundesinstitut für Infektionskrankheiten und nicht übertragbare Krankheiten, Berlin, eine Außenstelle in Wernigerode. Diese ging aus dem DDR-Institut für Experimentelle Epidemiologie hervor. Dort arbeiten rund 80 Mitarbeiter/innen in den Fachgebieten Bakterielle Infektionen und Nosokomiale Infektionen.[200]

Daneben gibt es einige wissenschaftsaffine Einrichtungen in der Stadt. Dies sind

- einer der fünf Standorte des *Landesarchivs Sachsen-Anhalt*, 1967 in Wernigerode begründet. Dort sind 730 Bestände archiviert, die 8.500 laufende Meter Akten, 6.000 Urkunden, 50.000 Karten und 13.000 Leichenpredigten umfassen. Die Überlieferung setzt im hohen Mittelalter ein und reicht vorwiegend bis in das frühe 19. Jahrhundert. Schwerpunkte bilden das Schriftgut aus den kursächsischen und kurmainzischen Landesteilen sowie einigen kleineren Territorien, die vor 1815 auf dem Gebiet der späteren preußischen Provinz Sachsen bestanden. Wernigerode hütet somit die ‚nicht-preußischen' Wurzeln der Provinz Sachsen bzw. des heutigen Landes Sachsen-

[199] https://www.hs-harz.de/forschung/kompetenzzentrum/an-institute/ (29.12.2015)

[200] http://www.rki.de/DE/Content/Service/Presse/Pressemitteilungen/2003/24_03.html (29.12.2015)

Anhalt. Hinzu treten die Überlieferung der preußischen Bergbauverwaltung des Oberbergamtes Halle und über 280 Adelsarchive;[201]

- der *Harzverein für Geschichte und Altertumskunde* e.V., dessen Geschäftsstelle in Wernigerode ansässig ist;
- die *Harzbücherei* als wissenschaftliche Regionalbibliothek innerhalb der Stadtbibliothek.[202]

4.2.2. Prozesse

Die Hochschule Harz in Stadt und Region: Selbstverständnis und Aktivitäten[203]

Die Hochschule Harz demonstriert in ihrem Selbstverständnis wie durch zahlreiche Aktivitäten eine deutliche auch lokale und regionale Orientierung. Im Jahr 2004 hatte die Hochschule Harz eine Studie vorgelegt, die ihre regionalen Effekte – und zugleich die der Hochschule Anhalt − detailliert nachzuweisen sucht. Diese Studie unterscheidet sich kaum von analogen Untersuchungen, wie sie regelmäßig von Universitäten vorgelegt werden, ist jedoch in ihrer Gründlichkeit für Fachhochschulen durchaus bemerkenswert. Motiv für diese Studien ist regelmäßig der Bedarf an zusätzlicher Legitimität, also gesellschaftlicher und politischer Akzeptanz der Hochschule und dessen, was sie tut. Mit Wirkungsnachweisen wird dann versucht, diese Legitimität zu generieren.

Die Daten der Harz-Anhalter Studie zu Einkommen- und Beschäftigungseffekten können kaum überraschen, da diese an allen Hochschulstandorten mit hoher Wahrscheinlichkeit in ähnlichem Verhältnis zu den Ausgaben auftreten. So können auch die Hochschulen Harz und Anhalt resümierend festhalten:

> „Auch wenn kein Absolvent der beiden Hochschulen der Wirtschaft Sachsen-Anhalts zur Verfügung steht und ohne dass auch nur ein Forschungsergebnis in die Wirtschaft transferiert wird, leisten beide Fachhochschulen einen positiven Beitrag zur Regionalentwicklung.“ (Assenmacher/Leßmann/Wehrt 2004: 83)

Neben den Einkommens- und Beschäftigungsaspekten − im Jahr 2002 habe sich durch Ausgaben für die Hochschule Harz von 11,9 Millionen Euro die regionale Nachfrage um mehr als 14 Millionen Euro erhöht – sind in Bezug auf die Studierenden insbesondere zwei Ergebnisse der Erhebung von Interesse:

- Laut einer Umfrage hätten ca. sieben Prozent der Studierenden bei einer Nichtexistenz der Hochschule Harz auf die Aufnahme eines Studiums überhaupt verzichtet, mehr als die Hälfte hätte sich für ein Studium außerhalb Sachsen-Anhalts entschieden. Da lediglich 37 Prozent bei Nichtexistenz der Hochschule ein Studium in Sachsen-Anhalt aufgenommen hätten, bewirke die Existenz der

[201] http://www.landesarchiv.sachsen-anhalt.de/landesarchiv/standorte/wernigerode/ (29.12.2015)

[202] vgl. zur Geschichte und Bestandsbeschreibung http://fabian.sub.uni-goettingen.de/fabian?Harzbuecherei_(Wernigerode) (6.8.2016)

[203] Mitautorin: **Peggy Trautwein**

Hochschule nicht nur tendenziell eine bessere Übergangsquote in das Studium, sondern verhindere darüber hinaus die frühseitige Abwanderung gut qualifizierter Jugendlicher. (Ebd.: 68)

- Bemerkenswert ist zudem die hohe Abwanderungsquote der Studierenden nach Abschluss ihrer Ausbildung: Lediglich zehn Prozent der Absolventen der Hochschule Harz verblieben in Sachsen-Anhalt, während fast 80 Prozent in den alten Bundesländern berufstätig würden. Die überaus ernüchternden Zahlen bedürfen allerdings einer weiteren Qualifikation: So verblieben Landeskinder sowie Studierende aus den neuen Bundesländern verstärkt in der Region, während westdeutsche Absolventen überproportional aus Sachsen-Anhalt abwanderten. Als besonders einflussreich für die Wahl des späteren Berufsorts erweise sich der Ort des Praxissemesters: Gut 36 Prozent der Studierenden, die ihr Praxissemester in Sachsen-Anhalt absolvierten, hätten hier auch ihre erste berufliche Station gefunden. Schließlich korreliere die Bindung an Sachsen-Anhalt deutlich mit dem gewählten Studienfach: Während die Absolventen der Tourismuswirtschaft, vor allem jedoch der Betriebswirtschaftslehre eine hohe Abwanderungsneigung zeigten, trete unter den Studierenden aus dem Fachbereich Automatisierung und Informatik nahezu kein Schwund auf, d.h. die Zahl der Studienanfänger aus Sachsen-Anhalt entspreche der Zahl der Absolventen, die ihre Berufstätigkeit in Sachsen-Anhalt aufnehmen. Als Gründe für die Abwanderung werden vor allem ein Mangel an qualifizierten Arbeitsplätzen, fehlende Aufstiegschancen oder ein geringeres Gehalt angeführt. (Ebd.: 101-105)

Diese Ergebnisse, insbesondere die Bedeutung der Praxissemester für die spätere Berufsortwahl und die höhere regionale Bindung von Landeskindern, lassen ein systematisches Schnittstellenmanagement als zentrale Handlungsoption erscheinen.

Die Erstellung der Studie, die vor allem die regionale Bedeutung der Hochschule über Nachfrage- und Einkommenseffekte darzustellen suchte, kann bereits selbst als Bekenntnis der Hochschule zu ihrer Region verstanden werden. Ein solches findet sich jedoch vor allem prominent in den Selbstdarstellungen der Hochschule. So betont deren Leitbild, das die Orientierung an Lehre und Forschung in den Vordergrund stellt, neben der Erwünschtheit internationaler Kontakte gleichrangig die Bedeutung der Region für das eigene Selbstverständnis:

> „Wir verstehen uns als eine Einrichtung, die das wissenschaftliche, wirtschaftliche und kulturelle Leben der Region maßgeblich mitgestaltet. Die Menschen in der Region sollen an unseren Aktivitäten teilhaben." (HS Harz o.J.)

Die regionale Verankerung der Hochschule wird in ihrer Imagebroschüre verstärkt und an einzelnen Aktivitäten verdeutlicht (HS Harz 2010). Verwiesen wird in diesem Kontext u.a. auf studentische Initiativen, die KinderHochschule, die GenerationenHochschule, die Bedeutung der Hochschule als Tagungs- und Veranstaltungsort sowie auf das kulturelle Engagement, etwa durch Ausstellungen in der Rektorenvilla (ebd. 44-46). Eine genauere Betrachtung zeigt, dass das stadt- und regionenbezogene Engagement der Hochschule über diese Aktivitäten hinausgeht.

Es ließen sich 26 Aktivitäten der Hochschule identifizieren, die auf die Stadt- und Regionalentwicklung Bezug nehmen (Stichtag 20.10.2014). 16 der Angebote sind bürgerorientiert und richten sich an die Menschen der Stadt. Adressiert werden dabei zu gleichen Teilen Kinder und Schüler sowie erwachsene Bürger. Neun der hochschulischen Aktivitäten adressieren regionale Unternehmen. Eine Aktivität schließt neben Unternehmen auch öffentliche Institutionen und politische Akteure mit ein.

Unter der Rubrik „Offener Campus" erbringt die Hochschule zahlreiche Angebote für die Bürgerschaft der Stadt und Region. Sie unterhielt als erste Hochschule in Sachsen-Anhalt eine Kinderhochschule. Viermal im Jahr setzt diese in ihrem Angebot darauf, bei Kindern von 8 bis 12 Jahren Interesse und Neugier für Wissenschaft und Technik zu wecken. Ganz im Sinne von PUSH (Public Understanding of Science and Humanities) werden hier wissenschaftliche Inhalte verständlich und kindgerecht formuliert. Außerdem erhalten die teilnehmenden Kinder ein Zertifikat und einen Juniorstudentenausweis. Die Besucherzahlen von bis zu 500 Kindern pro Veranstaltung sprechen für den Erfolg dieses hochschulischen Angebotes für die Stadt Wernigerode.[204]

Darüber hinaus hält die Hochschule eine Vielzahl an Bildungsangeboten für Schüler höherer Schulklassen bereit:

- Mit ausgewählten Schulen der Region bestehen Kooperationsverträge zur intensiven Zusammenarbeit. Kooperationsschulen erhalten die Möglichkeit, besonders leistungsstarke Schüler/innen der gymnasialen Oberstufe für ein Frühstudium an der Hochschule anzumelden. Die erzielten Ergebnisse werden bei Aufnahme eines Studiums an der Hochschule Harz sowie an jeder Hochschule Sachsen-Anhalts anerkannt.

- Im Schnupperstudium können Schülerinnen und Schüler der Region ein umfangreiches Programm an Vorlesungen besuchen, um sich frühzeitig mit Studieninhalten auseinanderzusetzen.

- Einmal jährlich im August veranstaltet der Fachbereich Automatisierung und Informatik eine einwöchige Sommerschule für Technikinteressierte. Außerdem bietet der Fachbereich im Sommer eine weitere Besonderheit: Im sogenannten „Codecamp48" treffen sich für 48 Stunden technikbegeisterte Schüler/innen, Studierende sowie Experten der IT-Branche und Vertreter von Unternehmen im Waldhofbad der Stadt Wernigerode zu einem innovativen Programmier-Marathon.[205]

- Ein Alleinstellungsmerkmal der Hochschule stellt das Angebot „Fit 4 Abi and Study – keine Angst vor Mathe" dar. Schülerinnen und Schüler der 12. Klasse haben die Möglichkeit, sich für eine Teilnahmegebühr von 35 Euro im Rahmen eines viertägigen Intensivkurses auf die Abiturprüfung in Mathematik vorzubereiten und erhalten gleichzeitig Einblick in die mathematischen Erfordernisse für ein MINT-Fach an der Hochschule Harz.[206]

[204] www.kinderhochschule.eu (20.6.2016)

[205] http://www.codecamp48.de/ (20.6.2016)

[206] https://www.hs-harz.de/fit4abistudy/ (20.6.2016)

- Im Rahmen der „ego-Existenzgründeroffensive“[207] hält die Hochschule Harz auch Angebote für Schüler im Bereich Businessmanagement vor. In einer Sommerakademie können sie mittels Workshops, Planspielen, Diskussionsrunden und Referaten mehr über Existenzgründung erfahren.
- Darüber hinaus runden verschiedene Formate von Tagen der offenen Tür sowie Events („Campusfieber“) die hochschulischen Aktivitäten ab, die auf die Gewinnung von Studieninteressenten und der Öffnung für neue Zielgruppen setzen.

Neben zahlreichen Angeboten für Kinder und Schüler bietet die Hochschule Harz auch eine „GenerationenHochschule“, die monatlich auf dem Wernigeröder Campus ihre Pforten öffnet. Sie richtet sich an alle, die Interesse an Wissenschaft, aktuellen Themen und Weiterbildung haben. Für die Teilnahme sind weder spezifische Vorkenntnisse noch spezielle Qualifikationen wie Abitur oder Hochschulabschluss notwendig. Abgesehen von einer erforderlichen Registrierung ist dieses Hochschulangebot kostenfrei und unterscheidet sich darin von ähnlichen Angeboten der drei anderen untersuchten Hochschulen, die Semester- bzw. Gasthörergebühren zwischen 30 und 50 Euro erheben.[208]

Insbesondere die Kinder- wie auch die Generationenhochschule fördern, so der Rektor der Hochschule,[209] die regionale Verankerung der Hochschule:

> „Eine Kinderhochschule ist so etwas von identitätsstiftend – es gibt wenige Werbemaßnahmen, die so wenig kosten und die Akzeptanz ist der Region so steigern. […] Nach den ersten zwei Veranstaltungen der Kinderhochschule stand hier der Seniorenrat der Stadt und sagte, sie wollten auch eine Vortragsreihe. […] Deshalb dann ‚Generationenhochschule‘. Jetzt hat das den schönen identitätsstiftenden Zug, dass Enkel und Großeltern beide das Audimax kennen und in die Hochschule gehen.“

Die Öffentlichkeitswirksamkeit dieser, aber auch anderer nach außen gerichteter Angebote der Hochschule wird durch eine überdurchschnittlich häufige Nutzung von Pressemitteilungen gesteigert. Voraussetzung für die recht umfassende Öffentlichkeitsarbeit im Bereich von Third Mission ist auch, dass es die geringe Größe der Hochschule erlaubt, intern einen recht zuverlässigen Überblick über die Aktivitäten mit städtischer oder regionaler Relevanz zu erhalten – etwas, das an größeren Einrichtungen aufgrund ihrer dezentralen Strukturen nur bedingt gelingt.

Zu den Aktivitäten der Hochschule Harz, die den Generationendialog beleben und zur Lebensqualitätssteigerung aller Bürger beitragen, zählen auch vielfälti-

---

[207] Das Förderprogramm des Landeswissenschaftsministeriums verfolgt das Ziel, eine innovations- und gründungsorientierte Infrastruktur an den Hochschulen des Landes auszubauen, um eigene Gründungsideen praxisnah zu entwickeln und zu erproben. Es richtet sich gezielt an Studierende, wissenschaftliche Mitarbeiter/innen und AbsolventInnen mit Wohnsitz in Sachsen-Anhalt, deren Hochschulabschluss nicht länger als fünf Jahre zurückliegt; vgl. http://www.mw.sachsen-anhalt.de/themen/existenzgruendung (20.6. 2016).

[208] http://www.generationenhochschule.de/ (20.6.2016)

[209] Interview Prof. Dr. *Armin Willingmann*, Rektor der Hochschule Harz, Interview am 27.10. 2014. Die Rektoreigenschaft bezieht sich auf den Interviewzeitpunkt. Inzwischen ist Willingmann Wirtschaftsminister in der sachsen-anhaltischen Landesregierung.

ge studentische Initiativen. Eine darunter ist die „Harzer Interessengemeinschaft der Tourismusstudierenden e.V. (HIT)“, welche neben einem wiederkehrenden Forum rund um das Thema Reisen auch Reisen organisiert und begleitet. Gelegentlich erzielte Einnahmen aus Service Learning-Projekten dieser Initiative fließen als Spende an gemeinnützige Einrichtungen.[210]

Zu den ebenso fest verankerten Aktivitäten zählen die zahlreichen Angebote der Hochschule Harz, die einen Beitrag zur kulturellen Belebung der Stadt und Region leisten. Die Rektoratsvilla am Campus Wernigerode bietet Raum für wechselnde Vernissagen und Ausstellungen von regionalen Künstlerinnen und Künstlern. Einmalig in Sachsen-Anhalt ist die in der Hochschulbibliothek ansässige „Kunststiftung Karl Oppermann“.[211]

Eine weitere Zielgruppe für hochschulische Aktivitäten stellen regionale Unternehmen und öffentliche Institutionen dar:

- Die kommunikative Schnittstelle bildet das „TransferZentrum Harz“. Hier werden Informationen über konkrete Ansprechpartner gebündelt. Das dort ansässige Career Center ermöglicht regionalen Unternehmen gezielt, akademische Fachkräfte nachzufragen. Zur Unterstützung von Praxisprojekten werden hier – wie an den Transferstellen der anderen Hochschulen Sachsen-Anhalts[212] – Transfergutscheine bereitgehalten.
- Außerdem bietet das Transferzentrum kostenpflichtige Weiterbildungsangebote für Unternehmen sowie ein umfangreiches Tagungs- und Veranstaltungsmanagement an. Insgesamt unterstützt das Transferzentrum als Netzwerk die regionale Fachkräfteversorgung sowie den Wissenstransfer in Anwendungskontexte.[213]
- Das „KAT-Kompetenzzentrum“ der Hochschule versteht sich in seiner Ausrichtung als unternehmensnaher Dienstleister und setzt in Kooperation mit der regionalen Wirtschaft und Verwaltung darauf, anwendungsorientiert zu forschen.[214]

Es lässt sich festhalten, dass sich die lokal und regional wirksamen Aktivitäten der Hochschule Harz vornehmlich auf die Zielgruppe der Bürgerschaft konzentrieren. Hier finden sich dauerhafte Aktivitäten für Erwachsene sowie Kinder und Schüler. Insbesondere Schüler/innen der gymnasialen Oberstufe sollen mit zahlreichen und zum Teil sehr kreativen Angeboten für wissenschaftliche Inhalte – insbesondere im Fachbereich Informatik und Automatisierung – der Hochschule Harz begeistert werden. Insgesamt leistet die Hochschule mit ihren institutionell verankerten Angeboten einen langfristigen Beitrag zur Erhöhung von Bildungschancen in der Stadt und Region. Die familienfreundlichen Angebote können dazu beitragen, junge Familien in der Region zu halten, und wirken als

[210] www.hit-wr.de/ (20.6.2016)

[211] https://www.hs-harz.de/hochschule/offener-campus/kunst-und-kultur/ausstellungen/ (20.6.2016)

[212] vgl. http://www.mw.sachsen-anhalt.de/service/beratung-und-foerderung/transfergutschein/ (20.6.2016)

[213] https://www.hs-harz.de/transferzentrum/ (20.6.2016)

[214] https://www.hs-harz.de/forschung/kompetenzzentrum/ (20.6.2016)

Verstärker regionaler Haltefaktoren. Einen weiteren Schwerpunkt setzt die Hochschule Harz mit Angeboten, die sich auf den – die Sitzstadt und die Region Harz – prägenden Tourismus beziehen und diesen beleben. Hierzu zählen die Projekte der „Harzer Interessengemeinschaft der Tourismusstudierenden e.V. (HIT)“ und weitere studentische Initiativen.

Übersicht 41: Aktivitäten der Hochschule Harz jenseits standardisierter hochschulischer Angebote für die Stadt- und Regionalentwicklung

regionale Bedarfslagen	Ziele	Aktivitäten
Zukunftsfähigkeit durch Bildung	Weiterbildung und lebenslanges Lernen	Fit for Abi and Study – Keine Angst vor Mathe
Steigerung der Studierneigung	PUSH	CodeCamp 48
FuE/Innovationsförderung	Weiterbildung und lebenslanges Lernen	Wernigeröder Automatisierungs- und Informatiktage (WAIT)
Unterstützung zivilgesellschaftlicher Akteure	Service Learning	studentischen Initiative HIT (Harzer Interessengemeinschaft der Tourismusstudierenden e.V.)
Stärkung der Kulturlandschaft	kulturelle Belebung der Sitzstadt	Ausstellungen, Vernissagen in Rektoratsvilla

Quellen: Homepage der Hochschule Harz: www.hs-harz.de, Harzer Volksstimme

Lokale Wahrnehmung der Hochschule: eine Presseauswertung

Die Erhebung der Hochschulaktivitäten wurde durch eine exemplarische Auswertung des Lokalteils der „Harzer Volkstimme“ für das Beispieljahr 2010 abgeglichen. Eine solche Tiefenrecherche ermöglicht zunächst eine Überprüfung und Ergänzung der Recherche in anderen Medien, insbesondere dem Internet. So dokumentiert die Tagespresse oftmals über routinisierte Aktivitäten hinaus einmalige Ereignisse. Zugleich ermöglicht diese Recherche Einschätzungen hinsichtlich dreier relevanter Aspekte: öffentliche Wahrnehmbarkeit, Resonanz bei den Adressaten und vergleichende Einordnung des medialen Interesses.

Eine regelmäßige Presseberichterstattung erhöht die öffentliche Wahrnehmbarkeit der stadt- und regionsbezogenen Aktivitäten der Hochschule. Zugleich indiziert eine fehlende Berichterstattung eine mangelnde Präsenz in der Öffentlichkeit. Darüber hinaus ermöglicht die Auswertung der Berichterstattung die Einschätzung der Resonanz der Zielgruppen: In den Artikeln werden über die Nennung von Teilnehmerzahlen hinaus oftmals Eindrücke zu Reaktionen der Anwesenden vermittelt. Schließlich erlaubt eine solche Presseauswertung eine vergleichende Bewertung des medialen und öffentlichen Interesses für die hochschulischen Aktivitäten, wenn dieses der Berichterstattung z.B. über diverse Vereinsaktivitäten gegenübergestellt wird. Die Auswertung ergibt zusammengefasst:

- Durchschnittlich sieben eigenständige Beiträge pro Monat widmen sich im Lokalteil der „Harzer Volkstimme“ dem Geschehen an der Hochschule.

- Bei den Beiträgen zur Hochschule dominieren ausführliche Berichte zur KinderHochschule, zur GenerationenHochschule sowie zu Initiativen, die Hochschule frühzeitig für talentierte Schüler zu öffnen. Auch gelegentliche Ausstellungsaktivitäten oder Veranstaltungshinweise werden von der Presse publiziert.
- Bemerkenswert ist der Umstand, dass die Hochschule nur sehr selten als wissenschaftliche Einrichtung beschrieben, sondern offenbar als eine weitere ‚Schule' am Ort wahrgenommen wird. Die hochschultypischen Aspekte – Wissenschaft und akademische Lehre – hingegen finden vor allem auf einer monatlichen Sonderseite ihren Niederschlag. Diese weist einen ähnlichen Charakter wie Hochschuljournale oder Imagebroschüren auf, dokumentiert sie doch vornehmlich positive Entwicklungen an der Hochschule Harz.

Die *KinderHochschule* und *GenerationenHochschule* finden in der Presseberichterstattung besondere Aufmerksamkeit. Solche Angebote für Kinder und ältere Menschen gehören zwar inzwischen zum festen Bestandteil der lokalen Offerten fast aller Hochschulen. Doch zeigt in Wernigerode nicht nur die rege Beteiligung der städtischen Bevölkerung, sondern auch die ausführliche Berichterstattung zu jeder einzelnen Veranstaltung, dass damit eine relevante kulturelle Nachfrage bedient wird.

So wird bereits den Ankündigungen der Vorträge und der Information zu Anmeldemöglichkeiten relativ großer Platz in der Lokalzeitung eingeräumt. Die Berichterstattung zu den Veranstaltungen selbst referiert über die (großen) Teilnehmerzahlen hinaus auch oftmals in geraffter Form die Inhalte der Vorträge. Deren zumeist populärwissenschaftliche Themen finden somit über die Teilnehmer hinaus ein erweitertes Publikum. Zugleich scheint der Umstand, dass die obligatorische Anmeldung für die Veranstaltungen nur im Internet erfolgen kann, keine wesentliche Zugangsbarriere darzustellen. Während die KinderHochschule keine inhaltlichen Schwerpunktsetzungen erkennen lässt, finden bei der GenerationenHochschule offenbar vor allem medizinische Themen eine besondere Resonanz.

Damit scheinen sich – nicht nur in der medialen Betrachtung – die hochschulischen Aktivitäten vornehmlich an den Zielgruppen Senioren und Kinder auszurichten. Da für die Stadt Wernigerode der Tourismus besonders wichtig ist, gelingt es außerdem dem Fachbereich Tourismus am ehesten, an die Öffentlichkeit anzudocken. Die studentische Initiative „Harzer Interessengemeinschaft der TourismusstudentInnen" initiiert regelmäßig Projekte für die Bürgerschaft rund um das Thema Reisen und Tourismus. Daneben engagieren sich die Hochschule bzw. Studenten des Dienstleistungsmanagements bei der Erstellung diverser Studien für die Öffentlichkeit (Marktforschung, Umfragen). Auch dem Fachbereich Automatisierung und Informatik gelingt es stetig, in der Presse auf sich aufmerksam zu machen, etwa durch die regelmäßige Ausrichtung der Sommerschule für die gymnasiale Oberstufe mit dem Ziel, Begeisterung für MINT zu erzeugen bzw. Studieninteressierte zu rekrutieren.

Das Hochschulimage prägend haben sich darüberhinaus regelmäßig wechselnde Kunstausstellungen in der Rektoratsvilla sowie verschiedene kulturbelebende Angebote, wie das jährliche Sommerfest der Hochschule, etabliert. Aller-

dings stoßen diese Veranstaltungen zwar auf öffentliches und mediales Interesse, doch die Besucherzahlen halten sich trotz organisatorischer Bemühungen der Hochschule in Grenzen und werden von der Presse als teilweise rückläufig beschrieben.

Umgekehrt lässt sich aber insgesamt in der Presseberichterstattung kaum eine nachhaltige Beziehung der Stadt zur Hochschule identifizieren. So sind im Mantelteil der „Harzer Volksstimme“ zwar Berichte über das Geschehen an den anderen Hochschulen Sachsen-Anhalts an der Tagesordnung – etwa Verweise auf Studentenrekord in Halle, wissenschaftliche Profilierungen der OVGU oder Informationen über duales Studium. Doch diese werden im Lokalteil nicht in Verbindung zur Entwicklung der Hochschule Harz gesetzt. Ebenso wird in der Berichterstattung nicht erkennbar, dass über die wiederkehrenden Veranstaltungen wie die Generationen- oder Kinderhochschule hinaus Anknüpfungspunkte zwischen den Bürger/innen und der ansässigen Hochschule bestehen.

Auch Berichte zu städtischen oder regionalen Aktivitäten beziehen die Hochschule kaum ein. Damit bleiben Möglichkeiten, auf die Präsenz der Hochschule vor Ort und ihre Bedeutung zu verweisen, oftmals ungenutzt. So blieb etwa in einer zwölfseitigen Anzeigensonderveröffentlichung zum Standort Landkreis Harz die Hochschule unerwähnt (Landkreis Harz 2010). Doch auch Kooperationen zwischen wirtschaftlichen Akteuren und der Hochschule finden wenig Beachtung in der Lokalpresse.

Insgesamt vermittelt die Berichterstattung in der Lokalpresse einen folgenderweise bestimmten Eindruck:

- Die Stadt scheint oftmals ohne ihre Hochschule und scheinbar losgelöst von dieser zu agieren, während diese mit einer Vielzahl an institutionalisierten Aktivitäten und Projekten in die Öffentlichkeit ausstrahlt. Mit anderen Worten: Wenn die Hochschule in in ortsrelevanter Weise aktiv wird, dann findet dies nachhaltigen Niederschlag in der Lokalpresse und ist damit in der Öffentlichkeit präsent.
- Negative oder kritische Berichterstattung bezüglich der Hochschule konnte für das Falljahr 2010 nicht gefunden werden.
- Das mediale Interesse ist – medientypisch – stark auf Ereignisse fokussiert, d.h. die Berichterstattung bleibt streng an Aktivitäten der Hochschule gebunden und wird zumeist erst durch diese ausgelöst. Die Hochschule muss also die mediale Berücksichtigung selbst initiieren und tut dies angesichts der sieben eigenständigen Beiträge pro Monat offenkundig recht erfolgreich. Damit kann der Hochschule Harz neben der relativen Dichte der stadt- und regionenbezogenen Aktivitäten auch eine erfolgreiche Pressearbeit attestiert werden.
- Trotz der relativen stabilen und durchweg positiven Präsenz der Hochschule in der Regionalpresse kann diese prinzipiell nicht mit der Aufmerksamkeit für Sport, Tourismus oder Vereinsaktivitäten (etwa Schützenvereine) konkurrieren. Das wiederum kann kaum überraschen, berücksichtigt man etwa die Vielzahl aktiver Vereine in diesen Bereichen oder auch die Interessenslage der einheimischen Bevölkerung, die sicherlich kaum prioritär über akademische Einrichtungen informiert werden möchte.

So ist wohl davon auszugehen, dass die Aktivitäten der Hochschule Harz und damit ihre Präsenz am Ort dank der medialen Wahrnehmung auch von der städtischen Öffentlichkeit hinreichend zur Kenntnis genommen werden und entsprechend im lokalen Bewusstsein präsent sind. Der Umstand, dass die Verbindung von Stadt und Hochschule selbst nur selten Gegenstand der Presseberichte ist – mithin der Eindruck entsteht, dass den Angeboten der Hochschule an die städtische Öffentlichkeit keine ähnliche Aufmerksamkeit der Stadt für die Hochschule gegenübersteht –, verdankt sich dagegen der medialen Ereignisorientierung. Unsichtbar bleiben dabei relativ intensive informelle Verbindungen zwischen Stadt und Hochschule, die nicht zuletzt auf persönliches Engagement einzelner Akteure zurückgehen.

Anlassbezogen und informell: Die Kooperation von Stadt und Hochschule

Angesichts des starken regionalen Bezugs der Hochschule Harz sowohl hinsichtlich ihres Selbstverständnisses als ihrer Aktivitäten kann eines überraschen: Die Außendarstellung und die Publikationen ihrer (Haupt-)Sitzstadt Wernigerode lassen nur sehr bedingt ein systematisches Interesse der Stadt an der Bildungseinrichtung erkennen. So findet sich im Internetauftritt der Stadt ein reichhaltiges Informationsangebot etwa zum Tourismus, zu kulturellen Einrichtungen oder Schulen und Kindertagesstätten. Ein eigenständiger Verweis auf die örtliche Hochschule indes ist auf der Startseite lediglich in der Fußzeile der Seiten unter der Rubrik „Regionales“ angebracht.

Immerhin: Ein sehr interessierter Seitennutzer kann auf einer Unterseite zu Bildungsangeboten Hinweise auf der Hochschule, auf ihr Transferzentrum, ihre Kinderhochschule und ihre Generationenhochschule recherchieren.[215] Allerdings lässt die Platzierung der Hochschule unter dieser Rubrik erkennen, dass die Hochschule analog zur Volkshochschule als Teil der lokalen Bildungsangebote verstanden wird. Nun ist das zwar nicht ganz falsch. Aber es erscheint weder angemessen prominent – die Menüpunkte „Elternstadtrat“ oder „Heiraten in Wernigerode“ etwa sind leichter aufzufinden –, noch entspricht diese Rubrizierung den (nicht nur lokalen) Funktionen oder dem Selbstverständnis einer Hochschule und ihrer Angehörigen. Man denke hier etwa an die Notwendigkeit der überregionalen Rekrutierung von Studierenden.

Eine ergänzende Betrachtung der Verwaltungsberichte der Stadt aus den Jahren 2007–2014, laut Vorwort des Oberbürgermeisters mit den Geschäftsberichten eines Unternehmens gleichzusetzen, korrigiert das Bild ein wenig. Dies Berichte lassen in gewissem Kontrast zu den eher randständigen Verweisen auf der städtischen Homepage eine zumindest punktuelle Zusammenarbeit mit der Hochschule erkennen.[216] Dauerhafte Kooperationen finden demnach etwa im Be-

[215] Dafür muss man sich durch folgende Menüpunkte klicken: „Stadt – Bürger“ → „Bildung / Kitas & Schulen“ → „Bildungsangebote“ (http://www.wernigerode.de/de/bildungsangebote.html, 9.8.2014).

[216] Die Berichte sind abrufbar unter http://www.wernigerode.de/de/verwaltungsbericht.html (19.3.2016).

reich der Öffentlichkeitsarbeit sowie zwischen den Gleichstellungsbeauftragten der Stadt und der Hochschule statt. Letztere initiierten 2008 den International Women's Club Wernigerode, in dem Frauen aus verschieden Ländern den kulturellen Austausch pflegen. 2014 wurde der Club für sein herausragendes Engagement mit dem Integrationspreis des Landes Sachsen-Anhalt ausgezeichnet. Daneben findet sich eine Reihe projektbezogener Kooperationen, etwa bei der Erstellung von Machbarkeitsstudien oder der Entwicklung von Software. (Wernigerode 2009: 14; 2010; 2014: 25)

Übersicht 42: Hochschule mit Dampflokanschluss

Die Harzer Schmalspurbahnen (HSB) und die Hochschule Harz schlossen am 8. August 2000 einen Partnerschaftsvertrag. Noch im selben Jahr erhielt der Haltepunkt der HSB „Wernigerode Kirchstraße" den Namenszusatz „Hochschule Harz".

km	Zug		8901	8931	8933	8925	8941	8903	8920	8927	8935	8923	8937	8905
		von							Nord hausen					
0	Wernigerode (234 m)	ab	7 25	Ⓓ 8 55	9 40	10 25		11 55			Ⓔ 13 25		14 55	16 25
1	Wernigerode Westerntor (238 m)		7 29	8 59	9 44	10 29		11 59			13 29		14 59	16 29
3	Wernigerode Hochschule Harz (256 m)		7 33	9 03	9 48	10 33		12 03			13 33		15 03	16 33
5	Wernigerode-Hasserode (280 m)		7 38	9 08	9 53	10 38		12 08			13 38		15 08	16 38
6	Steinerne Renne (311 m)		7 43	9 13	9 58	10 43		12 13			13 43		15 13	16 43
15	Drei Annen Hohne (540 m)	an	8 02	9 32	10 17	11 02		1 12 32	1 12 16		14 02		15 32	17 02
15	Drei Annen Hohne (540 m)	ab	8 10	9 45	10 30	11 15	Ⓒ 12 00	1 12 40	1 12 45	13 39	14 15	15 06	15 46	17 18
20	Schierke (685 m)	an		9 57	10 42	11 27	12 12		12 57	13 51	14 27	15 18	15 58	
20	Schierke (685 m)	ab		10 05	10 50	11 35	12 20		13 13	13 58	14 40	15 39	16 21	
34	Brocken (1125 m)	an		Ⓒ 10 36	11 21	12 06	Ⓒ 12 51		13 44	14 28	Ⓔ 15 30	16 09	16 52	
		nach	Eisfelder Talmühle					Eisfelder Talmühle						Eisfelder Talmühle

Seit dem 10.7.2001 heißt der Haltepunkt nur noch „Wernigerode Hochschule Harz":[217] „Diese Hochschule ist damit die einzige Deutschlands mit eigener Schmalspurstation und an welcher fahrplanmäßig Dampfloks halten. Zu hoffen ist, dass die Studenten der Hochschule kein Schmalspur-Studium absolvieren." (Deiss 2014: 28)

Insgesamt lassen die Kooperationen zwischen der Stadt und der Hochschule ein anlassbezogenes und pragmatisches Verhältnis zueinander erkennen. Eine systematische Zusammenarbeit – die sich etwa in der Schaffung fester Strukturen oder Ansprechpartner niederschlüge – ist jedoch nicht zu erkennen. Angesichts der dennoch gegebenen kontinuierlichen stadt- und regionsbezogenen Angebote der Hochschule sowie ihrer punktuellen Zusammenarbeit mit der Stadt lässt sich das Fehlen einer formalen Struktur nicht als unmittelbares Defizit deuten. Soll der Verzicht auf Formalstrukturen jedoch nicht zu wechselseitiger Ignoranz oder völliger Beliebigkeit führen, dann müssen diese durch informelle Koordination substituiert wereden.

Diese Form der Netzwerkbildung kann fallbezogen sehr flexibel aktiviert werden und sichert oftmals den raschen Zugriff auf die Ressourcen der Partner. Allerdings ist es verfehlt, anzunehmen, dass sich in Mittelstädten mit ihrer geringen Einwohnerzahl durch die alltägliche Interaktion derartige Netzwerke von

[217] schriftl. Mittlg. *Heide Baumgärtner*, Unternehmenskommunikation/Pressestelle der Harzer Schmalspurbahnen, 11.7.2016

selbst generieren. Auch hier müssen kontinuierlich Kontakte gesucht, verstetigt und ggf. erneuert werden – dies aktiv zu betreiben, ist auch dann nötig, wenn verschiedene Einrichtungen dafür Anlässe bieten. Das Zusammenspiel von institutionalisierten Anlässen und Aktivitäten beschreibt der Rektor der Hochschule Harz am Beispiel der Kontakte zu Vertretern der regionalen Unternehmen so:[218]

> „Die sitzen ja bei uns im Förderverein, der Rektor sitzt dafür im Rotary-Club. Alle gemeinsam sind im Wirtschaftsklub. Wir begegnen uns eigentlich ständig. Das ist es, was ich meine: Das ist alles sehr familiär, was jetzt gar nicht so harmonisch gemeint ist, aber es ist an vielen Stellen kooperativ und vernetzt. […] Sie müssen schon unglaublich viel Networking betreiben. In das Amt des Rektors kommt ja meist ein Zugereister. Ich habe die ersten zwei Jahre damit verbracht, diese Art von Strukturen für mich selbst zu erschließen, Leute kennenzulernen."

Da dies nicht durch eine formelle Struktur abgesichert ist, entsteht hier eine hohe Personenabhängigkeit:

> „Der Nachteil dieser informellen Lösung – und ich vermute, alle kleineren Hochschulen praktizieren eine solche Lösung – liegt darin, dass sie extrem an den Akteuren hängt. Jeder Austausch erfordert einen neuen Anlauf, ein neues Verknüpfen. Das merke ich, wenn etwa bei den Unternehmensgeschäftsführungen die Akteure wechseln. Da ist es die Aufgabe, die neue Person sofort wieder einzuladen, sofort wieder ins Gespräch zu kommen, gerade bei den größeren Arbeitgebern. Es gibt hier den einen oder anderen größeren Industriebetrieb, mit denen muss man innerhalb des ersten Vierteljahres ins Gespräch kommen. Aber es besteht ebenso umgekehrt das Interesse: Diese neuen Geschäftsleitungen wollen auch mit der Hochschule ins Gespräch kommen – etwa unter dem Stichwort Fachkräftemangel, aber dann kommen auch Projekte. Das ist die informelle Lösung der Provinz."

Diese „informelle Lösung der Provinz", mithin der Aufbau und die Pflege von Netzwerken, kann im Hinblick auf die Kooperation von Stadt und Hochschule auch anders stabiliert werden. Eine zentrale Möglichkeit, die Berücksichtigung hochschulischer Anliegen in der Stadt abzusichern, ist das Engagement von Hochschulangehörigen in der kommunalen Politik. Auch dieses ergibt sich keineswegs von selbst aus der dichten Kommunikation in kleineren Städten. Vielmehr bedarf es einer motivierenden, unterstützenden Haltung seitens der Hochschule, die sich dann freilich in Aktivitäten der Hochschulangehörigen niederschlagen muss. Das zeigt sich auch im Hinblick auf die Entwicklung in Wernigerode:

> „Bis 2009 gehörte dem Stadtrat kein Hochschulangehöriger an. 2009 haben das erste Mal Hochschullehrer für den Stadtrat kandidiert. So gab es seitdem schon zwei Hochschulvertreter (Linke und SPD) im Stadtrat. Wir haben immer dafür geworben, etwa im Akademischen Senat, dass es hilfreich wäre, wenn wir diese Einflussnahme auf die Stadtpolitik hätten, und wir würden das dann auch immer unterstützen. Aber mehr als diese Hinweise können sie nicht machen, um so etwas zu organisieren. So läuft das ja in der Kommunalpolitik in der Provinz: Da

[218] dieses und die folgenden Zitate: Armin Willingmann, Interview am 27.10.2014

kommen die Parteien auf einen zu und fragen, will hier nicht jemand kandidieren? Dann tauchen die Professorinnen und Professoren auf den Wahllisten auf und werden in der Regel auch gewählt. Bei der Kommunalwahl 2014 sind aus den bisher zwei Professoren im Stadtrat dann vier geworden. Wenn man dann noch die anderen Hochschulangehörigen nimmt, sind es inzwischen sechs oder sieben. Da ist auch eine ganz andere Art der Integration in die Kommunalpolitik gewährleistet, als wir sie institutionell organisieren könnten. Wir können das jetzt viel stärker ‚infiltrieren', allein dadurch, dass wir eben da sind."

Damit wird jedoch nicht nur die informelle und politische Einbindung der Hochschule in das lokale Umfeld gefördert, sondern auch ein weiteres Problem von Hochschulen an kleineren Sitzorten bearbeitet: ihre oft mangelnde Sichtbarkeit. Dieses Problem besteht nicht nur, aber auch in der Präsenz der Hochschulangehörigen in der lokalen Öffentlichkeit. So besteht – teils implizit, teils explizit – die Erwartung, dass die Studierenden durch ihre Anwesenheit und ggf. durch eigene Strukturen das städtische Erscheinungsbildung positiv mitgestalten. Diese Erwartung erfüllen die Studierenden in Wernigerode – trotz einiger Anstregungen seitens der Stadt – nur bedingt. Ein Grund für die fehlende Sichtbarkeit der Studierenden könnte aber auch die hohe Zahl an Touristen sein, die das Stadtbild dominieren: „Da fallen Studenten nicht auf."

Auch die Erwartung, dass das Hochschulpersonal lokale zivilgesellschaftliche Strukturen zu beleben vermag, wird in vielen kleineren Städten nur am Rande bedient, da viele ProfessorInnen ihren Lebensmittelpunkt auch nach der Berufung außerhalb des Hochschulstandortes haben (was wiederum häufig mit der Unmöglichkeit zusammenhängt, für den oder die Lebenspartner/in eine angemessene berufliche Beschäftigung zu finden). Mit dem Engagement in der Stadtpolitik werden die Hochschullehrer gegenüber der lokalen Öffentlichkeit deutlich sichtbarer. Durch dieses Engagement kann auch der Umstand partiell kompensiert werden, dass die Zahl derer, die ihren Wohnort in Wernigerode wählen, sich kaum von denen vergleichbarer Hochschulstädten unterscheidet.[219]

Jenseits des Aufbaus von lokalen Netzwerken und des Sichtbarmachens der Hochschule in der lokalen Politik bedarf es darüber hinaus der Akzeptanz der Hochschule durch die Bevölkerung. Im Idealfall sollte die Hochschule als ein Bestandteil der örtlichen Identität etabliert sein. Auch hier bedarf es einer gewissen Offenheit und Sensibilität für die Belange der lokalen, teilweise in unmittelbarer Nachbarschaft lebenden Bürgerschaft:

„Als ich hierher kam, 1999 auf meine Professur, da war die Hochschule mitnichten in der Stadt vernetzt. Nicht dass es in der Stadt nicht genug Leute gab, die wussten, dass es hier eine Hochschule gibt. Aber die Hochschule war schon wegen ihrer Lage etwas isoliert – ein abgeschlossener Campus ein wenig außerhalb. Es gab allenfalls eine Erinnerung an die DDR-Tradition, das war ja mal ein Ferienobjekt, und die Wernigeröder kannten das, weil sie hier mal Silvester gefeiert haben oder eine Jugendweihe, aber das war auch schon damals immer ein wenig außerhalb."

[219] so zumindest die Vermutung des Rektors Armin Willingmann, Interview am 27.10.2014

Die fehlende städtische Integration und unbearbeitete Konfliktlagen können dazu führen, dass Anwohner in der direkten Umgebung die Hochschule primär als „Störfaktor“ wahrnehmen: Die nähmen Parkplätze weg und erzeugten dauernd Lärm. Die Hochschule in Wernigerode hat hier versucht, ihren Status als Fremdkörper in der Stadt abzubauen. Dazu wurde zunächst ein sensibler und wertschätzender Umgang mit den Anwohnern gesucht, etwa um Fragen der empfundenen Lärmbelästigung beim Campus-Fest durch offene Kommunikation zu lösen. So wurden unmittelbare Anrainer frühzeitig über künftige Veranstaltungen informiert und zugleich zu diesen eingeladen. Zudem wurde ihnen die Möglichkeit eingeräumt, sich jederzeit telefonisch mit Beschwerden direkt bei der Hochschule zu melden.

Über die direkte Konfliktbearbeitung hinaus sorgen die Angebote der Hochschule an die Stadtbevölkerung für hohe Akzeptanz. Dazu gehören insbesondere die Veranstatungen im Rahmen des „Offenen Campus“, vor allen die Kinder- und Generationenhochschule sowie die regelmäßigen Kunstausstellungen im Rektoratsgebäude.[220]

Insgesamt lässt sich in Wernigerode also eine Reihe institionalisierter Angebote der Hochschule für die städtische Gesellschaft erkennen. Diesen formalisierten Aktivitäten steht eine weitgehend informelle Koordinierung von Stadt und Hochschule gegenüber. Dieses informelle Modell umfasst an der Hochschule Harz drei wesentliche Komponenten:

- intensive personengebundene Netzwerkarbeit,
- Engagement der Hochschulangehörigen in der Stadtpolitik und
- Sensibilität für die Bedürfnisse der direkten Nachbarschaft wie der gesamten städtischen Bevölkerung.

Das Modell wird dabei von der Intention getragen, den Sitzort nicht als Location zu betrachten, sondern eine Hochschule in der Stadt zu sein und dort als solche wahrgenommen zu werden.

Resultat der geringen Formalisierung ist jedoch auch, dass zwar die Aktivitäten und Angebote der Hochschule, nicht hingegen die Zusammenarbeit von Hochschule und Wernigerode für Außenstehende sichtbar wird. Dieser Umstand kennzeichnet auch die Integrierten Stadtentwicklungskonzepte Wernigerodes. Diese nehmen nur kursorisch auf die Hochschule Bezug und verhandeln diese zumeist als Rahmenbedingung der städtischen Entwicklung. Wernigerode hatte 2001 im Rahmen des Bund-Länder-Programms „Stadtumbau Ost“ durch ein externes Büro ein Stadtentwicklungskonzept erarbeiten lassen (Wallraf/Reichelt 2001), das im Jahr 2004 fortgeschrieben wurde (Wallraf et al. 2004). Dieses Konzept diente als „Leitlinie und Handlungsgrundlage für Entscheidungen in

[220] vgl. zu letzteren etwa den Ausstellungsplan für 2016 unter https://www.hs-harz.de/dokumente/extern/Offener_Campus/Kunst_und_Kultur/0803Plakat_Ausstellungen2016.pdf und den Rückblick auf vergangene Ausstellungen unter https://www.hs-harz.de/hochschule/offener-campus/kunst-und-kultur/ausstellungen/ (10.7.2016)

Politik und Verwaltung bis zum Jahr 2010“.[221] Eine weitere Fortschreibung des ISEK für die gesamte Stadt erfolgte seitdem nicht mehr.[222]

Zugeschnitten auf die Teilnahme am Bund-Länder-Programm „Stadtumbau Ost“ vereinen die ISEK der Jahre 2001 und 2004 Bestandsaufnahmen mit Handlungsempfehlungen, um „die Attraktivität der Stadt Wernigerode als Wohnort mit hoher Lebensqualität nachhaltig zu stärken“ (Wallraf/Reichelt 2001: 129). 2001 spielt die Hochschule selbst – wie in den ISEK anderer Städte zu diesem Zeitpunkt auch – eine eher marginale Rolle. Sie wird als Bestandteil der Funktionen der Stadt als Bildungsstandort aufgeführt; auch in der historischen Darstellung wird ihr Beitrag zur Entwicklung Wernigerodes zum Bildungsstandort erwähnt (Wallraf et al. 2001: 6, 9). Immerhin aber erscheint die Hochschule auch als Teil der Leitlinien künftiger Stadtentwicklung:

> „Das Leitbild der Stadtentwicklung von Wernigerode ruht auf drei Pfeilern:
> - Stadt zukunftsfähiger Industrie, innovativer Technikforschung und praxisnaher Hochschulbildung;
> - Stadt des Tourismus, Denkmal einzigartiger Fachwerkarchitektur und Baukunst, Eingangstor zum Harz, Ort der naturverbundenen Erholung;
> - Stadt in privilegierter naturräumlicher Lage mit hoher Lebensqualität, attraktiven Wohnmilieus, weltoffener Mentalität und vielfältiger Kultur.“ (Ebd.: 9; Aufzählungsgliederung DH/PP).

Sichtbar wird hier, dass die Hochschule zumindest punktuell als wesentlicher Bestandteil der Stadt betrachtet wird: „innovative Technikforschung und praxisnahe Hochschulbildung“ werden im ersten der drei Pfeiler der Zukunft genannt. Etwas inkonsistent zu dieser prominenten Platzierung der Hochschule im Leitbild ist dann aber die summarische Selbstdarstellung im gleichen Papier. Dort wird die Hochschule unter den Begriff „Bildungsort“ subsumiert, was jedoch kein Alleinstellungsmerkmal formuliert: Immerhin ist jede Kreisstadt auch Bildungsort, insofern es dort immer mindestens Grund- bzw. Mittelschulen, Gymnasium, Kreisvolkshochschule und Kreismusikschule gibt. Dagegen hat keineswegs jede Kreisstadt auch eine Hochschule aufzuweisen, so dass die zusammenfassende Selbstdarstellung ein angesichts der Größe Wernigerodes bemerkenswertes Ausstattungsmerkmal aus der Wahrnehmung verschwinden lässt:

> „Die Stadt ist Mittelzentrum und Vorrangstandort für landesbedeutsame großflächige Industrieanlagen. Wernigerode ist Sitz der Kreisverwaltung, Bildungsort, Tourismusziel, Kulturstadt und Ansiedlungspunkt bedeutsamer Gesundheits-, Betreuungs- und Pflegeeinrichtungen. Die Stadt verfügt über erhebliche Handels- und Dienstleistungskapazitäten. Als Industriestandort hat Wernigerode überregionale Bedeutung.“ (Ebd.: 19)

[221] http://www.wernigerode.de/de/stadtentwicklung_wr/stadtentwicklungskonzept-20024644644.html (3.4.2013)

[222] 2011 wurde für die Wernigeröder Altstadt im Rahmen ihrer Aufnahme in das Bund-Länder-Programm „Aktive Stadt- und Ortsteilzentren“ ein Stadteilentwicklungskonzept vorgelegt (Reichelt et al. 2011).

Zudem findet eine Thematisierung der Hochschule zumeist als Element der wirtschaftlichen Entwicklungspotenziale Beachtung und wird entsprechend nur unter dieser Fragestellung im weiteren Bericht erwähnt (ebd.: 24). Gegenüber dieser Verortung weist das ISEK des Jahres 2004 kaum nennenswerte Verschiebungen auf. Die Hochschule erscheint hier erneut als Bestandteil der Bildung, welche wiederum – neben der Industrie und dem Tourismus – als einer von drei Grundpfeilern der wirtschaftlichen Entwicklung verhandelt wird. Gleiches gilt für den Stadtteilentwicklungsplan 2011 – nicht zuletzt, weil dieser die hochschulbezogenen Textblöcke der älteren ISEK reproduziert.

Ein bemerkenswertes Detail ist der Umstand, dass das ISEK des Jahres 2001 eine Erhebung unter etwa 600 Wernigeröder Haushalten zur Frage dokumentiert, welche Orte sie als besonders veränderungswürdig empfinden. Von elf Haushalten wird hier das Gelände der ehemaligen Papierfabrik genannt (Wallraf/Reichelt 2001: 16) Diese Industriebrache befindet sich damit aus Einwohnersicht unter den zehn Orten innerhalb der Stadt mit dem dringendsten Veränderungsbedarf. Dieser Umstand ist insofern beachtenswert, da das Areal im weiteren Konzept keine Erwähnung findet, obwohl bereits im Jahr 2002 auf diesem Gelände die Grundsteinlegung für den Bau des Zentralgebäudes der Hochschule erfolgen sollte.[223] Dieses beherbergt seit 2004 u.a. das Audimax und die Hochschulbibliothek.[224] Damit wurde offenkundig mittels des Hochschulbaus ein für die Anwohnerschaft relevantes städtebauliches Problem gelöst. Die fehlende Erwähnung derartiger Großprojekte – immerhin wurde 17 Millionen Euro investiert – zeigt aber auch, dass sich die ISEK nur bedingt als Informationsquelle hinsichtlich des Verhältnisses von Stadt und Hochschule eignen.

4.3. Stendal

Stendal liegt im nördlichen Teil Sachsen-Anhalts und ist die größte Stadt der Altmark, die zugleich mit 43 Einwohnern je Quadratkilometer die geringste Besiedlungsdichte des Bundeslandes aufweist. Im Zuge der Transformation ab 1990 erlitt „die ohnehin strukturschwache, wenig differenzierte und nur gering ausgebildete Industrie“ starke Einbrüche (MLV LSA 2010d: 14). Wirtschaftliche Schwerpunkte sind nun die Lebensmittelindustrie und Branchen, die der Energieerzeugung dienen.[225] Stendal ist Kreisstadt des Landkreises Stendal.

Die Bevölkerungsentwicklung der Stadt ist seit 1990 rückläufig, wenn auch seit 2000 etwas gedämpft. Vor allem die Verluste durch Fortzüge sind in den letzten Jahren zurückgegangen. Heute leben rund 40.000 Personen in Stendal, wobei etwa 5.000 durch eine Gemeindegebietsreform 2010 gewonnen wurden. Die Prognosen für das Jahr 2025 weisen auf eine weiterhin rückläufige Bevölkerungsentwicklung hin.

---

[223] in Übersicht 39 mit der Nummer 9 gekennzeichnet

[224] http://www.medieninformatik.de/papierfabrik.html (12.3.2013)

[225] http://www.stendal.de/de/standort_stendal.html (16.9.2013)

4.3.1. Strukturen

In Stendal befindet sich der kleinere Teil der Hochschule Magdeburg-Stendal, angesiedelt auf einem Campus ca. 1,5 Kilometer von der Innenstadt entfernt, mithin 15 Minuten Fußweg vom Stadtzentrum. Der Doppelstandort der Hochschule ist Resultat des Zusammenschlusses zweier zuvor eigenständiger Fachhochschulen, der im Jahr 2000 erfolgt war.[226] In Stendal firmierte die ursprüngliche Einrichtung unter dem Titel „Fachhochschule Altmark" und war eine Neugründung des Jahres 1992. Zunächst noch ohne eigene Gebäude, wurden in den ersten Jahren Fernstudienbrückenkurse realisiert, mit denen DDR-FachschulabsolventInnen das FH-Diplom erwerben konnten (Helm 2001: 5). Der stets prekäre Institutionalisierungsgrad der FH Altmark wurde nicht nur durch den permanenten Namenszusatz „in Gründung", sondern auch beständige Debatten um eine mögliche Schließung markiert.[227]

Der Zusammenschluss mit der Fachhochschule in Magdeburg beendete den provisorischen Charakter der Hochschule, wies aber Stendal zugleich den Status eines sekundären Hochschulstandorts zu. So sind in der Altmarkstadt zwei Fachbereiche – Angewandte Humanwissenschaften und Wirtschaft – mit etwa 2.200 Studierenden angesiedelt, während am Magdeburger Standort in fünf Fachbereichen gut doppelt so viele Personen ihr Studium absolvieren. Die etwa 2.200 Studierende entsprechen mehr als fünf Prozent der knapp 40.000 Einwohner Stendals.

Trotz der vergleichsweise geringen Größe kann die lokale und regionale Bedeutung der Teil-Hochschule in Stendal kaum überschätzt werden: Sie befindet sich in einem Raum, in dem ansonsten keine weiteren höheren Bildungseinrichtungen angesiedelt sind.

Übersicht 43: Angehörige der Hochschule 2014 in Stendal

Einwohner	Hochschulpersonal		Studierende	Anteil HS-Angehörige an Einwohnern in %
	gesamt	davon wissenschaftl.		
40.079	174	130	2.192	5,9

Quellen: StaLA LSA (2015), StaBA (2015, 2015a)

Als An-Institut der Hochschule Magdeburg-Stendal arbeitet *KinderStärken e.V.* in Stendal. Es ist eng mit dem Bereich Kindheitswissenschaften der Hochschule verbunden.

Wissenschaftsaffine Einrichtungen sind daneben

- der *Fachbereich Veterinärmedizin des Landesamts für Verbraucherschutz*, seit 1954 in Stendal ansässig. Er ist Untersuchungseinrichtung für Verbraucherschutz und Gesundheitsschutz von Mensch und Tier, Probleme der Tier-

[226] Der Wissenschaftsrat hatte sich gegen eine selbstständige Fortführung der Fachhochschule Altmark i.G. ausgesprochen und stattdessen den Zusammenschluss empfohlen.

[227] vgl. zur Gründungs- und Aufbaugeschichte Lewin (1998; 2000)

seuchenüberwachung und -bekämpfung sowie der amtlichen Lebensmittelüberwachung. Darüber hinaus ist der Fachbereich Fortbildungsstätte für Mitarbeiter des öffentlichen Veterinärwesens und niedergelassene Tierärzte für Belange der Tierseuchen- und Zoonosebekämpfung und veranstaltet im zweijährigen Turnus internationale Symposien zu Rinderkrankheiten;[228]

- das *Winckelmann-Museum*, das an den Begründer der Klassischen Archäologie und neueren Kunstgeschichte sowie gebürtigen Stendaler Johann Joachim Winckelmann (1717–1768) erinnert. Winckelmann bzw. das Winckelmann-Museum stellen einen zentralen Bezugspunkt der städtischen Außenkommunikation dar. Zudem ist mit Winckelmann ein identifikatorischer Bezugspunkt für die Stadtbewohner gesetzt. All dem entsprechend werden auch Jubiläen und Festjahre begangen – 2017 jährt sich die Geburt Winckelmanns zum dreihundertstenmal. Anlässlich dessen finden 2017 und 2018 Veranstaltungen statt, und die ständige Ausstellung des Museums wird neugestaltet. Die Jubiläumsfeiern nahmen ihren Auftakt in einer Festwoche im Dezember 2017. Eine diesbezüglich anekdotische Randnotiz ist es, dass das neugestaltete Winckelmann-Museum erst Ende Mai 2018 wiedereröffnet wird. Das Museum ist auch Sitz der Winckelmann-Gesellschaft mit 600 Mitgliedern in 20 Ländern.[229] Diese wiederum verantwortet mit ihrer Arbeitsstelle in Stendal die Herausgabe der Schriften Winckelmanns – seit 1988, damals noch als deutsch-deutsches Gemeinschaftsprojekt in Kooperation mit der FU Berlin und Unterstützung der Volkswagen-Stiftung, und seit 1996 gemeinsam mit der Mainzer Akademie der Wissenschaften und der Literatur sowie der Erfurter Akademie gemeinnütziger Wissenschaften. Gefördert wird das Projekt aus dem Akademienprogramm.[230] Wesentliche Grundlage ist die Winckelmann-Bibliothek, die seit Gründung der Winckelmann-Gesellschaft 1940, dann auch durch die DDR-Jahrzehnte hindurch aufgebaut und erweitert wurde (Bruer 2011: 243) sowie die Winckelmann-Bibliografie verantwortet;[231]
- das *Altmärkische Museum*, das Exponate zur Geschichte und Kulturgeschichte der Stadt Stendal und der Altmark, die von der Ur- und Frühgeschichte bis zur Gegenwart reichen, zeigt.[232]

[228] http://www.verbraucherschutz.sachsen-anhalt.de/veterinaermedizin/ (29.12.2015); vgl. zur Geschichte: Landesamt für Verbraucherschutz o.J. [2007?]

[229] http://www.winckelmann-gesellschaft.com/ (29.12.2015)

[230] http://www.akademienunion.de/forschungsprojekte/historisch-kritische-und-kommentierte-edition-von-jj-winckelmanns-werken/ (30.1.2016)

[231] http://www.dyabola.de/en/bases/detail/literaturdatenbank_127.htm (12.7.2016)

[232] http://museum.stendal.de/de/das_museum.html (29.12.2015)

4.3.2. Prozesse

Bürgerschaftliches Engagement für die Hochschule

Der Stendaler Campus weist eine interessante Bau- und Nutzungsgeschichte auf.[233] Sichtbar wird hier nicht nur, wie die Neugestaltung des Hochschulstandorts zur baulichen Entwicklung der Stadt beiträgt (es handelt sich bei diesem Campus – entstanden durch Umnutzung der ehemaligen Tauentzienkaserne – um einen der schönsten in Deutschland). Bemerkenswert ist vielmehr, dass diese Konversion des vormals militärisch genutzten Geländes nur durch das zwischenzeitliche Engagement regionaler Akteure zügig voranschreiten konnte.

Dieses Engagement betraf den Umbau des Hauses 3 mit Audimax. Nachdem bereits 2001 ein erstes Gebäude, das Haus 2, der Nutzung durch die Hochschule hatte übergeben werden können, stagnierte der weitere Ausbau – nicht zuletzt, weil wiederholt über die Frage des Erhalts des Hochschulstandorts Stendal debattiert wurde. Erst 2004 sicherte die Hochschulstrukturreform des Landes im Einklang mit den Empfehlungen des Wissenschaftsrates den langfristigen Bestand des Standorts. Die weitere bauliche Ausgestaltung blieb jedoch einstweilen ungeklärt.

Allerdings genügten die räumlichen Kapazitäten der Hochschule nicht mehr, um die zwischenzeitlich 1.000 Studierenden angemessen zu betreuen. Dieses Problem konnte zunächst nur provisorisch durch die Anmietung von insgesamt neun weiteren Gebäuden in der Stadt gelöst werden.[234] Der Kultusminister gab bekannt, dass mit einem Ausbau der Hochschule erst 2008 zu rechnen sein, deutete jedoch zugleich an, dass bei einer kostenneutralen Vorfinanzierung auch ein vorgezogener Baubeginn denkbar wäre. Das Modell der Vorfinanzierung sah vor, dass die benötigten Mittel von 4,7 Millionen Euro durch den Förderkreis des Standorts Stendal als Kredit aufgenommen würden, den das Land zwei Jahre später auslösen würde.

Zu finanzieren waren damit die mit diesem Kredit verbundenen Zinsen von ca. 300.000 Euro. Da das Land sich bereit zeigte, die durch den vorzeitigen Baubeginn eingesparten Mietausgaben von 200.000 Euro zu verrechnen, blieb insgesamt eine Finanzierunglücke von 100.000 Euro. Auf Initiative des Prorektors Patzig startete der Förderkreis, dem u.a. die Landräte der beiden Altmark-Landkreise und der Oberbürgermeister der Stadt Stendal angehören, unter dem Motto „Mehr Hörsäle für Stendal – Wir brauchen Ihre Hilfe“ 2005 eine Spendenaktion zur Akquirierung der Mittel. In diesem Rahmen fanden u.a. die Versteigerung von Sachspenden über Ebay und ein Benefizkonzert statt. Bereits

---

[233] Hier kann nicht auf das Stadtentwicklungskonzept der Hansestadt Stendal zurückgegriffen werden, da dieses – trotz mehrfacher Anfragen bei der Stadtverwaltung – den Autoren nicht vorliegt. Das 2001 beschlossene ISEK zielte vor allem auf den Rückbau von leerstehendem Wohnraum. Auch das fortgeschriebene, 2015 durch den Stadtrat beschlossene Stadtentwicklungskonzept enthält keine hochschulbezogenen Elemente – so Klaus Schmotz, Oberbürgermeister der Hansestadt Stendal im Interview, 30.10.2014.

[234] Eine Übersicht der im Laufe der Zeit im gesamten Stadtgebiet genutzten Gebäude gibt HS MDS (o.J. [2012]: 4)

Ende 2005 war das Spendenziel erreicht und konnte die Sanierung des Gebäudes beginnen. (Patzig 2006)

Dank der Spendenaktion konnte das Gebäude schließlich 2008 übergeben werden.[235] Zentraler Akteur der Spendensammlung war der „Förderkreis für den Standort Stendal der Hochschule Magdeburg-Stendal“ gewesen. In diesem Verein engagieren sich heute etwa 50 Mitglieder. Der Förderkreis entstand in den 1990er Jahren, um die Gründung und später den Erhalt einer Hochschule in Stendal zu unterstützen. Seit der Bestandszusage des Landes 2004 stehen der Ausbau sowie die kontinuierliche Förderung hochschulischer Aktivitäten im Fokus der Aktivitäten. Innerhalb dieser stellt die Spendensammlung des Jahres 2005 zweifellos den bisherigen Höhepunkt dar. Doch auch der Ausbau des Hauses 1 mit Mensa sowie die Einrichtung des „Grünen Klassenzimmers“ wären ohne den Einsatz des Vereins deutlich schwerer zu realisieren gewesen. Das Grüne Klassenzimmer ist ein kleines, vierstufiges Amphitheater mit 60 Sitzplätzen und einem Brunnen. Damit ist nicht nur die Möglichkeit gegeben, Seminare und Vorlesungen im Grünen abzuhalten; zugleich wurde damit eine bisher vernachlässigte Ecke des Hochschulgeländes erschlossen.[236]

Insgesamt hat der Förderkreis seit seiner Gründung bis Mitte 2012 die Hochschule mit etwa 250.000 Euro unterstützt. Fast die Hälfte des Geldes floss dabei in die Ausgestaltung und Ausstattung des Campus.[237] Darüber hinaus unterstützt der Verein die Vermittlung der deutschen Sprache an ausländische Studierende, vergibt Reisekostenzuschüsse für Auslandspraktika und fördert die Werbung für den Hochschulstandort. Zudem vergibt der Verein jährlich zwei Förderpreise in Höhe von je 500 Euro für die besten Absolventen der Stendaler Fachbereiche sowie ein Semesterstipendium an einen ausländischen Gaststudierenden aus einer Partnereinrichtung des Standorts Stendal.

Sichtbar wird die gute regionale Verankerung des Förderkreises, der sich auch für den Kontaktaufbau und die Kontaktpflege zwischen Hochschule und Firmen sowie sozialen Einrichtungen in der Altmark einsetzt, nicht nur durch seine Entstehung aus einer Bürgerinitiative. Auch seine Leitung oblag mit dem Landrat Gerhard Miesterfeld, dem Oberbürgermeister Volker Stephan und dem Landrat

[235] Verständlicherweise ist es dem Ministerium für Landesentwicklung und Verkehr Sachsen-Anhalts ein Anliegen, neben dem erfreulichen Zugewinn räumlicher Ressourcen für die Hochschule durch den Hochschulumbau auch auf dessen ökonomische Wirkung für die regionale Wirtschaft hinzuweisen: „Durch die Baumaßnahme erfährt auch der Mittelstand der Baubranche in der Region eine Stärkung. Von den vergebenen Bauaufträgen sind fast 50 Prozent an Unternehmen in der Region Stendal und weitere 40 Prozent an Unternehmen aus Sachsen-Anhalt erteilt worden.“ (MLV LSA 2008)

[236] vgl. http://projekte.hs-magdeburg.de/stendal/Bautagebuch_Gruenes_Klassenzimmer/web/flipviewerxpress.html (20.1.2016)

[237] Im einzelnen verteilen sich die Unterstützungsleistungen wie folgt: Werbung für die Hochschule 3.814 Euro, Förderung von Veranstaltung Studierender 6.224 Euro, Sprachförderung 15.952 Euro, Reisekosten 26.462 Euro, Incoming Students/Kooperationen 17.906 Euro, Auszeichnungen 14.915 Euro, Projektförderung 35.865 Euro, Deutschland-Stipendium 5.400 Euro, Investitionen 116.653 Euro (Schulze o.J. [2012]: 4).

Jörg Hellmuth stets einem zentralen kommunalen Vertreter. (Schulze o.J. [2012])[238]

Der erste Weg zu Informationen über eine Stadt führt heute häufig, wenn nicht überwiegend über deren Homepage. Betrachtet man den Internetauftritt Stendals, so hat dieser in den letzten Jahren einen gewissen Wandel vollzogen. Noch im Jahr 2013 präsentierte sich die Stadt – entsprechend ihres Marketingkonzepts – zentral als die Stadt der Backsteingotik, als Rolandstadt und Geburtsstadt Winckelmanns. Die Seite diente damit – neben ihrer Funktion als Informationsportal für die Bürgerschaft – der Profilierung Stendals als touristisches Ziel. Zugleich machte die Seite prominent auf ihre örtliche Hochschule aufmerksam. Bereits auf der Eingangsseite fand sich unter dem Titel „Studieren? – Nur in der Hansestadt Stendal!“ ein Verweis auf ein umfassendes Informationsangebot zu den angebotenen Studiengängen an der Hochschule sowie zu Wohnmöglichkeiten, Behörden und Freizeitangebote in der Stadt. [239]

Durch die Neugestaltung der Homepage sind Informationen zu Tourismus oder zur Hochschule keineswegs verschwunden. Allerdings hat sie ihre prominente Platzierung verloren. Die umfassenden Informationen zu Studium finden sich zwar weiterhin, aber ein wenig versteckter – unter der Rubrik „Bildung & Freizeit“.[240] Dort wiederum präsentiert sich die Stadt vor allem als Studierendenstadt, nicht als Wissenschaftsstandort. In deutlicher Konvergenz und Kooperation mit der Hochschule zielt die Darstellung mithin auf die kontinuierliche Rekrutierung von Studienanfängern bzw. studentischen „Neubürger/innen“.[241]

IBA Stadtumbau: Die Hochschule als Akteur[242]

Eine Besonderheit der IBA „Stadtumbau Sachsen-Anhalt 2010“ war, dass nicht in allen beteiligten Städten auch gebaut wurde. Stattdessen realisierten einige Städte lokale IBA-Projekte, die allein konzeptionell ausgerichtet waren. Sie befassten sich also ausschließlich mit strukturellen und inhaltlichen Fragen des stadtspezifischen Umgangs mit der demografischen Schrumpfung, ohne dies mit Bauprojekten und damit gekoppelten Nutzungspflichten zu verbinden. Zu diesen Städten gehörte auch Stendal.

Die Bewerbung für die IBA war 2004 mit dem Thema „Zentraler Ort im ländlichen Raum“ erfolgt.[243] Damit war ein regionaler Ansatz gewählt worden, der „die zentralörtliche Gliederung und Verwaltungsstruktur den Erfordernissen eines ‚entleerten Raumes‘“ anpassen sollte. Mit diesem Thema verlasse das Projekt die Einzelstadt und „erweitert den Horizont auf die gesamte Breite kommunaler Themen. Dabei sollen die vorhandenen wirtschaftlichen, sozialen, kultu-

[238] Siehe auch https://www.hs-magdeburg.de/hochschule/standorte/standort-stendal/foerderer.html (20.8.2014).

[239] http://www.stendal.de/ (30.10.2013)

[240] http://www.stendal.de/de/hochschulstadt-stendal.html (20.8.2014)

[241] http://www.stendal.de/de/studieren__nur_in_stendal.html (20.1.2013)

[242] Mitautor: **Uwe Grelak**

[243] IBA-Bewerbung der Stadt Stendal, in: Slg. Bauhaus Dessau, Bestand IBA-Büro, Ordner: Stendal, Grundlagen: „Bewerbung“

rellen und baulichen Strukturen und die Stadt-Umland-Verflechtungen neu geordnet und verteilt werden, so dass weniger für alle mehr bringen kann“ (Semkat 2006).

Zunächst sollten die Stadtentwicklungskonzepte der beteiligten Gemeinden bearbeitet werden, um dann in einem zweiten Schritt regionale Initialprojekte zu starten. Diese sollten drei Punkte umfassen:

- zentralörtliche Gliederung (vor allem bezüglich der Grundzentren),
- Verflechtungen auf infrastruktureller, wirtschaftlicher, bildungspolitischer etc. Ebene in der Region bzw. in den stadtnahen Bereichen,
- funktionelle Verteilung und administrative Gliederung in der Region sowie den Umgang mit den landwirtschaftlichen und Siedlungsarealen in den stadtfernen Gegenden.[244]

Allerdings scheiterte diese IBA-Vorhaben an Partikularinteressen benachbarter Gebietskörperschaften, die an der Realisierung hätten mitwirken müssen. Es zeigte sich, dass die erarbeiteten Ideen und Vorschläge primär „Irritationen bei den betroffenen Gemeinden“ hervorriefen. Entsprechend gering war die Bereitschaft, einem neuen „Denken für die Region über die ‚Kirchtürme‘ der einzelnen Kommunen hinweg“ zu folgen. Damit konnte das beabsichtigte Projekt nicht umgesetzt und musste das ursprüngliche Konzept verworfen werden.

Stattdessen konzentrierte sich der IBA-Prozess dann seit 2008/09 auf Stendal. Der regionale Ansatz wurde also zugunsten einer kommunalen Fokussierung aufgegeben. Dieser lag vor allem auf bildungsstrukturellen Fragen der Transition an den Schnittstellen des Bildungssystems. Innerhalb einer Drei-Städte-Kooperation von Arneburg, Tangermünde und Stendal wurde Stendal zum Zentrum der Bildung definiert (MLV LSA 2010d: 6). Im Vordergrund stand die Vernetzung der ortsansässigen Bildungsinstitutionen in einer lokalen Bildungslandschaft. Folgende Elemente zur Stabilisierung der Bildungslandschaft sollten etabliert werden:

- die Erfassung des Bestandes vor Ort,
- die Durchführung von Bildungskonferenzen,
- die Schaffung eines Online-Bildungsportals,
- die Gestaltung der Übergänge Kindertagesstätte – Grundschule sowie Sekundarschule – Beruf,
- die Einrichtung eines Bildungsbüros und
- die Gestaltung von öffentlichen Räumen für generationsübergreifende Bildung (Stein 2010: 551).

Damit waren für den ortsansässigen Teil der Hochschule Magdeburg-Stendal Anknüpfungspunkte gegeben, die ihm zu einem Akteur des IBA-Prozesses werden lassen konnten: Die Hochschule verfügt zum einen durch den in Stendal angesiedelten Studiengang Kindheitswissenschaften über entsprechende Kompetenzen. Zum anderen war sie darauf bedacht, sich lokal zu verankern und zu

[244] ebd.

legitimieren. Darin wurzelte die Idee, die Kooperation mit der Stadt zu suchen:[245]

> „Die Hochschule Magdeburg-Stendal möchte an ihrem Standort Stendal die Kindheitswissenschaften nachhaltig etablieren. Das Lehrgebiet wirkt auf das regionale Umfeld; unsere Arbeitsergebnisse sollen spürbar sein. So ist es unser Ziel, dass die Hansestadt Stendal und ihr Umland eine kinderfreundliche Region werden." (Geene 2010: 30)

Die IBA habe an dieser Stelle das erste Mal eine Arbeitsebene geboten, die über das theoretische Bild der Verzahnung von Stadt und Hochschule hinaus eine praktische Kooperation ermöglichte.[246] Die daran anschließenden Aktivitäten waren engagiert und intensiv, wenngleich unterschiedlich erfolgreich.

So arbeiteten Hochschulvertreter in der Stendaler IBA-Projektwerkstatt-AG „Technische Infrastruktur" mit (Voigt 2010). Die Erfassung der Stendaler Bildungsakteure erfolgte und fand Eingang in das während der IBA geschaffene Bildungsportal.[247] Letzteres stellte zugleich ein repräsentatives und organisierendes Instrument der lokalen Bildungslandschaft dar und sollte Kooperations- und Vernetzungspotenziale erschließen und sichtbar machen (MLV LSA 2010d: 25; Übersicht 44). Allerdings existiert das Bildungsportal heute nicht mehr.

Seit 2009 fanden Bildungskonferenzen statt, welche die Herausbildung des Netzwerks von Bildungspartnern stützten und förderten.[248] Um die Aktivitäten der Bildungspartner zu koordinieren, Angebote zur Weiterbildung zu schaffen und sich den Fragen der Gestaltung der Übergänge zwischen den Bildungseinrichtungen zu widmen, wäre die Arbeit eines Bildungsbüros notwendig gewesen. Dieses Vorhaben konnte jedoch aus Kostengründen nicht umgesetzt werden.[249] Zwei gestellte Förderanträge sind nicht genehmigt worden.[250] In Kooperation von Stadt und einem An-Institut der Hochschule Magdeburg Stendal wurde dann erneut ein Antrag bei der Investitionsbank Sachsen-Anhalt gestellt, doch auch dieser ohne Erfolg.[251] Dadurch „fehle derzeit die Kraft, wie geplant weitere Bildungskonferenzen zu organisieren" (Opitz 2011).

In Kooperation zwischen Hochschule Magdeburg-Stendal und Winckelmann-Gesellschaft war 2008 die Stendaler Kinderuniversität eingerichtet worden.[252]

---

[245] Interview *Raimund Geene*, Professor im Fachbereich Kindliche Entwicklung und Gesundheit der Hochschule Magdeburg-Stendal, Mitarbeit beim Aufbau der lokalen Bildungslandschaft Stendals, 9.7.2012

[246] Interview *Susanne Borkowski*, Geschäftsführerin KinderStärken e.V. (An-Institut Hochschule Magdeburg Stendal) Hansestadt Stendal, Mitarbeit beim Aufbau der lokalen Bildungslandschaft, 9.7.2012

[247] http://www.bildungsportal-stendal.de/98.html (21.11.2012)

[248] Interview *Torsten Mehlkopf*, Leiter des Amtes für Schule, Sport und Jugend der Hansestadt Stendal, IBA-Koordinator, 9.7.2012

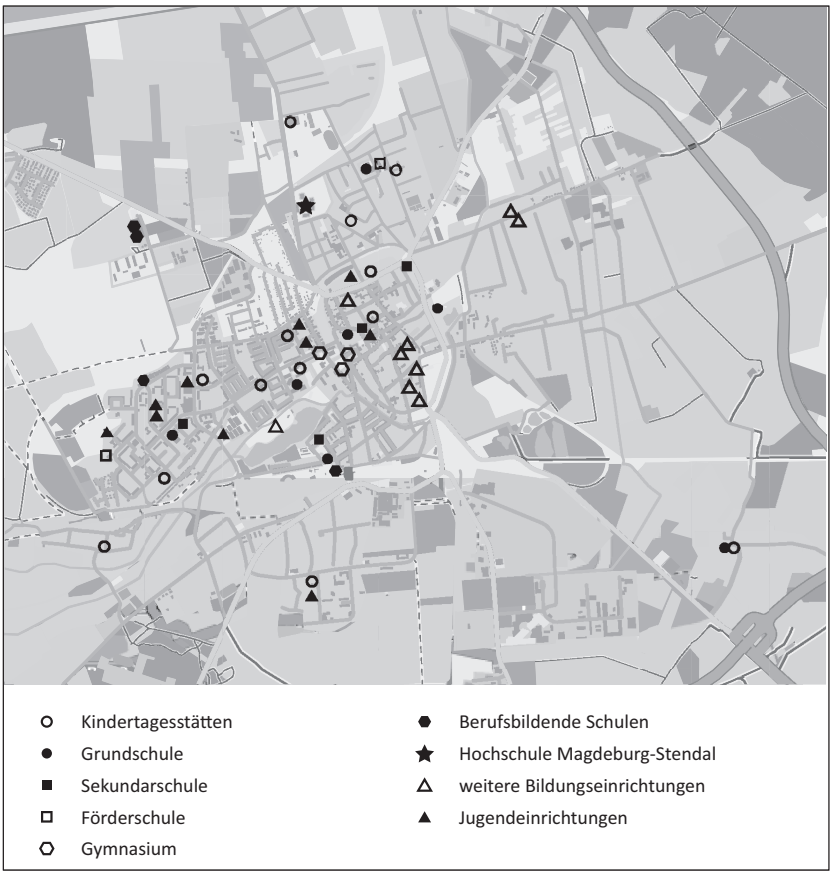
[249] ebd.

[250] Interview Raimund Geene, 9.7.2012

[251] Interviews Susanne Borkowski und Raimund Geene, 9.7.2012; Interview Torsten Mehlkopf, 9.7.2012

[252] Einen Überblick zu Zielen, Schwierigkeiten und den bisher gehaltenen Veranstaltungen geben Geene et al. (2011).

Übersicht 44: Bildungsakteure in Stendal



Quelle: Hansestadt Stendal (2010: 61)

Hierfür wurde sich einerseits an Kinderuniversitäten, die bereits an anderen Hochschulen existierten, orientiert und andererseits auf den praktischen Erfahrungen des Stendaler Kinder- und Erlebnismuseums, welches bereits mehrfach Kinderakademien durchführte, aufgebaut: „Mit der Kinderuni öffnen wir uns ausdrücklich für das regionale Umfeld. Wir wollen vor allem Kinder aus Familien erreichen, für die eine akademische Laufbahn eher nicht vorstellbar ist." (Geene 2010: 31)

Im Unterschied zu anderen Kinderuniversitäten, so hieß es, seien die Kinder nicht zu belehren, sondern würden „als eigenständige Subjekte" in besonderer Weise berücksichtigt: „Die unmittelbaren Empfindungen und Interessen von Kindern werden nicht nur als Ausdruck zukünftiger Entwicklungen gesehen, Kinder werden nicht nur als Heranwachsende/‚Werdende', sondern als ‚Seiende'" betrachtet. (Geene et al. 2011: 18)

Die Kinderuni der Hochschule findet mit drei bis vier Terminen im Semester statt. Eine Live-Videoübertragung gestattet es Eltern, im benachbarten Hörsaal

der Veranstaltung indirekt beizuwohnen. Der sogenannte Junior-Campus der Hochschule versteht sich als Weiterführung der Kinderuni und richtet sich entsprechend an etwas ältere Kinder bzw. Schüler/innen.

Dieses Beispiel habe gezeigt, dass es gelang, „die Denkweise in geschlossenen Systemen aufzulösen", indem sich die städtischen Institutionen ihrem Umfeld mehr öffneten (MLV LSA 2010d: 31). Zugleich dokumentierte das Projekt auch Handlungsbedarfe für die Zukunft. So sollten, um das Bildungsniveau der nachwachsenden Generation zu erhöhen, via Kinderuniversität auch bildungsferne Schichten angesprochen werden. Dies sei bislang nicht gelungen, erkennbar daran, dass in den ausgeteilten Fragebögen die Eltern zumeist mittelständische Berufe angaben. Werde in den Familien kein direkter Nutzen durch Bildung erkannt, sei die Motivation für eine Beteiligung gering. (Geene et al. 2010: 103ff.)

Analog zum Modell der Kinderuniversität wurde dann in Kooperation von Hochschule Magdeburg-Stendal und Winckelmann-Museum auch eine Seniorenuniversität geplant (vgl. MLV LSA 2010e: 50). Diese wurde – anders als die Kinderuniversität – als gefördertes Projekt gründlicher Planung unterworfen, kam jedoch „nur langsam ins Leben".[253] Das Wissenschaftsministerium Sachsen-Anhalt förderte es mit 200.000 Euro. (Grote 2012) Vorbereitend wurden im Rahmen eines Forschungsprojekts zum Konzept „Mobiles Museum" beispielsweise „Menschen im Alter von 64-85 Jahren in Tiefeninterviews nach ihren Lebenswelten" befragt sowie danach, ob „Angebote der niederschwelligen Betreuung auf dem Land bekannt und gewünscht sind" (Kunze et al. 2012: 302). 2012 hat die Senioren-Universität dann begonnen.[254] Als Gemeinschaftsangebot von Hochschule und Museum läuft sie nun unter dem Titel „Senioren-Campus" und ist im Ausstellungs- und Begegnungszentrums des Winckelmann-Museums angesiedelt.[255]

Als eines der Ergebnisse des IBA-induzierten Vernetzungsprozesses zu einer lokalen Bildungslandschaft wurde auf dem Stendaler Bildungsportal u.a. notiert, dass zwischen „der Hochschule, den Schulen und Kindereinrichtungen … ein konstruktiver Austausch" stattfinde."[256] Die Hochschule scheint sich diesbezüglich auch nach der IBA redlich zu bemühen, auch wenn die IBA-Ergebnisse nicht durchgehend den betriebenen Aufwand rechtfertigten.

Die Hochschule in Stendal: Selbstverständnis und Aktivitäten

Die Hochschule Magdeburg-Stendal sucht aktiv die Verankerung in der Stadt Stendal und ihrer Sitzregion, der Altmark. Die Kooperation von Stadt und Hochschule wurde nicht nur durch die gemeinsam getragene Spendenaktion 2005 zur Vorfinanzierung des Campusausbaus oder die Zusammenarbeit im Zuge der

[253] Interviews Raimund Geene, 9.7.2012; vgl. Kunze et al. (2012) zu Projekt und Konzeption

[254] „Die Hochschule ist mittlerweile neben dem Kompetenzzentrum für frühkindliche Bildung auch eine Bürgerhochschule, also eine Hochschule für die Menschen vor Ort. Schon jetzt werden mit großem Wissensgewinn zum Beispiel Vorlesungen für Senioren (Seniorencampus) und für Kinder (Kinder-Uni) angeboten." (HS MDS o.J. [2012]: 2)

[255] https://www.hs-magdeburg.de/weiterbildung/senior-campus (29.12.2015)

[256] http://www.bildungsportal-stendal.de/203.html (21.11.2012)

IBA deutlich, sie bildet auch den Kern eines 2014 vorgestellten Papiers zum Selbstverständnis des Hochschulstandorts Stendal (HS MDS 2014). Systematisch werden hier die strategischen Schwerpunkte bestimmt: akademische Ausbildung, aktive Studierende, regionale Verankerung, Bildungsauftrag, Offenheit und Internationalisierung sowie nachhaltige Entwicklung mit Bezug auf den Sitzort. Damit verbunden ist eine Bestandsaufnahme der bereits initiierten Aktivitäten und ihrer Träger.

Deutlich erkennbar ist dabei die Bindung der regionalen Aktivitäten an die hochschulischen Kernaufgaben Forschung und Lehre. Daraus folgt auch, dass die regionsbezogenen Interaktionen durch das wissenschaftliche Profil bestimmt werden, d.h. insbesondere durch die beiden in Stendal ansäßigen Fachbereiche Angewandte Humanwissenschaften und Wirtschaft. Damit handelt es sich zumeist um Third-Mission-Aktivitäten im engeren Sinne. Aufschlussreich ist dabei, dass diese Aktivitäten nicht nur mit dem Verweis auf die gesellschaftlichen Aufgaben einer Hochschule begründet werden. Vielmehr wird die Intensivierung der regionalen Verankerung auch explizit als Sicherungstrategie des Hochschulstandortes verstanden:

> „Mit dieser gemeinsamen Orientierung werden Hochschule, Landkreise, Städte und Verbandsgemeinden der Altmark mit weiteren regionalen Akteuren noch stärker zusammenrücken als ‚gemeinsame Stimme' in der Altmark. Es wird von allseitigem Nutzen für die Region sein, und zudem der Hochschule nützen, Politik und Stendaler Öffentlichkeit als Bündnispartner für unsere Anliegen und gegen die Sparpolitik der Landesregierung zu gewinnen." (Ebd.: 6)

Entlang der Schwerpunkte werden folgende Aktivitäten genannt, die bereits jetzt die städtische und regionale Verankerung der Hochschule zeigen:

- *akademische Ausbildung:* Regionale Relevanz besäßen vor allen die Forschungs- und Praxiskompetenzen des Kompetenzzentrums Frühe Bildung, der An-Institute der Hochschule (KinderStärken,[257] Mistel[258] und InVite[259]) sowie des Konjunkturteam Altmark[260] und der Forschungsgruppe SPiRIT.[261] Die Verstärkung der regionalen Kooperationen soll zudem durch die zentrale Ansprechstelle der Hochschule in Stendal, dem Büro für regionale Zusammenarbeit, vorangetrieben werden. Als Ziel wird auch eine punktuelle räumliche Ergänzung der Hochschule genannt, etwa durch ein Studenten-

[257] Dessen Aktivitäten zielen auf die Verbesserung der Lebensbedingungen und die Stärkung der Kompetenzen von Kindern in Stendal und Umgebung auf der Grundlage neuester kindheitswissenschaftlicher Erkenntnisse; vgl. http://www.kinderstaerken-ev.de/ (20.5.2016).

[258] Magdeburger Institut für Supervision, Therapie, Evaluation und Lehre mit Standorten in Magdeburg und Stendal, vgl. http://www.spi-research.eu/mistel-post/home/ (20.5.2016)

[259] Institut für Versorgungsforschung, Intervention, Therapie und Evaluation, vgl. https://www2d.hs-magdeburg.de/forschung/kompetenzzentren/an-institute-der-hochschule.html (30.5.2016)

[260] ein Projekt des Fachbereichs Wirtschaft der Hochschule Magdeburg-Stendal (FH): Studierende beobachten hier die wirtschaftliche Entwicklung der Altmark im Norden Sachsen-Anhalts; vgl. http://www.sten dal.hs-magdeburg.de/project/konjunktur/index.htm (20.5.2016)

[261] Sciene Projects in Radio and Information Technology, 2012 als Einrichtung des Instituts für Management und des Instituts für Elektrotechnik der Hochschule Magdeburg-Stendal gegründet; vgl. http://spirit.hs-magdeburg.de/spirit/ (20.5. 2016)

wohnheim oder ein studentisches Kommunikationszentrum, um den Campus hin zur Altstadt zu öffnen. (Ebd.: 3)

- *Studierende:* Die Studierenden beleben vor allen über den Verein StuVe Stendal[262] das kulturelle Angebot in Stendal. Dazu gehören die fet-Bar in der Mensa, der jährliche Hochschulball und das jährliche Sommerfest. (Ebd.: 3)
- *regionale Verankerung:* Die Hochschule möchte entlang ihrer inhaltlichen Schwerpunkte an der regionalen Entwicklung mitwirken. Diese Mitwirkung erfolge vor allem durch die Beteiligung an Projekten zu gesundheitlichen, demografischen sowie kinder- und jungendbezogenen Fragen. (Ebd.: 4)
- *Bildungsauftrag:* Die Hochschule versteht sich als Teil der Stendaler Bildungslandschaft. Entsprechend sieht sie die Förderung und Integration junger Menschen aus der Region als eine „gesamtgesellschaftliche Gestaltungsaufgabe", die in Kooperationen mit regionalen Partnern bearbeitet werden soll. Grundlegend dafür sei eine Offenheit für alle Teile der Gesellschaft, wie sie etwa in den Angeboten für Kinder und Senioren sichtbar wird. Zudem sollen die Weiterbidungsangebote an den Interessen regionaler Partner in der Altmark ausgerichtet werden. (Ebd.: 4)
- *Offenheit und Internationalisierung:* Die Hochschule betont ihre wichtige Rolle für die Förderung eines offenen und vorurteilsfreien Zusammenlebens. Auch um dieses zu stärken, bemüht sich die Hochschule um die Erhöhung des Anteils internationaler Studierender, die bereits jetzt durch Aktivitäten wie Stipendien gefördert werden. Ebenso bedeutsam sei in diesem Kontext die Förderung der kulturellen Vielfalt, die durch Kooperation der Hochschule mit regionalen Akteuren und eigene Aktivitäten erfolge. (Ebd.: 5)
- *nachhaltige Zusammenarbeit:* Die Hochschule strebt die Schaffung institutionalisierter Formen des Austauschs in der Stadt und Region an. Dazu zählen die Altmark-Konferenz oder das Standortreffen, auf dem Arbeitsgruppen zu Themen wie Demografie oder Diskriminierung eingerichtet werden. Darüber sollen bestehende „Leuchtturm"-Projekte wie die Kinderuniversität oder der Senior-Campus besser herausgestellt und neue geschaffen werden. (Ebd.: 6)

Diese mit dem Strategiepapier vorgelegte Bestandsaufnahme ist nicht nur als Ansatz zur Intensivierung der städtischen und regionalen Zusammenarbeit zu verstehen. Sie verdeutlicht auch die Bemühung, diese Kooperationen besser nach außen zu kommunizieren und damit sichtbarer zu machen. Als ein Beispiel lässt sich etwa eine Publikation zu „20 Jahre Studium in der Hansestadt Stendal" (HS MDS o.J. [2012]) nennen, in der nicht nur die Geschichte des Standorts dargestellt, sondern prominent auf die regionale Einbettung verwiesen wird. Als zentrale Schnittstellen von Hochschule und Region werden dabei das Büro für regionale Zusammenarbeit und das Beratungsbüro der Hochschule im IGZ BIC Salzwedel genannt (ebd.: 13).

[262] vgl. http://www.stuve-stendal.de/Studierdenenverein_Hochschule_Stendal_-_StuVe_Stendal_e.V./StuVe_e.V..html (20.5.2016)

Lokale Kommunikation der Hochschule: eine Presseauswertung

Die zunehmende Aufmerksamkeit auch für die Kommunikation regionaler Aktivitäten wird in der Zeitschrift „treffpunkt campus“ deutlich, die viermal jährlich von der Hochschule Magdeburg-Stendal herausgegeben wird. Die Zeitschrift räumt den regional relevanten Aktivitäten an beiden Standorten einen breiten Raum ein. Wenig überraschend sind im Vergleich zu den Aktivitäten am Hauptstandort Magdeburg die am Standort in der Altmark deutlich seltener zu finden. Dieses Ergebnis entspricht näherungsweise der geringeren Größe nicht nur des Stendaler Hochschulteils, sondern auch seines Standortes selbst.

Bemerkenswert ist jedoch, dass sich im Zeitverlauf eine deutliche Tendenz zur verstärkten Berichterstattung der Stendaler Aktivitäten beobachten lässt. Dabei ist davon auszugehen, dass die Zahl der Aktivitäten ebenso zugenommen hat wie das Interesse, diese öffentlichkeitswirksam zu kommunizieren: So fand zunächst nur die – höchst bemerkenswerte – Spendenaktion zur Finanzierung eines vorgezogenen Baubeginns Resonanz in der Hochschulzeitschrift, während in den Jahren zuvor Stendal in der Berichterstattung praktisch keine Rolle spielte. Stellte von 2006 bis 2008 die Spendenaktion und der Hochschulbau das zentrale Thema mit Stendal-Bezug dar, so erhielt ab dem Jahr 2008 die Stendaler Kinderuniversität eine herausgehobene Rolle. Auch die Veranstaltungen für Senioren, die 2012 einsetzten, wurden in diesem Kontext später immer wieder erwähnt. Daneben fanden auch andere kinderbezogene Aktivitäten ihren Widerhall in der Hochschulzeitschrift.

Wie bereits im oben ausgewerteten Strategiepapier sichtbar, verdanken sich die genannten Aktivitäten nicht zuletzt dem Profil der dort angesiedelten Fachbereiche. Die Berichte zu Forschungsaktivitäten mit regionalem Bezug am Standort Stendal weisen – auch dieses ist fachbereichsbedingt – einen starken Bezug zu Problemen des demografischen Wandels auf. Sie reichen von der Erforschung schrumpfender Dörfer über die Frühpädagogik bis hin zu Fragen des Umgangs mit Demenz. Gelegentlich erschienen zudem Berichte zum Konjunkturteam Altmark, einem Projekt des Fachbereichs Wirtschaft, das sich der Bereitstellung von Daten zur wirtschaftlichen Entwicklung der Altmark widmet.

Auffällig ist eine fachbereichsspezifische Unwucht: Abgesehen vom Konjunkturteam Altmark werden Aktivitäten aus den Fachbereich Wirtschaft nur am Rande vermeldet, während es von 2000 bis 2015 gut 20 Zeitschriftenbeiträge zu Projekten gab, die aus dem Fachbereich Angewandte Humanwissenschaften stammen. Dieser Umstand ist nicht nur darauf zurückzuführen, dass etwa die Kinderuniversität deutlich publikumswirksamer ist, denn gleiches gilt nicht für solche Aktivitäten wie die Beteiligung am Flechtwerk Demenz, über die dennoch berichtet wird. Zu vermuten ist, dass die beiden Fachbreiche deutliche Unterschiede in der regionalen Orientierung, aber auch hinsichtlich der internen Öffentlichkeitsarbeit aufweisen.

Bemerkenswert ist schließlich, dass in der Hochschulzeitschrift übergreifend, wenn auch zumeist mit Schwerpunktsetzung auf das Büro für regionale Zusammenarbeit, auf die regionale Vernetzung am Standort Stendal aufmerksam gemacht wird („Die Hochschule spinnt sich …“ 2015). Diese zunehmende Dokumentation stadt- und regionenbezogener Aktivitäten in Stendal zeigt eine

gestiegene Aufmerksamkeit der hochschulischen Pressearbeit für das Thema. Sie reflektiert aber noch nicht, ob dies auch von einer breiteren Öffentlichkeit vor Ort wahrgenommen wird. Hinweise darauf kann die Auswertung der Berichterstattung in der regionalen Presse außerhalb der Hochschule geben.

Dazu wurde für das Beispieljahr 2010 die „Stendaler Volksstimme“ ausgewertet. Dieses ermöglicht Einschätzungen hinsichtlich dreier relevanter Aspekte: öffentliche Wahrnehmbarkeit der regionalen Aktivitäten, die Resonanz bei den Adressaten und eine vergleichende Einordnung des medialen Interesses. Eine regelmäßige Presseberichterstattung indiziert mithin die öffentliche Wahrnehmbarkeit der stadt- und regionsbezogenen Aktivitäten der Hochschule. Zugleich verweist eine fehlende Berichterstattung auf eine mangelnde Präsenz in der Öffentlichkeit. Die Auswertung ergibt:

- Durchschnittlich fünf eigenständige Beiträge pro Monat widmen sich im Lokalteil der „Volkstimme“ dem Geschehen am Standort Stendal.
- Zwar dominieren bei den Beiträgen zur Hochschule Berichte zur Kinderuniversität sowie zur weiteren baulichen Entwicklung des Campus. Allerdings ist auch eine große Offenheit für alle anderen Aktivitäten zu verzeichnen – seien es öffentliche Vorlesungen, Forschungsprojekte oder die Kooperation mit regionalen Akteuren im Zuge der Ausbildung, etwa durch Praktika oder die Betreuung von Studienabschlussarbeiten.
- Bemerkenswert ist, dass die Erfahrungen von Studierenden in der Stadt selbst wie in der Ausbildung regelmäßig im Fokus des Interesses stehen. Dabei finden insbesondere ausländische Studierende, die zumeist Kurzvisiten oder Sprach- und Vorbereitungskurse in Stendal absolvieren, besonderes Interesse.
- Monatlich enthält der Mantelteil der „Stendaler Volksstimme“ zudem die Sonderseite „Campus Magdeburg“, die über Ereignisse und Entwicklungen an den Hochschulen der Region berichtet. Da diese Sonderseite – wie ihr Name bereits verrät – nicht auf Stendal zugeschnitten ist, domieren wie in der Hochschulzeitschrift „treffpunkt campus“ Berichte zur Otto-von-Guericke-Universität und der Hochschule am Standort Magdeburg. Berichte zum Standort Stendal sind hier – wenig überraschend – höchst selten.

Insgesamt lässt sich festhalten, dass die Berichterstattung recht umfassend ausfällt, mithin stadt- und regionenbezogene Aktivitäten oder Erfahrungsberichte von Studierenden einen hinreichenden Nachrichtenwert besitzen und die Öffentlichkeit entsprechend gut informiert wird. Erkennbar werden dabei auch die regionale Bedeutung der Hochschule thematisiert, etwa bei Forschungsprojekten, und Kooperationen zwischen Stadt und Hochschule.

Veralltäglichte Kooperation: Die Zusammenarbeit von Hochschule und Stadt

2013 wurde als kommunikative Schnittstelle der Hochschule zur Stadt ein Büro für regionale Zusammenarbeit eingerichtet, das mit dem Career Center und dem Technologie- und Wissenstransferzentrum (TWZ) am Hochschulstandort Magdeburg kooperiert. Das Büro publiziert Praktikumsstellen, studentische

Jobs sowie praxisbezogene Themen für Bachelor- und Masterarbeiten, leitet Projektanfragen an Hochschullehrende weiter und vermittelt HochschulabsolventInnen in Unternehmen. Außerdem beantwortet es Anfragen zur Arbeit der Hochschulbeiräte, zu hochschulischen Veranstaltungen und zum Probestudium. Einmal monatlich ist das Büro in Salzwedel im Zentrum für Innovation und Gründerförderung (IGZ) vertreten und bietet dort Beratungsservice an.[263] Jährlich findet in Stendal die Nachwuchsmesse „Connect You" für die Studierenden und fachkräftesuchende Beschäftiger der Region statt.

Die Hochschule verfügt am Standort Stendal über einen Wirtschafts-[264] und einen Sozialbeirat.[265] Diese zielen auf einen Institutionalisierten, regelmäßigen Austausch fachbezogener Themen zwischen Hochschulangehörigen und Praxisvertretern. Beide Institutionen wurden vom Förderkreis geschaffen. Er wiederum bildet den Kern der Kooperation zwischen Hochschule und Stadt, die damit über eine stabilisierende Struktur verfügen – ohne jedoch die für kleinere Hochschulstädte typische Dominanz von informeller Koordination zu brechen. So konstatiert der Prorektor für den Standort Stendal:

> Der Förderkreis „ist der formale Anker. Aber aufgrund der Größe von Stadt und Hochschule läuft sehr viel informell. Wir haben allein über die Beiräte schon Kontakt. Das läuft auf einer informellen Ebene, da braucht man sich gar nicht abzusprechen. Das hat sich einfach so entwickelt. Man trifft sich ja. […] Man begegnet sich häufig und tauscht sich bei diesen Gelegenheiten eben auch aus. Man muss dafür nicht groß Termine machen."[266]

Damit wird zugleich der Eindruck der Akteure vermittelt, die Vernetzung von Hochschule und Stadt würde sich aufgrund der dichten Kommunikation innerhalb einer kleineren Stadt gleichsam von alleine ergeben. Zweifellos erleichtert räumliche Nähe die Kontaktaufnahme und -pflege. Dennoch bedarf beides oftmals des kontinuierlichen persönlichen Engagements. Mithin kann für Stendal begründet angenommen werden, dass die Kooperation eine starke Veralltäglichung erfahren hat. Hintergrund dieser Normalität von informeller Kooperation ist nicht zuletzt die Entwicklungsgeschichte des Stendaler Hochschulstandorts, genauer: die bis in die frühen 2000er Jahre bestehende Gefahr einer Standortschließung. Die Bedeutung der Gefährdung für die Genese enger Kooperation betont auch der Oberbürgermeister:

> „Der enge Kontakt zwischen Hochschule und Stadt ist aus der Geschichte der Hochschule entstanden. Stendal, das muss man ja immer dazu sagen, hat keine Hochschultradition. Die strukturpolitische Entscheidung der Landesregierung Anfang der 1990er Jahre, einen eigenständigen Standort zu etablieren, hat uns in die erfreuliche Situation gebracht, eine ehemals militärisch genutzte Liegen-

[263] https://www.hs-magdeburg.de/hochschule/einrichtungen/buero-fuer-regionale-zusammenarbeit.html (29.12.2015)

[264] https://www.hs-magdeburg.de/hochschule/fachbereiche/wirtschaft/leitung-und-gremien.html (20.6.2016)

[265] https://www.hs-magdeburg.de/hochschule/fachbereiche/angewandte-humanwissenschaften/leitung-und-gremien.html (20.6.2016)

[266] Interview *Wolfgang Patzig*, Prorektor für Hochschulentwicklung und -marketing sowie für den Standort Stendal, 30.10.2014

schaft zum Campus umbauen zu können und mit Wissenschaft auch Bildung in die Stadt hineinbekommen zu haben. Das wollen wir hegen und pflegen. Wir haben massiv 2001 und 2002 gegen Pläne gekämpft, diesen Standort wieder aufzugeben. ‚Wir' bedeutet immer die gesamte Stadt und der Landkreis."[267]

Mit dem bereits frühzeitig aus einer Bürgerinitiative, also „von unten",[268] entstandenen Förderkreis wird zugleich ein zentrales Problem weitgehend informeller Koordination abgemildert: die starke Personenabhängigkeit. So zeigt sich der Prorektor überzeugt: „Wenn hier ein [Personal-]Wechsel erfolgt, wird es keine gravierenden Änderungen geben".[269] Gestärkt wird die Verbindung von Stadt und Hochschule auf der persönlichen Ebene zudem durch den Umstand, dass inzwischen Absolventen der Stendaler Hochschulfachbereiche in der Stadtverwaltung, etwa als Kita-Leiter/in, aktiv sind.

Die gute Kooperationsstruktur – der Oberbürgermeister spricht von einer Symbiose – zeigt sich auch daran, dass die Initiative je nach Problemlage sowohl von der Stadt als auch von der Hochschule ausgehen kann – „ein relativ lockeres Geben und Nehmen".[270] Das lässt sich etwa an der Entstehungsgeschichte der Kinderuniversität und des Senioren-Campus zeigen. Analog zur Entwicklung in Wernigerode ging die Initiative zur Einrichtung der Kinderuniversität von der Hochschule aus, während die Schaffung einer analogen Einrichtung für ältere Menschen von eben diesen eingefordert wurde. Kooperiert wird aber auch auf der Mikroebene, etwa wenn städtische Projekte für Kinder durch die Hochschule begleitet oder umgekehrt Zweitbetreuer für Abschlussarbeiten und Praktika in der Stadt oder bei regionalen Unternehmen vermittelt werden.

Grundiert wird die Zusammenarbeit vor allem durch eine gegenseitige Wertschätzung. Wie gerade im Kampf um den Bestand der Hochschule oder bei der Spendensammlung zur Ermöglichung des vorgezogenen Umbaus des Hauses 3 deutlich wurde: Auf Seiten der Stadt besteht ein hohes Bewusstsein, welches Privileg die Existenz der Hochschule für die Stadt darstellt. Reguläre Bildungseinrichtungen – so hält der Oberbürgermeister fest – „haben ja alle, eine Hochschule aber nicht. Wer jetzt keine hat, der kriegt auch keine mehr, der kommt zu spät". Ebenso präsent ist in der Stadt die Bedeutung der Hochschule als Wirtschaftsfaktor, als Anziehungspunkt für junge Menschen, die die Stadt beleben, aber auch als Chance, die Attraktivität und die Außenwirkung der Stadt zu erhöhen. Entsprechend besteht auch auf städtischer Seite die Bereitschaft, im Bedarfsfall finanzielle Mittel für die Hochschulentwicklung bereitzustellen.[271]

Umgekehrt zeigt sich die Hochschule sehr dankbar für die Unterstützung, die sie von der Stadt und der Region erfährt: „Wenn die Hochschule irgendwas braucht, dann sind die Türen offen. […] Diese Aufgehobenheit in der Region

[267] Interview *Klaus Schmotz*, Oberbürgermeister Stendal, 30.10.2014

[268] ebd.

[269] Interview Wolfgang Patzig, 30.10.2014

[270] Interview Klaus Schmotz, 30.10.2014

[271] ebd.

macht geradezu Spaß.“ Vor Ort sei die Identifikation mit dem Hochschulstandort „toll“.[272]

Zugleich hat die kontinuierliche Interaktion dazu geführt, realistische Erwartungshaltungen gegenüber dem jeweiligen Partner zu entwickeln. Dieses schließt freilich nicht aus, dass an manchen Punkten auch Optimierungsbedarf identifiziert wird, der sich dem Zugriff der Beteiligten entzieht. So würde sich die Hochschule eine Verbesserung der städtischen Gastronomie wünschen, während die Stadt eine verstärkte Sichtbarkeit der Studierenden und studentischer Initiativen begrüßen würde. Darüber hinaus besteht mit Blick auf die lokale Wirtschaftsstruktur auf beiden Seiten der Wunsch oder die Vision, dass es zur Erweiterung des Studienangebots komme – wobei beide Seiten um den wohl utopischen Charakter dieses Wunsches wissen.

Insgesamt lässt sich festhalten, dass bereits seit Mitte der 1990er Jahre eine intensive Kooperation zwischen Stadt und Hochschule besteht. Diese verdankt sich nicht zuletzt dem Kampf um den Erhalt der Hochschule, mithin einer Krisenerfahrung, und dem letztlich erfolgreichen Bestreben, mittels einer proaktiven Politik eine dauerhafte Bestandssicherung zu erreichen. Die informelle Kommunikation vor Ort ist prägend für die Zusammenarbeit beider Seiten, findet aber im Förderkreis eine institutionelle Absicherung, die insbesondere die Personenabhägigkeit reduziert.[273]

4.4. Wittenberg

Lutherstadt Wittenberg liegt an der Elbe im östlichen Teil von Sachsen-Anhalt. Bekannt als eines der Reformationszentren, befand sich die Stadt seit dem Ende der DDR in einem Transformationsprozess, der zunächst vor allem vom Abbau vorhandener Wirtschaftsstrukturen geprägt war. Dennoch stellt die chemische Industrie weiterhin einen zentralen wirtschaftlichen Schwerpunkt der Stadt dar. Größter Arbeitgeber ist jedoch die Stadt- und Kreisverwaltung mit 1.150 Angestellten – Wittenberg ist die Kreisstadt –, gefolgt vom Krankenhaus Paul Gerhardt Stift mit 850 Angestellten.

Wittenbergs Bevölkerung hat seit 1991 kontinuierlich abgenommen und ist anhaltend rückläufig. So hat Wittenberg zwischen 2008 und 2014 fast 4.000 Einwohner verloren, mithin fast acht Prozent. Allerdings verläuft dieser Rückgang inzwischen deutlich gebremst. Zwischen 2012 und 2014 beschränkte sich der Bevölkerungsrückgang auf insgesamt 300 Einwohner. Dazu trägt deutlich bei, dass es seit diesem Zeitpunkt, also 2012, eine geringfügig positive Wanderungsbilanz gibt (Zuzüge/Fortzüge 2012: 1.732/1.623, 2013: 1.803/1.638, 2014: 1.936/1.639) (StaLA LSA 2015: 30, 2016: 30, 2016a: 30).

[272] Interview Wolfgang Patzig, 30.10.2014

[273] Die Etablierung intensiver Kooperationsbeziehung aufgrund externer Bedrohung ist sicherlich nicht spezifisch für Stendal. So gewann etwa Lübeck den Wettbewerb des Stifterverbandes „Stadt der Wissenschaft“ infolge der gemeinsam von Stadt und Hochschule abgewehrten Universitätsschließung.

Angesichts dieser Verlangsamung des Bevölkerungsrückgangs, die entgegen früherer Prognosen eingetreten ist, sind entsprechende Vorhersagen mit einer gewissen Vorsicht aufzunehmen: So nimmt eine zuletzt 2012 aktualisierte Prognose des Statistischen Landesamtes Sachsen-Anhalt für das Jahr 2025 eine Bevölkerungszahl von ca. 39.000 Einwohnern an, das entspräche dann – ausgehend von einer Bevölkerungszahl von 50.408 im Jahr 2008 – einem Bevölkerungsverlust von 22,8 Prozent.[274] Etwas konservativer fällt die Erwartung einer Prognose der Bertelsmann Stiftung aus dem Jahr 2014 aus, die für das Jahr 2025 eine Bevölkerungszahl von 42.430 erwartet. Dies entspräche dann gegenüber dem Jahr 2008 einem Bevölkerungsrückgang von ca. 8.000 Einwohnern, mithin 15,8 Prozent.[275] Der sich hier rechnerisch ergebende Bevölkerungsrückgang von ca. 350 Einwohnern im Jahr läge damit deutlich über den tatsächlichen Daten der Jahre 2012–2014 (2012: –201, 2013: –201, 2014: –108) (StaLA LSA 2015: 30, 2016: 30, 2016a: 30).

4.4.1. Strukturen

Lutherstadt Wittenberg ist, was die örtliche Anwesenheit von Wissenschaft betrifft, ein Sonderfall, der als solcher aber nicht so selten vorkommt: Die Stadt ist nicht gänzlich ohne wissenschaftliche Potenziale, hat aber keine dauerhaft anwesenden Studierenden. Damit steht sie zwischen den Hochschulstädten und den Städten, die über keinerlei wissenschaftliche Einrichtungen verfügen. Letztere bilden bundesweit wie in Sachsen-Anhalt die Mehrheit.

In Wittenberg existiert als rechtlich selbstständige Außenstelle der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg die *Stiftung Leucorea*. Sie repräsentiert seit 1994 die historisch ältere Vorgängerin der heutigen Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg (MLU). Die Stiftung betreibt eigene Forschung zur Reformations- und Reformationswirkungsgeschichte und ist zugleich Sitz zweier An-Institute der MLU: des *Instituts für Hochschulforschung* (HoF) und des *Instituts für deutsche Sprache und Kultur*.[276] Da in Wittenberg aber keine Studiengänge unterhalten werden, gibt es dort auch keine Studierenden.

Daneben existiert eine Reihe wissenschaftsaffiner Einrichtungen:

- das *Evangelische Predigerseminar*, das – gegründet 1817 – zugleich die längste Geschichte der Einrichtungen aufweist und mit einigem Recht in Anspruch nehmen kann, die institutionelle Brücke zur 1817 geschlossenen Universität darzustellen. Es betreut Vikare/Vikarinnen und ist insbesondere durch Bibliothek und Archiv ein wichtiges Element in der reformationshistorischen Infrastruktur der Stadt;[277]

[274] https://www.statistik.sachsen-anhalt.de/bevoelkerung/prognose/index.html (18.1.2015)

[275] http://www.wegweiser-kommune.de/statistik/bevoelkerungsprognose+wittenberg-2+bevoelkerungsstruktur+2012-2030+tabelle (18.1.2015)

[276] zu diesen genauer unten 4.4.2. Prozesse >> Wiederbelebung als akademischer Standort

[277] vgl. zu deren Geschichte und Bestandsbeschreibung http://fabian.sub.uni-goettingen.de/fabian?Evangelisches_Predigerseminar_(Lutherstadt) (6.8.2016)

- die *Stiftung Luthergedenkstätten in Sachsen-Anhalt:* Sie betreut die Reformationseinrichtungen in Wittenberg, Eisleben und Mansfeld. Daneben ist sie, ausgestattet mit einem eigenen Archiv,[278] auch in der Forschung aktiv. Gearbeitet wird dabei zu den baulichen und sonstigen Zeugnissen der Reformationsgeschichte in Wittenberg, zur Geschichte der Reformationserinnerung, zu ausstellungsbezogenen reformationshistorischen Fragen und zu zeithistorischen Themen der Museumsentwicklung;[279]
- das *Zentrum für evangelische Predigtkultur*, gegründet 2009 und unterhalten von der EKD, befasst sich mit der Entwicklung der Predigt, erarbeitet dazu Handreichungen und bietet Werkstätten an;[280]
- die *Evangelische Akademie Sachsen-Anhalt* mit Sitz in Wittenberg ist vor allem in den Bereichen der politischen Erwachsenen- und Jugendbildung aktiv. Dies geschieht im aktiven Kontakt zu wissenschaftlichen Debatten, z.T. auch durch eigene Beiträge, etwa im Rahmen der Studienstelle Naturwissenschaft, Ethik und Bewahrung der Schöpfung (dort lief z.B. 2012-2015 ein Projekt „Grenzgänge zwischen Theologie und Biologie/Neurowissenschaften“);[281]
- mehrere reformations- und kirchengeschichtlich-theologische *Bibliotheken und Archive*: neben denen des Predigerseminars und der Stiftung Luthergedenkstätten sind dies das Stadtkirchenarchiv und das Stadtarchiv. Eine Forschungsbibliothek zur Reformationsgeschichte wird 2017 im Wittenberger Schloss eröffnet;
- das *Wittenberg Zentrum für globale Ethik* (WZGE): Dort wird zur Verbindung von Wirtschaft und Politik einerseits und Ethik andererseits gearbeitet. Dazu finden Weiterbildungen statt, werden Prozessmoderationen durchgeführt, und das WZGE unterhält ein PhDProgramm „Ethics and Responsible Leadership in Business“;[282]
- das *Institut für Agrochemie Piesteritz* (IAP) im Chemiepark Piesteritz in Wittenberg-West, betrieben von der Universität Halle-Wittenberg (deren An-Institut es ist), ortsansässigen Firmen und in enger Kooperation mit dem Leibniz-Institut für Pflanzenbiochemie Halle.[283] In diesem Zusammenhang ist auch erwähnenswert, dass das größte daran beteiligte Unternehmen, SKW Piesteritz, eine eigene Forschungsabteilung mit 60 MitarbeiterInnen unterhält, in der anwendungsorientierte chemische Forschung betrieben wird;[284]

---

[278] Es umfasst ca. 20.000 Titel historischer Drucke vom 15. bis zum 18. Jahrhundert, ca. 3.900 Münzen und Medaillen sowie etwa 7.000 Handschriften. Zur Kunstsammlung gehören etwa 20.000 Blatt Grafik und 300 Gemälde. Vgl. http://www.martinluther.de/cgi-bin/vm/luther (3.6. 2005).

[279] vgl. etwa Laube/Fix (2002), Laube (2003), Neser (2005), Scheunemann (2010; 2015)

[280] vgl. http://www.ekd.de/zentrum-predigtkultur/index.html (4.1.2016)

[281] vgl. http://ev-akademie-wittenberg.de/ (4.1.2016)

[282] vgl. http://www.wcge.org/ (2.1.2016)

[283] vgl. http://www.aip.uni-halle.de/ (2.1.2016)

[284] https://www.skwp.de/de/forschung.html (2.1.2016)

- das Chemieunternehmen SKW wird 2017 ein *Science Center* in der Wittenberger Innenstadt eröffnen. Eine interaktive Ausstellung soll dort für Besucher die Faszination Chemie erlebbar machen;
- das *Krankenhaus Paul Gerhardt Stift* ist Akademisches Lehrkrankenhaus der Universität Halle-Wittenberg.

Für eine Stadt mit weniger als 50.000 Einwohnern wird man diese Ausstattung mit wissenschaftlichen und wissenschaftsnahen Einrichtungen durchaus komfortabel nennen dürfen.

4.4.2. Prozesse

Wiederbelebung als akademischer Standort

Im Jahre 1994 war die Stiftung Leucorea errichtet worden. Ihr zentraler Gründungsauftrag lautete, „in der ideellen Nachfolge der alten Universität wissenschaftliche Aktivitäten am traditionellen Standort wieder zu beleben“ (Berg 2008: 90). Das war zwar etwas ungenau formuliert, denn genau genommen hatte es auch nach der Universitätsschließung im Jahre 1817 durchaus wissenschaftliches Leben in Wittenberg gegeben. Das Predigerseminar, die Hebammenlehranstalt bis 1904, die sammlungs- und ausstellungsbegleitende Forschungstätigkeit an der Lutherhalle (heute Stiftung Luthergedenkstätten), die Piesteritzer Industrieforschung seit 1915 oder in den DDR-Jahrzehnten das Institut für Umweltschutz trugen dazu bei, dass die Wissenschaft auch ohne Universität in Wittenberg präsent blieb (vgl. Pasternack 2002). Gleichwohl: Unter ‚richtigem' akademischen Leben stellte man sich in der Stadt durchaus mehr vor.

Zugleich bedeutete aber die Gründung der Stiftung Leucorea 1994, dass keine Universität Wittenberg neu errichtet wurde. Dafür bestand angesichts des Halbkranzes von Universitäten im Einstundenabstand ringsherum – Leipzig, Halle, Magdeburg, Potsdam, FU, TU und Humboldt-Universität zu Berlin – kein hinreichend belegbarer Bedarf. Immerhin entstand ein eigenständiger Standort für wissenschaftliche Forschung, der in enger Assoziiertheit zur MLU Möglichkeiten eröffnete, universitäres Leben in Wittenberg neu zu entfalten. Es wurde also der Mittelweg zwischen der Beibehaltung der universitätslosen Situation einerseits und einer Universitätswiedergründung andererseits beschritten.[285]

In inhaltlicher Hinsicht war die unterdessen über zwanzigjährige Geschichte der Stiftung durch eine sukzessive Pragmatisierung der Ansprüche gekennzeichnet. Dass nicht alle der in unterschiedlichen Phasen formulierten Vorstellungen ver-

[285] Mit dieser Mittellösung unterscheidet sich Wittenberg von anderen Orten, die gleichfalls im Zuge des Universitätssterbens um 1800 ihre Universität verloren hatten, aber es nach 1989 zu einer Universitätswiedergründung brachten: Erfurt, dessen Universität 1816 vom selben preußischen König geschlossen worden war, der die ‚Vereinigung' der Halleschen und der Wittenberger Universität angeordnet hatte, und Frankfurt/Oder, dessen Universität 1811 nach Breslau (Wrocław) verlegt und mit der dortigen Leopoldina zur Universitatis Literarum Vratislaviensis vereinigt worden war.

wirklicht wurden, liegt in der Natur von Gründungs- und Anfangsüberlegungen. Größter und sichtbarster Erfolg der bisherigen Leucorea-Tätigkeit war die in mehreren Bauabschnitten bis 1999 erfolgte Rekonstruktion der Gebäude auf dem historischen Universitätsgelände des Fridericianums.

Dann war das wiederauferstandene Haus zu füllen. Die Stiftung etablierte ein *Zentrum für Reformationsgeschichte und Lutherische Orthodoxie*. Jährlich hat dieses Zentrum dann eine „Wittenberger Frühjahrstagung zur Reformationsgeschichte" und ein „Wittenberger Symposium zur Erforschung der Lutherischen Orthodoxie" durchgeführt. Finanziert durch die Sparkasse Wittenberg, wurde mehrere Jahre lang ein Luther-Jahresstipendium vergeben. Der oder die jeweilige Stipendiat/in bearbeitete ein Forschungsthema, das die Auswertung von Aktenbeständen erforderte, die in Wittenberger Archiven vorhanden sind.

Von 1995 bis 2012 arbeitete ein *Zentrum für USA-Studien* (ZUSAS) in der Leucorea.[286] Zehn Jahre nach seiner Gründung befand sich das Zentrum allerdings in einer eher prekären Lage:

> „Die Frage der wissenschaftlichen Mitarbeiterschaft war und ist … die heikelste. Mehrere Jahre hindurch hat der amerikanische Kirchenhistoriker Kenneth G. Appold die Funktion eines ‚resident fellow' in Wittenberg wahrgenommen, unter z.T. abenteuerlichen Vertragsverhältnissen. [...] Mit dem Wegfall einer Finanzierung der Mitarbeiterstelle seit April 2004 wird das Zentrum nun von Halle aus betreut – eine Situation, die gerade in Wittenberg auf wenig Zustimmung stoßen kann [...] Es ist Aufgabe der Politik, die Herausforderungen und die mit ihnen verbundenen Chancen für unser Land und für den Wissenschaftsstandort Wittenberg aufzunehmen. Am Engagement der Wissenschaft wird es nicht fehlen." (Sträter 2005)

Ähnliches wurde im gleichen Jahr für eine andere in der Leucorea residierende Einrichtung berichtet, das 1998 gegründete *MESROP Zentrum für Armenische Studien*. Ihr Leiter bezeichnet es als „typische Erfahrung", dass die Arbeit des Zentrums, „welche unbestreitbar zu den Exzellenz-Bereichen in Sachsen-Anhalt gehört und die LEUCOREA weltweit bekannt gemacht hat, durch Streichung der einzigen bezahlten Mitarbeiterstelle ‚ausgezeichnet' wurde". (Goltz 2005: 17)

Gleiches galt für das *Leopold-Zunz-Zentrum zur Erforschung des europäischen Judentums*, 1998 in Wittenberg gegründet, 2007 nach Halle überführt.[287]

Ebenso war eine *Sektion Gesundheits- und Pflegewissenschaften* innerhalb der Stiftung Leucorea hoffnungsvoll gestartet. Sie sollte die Nähe zur Paul-Gerhardt-Stiftung nutzen (vgl. Landenberger 1997). Die Zeit schien günstig, denn die Akademisierung des Pflegebereichs und die gleichberechtigte Etablierung von Gesundheitswissenschaften neben der Medizin erlebte in den 90er Jahren eine beträchtliche Akzeptanzsteigerung. Im ersten Anlauf gelang es allerdings nicht, aus der Dynamik des Feldes heraus eine Verstetigung in Gestalt einer selbsttragenden Leucorea-Sektion herbeizuführen. So hat die Sektion ihre Tätigkeit wieder eingestellt.

---

[286] vgl. zu den Gründungsintentionen Stiftung Leucorea (1996)

[287] http://www.lzz.uni-halle.de/ (2.1.2016)

Weitere Neugründungen waren im Laufe der Zeit unternommen worden, ohne dass sie sichtbare Spuren hinterlassen hätten: eine *Sektion Wirtschaftswissenschaften*, ein *Zentrum zur Erforschung des Genossenschaftswesens*. Die meisten Einrichtungen krankten an zweierlei: zu geringer oder fehlender Grundfinanzierung und nicht hinreichend gelingenden Drittmitteleinwerbungen – wobei Zusammenhänge zwischen beidem anzunehmen sind.

Im zehnten Jahr der Stiftungserrichtung, 2004, war eine Umprogrammierung der Leucorea-Arbeit vorgenommen worden. Manches sei „etwas eklektizistisch" geraten, so Ministerpräsident Wolfgang Böhmer auf der 10-Jahres-Feier (Duclaud 2004). In der Zielvereinbarung zwischen dem Kultusministerium und der Martin-Luther-Universität hieß es dazu: „Die Stiftung Leucorea entwickelt sich von einer zentrenorientierten zu einer themenorientierten Arbeitsweise."[288]

Dies geschieht seit 2009 durch das *Forschungsprojekt „Ernestinisches Wittenberg"*, das interdisziplinär von der Stiftung Leucorea, der Martin-Luther-Universität, der Universität Leipzig und der TU Berlin betrieben wird: Innerhalb des Projektes wird schwerpunktmäßig der Wandel untersucht, „der sich zwischen dem Regierungsantritt Friedrichs des Weisen im Jahre 1486 und dem Ende der Ernestinischen Herrschaft (1547) in Wittenberg vollzog".[289]

Das Projekt war zunächst auf drei Jahre angelegt, ist aber „in die Verlängerung gegangen und findet unter dem Titel ‚Wittenberg im Reformationsjahrhundert' seine Fortsetzung. Der ungehobene Quellenschatz ist riesig, und im Zuge der sog. Lutherdekade ist das Interesse an dieser Thematik und an Wittenberg besonders groß." [290] So arbeitet das Projekt mittlerweile im siebten Jahr. 2014 wurde es ergänzt um die Graduiertenschule „Kulturelle Wirkungen der Reformation".

Daneben gab es aber auch Institute, die in der Leucorea angesiedelt worden waren und sich erfolgreich konsolidieren konnten:

- Das *Institut für Hochschulforschung* Halle-Wittenberg (HoF), 1996 gegründet, ist ein An-Institut der Universität Halle-Wittenberg. Grundfinanziert vom Land Sachsen-Anhalt, hat es allein in den letzten fünf Jahren fünf Millionen Euro Drittmittel eingeworben (Pasternack 2016: 33), d.h. es ist hochgradig aktiv und nachgefragt. Inhaltlich stehen handlungsfeldnahe Analysen der Hochschul- und Bildungsentwicklung insbesondere in regionalen Kontexten im Zentrum seiner Arbeit. Daneben publiziert das Institut eine der wenigen deutschen Fachzeitschriften für Hochschulfragen („die hochschule. journal für bildung und wissenschaft").[291] Aus seinen Reihen sind bislang ein Kultusminister, ein Wissenschaftsstaatssekretär und vier Professoren hervorgegangen; ein Alt-Rektor der Martin-Luther-Universität leitete längere Zeit das Institut. Forscher des Instituts

[288] Ergänzungsvereinbarung zur Zielvereinbarung zwischen dem Kultusministerium LSA und der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, Halle/Magdeburg, Juli 2004, S. 8

[289] http://wittenberg.zwoelfmedien.net/site/home/dasprojekt (28.5.2014)

[290] ebd.

[291] vgl. http://www.die-hochschule.de (2.1.2016)

wirken als Lehrende an den umliegenden Universitäten in Halle, Leipzig und Berlin.[292]

- Eine Erweiterung von Bildungsangeboten in Wittenberg über das hinaus, was traditionell in der Stadt vorhanden war bzw. dort als nahe liegend empfunden wird – wie die reformationsbezogenen Aktivitäten –, ergab sich durch die Gründung des *Instituts für deutsche Sprache und Kultur*. Es besteht seit 1996 und ist ebenfalls ein An-Institut der Martin-Luther-Universität. Das Institut widmet sich sprach- und landeskundlichen Kursangeboten, deren Dauer zwischen drei Wochen und zwölf Monaten liegt und deren Adressaten vornehmlich ausländische Studierende sind. Das Institut ist lizenziertes TestDaF-Prüfungszentrum.[293]

- Gleichfalls 1996 war das *Wittenberg-Zentrum für Globale Ethik* (WZGE) gegründet worden. Nach einer längeren Anlaufphase zeichnet es sich inzwischen durch eine beträchtliche Dynamik aus. Nach 18 Jahren in der Stiftung Leucorea ist es 2014 in das Wilhelm-Weber-Haus umgezogen.

Insgesamt betrachtet, ist die Bilanz durchwachsen. Neben zahlreichen Einrichtungen, die nach einigen Jahren wieder eingestellt worden sind, haben sich vier Institutionen erfolgreich konsolidieren können. Ein beträchtlicher Teil der nicht dauerhaft erfolgreichen Gründungen war hingegen auf die utopischen Überschüsse der gründungsfreudigen 90er Jahre zurückzuführen.

IBA Stadtumbau: Campus Wittenberg – Aus wenig mehr machen[294]

Die IBA in Wittenberg zeigte zum einen, wie schmale wissenschaftliche Ressourcen in einen Prozess integriert werden, der auf eine situationsangepasste Erweiterung dieser Ressourcen zielt. Zum anderen zeigte er, wie die wissenschaftlichen Ressourcen trotz ihrer Begrenztheit für einen stadtentwicklerischen Prozess nutzbar gemacht werden konnten.

Wittenberg hatte sich zunächst mit dem Thema „Stadt des Dialogs der Kulturen und Religionen in Generationen“ für die Teilnahme an der IBA beworben. Die Idee bestand darin, Wittenberg als Bildungsstandort mit erhöhter Attraktivität zu versehen, um darüber Menschen für temporäres Wohnen in die Stadt zu holen. Es sollte versucht werden, bereits existierende Potenziale zu nutzen und durch verbesserte interne Vernetzung und stärkere Internationalisierung neue zu schaffen. Damit wurde das Ziel verfolgt, den Einwohnerschwund durch temporäre Bildungsnachfrager (Studierende, Forscher, Bildungstouristen mit tiefergehenden Ambitionen) teilweise auszugleichen.

Die Ausarbeitung des Themas und seines Umsetzungsplanes wurde 2004 vom IBA-Büro als entwicklungsbedürftig eingeschätzt.[295] Daraufhin entwickelte die

---

[292] vgl. http://www.hof.uni-halle.de (2.1.2016)

[293] vgl. http://www.sprache.uni-halle.de/ (2.1.2016)

[294] Mitautor: **Uwe Grelak**

[295] IBA Stadtumbau 2010/Lutherstadt Wittenberg: Zielvereinbarung 2005. Die nächsten Schritte zur Umsetzung des IBA-Themas Lutherstadt Wittenberg, vereinbart beim Evaluationsge-

Stadt eine sehr heterogene Projektstruktur. Diese Vielzahl von Aktivitäten erschwerte, so wurde dann während der Evaluation von 2005 befunden, „offensichtlich eine zielgerichtete Arbeit". Es müssten ein einheitliches Konzept wie auch eine einheitliche Handlungsstrategie erstellt werden.[296]

Die schwierige Phase der IBA-bezogenen Selbstfindung Wittenbergs wurde durch die Idee beendet, die Wittenberger Innenstadt zum Campus zu profilieren. Die Anregung für die Campus-Idee kam aus den USA: Amerikanische Studenten hatten für ihre Reise nach Wittenberg ganz spezielle Vorstellungen, die so in der Stadt nicht abgedeckt waren (SuSoWi 2006: 7). Ausformuliert und operationalisiert wurde die Idee dann durch ein eigens beauftragtes Gutachten „Wittenberg als Bildungsstandort" unter dem Titel „Campus Wittenberg" (Pasternack/Müller 2005: 138-149), erstellt vom ortsansässigen Institut für Hochschulforschung Halle-Wittenberg (HoF):

> „Die Idee des ‚Campus Wittenberg' … könnte es sein, die aufklärerisch gebrochenen Gemeinsamkeiten von Reformation und wissensgesellschaftlichem Aufbruch produktiv zu machen: Der Ort eines frühneuzeitlichen bildungsprogrammatischen Aufbruchs – Wittenberg – lädt Interessierte dazu ein, den historisch übernächsten bildungsprogrammatischen Aufbruch – die nachmoderne Wissensgesellschaft – in der authentischen Kulisse der Reformation zu erfahren und mitzugestalten. Dabei entsprechen sich reformatorischer und wissensgesellschaftlicher Impetus in zweierlei Hinsicht: Einerseits teilen sie die Orientierung auf Breitenbildung. Andererseits gehen sie einher mit umwälzenden sozialstrukturellen, religiösen, kulturellen, insbesondere architektonischen und künstlerischen Wirkungen. Diese Wirkungen sind für die Reformation in Wittenberg authentisch erfahrbar, und ‚Campus Wittenberg' zielt darauf, diese Erfahrbarkeit auch für die Gegenwart fruchtbar zu machen. Zugleich wird damit ein eminent zukunftsbezogenes Experiment unternommen, das weit über Wittenberg hinausreicht: der exemplarische Versuch, eine *periphere Region* an heutige und künftige wissensgesellschaftliche Entwicklungen anzubinden, also an eine Entwicklung, die gemeinhin exklusiv mit Metropolen und verdichteten Räumen assoziiert wird – obgleich die Hälfte z.B. der deutschen Wohnbevölkerung in ländlichen und klein- bzw. mittelstädtisch geprägten Regionen lebt." (Ebd.: 139)

Eingangs leistete dieses Gutachten eine erstmalige Kartierung der lokalen Bildungslandschaft (ebd.: 21-68). Sodann wurde die gegebene stadträumliche Situation zu einem Campus definiert und erhielt damit eine zusätzliche inhaltliche Bedeutungsebene: Die Innenstadt sei von ihrer Größe und Kompaktheit her mit einem Universitätscampus vergleichbar, da sie alle für die Außenwirkung wesentlichen Bildungseinrichtungen beherbergt und diese fußläufig eint:

> „Der reale Ort, die Wittenberger Innenstadt, soll Campus-Feeling erzeugen. Dieses, wie es von angelsächsischen Universitätsstandorten bekannt ist, kommt in erster Linie über räumliche Nähe zu Stande. Das ermöglicht sogenannte Füh-

---

spräch in Lutherstadt Wittenberg am 23.9.2004, http://www.iba-stadtumbau./de/index.php?id=26,73,0,0,1,0 (20.7.2005)

[296] Bericht des Evaluationsgesprächs der IBA-Stadt Lutherstadt Wittenberg am 26. September 2005, in: Slg. Bauhaus Dessau, Bestand IBA-Büro, Ordner: Lutherstadt Wittenberg, Grundlagen: „Ergebnisse Evaluation", S. 5

lungskontakte. Da es Universitätscampi gibt, die locker die Ausdehnung der Wittenberger City erreichen, ist das hier zu bespielende Terrain auch keine übermäßige Herausforderung. Während sonst ein Campus bestenfalls in der Innenstadt liegt, *ist* hier die Innenstadt der Campus. Insofern kann und sollte die Innenstadt als Agglomerationsraum genutzt werden." (Ebd.: 142)

In der Tat ist die Wittenberger Innenstadt mit ihrem zwölfminütigen Durchquerungsweg nicht größer als etwa der Universitätscampus des Saarlandes, der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf oder der OVGU Magdeburg. Das neue Thema fand auch bei den IBA-Evaluatoren Anklang:

> „Durch die Neubesetzung des IBA-Themas mit dem CAMPUS-Begriff und dem Engagement der vielfältigen ansässigen Institutionen denkt die Stadt nach vorne und richtet sich auch in Bezug auf die Schaffung von Angeboten in einem wachsenden ‚Weltbildungsmarkt' ökonomisch neu aus. Die Arbeit an den Inhalten, die über das ‚Luther-Label' hinausgeht und einen hoch attraktiven Bildungsstandort etabliert, ist bemerkenswert. Mit CAMPUS Wittenberg wurde eine große Dynamik erzeugt und ein Magnetfeld für eine tragfähige Entwicklung geschaffen."[297]

Eingeordnet in die „Campus"-Systematik wurde in den folgenden Jahren eine Reihe baulicher Projekte realisiert bzw. initiiert oder vorangetrieben:

- Jugend im Campus – Sanierung der früheren Amtshäuser des Schlossvorwerks und Umnutzung zur Jugendherberge,
- Wissenschaft im Campus – Wilhelm-Weber-Haus als Sitz des WZW Wissenschaftszentrum Sachsen-Anhalt Wittenberg,
- Campus im Campus – Sanierung der Alten Mädchenschule und Umnutzung zum Colleg Wittenberg als Wohn- und Studienort für ausländische, vornehmlich US-amerikanische Studentengruppen,
- Aula im Campus: Neubau eines Informations- und Besucherzentrums mit Stadthaus am Arsenalplatz, das nach der IBA, 2015, fertiggestellt wurde, da auf Grund des Fundes der Grablege von Askanier-Kurfürst Rudolf II. eine völlige Neuplanung nötig war,
- Ausstellung im Campus – Sanierung des Zeughauses als Sitz der Städtischen Sammlungen und Sanierung der früheren Exzerzierhalle (Fertigstellung nach Abschluss der IBA, 2013)
- Werkstatt im Campus – Fortführung der Sanierung innerhalb der Cranachhöfe. (Vgl. Eidner 2010: 672ff.; MLV LSA 2010g)

Hierbei handelte es sich durchgehend um die bauliche Sanierung kulturgeschichtlich bedeutsamer Gebäude in der Wittenberger Innenstadt, die anschließend einer bildungs- bzw. wissenschaftsbezogenen Nutzung zugeführt wurden. So bezog das Wissenschaftszentrum Sachsen-Anhalt das Geburts- und Kind-

[297] Bericht des Evaluationsgesprächs der IBA-Stadt Lutherstadt Wittenberg am 08. November 2006, in: Slg. Bauhaus Dessau, Bestand IBA-Büro, Ordner: Lutherstadt Wittenberg, Grundlagen: „Ergebnisse Evaluation", S. 39

Übersicht 45: IBA-Projekte in Wittenberg im Überblick



heitshaus des Physikers Wilhelm Weber (1804-1891), der auch einer der „Göttinger Sieben“ war. Für das Colleg Wittenberg wurde die frühere Mädchenschule der Stadt saniert. Das Stadthaus am Arsenalplatz integriert die baulichen Reste eines historischen Franziskanerklosters. Das gegenüber liegende Zeughaus repräsentiert die Garnisonsgeschichte der Stadt. Die Sanierung der Werkstatt im Cranach-Hof arrondierte die langjährige schrittweise Wiederherstellung der Wohn- und Arbeitsstätten der Cranachs.

Daneben hatte ein bereits seit langem diskutiertes Projekt – eine Reformationsgeschichtliche Forschungsbibliothek – zwar nicht während der IBA realisiert werden können. Doch ließen sich immerhin konzeptionelle Vorarbeiten leisten, welche die Projektverwirklichung ein gutes Stück förderten. Die Bibliothek entsteht nun im Zuge der Sanierung des Wittenberger Schlosses, die 2011 in Vorbereitung des 500jährigen Reformationsjubiläums 2017 begonnen wurde.

Die bauliche Ertüchtigung dieser Objekte wurde sämtlich mit funktionalen Neunutzungen verbunden, die sich auf die „Campus“-Idee beziehen. Damit gelang es, die Wittenberger Innenstadt tatsächlich als zum Campus definiertes Areal zu stärken.

Gleichzeitig wurde mit der Gründung des Campus Wittenberg e.V. 2006 eine Plattform geschaffen, um die inhaltlichen Beiträge zur IBA zu strukturieren – die baubezogenen Aktivitäten betrieb die Stadtverwaltung – und die Vernetzung der einzelnen Bildungsträger voranzutreiben. Optimalerweise müsse der Verein in der Wahrnehmung der lokalen Öffentlichkeit gleichsam hinter der Idee verschwinden: „Der Verein ist ein organisatorisches Instrument, um die Campus-Idee zu verankern.“[298] Allein die Idee und die Gründung eines Vereins könne die Zustände disparater Organisation der einzelnen Vereine nicht mit einem Mal beseitigen. Benötigt würden öffentlichkeitswirksame Maßnahmen. Dadurch erst könne „Campus Wittenberg“ zugleich als Marke etabliert werden, indem unter einem Dach „hochklassige Bildungsarbeit“[299] geleistet werde, die jenseits der üblichen universitären Bildung operiere:[300]

> „CAMPUS WITTENBERG ist die Dachorganisation, die den Rahmen gestaltet, der es ermöglicht, dass der Einzelne sich den Bildungs-Standort besser zu Nutze machen kann und in der Vielfalt der Einzelprodukte eine Marke entstehen kann. Der CAMPUS selbst ist die Wittenberger Altstadt mit ihren Menschen (Erfahrungswissen), Institutionen (Handlungswissen), Sammlungen (Museen, CAMPUS BIBLIOTHEK), Medien (Information) und Wirtschafts- und Kultureinrichtungen (Orientierungswissen).“[301]

Eine Kontinuität zum ersten, dann verworfenen IBA-Konzept Wittenbergs bestand darin, dass der „Campus“ die Idee weiterverfolgte, Bildungsinteressierte

---

[298] Peer Pasternack (2007): Mittelfristige Arbeitsperspektive „Campus Wittenberg“, in: Slg. Pasternack, HoF, Bestand: Campus Wittenberg, Ordner: Vorgang 2002-2007: „2007“

[299] http://www.iba-stadtumbau.de/index.php?ergebnis-der-evaluation-2006-lutherstadt-wittenberg (24.1.2012)

[300] vgl. http://www.iba-stadtumbau.de/index.php?zielvereinbarung-20052006-lutherstadt-wittenberg (23.2.2011)

[301] Fahrplan Campus Wittenberg vom 3. April 2006 in: Slg. Pasternack, HoF, Bestand: Campus Wittenberg, Ordner: Vorgang 2002-2007: „2006“

aus dem In- und Ausland als „temporäre Bewohner“ der Stadt zu gewinnen. Die Idee war, dass die auf Bildungsangebote fokussierte Strategie interessierte Gäste als „Bevölkerung auf Zeit“ anziehe, damit Impulse für die ökonomische Entwicklung und eine neue Urbanität der Stadt setze: „So ein temporärer Bewohner kann der Besucher eines Konzerts im neuen Stadthaus sein, … aber auch ein Sprachschüler an der Leucorea …, ein Hotelkunde, ein Wirtshausgast oder ein Student an der geplanten Unternehmerhochschule Bits.“ (Wagner 2007)

Derart, so die Erwartung, könne der Bevölkerungsabnahme indirekt entgegengewirkt werden, indem fehlende Einkünfte über touristische Einnahmen (zum Teil) wieder ausgeglichen werden (vgl. Eidner 2010: 672ff.; MLV LSA 2010g: 18, 20f.). Zugleich umreißt der Ansatz der temporären Bewohner eine kommunikative Chance, der drohenden Gefahr einer Musealisierung entgegen zu wirken: Statt als Touristen an und auf historischen Pfaden zu wandeln, werden Besucher als (temporärer) Teil der Stadt gewertet.

Damit verband sich zugleich auch eine Hoffnung, die vor allem Touristiker regelmäßig umtreibt: vom typischen eintägigen Aufenthalt mit maximal einer Übernachtung zu Mehrfachübernachtungen eines relevanten Teiles der Gäste zu gelangen. Dies erschien den Akteuren nur über eine inhaltliche Aufwertung der Angebote Wittenbergs möglich.

Das Thema der temporären Bewohner wurde schließlich „zum wesentlichen Ziel für den Campus erklärt“.[302] Durch Erhöhung der Aufmerksamkeit für den Stadtumbauprozess sowie der Verknüpfung der baulich-räumlichen Angebote mit einem einheitlichen Bildungsthema sei es gelungen, Interesse an der und für die Stadt zu erhöhen, „die Besucherzahlen steigen in der Stadt, die Teilnahme auch der eigenen Bevölkerung an dem Prozess nimmt zu“.[303]

Neben den umgesetzten Projekten sammelten sich im Verlauf der IBA zahlreiche Ideen, die diskutiert und begonnen, aber letztlich nicht bzw. nicht in der ursprünglichen Form umgesetzt wurden:

- die Entwicklung von Sommer- und Seniorenakademien – als Bestandteil der Idee, durch Bildungstourismus die Stadt wirtschaftlich zu beleben (vgl. Wesner 2006);
- die Ansiedlung einer privaten Fachhochschule (BITS Iserlohn);[304]

[302] Campus Wittenberg, 4. Sitzung des Vorstandes 2008. Protokoll, in: Slg. Pasternack, HoF, Bestand: Campus Wittenberg, Ordner: Vorgang 2008-: „2008“, S. 2

[303] Interview Jochen Kirchner, Fachbereichsleiter Stadtentwicklung Lutherstadt, 5.9.2012

[304] „Begleitet von einer ausgesprochen positiven Einstellung der Landesregierung in Sachsen-Anhalt … und der Stadt Wittenberg … gelangen die Planungen nun in die Endphase. Die Mittel zum Betrieb des Standortes sind allein aus der Region aufzubringen, so dass die Finanzierungskonzepte von den regionalen Akteuren mitzutragen sind. Das Angebot in Wittenberg … wird technisch orientiert sein. So soll dort der Studiengang Business Information Management mit dem Schwerpunkt-Inhalt ‚Wirtschaftsinformatik‘ sowie … ein neues Programm ‚Wirtschaftsingenieur‘ mit dem Schwerpunkt ‚Erneuerbare Energien/Klimaschutz‘ angeboten werden.“ (Freitag 2007) 2012 eröffnete die Hochschule statt des Wittenberger Standortes einen in Berlin (http://www.bits-hochschule.de/de/berlin/, 14.9.2013).

- das Anbieten von Veranstaltungsmanagement – dieses Projekt erwies sich für einen ehrenamtlich arbeitenden Verein, den dann gegründeten Campus Wittenberg e.V., als zu ambitioniert (ebd.);
- die Einrichtung einer wittenbergbezogenen Bildungsdatenbank[305] – sie wurde in einer Schrumpfvariante als Veranstaltungskalender, der Teil der Campus-Homepage ist, umgesetzt und 2015 wegen zu hohen Pflegeaufwands wieder eingestellt;
- die Ansiedlung einer Kulturakademie in den Cranach-Höfen, die Fernstudiengänge anbietet;
- die integrierte Online-Bestandspräsentation der in Wittenberg angesiedelten Archive und Bibliotheken mit Reformationsbezug.[306] Diese virtuelle Vorwegnahme und Ergänzung der realen Bibliothek – zu speisen mit Bestandsnachweisen der Stiftung Luthergedenkstätten (Lutherhaus), des Evangelischen Predigerseminars, des Stadtkirchenarchivs und der Städtischen Sammlungen – gelang während und auch nach der IBA nicht.

Insgesamt: Die IBA war in Wittenberg auch mit Verzweigungen und Fortsetzungen verbunden, die nicht direkt der IBA zuzuordnen sind, aber ohne sie nicht zustandegekommen wären. Einige der Sanierungsprojekte wiederum, etwa der Umbau der Amtshäuser zur Jugendherberge („Jugend im Campus“) oder die Rettung des Wilhelm-Weber-Hauses vor dem Zerfall („Wissenschaft im Campus“), wären auch ohne IBA realisiert worden, sind aber konzeptionell integriert worden. Eingebettet in das Campus-Thema wurden während der IBA-Laufzeit zudem eine Schülerakademie und ein Mehrgenerationenhaus (finanziert aus dem entsprechenden Bundesprogramm) gegründet. Nach der IBA, aber unmittelbar an sie anknüpfend, entstand 2012 in Kooperation von Stadt und Landkreis das Bildungszentrum Lindenfeld – allerdings ohne bisher durchschlagende Wirkungen zu erzeugen – und wurde das alte Exzerzierhaus saniert. 2018 wird auch noch die Reformationsgeschichtliche Forschungsbibliothek fertiggestellt. Zentrale Akteure dieser Prozesse waren, neben anderen, wissenschaftliche und wissenschaftsaffine Institutionen der Stadt: die Stiftung Luthergedenkstätten, das Institut für Hochschulforschung (HoF), das Institut für deutsche Sprache und Kultur sowie die Evangelische Akademie.

Die Aktivitäten der Wittenberger Wissenschaftseinrichtungen für Wittenberg

Gerade in einer Stadt, die keine Hochschule im herkömmlichen Sinne hat, wirken ansässige wissenschaftliche Einrichtungen per se belebend (während ihre Aktivitäten in Hochschulstädten leicht in der allgemeinen Betriebsamkeit untergehen können). Sie veranstalten Tagungen, ziehen Forscher/innen zu Gastaufenthalten an und geben Impulse in die Stadtgesellschaft, etwa über Vortragsabende. Hier soll nun aber interessieren, ob neben den schlichten Anwesen-

[305] „So soll unter anderem eine ausführliche Bildungsdatenbank in Abstimmung mit der Universität Halle aufgebaut werden“ (Keitel 2006).

[306] siehe Campus Wittenberg, 2. Sitzung des Vorstandes 2008, in: Slg. Pasternack, WZW, Bestand: Campus Wittenberg, Ordner: Vorgang 2008-: „2008“

heitseffekten auch explizit auf den Sitzort bezogene Aktivitäten entfaltet werden.

Dass die Stiftung Leucorea ihre Stärken mehr als Tagungshaus denn als wissenschaftliche Einrichtung entfaltete, wurde in Wittenberg häufig als Ernüchterung und mit Unzufriedenheit wahrgenommen. „Der ganz große Wurf ist uns bei der LEUCOREA bisher nicht gelungen", bemerkte der Oberbürgermeister auf der 10-Jahres-Feier der Stiftung und fügte diplomatisch an: „aber nur Träumer haben das wohl erwartet" (Naumann o.J.: 10). Tatsächlich wünschte man sich in mancherlei Hinsicht eine dynamischere und inhaltlich eine stärker akademische Entwicklung der Stiftung. Dem standen die begrenzten Ressourcen entgegen. Doch sollten die Enttäuschungen nicht den Blick darauf verstellen, was dennoch erreicht werden konnte – gerade auch mit thematischem Bezug auf den Sitzort.

Die inhaltliche Arbeit der Stiftung bezieht sich zwar auf die Lutherische Reformation und Reformationswirkungsgeschichte insgesamt. Sie muss dabei aber naturgemäß einen Schwerpunkt auf Wittenberg als historischem Ausgangspunkt des Untersuchungsgegenstandes haben. Entsprechend beziehen sich zahlreiche der Forschungen und Forschungsergebnisse auf die historischen Ereignisse in der Stadt.[307]

Seit 2009 steht dabei das Projekt „Ernestinisches Wittenberg" im Zentrum. Es untersucht den Wandel, der sich mit dem Regierungsantritt Friedrichs des Weisen im Jahre 1486 im Bereich der städtischen Infrastruktur, der Residenz, des kirchlichen und bürgerlichen Lebens und der Universität vollzog: Wie stellte sich Wittenberg vor Friedrich dem Weisen dar, wie vor der Universitätsgründung, wie veränderte sich die Stadt bis 1517 und wie bis zur Niederlage im Schmalkaldischen Krieg 1547? Die Veränderungen werden anhand bisher nicht ausgewerteter Schriftquellen, bildlicher Darstellungen, archäologischer, kunst- und bauhistorischer Zeugnisse erforscht.[308]

Wissenschaftsüblich werden die Erträge der Forschungen in einer Schriftenreihe, den „Wittenberg-Forschungen", publiziert.[309] Doch daneben veranstaltet das Forschungsteam auch öffentliche Abendvorträge für das interessierte Wittenberger Publikum[310] und steht als Ansprechpartner für aktuelle Wittenberger Bauprojekte, die Eingriffe in alte Bausubstanz bedeuten, zur Verfügung.

Im Gebäude der Leucorea hat auch das Institut für Hochschulforschung Halle-Wittenberg (HoF) seinen Sitz.[311] Als sozialwissenschaftliches Institut, das zudem einen Arbeitsschwerpunkt in der Zeitgeschichte unterhält, konnte es im Laufe seiner 20jährigen Geschichte eine ganze Reihe an lokalen Anknüpfungspunkten

---

[307] vgl. die mittlerweile 28 Bände der Schriftenreihe „Leucorea-Studien zur Geschichte der Reformation und der Lutherischen Orthodoxie": http://www.eva-leipzig.de/reihen.php?id=18 (4.1. 2016)

[308] http://www.lda-lsa.de/forschung/kooperationen/projekt_ernestinisches_wittenberg/ (28.5. 2014)

[309] bislang drei Bände, vgl. http://wittenberg.zwoelfmedien.net/site/home/publikationen (4.1. 2016)

[310] vgl. http://wittenberg.zwoelfmedien.net/site/home/vortraege (4.1.2016)

[311] vgl. www.hof.uni-halle.de und das Resümee der ersten 20 Jahren Institutsjahre in Pasternack (2016a)

mobilisieren. Zwar hat sein eigentlicher Forschungsgegenstand – Hochschulsysteme, Hochschulbildung und Wissenschaftsentwicklungen – einen potenziell weltweiten Horizont. Doch beschränkte sich das Institut nicht darauf, in die Ferne zu schweifen, sondern unternahm alsbald auch lokal bezogene Aktivitäten.

Das begann vergleichsweise pragmatisch damit, dass die Bibliothek des Instituts Schulklassen und Praktikanten aus Wittenberger Gymnasien zu Gast hat und HoF-Wissenschaftler/innen an den örtlichen Gymnasien Vorträge zur Studienwahl halten. 2007-2010 war das Institut im städtischen IBA-Lenkungsausschuss vertreten und stellte 2007-2016 den 2. Vorsitzenden des Campus Wittenberg e.V. mit. Bereits im Jahre 2000 waren die lokal bezogenen Aktivitäten dadurch intensiviert worden, dass HoF ein Forschungsprogramm „Bildung und Wissenschaft in Wittenberg seit 1817“ startete.

An dessen Beginn hatte das 500jährige Gründungsjubiläum der Universität Halle-Wittenberg im Jahre 2002 gestanden, das sich auf deren Wittenberger Quellinstitution, die historische Leucorea, bezog. Dieser Anlass führte zu einer Überlegung, die den Ort Wittenberg betraf: Es schien eine gewisse Merkwürdigkeit zu sein, ein solches Jubiläum zu feiern, ohne den Umstand zu thematisieren, dass der Ort des Jubiläumsanlasses in 177 von den 500 Jahren kein universitärer Standort gewesen war. 1817 war die Universität Leucorea aufgehoben worden – administrativ vollzogen als Vereinigung mit der Friedrichs-Universität zu Halle/Saale, und erst 1994 erfolgte die Gründung der Stiftung Leucorea, die sich in der historischen Kontinuität zur Universität sieht. In den Jahren dazwischen gab es gelegentliche Feierstunden, die an die alte Hochschule erinnerten, aber kein universitäres Leben.

Von Interesse war hier nun zunächst, woran die seit 1994 beabsichtigte Wiederbelebung vor Ort anknüpfen konnte. Denn es hat zwischen 1817 und 1994 in Wittenberg zwar kein akademisches Leben im engeren Sinne gegeben, sehr wohl hingegen fanden Wissenschaft und (Höhere) Bildung in relevantem Umfang statt. Auch an Orten ohne Universität können entsprechende Aktivitäten und Instituten entstehen – aus praktischen Gründen, bspw. solchen der technologisch-industriellen Innovation, aus strukturpolitischen Gründen, die zur Ansiedlung nichtuniversitärer Forschungs- und Bildungseinrichtungen führen, aus kulturellen Motiven bildungsbürgerlicher Distinktions- oder proletarischer Bildungsbedürfnisse, aus historischen Gründen etwa des Vorhandenseins überregional bedeutender Archive usw.

Obgleich Wittenberg mit der Universität etwas für seine städtische Existenz und sein Selbstverständnis sehr Gewichtiges verloren hatte, entwickelte die Stadt alsbald aus sich heraus auch wieder Eigenes und schöpfte Kräfte aus anderen Quellen. Eine Wittenberger Besonderheit hierbei besteht darin, dass sich in der Stadt zwei Linien wissenschaftlicher und wissenschaftsnaher Aktivitäten unterscheiden lassen: die reformationsbezogenen und die nicht auf die Reformation bezogenen. Wittenberg hatte sein städtisches Leben gleichermaßen als Erbeverwalterin der Reformation wie als ‚ganz normale’ Stadt mit jeweils aktuellen und in die Zukunft gerichteten Interessen zu gestalten. Diese Doppelgleisigkeit prägte auch ihr 19. und 20. Jahrhundert. Die derart gezogenen Spuren freizule-

gen, zu dokumentieren, zu systematisieren und damit dem öffentlichen Bewusstsein verfügbar zu machen, war das erste Anliegen des Projekts.

Daneben interessieren in einer weiteren Perspektive einige fachwissenschaftliche Fragen: In welcher Weise partizipierten periphere Orte – im Unterschied zu Metropolen – an der rasanten industrialisierungsbedingten Verbreiterung von Qualifikationserfordernissen, Bildungsbedürfnissen und Verwissenschaftlichungstendenzen seit dem 19. Jahrhundert? Wie sind die diesbezüglichen Ausgangsbedingungen für eine Einbindung geografischer Randlagen in heutige und künftige wissensgesellschaftliche Entwicklungen zu bewerten? An diesen Fragestellungen zeigt sich, dass HoF in erster Linie ein sozialwissenschaftliches und kein regionalforscherisches Institut ist.

Seit 2000 wurden sechs Projekte im Rahmen des Forschungsprogramms „Bildung und Wissenschaft in Wittenberg" realisiert:

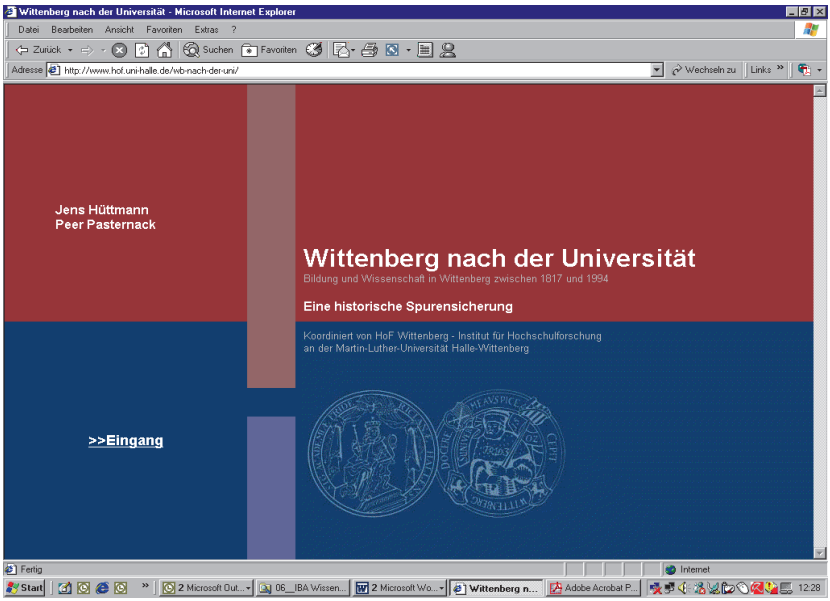
- *Monografie „177 Jahre. Zwischen Universitätsschließung und Gründung der Stiftung Leucorea: Wissenschaft und Höhere Bildung in Wittenberg 1817–1994":* Die Darstellung wurde zum 500. Gründungsjubiläum der Wittenberger Universität im Jahre 2002 verfasst und im Rahmen der Reihe „Themata Leucoreana, Vorträge und Abhandlungen der Stiftung Leucorea" publiziert. Sie widmet sich der Zeit, in der Wittenberg kein universitärer Standort war, und fragt danach, inwieweit auch ohne den institutionellen Hintergrund einer Universität Wissenschaft und Höhere Bildung in Wittenberg existierten. Ein abschließendes Kapitel behandelt den Zusammenhang von „Geschichte, Geschichtspolitik und städtischer Öffentlichkeit". (Vgl. Pasternack 2002)

- *Ausstellung „Wittenberg nach der Universität":* Auch dieses Projekt wurde anlässlich des 500. Gründungsjubiläums der Wittenberger Universität realisiert. Die Ausstellung konnte vom Juni bis November 2002 im Schloss Wittenberg, in den Sonderausstellungsräumen des Riemer-Museums, gezeigt werden. Anschließend wurde sie ins Internet überführt (Übersicht 46; vgl. Hüttmann/Pasternack 2003).[312] Die Ausstellung zeigt, welche akademischen Spuren nach der Universitätsaufhebung 1817 in Wittenberg weiter bestanden oder neu gezogen wurden.

  Die Ausgangspunkte der Betrachtung bilden dabei die vier Fakultäten der alten Universität, gefolgt von den – im einzelnen sehr unterschiedlich ausgefallenen – Kontinuitätsbrüchen nach der Universitätsschließung. Es werden Institutionen mit ihrer Geschichte zwischen 1817 und heute präsentiert, die zwar keine Fortsetzung der Universität sind, aber inhaltliche Anknüpfungspunkte zu dem aufweisen, was bis 1817 an den Universitätsfakultäten stattgefunden hatte. An Hand vielfältiger Exponate wird Wittenberg so als Ort theologischer Ausbildung (Theologische Fakultät der alten Universität – Predigerseminar), als Ort medizinischer Ausbildung und Versorgung (Medizinische Fakultät – Hebammenlehranstalt und Paul-Gerhardt-Stift), als Ort der Rechtsprechung (Juristische Fakultät – Amtsgericht) sowie als Ort propädeutischer Ausbildung und naturwissenschaftlicher Forschung (Artisten- bzw. Philosophische Fakultät – Melanchthon-Gymnasium und Piesteritzer Industrieforschung) dargestellt.

[312] http://www.hof.uni-halle.de/wb-nach-der-uni/ >> Ausstellung (4.1.2016)

Übersicht 46: Homepage zu „Wittenberg nach der Universität“



Beteiligt an der Vorbereitung und Durchführung waren zahlreiche lokale Partner: Schüler/innen des Melanchthon-Gymnasiums, Ärzte des Krankenhauses der Paul-Gerhardt-Stiftung, die Bibliothekare des Predigerseminars sowie Wissenschaftler aus dem Kreise der Piesteritzer Industrieforschung und des früheren Wittenberger Instituts für Umweltschutz. Zur Ausstellung erschien zudem ein Katalog (vgl. Hüttmann 2002).

- *„Wissensspuren. Bildung und Wissenschaft in Wittenberg nach 1945“*: Zu diesem Thema erschien 2001 zunächst eine einführende Überblicksdarstellung (Pasternack 2001) und im Jahre 2004 ein umfänglicher Sammelband (Hüttmann/Pasternack 2004). Letzterer knüpfte an die vorangegangenen Projekte an und stellt umfassend die Geschichte von Bildung und Wissenschaft in Wittenberg zwischen 1945 und 1994 dar. Jene Zeit umfasst die fünf Jahrzehnte, die unmittelbar vor der Wiederbelebung universitären Lebens in Wittenberg im Jahre 1994 – markiert durch die Gründung der Stiftung Leucorea – standen. Darüber hinaus zeichnet sich der Zeitabschnitt dadurch aus, dass die Historiker nicht allein auf schriftliche Überlieferung angewiesen sind, sondern Zeitzeugen zur Verfügung stehen. An diesem Projekt waren insgesamt 37 Autorinnen und Autoren – fast alle aus Wittenberg – beteiligt.

  Im Ergebnis liefert der Band eine umfassende zeitgeschichtliche Bestandsaufnahme von Bildung und Wissenschaft in den fünf Nachkriegsjahrzehnten. Deutlich wird einerseits, wie die DDR mit der Rolle Wittenbergs als Zentrum der reformationshistorischen Topografie umging, und andererseits, welche geistigen Räume sich die Bevölkerung einer mittelgroßen Stadt in der DDR sicherte bzw. erschloss. Dass es Beiträge zum Lutherhaus, zu Oskar Thulin, zum Predigerseminar, zur Piesteritzer Industrieforschung, zum Institut für Umweltschutz,

zum Kirchlichen Forschungsheim und zur Wittenberger Schulgeschichte gibt, wird kaum verwundern. Andere Themen mussten erst aus den Erinnerungsschichten freigelegt werden, bspw. die Betriebsakademie des Gummiwerkes Elbe. Daneben finden sich Beiträge zur wissenschaftlichen und Bildungsinfrastruktur: Stadtkirchenarchiv, Paul-Gerhardt-Stiftung, Städtische Sammlungen, Melanchthonhaus, Wittenberger Bibliotheksgeschichte, den A. Ziemsen Verlag. Ausführlich wird im weiteren die sog. Freizeitforschung (heute: *citizen science*) behandelt, ohne deren Leistungen die professionelle Botanik, Ornithologie oder Entomologie kaum möglich wäre: in Wittenberg betrieben in den naturkundlichen Fachgruppen sowie denjenigen zur Denkmalpflege und Heimatgeschichte im Kulturbund.

- *„Otto Kleinschmidt – Ein exemplarisches Leben und Werk im 20. Jahrhundert":* Dieses Projekt wurde in Kooperation mit der Evangelischen Akademie Sachsen-Anhalt betrieben. Die Akademie betreute seit der Integration des Kirchlichen Forschungsheims den Nachlass Otto Kleinschmidts (1870-1954), erster Forschungsheimleiter, Theologe und Zoologe, Weltanschauungspublizist und Ausstellungsmacher sowie Dozent am Evangelischen Predigerseminar in Wittenberg. Dass er all dies in drei verschiedenen politischen Systemen war – Weimarer Republik, Nationalsozialismus und SBZ/DDR –, macht sein Leben und Werk auch über den biografischen Einzelfall hinaus interessant. Im Rahmen des Projekts wurde der Nachlass sortiert, eine Magisterarbeit geschrieben (Schober 2005), 2007 eine Ausstellung realisiert (vgl. Kopischke et al. 2007), eine Tagung veranstaltet[313] und schließlich der Nachlass ins Archiv der Akademie der Naturforscher Leopoldina in Halle, deren Mitglied Kleinschmidt war, überführt.[314]

- *„Wittenberg als Bildungsstandort – Eine Expertise zum IBA-2010-Prozess":* Diese Untersuchung wurde 2005 realisiert, um die Bewerbung der Stadt Wittenberg zur IBA „Stadtumbau Sachsen-Anhalt 2010" zu unterstützen (Pasternack/Müller 2005). In der daraus entstandenen Expertise wird die Frage untersucht, welche Potenziale Wittenberg hat und gegebenenfalls entwickeln könnte, um sich künftig explizit als Bildungsstandort zu profilieren.[315]

- *„Wissenschaftsort Wittenberg: Perspektiven über 2017 hinaus":* 2011 hatten die Partner der neu gebildeten Landesregierung in ihrem Koalitionsvertrag vereinbart, „eine Zusammenführung der durch das Land finanzierten wissenschaftlichen Einrichtungen in Wittenberg mit dem Ziel der Vereinfachung von Zuständigkeiten, der Leistungssteigerung durch Synergieeffekte und damit der effizienten Verwendung der Zuschussmittel des Landes" anzustreben (CDU/SPD 2011: 20). Dafür wurde im Auftrag des sachsen-anhaltischen Wissenschaftsministeriums ein Stufenplan entwickelt (Pasternack 2012). Beide – die Absicht und der Stufenplan – sind bislang nicht umgesetzt, da während der Vorbereitung des Reformationsjubiläums 2017 keine (zusätzlichen) Turbulenzen erzeugt werden sollen.

---

[313] http://www.hof.uni-halle.de/wb-nach-der-uni/download/programm2007-51-07.pdf (4.1. 2016)

[314] vgl. Leopoldina aktuell 07/2009, S. 34, http://www.leopoldina.org/uploads/tx_leopublication/2009_7_Newsletter_Deutsch.pdf (4.1.2016)

[315] dazu ausführlicher oben: „IBA Stadtumbau: Campus Wittenberg – Aus wenig mehr machen"

Das Institut für Hochschulforschung konnte mit diesen Aktivitäten nicht zuletzt eines zeigen: Auch Forschungsgegenstände, die vordergründig nur wenig mit dem konkreten Sitzort zu tun haben – wie z.B. Hochschulsysteme –, lassen sich für die Entwicklung der Stadt durchaus fruchtbar machen.

5. Querschnittsanalysen

Die folgenden Querschnittsbetrachtungen werten zum einen die oben unternommenen Fallanalysen aus und ergänzen dies zum anderen dadurch, dass auch die weiteren sachsen-anhaltischen Hochschulstädte einbezogen werden.

5.1. Hochschulen und Forschungsinstitute und die IBA „Stadtumbau 2010“[316]

Die Internationale Bauausstellung „Stadtumbau Sachsen-Anhalt 2010“ (2002–2010) war ein Experiment von bundesweiter Bedeutung, das auch in internationalen Fachkreisen Beachtung gefunden hat: Die IBA zielte darauf, der Herausforderung schrumpfender Städte zu begegnen, indem diese Städte selbst exemplarische Antworten darauf entwickeln. Insgesamt 19 Städte hatten sich an der IBA beteiligt. 15 dieser Städte entwickelten dafür lokale Profile, die auf Bildungsfragen entweder fokussiert waren oder diese explizit einbezogen (i.f. „IBA-Bildungsstädte“).

Hochschulen und Forschungsinstitute gelten per se als Innovationsagenturen einer Gesellschaft. Es läge daher nahe, dass sie in Regionalentwicklungsprozessen wie dem einer Stadtumbau-Gestaltung, der explizit als Innovationsprozess angelegt ist, eine prominente Rolle spielten. Dies vorausgesetzt ist eine zukunftsrelevante Frage zu stellen: Gelingen Stadtentwicklungsprozesse an solchen Orten besser, an denen auch Hochschulen oder Forschungsinstitute vorhanden sind? Zur Beantwortung soll am konkreten Beispiel der IBA geprüft werden, ob die Städte, die über Hochschule(n) bzw. Forschungseinrichtung(en) verfügen, im Vorteil waren gegenüber Nichthochschulstädten, weil erstere auf wissenschaftliche Expertise vor Ort zurückgreifen konnten.

Anders als sonstige Akteure sind Wissenschaftseinrichtungen prädestiniert, Entwicklungen nicht einfach geschehen zu lassen, sondern wissensgestützt dazu beizutragen, einen strategischen Umgang damit zu entwickeln: Sie haben die intellektuellen Kapazitäten, um die Aufklärung der Problemlagen zu betreiben, im Haus. Die Hochschulen sind die einzigen Akteure, die über die institutionell konzentrierte Vielfalt an fachlichen Perspektiven verfügen, wie sie für eine erfolgreiche Bearbeitung schrumpfungsbezogener Fragestellungen erforderlich sind. Denn gerade die Herausforderungen des demografischen Wandels zu bearbeiten, benötigt die Bündelung verschiedener wissenschaftlicher Kapazitäten. Dies muss ebenso die Sozial- und Geisteswissenschaften wie die Medizin, Natur- und Ingenieurwissenschaften einschließen:

[316] Mitautor: **Uwe Grelak**

- Auf Architekten, Ingenieur- und Naturwissenschaftler/innen warten bauliche, Verkehrs- und technische Infrastrukturfragen sowie – Stichwort Stadtumbau – materialwissenschaftliche Probleme.
- Medizin, Gesundheits- und Pflegewissenschaften finden in den Problemen, die sich aus dem veränderten Altersaufbau der schrumpfenden Bevölkerung ergeben, zahlreiche Forschungsfragen.
- Die Sozial- und Raumwissenschaften werden benötigt, um angemessen reagieren zu können auf sich ändernde Generationenbeziehungen, Suburbanisierung, Verwaltungsprobleme dünn bevölkerter Siedlungsgebiete, Segregations- und soziale (Des-)Integrationsprozesse oder fragmentierte Entwicklungen, d.h. die parallele Existenz von Prosperitätsinseln und „stillen Stars“ neben Abschwungkorridoren.
- Erziehungswissenschaften und Bildungsforschung sind gefragt, wenn auf die Veränderungen der Relation von inner- und außerfamilialem Bildungs- und Kompetenzerwerb reagiert werden muss.
- Ökonomen und Agrarwissenschaftler werden von der Notwendigkeit regionalisierter Stoff- und Güterkreisläufe herausgefordert.
- Für Regional- und Landschaftsplaner stehen Fragen nach der Gestaltung des Verhältnisses besiedelter und entsiedelter Räume.
- Geisteswissenschaftler/innen finden Herausforderungen in den einhergehenden Orientierungsproblemen und der Notwendigkeit, dass sich die schrumpfenden Städte gleichsam neu erfinden müssen.

Wissenschaftliche Anknüpfungspunkte zu den Themen, die eine demografiebezogene IBA auf die Tagesordnung hievte, waren also zur Genüge gegeben. Unsere Auswertung konzentriert sich auf die Bildungsprojekte, die innerhalb der IBA verfolgt wurden (vgl. Grelak/Pasternack 2014). Diesbezüglich liegen die potenziellen Schnittmengen mit den ortsansässigen Hochschulen in besonderem Maße auf der Hand.

Fragen, die sich im Anschluss daran stellen, sind: Ergaben sich daraus Beteiligungen der Hochschulen? Spielten die Hochschulen eine – ggf. prägende – Rolle im IBA-Prozess ihrer Sitzstadt? Waren die Hochschulen und Forschungsinstitute in die lokalen Strategiebildungen – auch unabhängig von den Bildungsprojekten – für die IBA involviert? Letzteres läge insofern nahe, als sie Träger konzeptioneller Expertise sind.

Übersicht 47: IBA-Hochschulstädte und IBA-Bildungsstädte im Überblick



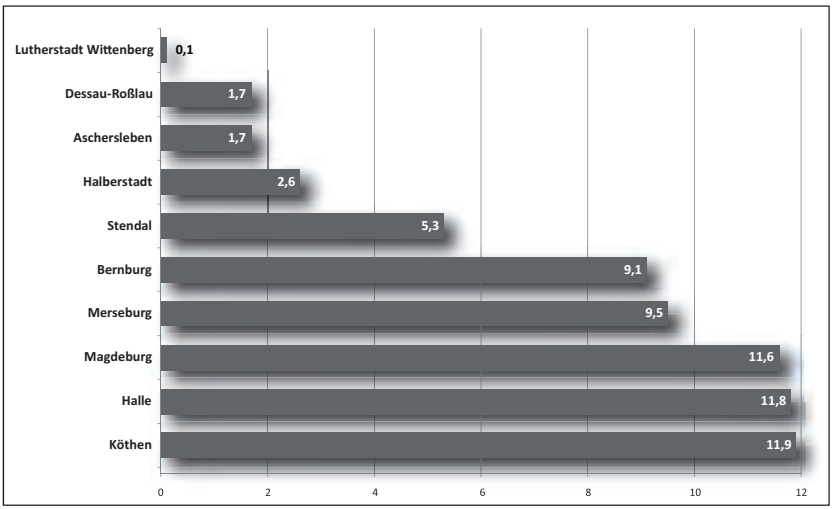
Zunächst: Welche institutionellen Voraussetzungen bestanden in dieser Hinsicht? Sachsen-Anhalt verfügt über sieben staatliche Hochschulen mit insgesamt zehn Standorten. Unter den hier untersuchten 15 IBA-Bildungsstädten haben zehn Hochschulen, Hochschulteile und/oder Forschungseinrichtungen (i.f. „IBA-Hochschulstädte“). Fünf der Städte sind ohne (öffentlich finanzierte) wissenschaftliche Einrichtungen. Die hochschulische Präsenz in den IBA-Bildungsstädten (ohne sonstige Forschungsinstitutionen) zeigt Übersicht 47. Einen Überblick zu Hochschulangehörigen pro Einwohner in den IBA-Bildungsstädten bietet Übersicht 48.

*Übersicht 48: Quantitative Präsenz von Hochschulen in den IBA-Bildungsstädten**

Stadt	Hochschule	IBA-Bildungsthemen	Wissenschaftler/innen	Studierende
Aschersleben	FH der Polizei	Bildungszentrum Bestehornpark	14	360
Bernburg	Teilstandort HS Anhalt	ZukunftsBildung – Lernen im Zentrum	207	2.949
Dessau-Roßlau	Teilstandort HS Anhalt	Wissensquartier	98	1.281
Halberstadt	Teilstandort HS Harz	Erfahrbarkeit „Ästhetik der Leere“	63	1.049
Halle (Saale)	M.-Luther-Univ.	Franckesche Stiftungen – Wieviel Öffnung? Kreativität als Krisenintervention in Halle-Neustadt	3.155	18.313
	Burg Giebichenstein KunstHS		184	1.076
	Ev. HS für Kirchenmusik		47	62
Köthen	Teilstandort HS Anhalt	Homöopathie als Entwicklungskraft	180	3.074
Lu. Wittenberg	Außenstandort Universität Halle-Wittenberg	Campus Wittenberg	50	–
Magdeburg	OvG-Universität	Wissenschaftshafen, Lukasklause, Lesezeichen	2.489	13.625
	HS Magdeburg-Stendal		353	4.343
Merseburg	HS Merseburg	Romanik Zentrum, Bücherfabrik	333	2.903
Stendal	Teilstandort HS Magdeburg-Stendal	Entwicklung lokale Bildungslandschaft	139	2.083
Bitterfeld-Wolfen	–	Bildung und FuE als Standortfaktor	–	–
Naumburg	–	Stadtbildung – Bürgerschaft und Baukultur	–	–
Quedlinburg	–	Lernlabor Denkmal	–	–
Wanzleben	–	Familie Stadt	–	–
Weißenfels	–	Wirtschaft schafft Bildung	–	–

* Von den 19 an der IBA beteiligten Städten hatten 15 solche IBA-Profile entwickelt, die entweder auf das Thema Bildung fokussieren oder Bildungsthemen integrieren.

Übersicht 49: Hochschulangehörige pro 100 Einwohner in den IBA-Bildungsstädten



5.1.1. Beteiligungsverhalten der Hochschulen und Forschungseinrichtungen

In sechs der zehn Städte mit wissenschaftlichen Institutionen waren die ortsansässigen Einrichtungen in der einen oder anderen Weise in den IBA-Prozess ihres Sitzortes involviert:

- *Bernburg und Hochschule Anhalt:* Für die Reorganisation des Stadtparks „Alte Bibel" am Saaleufer beschäftigten sich Studierende der Hochschule Anhalt mit der Erarbeitung von Gestaltungskriterien (IBA-Büro 2007: 120);
- *Dessau und Stiftung Bauhaus Dessau:* konzeptionelle Unterstützung der Stadt bei der Ausarbeitung des IBA-Profils;[317]
- *Dessau, Stiftung Bauhaus Dessau und Hochschule Anhalt:* Entwicklung des Wissensquartiers vor allem durch Umgestaltung der ehemaligen Kaufhalle am Bauhaus zur „Wissenshalle", d.h. eines gemeinsamen Bibliotheksgebäudes der beiden Institutionen (Locke 2009; vgl. Steglich 2010: 616);
- *Köthen und Hochschule Anhalt:* die Hochschule hatte die Verantwortung für die EDV der Europäischen Bibliothek für Homöopathie übernommen;[318]
- *Merseburg und Hochschule Merseburg:* zu IBA-Beginn Beteiligung der Fachhochschule an der IBA-Profilentwicklung als zentraler Akteur. Mit stark aus-

[317] Interview *Heike Brückner*, Landschaftsarchitektin, Wissenschaftliche Mitarbeiterin der Stiftung Bauhaus Dessau, von 2002 bis 2010 tätig für die IBA Stadtumbau, insbesondere für das Umbauprojekt der Stadt Dessau-Roßlau, 13.9.2012

[318] Bericht des Evaluationsgesprächs der IBA-Stadt Köthen am 09. Oktober 2006, in: Slg. Bauhaus Dessau, Bestand IBA-Büro, Ordner: Köthen, Grundlagen: „Ergebnisse Evaluation", S. 29

schlagenden Amplituden war die Hochschule dann auch operativ an der IBA beteiligt;

- *Stendal und Hochschule Magdeburg-Stendal:* Beteiligung an der Entwicklung der lokalen Bildungslandschaft, z.B. durch deren Kartierung und den Aufbau der Kinderuniversität (vgl. Geene et al. 2011), und Mitarbeit in der IBA-Projektwerkstatt-Arbeitsgruppe Technische Infrastruktur (Voigt 2010);
- *Wittenberg und Institut für Hochschulforschung* (An-Institut der MLU in der Stiftung Leucorea): konzeptionelle Entwicklung des „Campus Wittenberg" (vgl. Pasternack/Müller 2005);
- *Wittenberg und Stiftung Leucorea, Institut für Hochschulforschung, Institut für Deutsche Sprache und Kultur, Wittenberg-Zentrum für Globale Ethik:* operative Beteiligung durch Mitwirkung am Campus Wittenberg.[319]

Nicht involviert in die jeweiligen örtlichen IBA-Prozesse waren die ortsansässigen Hochschulen bzw. Hochschulteile in vier der zehn IBA-Hochschulstädte:

- Aschersleben: Fachhochschule der Polizei,
- Halberstadt: Hochschule Harz, Fachbereich Verwaltungswissenschaften,
- Halle: Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg,
- Magdeburg: Otto-von-Guericke-Universität.

Vier der IBA-Hochschulstädte kooperierten nicht nur mit ihrer eigenen, sondern auch mit einer nicht ortsansässigen sachsen-anhaltischen Hochschule:

- *Bernburg und Universität Magdeburg:* Für die ersten konzeptionellen Überlegungen zur Gestaltung seines Campus Technicus hatte sich Bernburg der Unterstützung durch die Magdeburger Professorin für Allgemeine Didaktik und Theorie der Schule, Renate Girmes, versichert.
- *Köthen und Universität Magdeburg:* gemeinsame Konzipierung eines (dann nicht zustandegekommenen) berufsbegleitenden Homöopathie-Masterprogramms für Ärztinnen, Ärzte und andere approbierte Heilberufe;[320]
- *Merseburg und Universität Halle:* Etablierung des Europäischen Romanikzentrums als An-Institut der MLU (vgl. Frese 2010: 692);
- *Wittenberg und Hochschulen Harz und Merseburg:* Planungen für eine (dann nicht zustandegekommene) Kulturakademie mit einem zweieinhalbjährigen Fernstudium mit dem Abschluss MBA in der Cranach-Stiftung (vgl. Nitz 2007).

Daneben organisierten sich auch zwei der IBA-Bildungsstädte ohne wissenschaftliche Institutionen die Unterstützung sachsen-anhaltischer Hochschulen bei der Umsetzung ihrer IBA-Programme:

---

[319] http://www.campus-wittenberg.de/verein/partner+mit+bildungsangeboten/partner.html (14.9.2013)

[320] http://www.homoeopathie-koethen.de/index.php?menuid=18 (23.1.2012); vgl. Heilmeyer (2010a: 656). Zu den Gründen des Scheiterns Karl-Heinz Daehre: „Dass das nicht geklappt hat, war am Ende der Tatsache geschuldet, dass es nach wie vor große Unterschiede zwischen Schulmedizin und Homöopathie gibt, und dass die Schulmedizin gegenüber der Homöopathie noch sehr reserviert ist." (in Akbar et al. 2014: 432)

- In *Wanzleben* befragten 2008 Studierende der Hochschule Magdeburg-Stendal Jugendliche zu deren Lebenssituation, Perspektiven und Mitgestaltungsbereitschaft in der Stadt (Albrecht 2008). Die Untersuchung prüfte die Ausgangsthese, dass Jugend- und Erwachsenenwelt in Wanzleben homogen, gegenseitig integriert und einander stark berührende Bereiche seien. Dies indes, so wurde im Ergebnis festgestellt, treffe nicht zu. Gleichwohl äußerten sich „die meisten der befragten Jugendlichen zufrieden mit ihrer Stadt Wanzleben". (MLV LSA 2010i: 23)
- In *Weißenfels* schloss im Rahmen der IBA-Aktivitäten das Netzwerk Ernährungsgewerbe Sachsen-Anhalt Süd mit der Hochschule Anhalt, Standort Bernburg einen Kooperationsvertrag. Dieser regelt die Zusammenarbeit auf den Gebieten der Lebensmittelforschung, Produktentwicklung und Zertifizierungen.[321]

Somit suchten acht der 15 IBA-Bildungs-Städte Kooperationen mit sachsen-anhaltischen Hochschulen oder Forschungsinstituten. Beteiligt daran waren 13 Einrichtungen (wobei Hochschulteile jeweils gesondert gezählt sind) in insgesamt 16 Einzelkooperationen.

Überdies unterstützte das Magdeburger Virtuelle Entwicklungs- und Trainingszentrum (VDTC) am Fraunhofer-Institut für Fabrikbetrieb und -automatisierung (IFF) das IBA-Büro: Das VDTC erstellte dreidimensionale, computeranimierte und interaktive Visualisierungen des Stadtumbaus in Bernburg, Lutherstadt Eisleben, Magdeburg sowie Staßfurt.[322]

Schließlich gab es fünf Fälle, in denen über Sachsen-Anhalt hinaus mit wissenschaftlichen Einrichtungen kooperiert wurde, wenn auch in vier Fällen letztlich ohne Erfolg:

- In *Halberstadt* bestand die Absicht, die Stadt zu einem Forschungsort zum Thema städtischer Leere zu entwickeln. Dazu experimentierten 2007 und 2009 Studierende der HTW Dresden und der TU Braunschweig in Halberstadt mit den Möglichkeiten der städtischen Leere. Im Dezember 2008 hatte ein Forschungskolloquium zum Thema „Dynamische Leere" stattgefunden, dessen Kooperationspartner die Freie Universität Berlin war. (MLV LSA 2010b: 27; IBA-Büro 2009: 168)

- Ursprünglich hatte die Stadt *Merseburg* beabsichtigt, ein Thema zu realisieren, welches die Rückkehr der Bewohner von den Stadtrandsiedlungen in die Innenstadt bewirken sollte. Für eine mögliche Umsetzung, „benötigen Stadt und IBA-Büro empirisch gesicherte Aussagen über den Rückkehr-Willen von Stadtrandbewohnern".[323] Diese lieferte eine Studie des Instituts für Stadtfor-

[321] http://www.iba-stadtumbau.de/index.php?fundament-fuer-die-standortentwicklung-gelegt (28.10.2011)

[322] http://www.iff.fraunhofer.de/de/geschaeftsbereiche/virtuell-interaktives-training/forschung/urbane-infrastrukturplanung/gelaendevisualisierung-stadtvisualisierung.html#new (10.1.2013)

[323] Anlage IBA-Büro v. 22. Juli 2007, in: Slg. Bauhaus Dessau, Bestand IBA-Büro, Ordner: Merseburg, Studie: „Aufgabenstellung". Die Ausschreibung ist vom 22.7.2003 datiert, und das Thema der Untersuchung lautete: „Rückkehr von Bewohnern aus Stadtrandsiedlungen in die Innenstadt".

schung und Strukturpolitik Berlin (IfS). Sie zeigte, dass die Zahl der Rückkehrwilligen zu gering sei (IfS 2004: 40), so dass die ursprüngliche Arbeitshypothese der Stadt nicht weiter verfolgt wurde.

- In *Halle*-Neustadt – einer der Schwerpunkte des halleschen IBA-„Doppelstadt"-Themas – wurden im Jahre 2005 Studierende aus der gesamten Republik und dem Ausland zu einer „Internationalen Sommerschule" eingeladen. Diese sollte konventionelle, klassische Formen der Wissensvermittlung aufbrechen. Auszuloten seien die ästhetischen Möglichkeiten der Neustadt und ihre Bedeutung für Halle zu befragen. Die „Widersprüche und Korrespondenzen von baulich-räumlichen Qualitäten, sozialen und kulturellen Chancen in Neu- und Altstadt" sollen freigelegt und experimentell gestaltet werden. „Dafür sollten Strategien, Methoden und Werkzeuge erfunden, diskutiert und ausprobiert werden." (ISS 2005: 6) Die ISS blieb ohne Dokumentation ihrer Ergebnisse.

- Die Stadt *Quedlinburg* unternahm Anläufe, um verstetigte Kontakte zu Hochschulen aufzubauen. Die Brandenburgische Technische Universität Cottbus schickt seit 2003 jedes Jahr Studenten des Master-Studiengangs UNESCO-Welterbestudien zum Praktikum nach Quedlinburg. Die Stadt, so die Hoffnung, sei ein idealer Standort, „um eine Art akademischer Dienstleistungsplattform anzubieten, auf der fachübergreifend Lehre und vielleicht sogar Forschung organisiert werden" (Spilker 2007: 211). Allerdings scheiterte die weitergehende Kooperation mit der BTU „an der fehlenden Möglichkeit zur länderübergreifenden Zusammenarbeit im Bereich der Kulturhoheit der Länder".[324] Eine Kooperation mit einer Außenstelle der Universität Lubbock in Texas, USA musste aus Finanzierungsgründen abgebrochen werden,[325] nachdem elf Studierende ein halbes Jahr lang in Quedlinburg einen Deutschkurs absolviert hatten.[326]

- In *Wittenberg* gab es (zum wiederholten Male) den Versuch, eine Hochschule in der Stadt anzusiedeln. Die private „Unternehmer-Hochschule" BITS Iserlohn wollte einen Standort eröffnen. Nachdem das Vorhaben vergleichsweise weit vorangeschritten war, wurde es zugunsten Berlins aufgegeben.[327]

[324] Bericht des Evaluationsgesprächs der IBA-Stadt Quedlinburg am 28. Oktober 2008, in: Slg. Bauhaus Dessau, Bestand IBA-Büro, Ordner: Quedlinburg: Grundlagen „Ergebnisse Evaluation", S. 5

[325] ebd., S. 6; http://www.iba-stadtumbau.de/index.php?zielvereinbarungen-20072008-quedlinburg und http://www.iba-stadtumbau.de/index.php?ergebnis-der-evaluation-2008-quedlinburg (8.3. 2011)

[326] Interview *Katrin Kaltschmidt*, Mitarbeiterin Stadtsanierung/Welterbe Quedlinburg, IBA-Verantwortliche, 6.7.2012

[327] Freitag (2007); vgl. http://www.bits-hochschule.de/de/berlin/ (14.9.2013)

Übersicht 50: Kooperationen der IBA-Bildungsstädte mit wissenschaftlichen Einrichtungen (mit und ohne Erfolg)

IBA-Bildungsstädte	Kooperierende Wissenschaftseinrichtung	
	orstansässig	extern
Aschersleben	–	
Bernburg	Hochschule Anhalt	Uni Magdeburg
Bitterfeld-Wolfen		
Dessau-Roßlau	Stiftung Bauhaus	
	Hochschule Anhalt	
Halberstadt	–	HTW Dresden, TU Braunschweig, FU Berlin
Halle (Saale)	–	Studentische Sommerschule
Köthen	Hochschule Anhalt	Uni Magdeburg
Lu. Wittenberg	Inst. f. Hochschulforschung	HS Harz/HS Merseburg
	Stiftung Leucorea, Institut für Deutsche Sprache und Kultur, Wittenberg-Zentrum für Globale Ethik	BITS Iserlohn
Magdeburg	–	
Merseburg	Hochschule Merseburg	Uni Halle-Wittenberg
		IfS Berlin
Naumburg		
Quedlinburg		BTU Cottbus, Univ. of Lubbock/Texas
Stendal	Hochsch. Magdeburg-Stendal	
Wanzleben		Hochsch. Magdeburg-Stendal
Weißenfels		Hochschule Anhalt

Farblegende: Konzeptionelle Mitarbeit am lokalen IBA-Profil | Operative Mitarbeit bei der Umsetzung

5.1.2. Kooperationsqualitäten

Konzeptionsbezogene Kooperationen

In vier von zehn IBA-Hochschulstädten waren ortsansässige Hochschulen oder Institute an der konzeptionellen Erarbeitung des jeweiligen lokalen IBA-Profils beteiligt.

In *Dessau* arbeiteten die Stadt und die ortsansässige Stiftung Bauhaus gemeinsam die Themen der IBA-Bewerbung aus. Alles andere wäre auch höchst verwunderlich gewesen: Die Stiftung war nicht nur wesentlicher Träger der IBA, sondern ist auch die einzige Institution in Sachsen-Anhalt, die sich theoretisch wie praktisch mit Fragen der Stadtentwicklung befasst.

In *Merseburg* war die in der Stadt sitzende Fachhochschule zu Beginn des IBA-Prozesses zentraler konzeptioneller Akteur. Die grundlegende Idee für das Merseburger IBA-Thema – „Neue Milieus – Neue Chancen" – stammte von der Hochschule. Sie „ging aus einer Studie von Mitarbeitern der Hochschule Merse-

burg hervor, die eine verhältnismäßig homogene Bevölkerungsstruktur und fehlende Urbanität in der Stadt konstatierte".[328]

Die Beschäftigung mit Fragen der Urbanität entstammte den Kulturgesprächen, welche die Hochschule Merseburg seit dem Jahr 2000 veranstaltet. Im Vorfeld des Kulturgesprächs 2003 war der Stadtraum analysiert worden – mit dem Ergebnis, dass die Stadt Merseburg nicht ‚lebe'.[329] Weitere Studien, die im Rahmen von Lehrforschungsprojekten erarbeitet wurden, folgten.[330] Im Zusammenhang der ‚nicht lebenden' Stadt war auch die räumliche Trennung von Hochschule und Stadt problematisiert worden. Es gab gemeinsame Interessen von Stadt und Hochschule daran, diese zu überwinden. Dazu sollte eine Reihe von Projekten angestoßen werden, die sich als „Trittsteine" zwischen Hochschulcampus und Innenstadt etablieren: studentisches Wohnen und Kulturprojekte insbesondere.

In *Stendal* wurde die ortsansässige Hochschule – ein Teilstandort der Hochschule Magdeburg-Stendal – zu einem wesentlichen Akteur des IBA-Prozesses: Sie war darauf bedacht, sich lokal zu verankern und gleichsam zu legitimieren.[331] Die IBA habe dafür das erste Mal eine Arbeitsebene geboten, die über das theoretische Bild der Verzahnung von Stadt und Hochschule hinaus eine praktische Kooperation verlangte.[332] Da in Stendal während der IBA – plangemäß – nichts gebaut wurde, kam es dort besonders auf konzeptionelle Arbeit an. Es ging inhaltlich darum, wie eine demografiefeste regionale, dann – eingeschränkt durch Kooperationsprobleme in der Region – lokale Bildungslandschaft gestaltet werden könne. In die Ideenfindung konnte die Hochschule Erfahrungen einbringen, über die sie dadurch verfügt, dass sie einen Studiengang Kindheitswissenschaften unterhält.

In *Wittenberg* übernahm es das Institut für Hochschulforschung (HoF) in einer krisenhaften Situation für die IBA-Bewerbung, die Grundlagen für den ideellen ‚Überbau' des IBA-Profils zu erarbeiten, der eine konzeptionelle Integration der baulichen ‚Basis'-Projekte ermöglichte (vgl. Pasternack/Müller 2005). Mit dem HoF-Gutachten wurde die ‚Campus'-Idee ausformuliert und die IBA-Beteiligung gerettet.

Zugleich konnte damit die Grundlage dafür gelegt werden, dass Wittenberg fortan zu einer der erfolgreichsten IBA-Städte wurde und die meisten seiner geplanten Bauprojekte realisieren konnte. Das Verdienst für die weitere Umsetzung kommt dann aber vor allem dem kommunalen Fachbereich für Stadtentwicklung und dem 2006 gegründeten Campus Wittenberg e.V. zu.

---

[328] Bericht des Evaluationsgesprächs der IBA-Stadt Merseburg am 03. November 2006, in: Slg. Bauhaus Dessau, Bestand IBA-Büro, Ordner: Merseburg: Grundlagen „Ergebnisse Evaluation", S. 47. Vgl. SozialKulturProjekte (2004).

[329] Albrecht et al. (2003); vgl. auch SozialKulturProjekte (2004)

[330] Liese/Müller/Guehlemann (2006), Müller/Hänsch/Beyer (2006) sowie Gemeinschaftsarbeit von Studenten des Studiengangs Kultur- und Medienpädagogik der Hochschule Merseburg (FH) (2007)

[331] Interview Raimund Geene, 9.7.2012

[332] Interview Susanne Borkowski, 9.7.2012

Operative Kooperationen

In allen vier IBA-Hochschulstädten, in denen ortsansässige wissenschaftliche Einrichtungen konzeptionelle Beiträge zur lokalen IBA-Programmierung geleistet hatten, kam es auch zu Kooperationen auf der operativen Ebene.

In *Dessau* realisierten Stadt, Stiftung Bauhaus und Hochschule Anhalt ein gemeinsames Bauprojekt. Dieses war eingeordnet in eine Planung der Aufwertung des Bauhaus-Umfelds, das zugleich Hochschulumfeld ist: Einen der urbanen Kerne, die Dessau während der IBA realisieren wollte, stellte das „Wissensquartier" dar. Umgesetzt wurde dort die Ertüchtigung einer ehemaligen Kaufhalle aus den 50er Jahren zur Bibliothek für die Stiftung Bauhaus und die Hochschule Anhalt.

In *Lutherstadt Wittenberg* waren sowohl das Institut für Hochschulforschung, das an der lokalen IBA-Profilerarbeitung beteiligt war, als auch die weiteren ortsansässigen wissenschaftlichen Einrichtungen operativ an der IBA beteiligt. Sie arbeiten fast alle im Campus Wittenberg e.V. mit, z.T. als jahrelange Vorstandsmitglieder. Eine Ausnahme bildete hier lediglich das WZW Wissenschaftszentrum Sachsen-Anhalt Wittenberg: Es war zwar Nutznießer eines IBA-Projekts – der Sanierung des Wilhelm-Weber-Hauses zur Nutzung als WZW-Sitz –, wurde jedoch kein Mitglied des Campus Wittenberg e.V.

In *Merseburg* speiste die Fachhochschule ein Vorhaben in den IBA-Prozess ein, das unmittelbar beim Bevölkerungsschwund ansetzte: Einen Teilausgleich für diesen Schwund, aber auch einen Beitrag zur Milieu-Heterogenisierung sollte die Belebung der Stadt durch ausländische Studierende bringen. Dazu war geplant, 600 Studienplätze für chinesische StudentInnen anzubieten und durch entsprechende Akquisemaßnahmen zu füllen.[333] Das Projekt konnte während der IBA nicht realisiert werden.

Insgesamt war die operative Beteiligung der Hochschule Merseburg an den IBA-Aktivitäten durch stark ausschlagende Amplituden gekennzeichnet. 2007 hatte sich die Fachhochschule zeitweise aus dem IBA-Prozess zurückgezogen. Der Grund: Seitens der Stadt war die Idee, den randstädtisch gelegenen Hochschulcampus mehr in die Stadtentwicklung einzubringen, zu Gunsten einer Fokussierung auf die innerstädtischen Burgberg-Projekte zurückgestellt worden (MLV LSA 2010h: 6, 30). Dadurch schienen „die Standorte der Hochschule von einer neuen Entwicklung zunächst ausgeschlossen".[334] 2008 konnte die Hochschule nach Gesprächen mit der Stadt überzeugt werden, sich wieder stärker in den IBA-Prozess einzubringen. Entstanden ist dann in Kooperation von Stadt und Hochschule ein lokaler IBA-Abschlussfilm „Raumpioniere erobern den Burgberg", der alle Merseburger IBA-Projekte vorstellt (Turuntas/Greiß 2010).

Nicht mit der Hochschule Merseburg, aber mit der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg hatte dann jedoch in Merseburg auch ein Projekt umgesetzt

---

[333] Protokoll der Sitzung des IBA-Lenkungsausschusses am 09. Juni 2004 in Magdeburg, in: Slg. Bauhaus Dessau, Bestand IBA-Büro, Loseblattsammlung, S. 2

[334] Bericht des Evaluationsgesprächs der IBA-Stadt Merseburg am 10. Oktober 2007, in: Slg. Bauhaus Dessau, Bestand IBA-Büro, Ordner: Merseburg: Grundlagen „Ergebnisse Evaluation", S. 48

werden können, das sich auf die im Laufe der IBA immer stärker fokussierte Entwicklung des Dom-Areals bezog. 2008 wurde das Europäische Romanik Zentrum (ERZ) als An-Institut der MLU in Merseburg eröffnet. Seine Gründung fand auf Initiative der Domstifter und von unter anderem Leonhard Helten, Professor am Institut für Kunstgeschichte der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, statt. Insgesamt drei Professuren der MLU waren an der Gründung beteiligt.[335] Es wurde im ehemaligen Küsterhaus, bekannt auch als Domklausur, angesiedelt.

In *Stendal* engagierte sich der ansässige Teil der Hochschule Magdeburg-Stendal beim Aufbau einer lokalen Bildungslandschaft. So erfolgte eine Erfassung der Stendaler Bildungsakteure, die Eingang in das während der IBA geschaffene Bildungsportal fand.[336] Letzteres stellte zugleich ein repräsentatives und organisierendes Instrument der lokalen Bildungslandschaft dar und sollte „Kooperations- und Vernetzungspotenziale" erschließen sowie sichtbar machen (MLV LSA 2010d: 25). Das Bildungsportal konnte im Anschluss an die IBA aus Kostengründen nicht verstetigt werden und existiert heute nicht mehr.

In Kooperation zwischen Hochschule Magdeburg-Stendal und Winckelmann-Gesellschaft, die das Stendaler Winckelmann-Museum betreibt, war 2008 die Stendaler Kinderuniversität eingerichtet worden.[337] Auch an den seit 2009 stattfindenden Bildungskonferenzen war die Hochschule aktiv beteiligt. Die Konferenzen sollten die Herausbildung des Netzwerks der lokalen Bildungspartner stützen und fördern.[338] Aus Kostengründen finden sie inzwischen nicht mehr statt. Daneben arbeiteten Hochschulvertreter in der Stendaler IBA-Projektwerkstatt-AG „Technische Infrastruktur" mit (Voigt 2010).

Zwei andere Hochschulteile haben ihren Sitzort in geringem Maße bei der Realisierung der IBA-Vorhaben operativ unterstützt: In *Bernburg* beschäftigten sich Studierende der Hochschule Anhalt mit der Erarbeitung von Gestaltungskriterien für die Reorganisation des Stadtparks „Alte Bibel" am Saaleufer (IBA-Büro 2007: 120). In *Köthen* hatte die Hochschule Anhalt die Verantwortung für die EDV der Europäischen Bibliothek für Homöopathie übernommen.

Nichtkooperationen und nicht gelungene Projekte

In vier der zehn IBA-Hochschulstädte waren die ortsansässigen Einrichtungen weder konzeptionell noch operativ an der IBA beteiligt. Dies betrifft zum einen Aschersleben, wo die Fachhochschule der Polizei nicht involviert, und Halberstadt, wo der dort sitzende Fachbereich Verwaltungswissenschaft der Hochschule Harz nicht beteiligt war. Zum anderen betrifft es die beiden Landesuniversitäten in Halle und Magdeburg. Beide waren weder an den konzeptionellen noch den Umsetzungsprozessen der IBA in ihren Sitzstädten beteiligt (allerdings

[335] Interview Leonard Helten, 16.7.2012; Gringer (2007)

[336] http://www.bildungsportal-stendal.de/98.html (21.11.2012)

[337] Einen Überblick zu Zielen, Schwierigkeiten und den bisher gehaltenen Veranstaltungen gibt Geene et al. (2011).

[338] Interview Torsten Mehlkopf, 9.7.2012

an anderen Orten: die MLU in Merseburg und die OvGU in Bernburg und Köthen).

Für die Martin-Luther-Universität in *Halle* gibt der seinerzeitige Bauminister Daehre als Erklärung an, dass die MLU eigene Probleme gehabt habe, auch was den Stadtumbau anging: „Da mussten wir uns sehr stark mit dem Bau des Geisteswissenschaftlichen Zentrums beschäftigen. Und Halle selbst als Stadt hatte sich in den Anfangsjahren ja auch schwer getan mit der IBA."[339]

Dennoch kann es durchaus verwundern, dass die MLU am halleschen IBA-Prozess nicht beteiligt war – nämlich dann, wenn man sich das Thema „Doppelstadt" vor Augen hält. Dafür hätte es in der Universität manchen inhaltlichen Anknüpfungspunkt gegeben. So führt das MLU-Institut für Soziologie bereits seit 1993 mit der Stadt Halle eine regelmäßige Bürgerumfrage durch. Deren Ziel ist, der Stadtverwaltung für ihre Arbeit Informationen zu kommunalen Fragen, wichtigen städtischen Veränderungen und der Zufriedenheit der halleschen Bürger/innen zu verschaffen. Die Paper-Reihe des MLU-Soziologie-Instituts „Der Hallesche Graureiher" dokumentiert auch weitere Forschungsergebnisse zu lokalen Themen, so zum halleschen Wohnquartier Glaucha aus der Sicht seiner Bewohner (Jaeck 2012) oder zur Entwicklung des zweitgrößten halleschen Plattenbauquartiers Silberhöhe (Schroth 2006).

Daneben gab es einen direkten Versuch der Stadt, eine wissenschaftliche Einrichtung jenseits der MLU in eines der IBA-Projekte einzubeziehen: die Franckeschen Stiftungen als außeruniversitäre (wenngleich universitätsnahe) Institution. Das Areal der Franckeschen Stiftungen stelle, aus der Sicht Halles, „im Stadtgefüge derzeit eine ‚Stadt in der Stadt' dar". Durch eine angestrebte Öffnung wurde erhofft – da das Image der Stiftungen „grundsätzlich positiv besetzt ist" –, dass deren positive Ausstrahlung synergetisch auf die Umgebung wirke. Aus Sicht der Stiftungen hingegen war versäumt worden, sie selbst in die Gesamtdiskussion einzubinden. Vorschläge der Franckeschen Stiftungen seien unter Berufung auf die Planungshoheit der Stadt nicht berücksichtigt worden.[340]

Im Ergebnis ließen sich die Ansätze räumlicher Kompaktheit einerseits und der von der IBA intendierten Öffnung hin zum Stadtraum andererseits nicht vereinbaren. Zudem habe das Konzept der Franckeschen Stiftungen allein darauf gezielt, Planungen für die Beseitigung der Hochstraße voranzutreiben, die unmittelbar an den historischen Gebäuden vorbeiführt: „Diesen Konflikt offen gelegt zu haben, ist der nicht beabsichtigte, aber eigentlich interessante Effekt des IBA-Projektes." (Stadt Halle 2010: 29)

In *Magdeburg* hatte es Bemühungen der Stadt gegeben, die Otto von Guericke Universität in die Entwicklung des Wissenschaftshafens zu involvieren. Im Verlaufe der IBA wurde das Vorhaben zum Schwerpunkt-Projekt erklärt und eine gezielte Entwicklung der Flächen forciert: „Die Chancen des Wissenschaftshafens liegen in der Nähe zum Universitätsviertel."[341] Die Universität habe sich

[339] Karl-Heinz Daehre, in: Akbar et al. (2014: 410)

[340] Interview Thomas Müller-Bahlke, 19.7.2012

[341] Protokoll der Sitzung des IBA-Lenkungsausschuss am 12. Dezember 2007 in Magdeburg, in: Slg. Bauhaus Dessau, Bestand IBA-Büro, Loseblattsammlung, S. 7

zwar kooperationsbereit gezeigt, müsse sich jedoch zugleich auf die Entwicklung ihres vorhandenen Gebäudebestands beschränken.

So ist die Universität heute auf dem Gelände selbst nur gering präsent. Immerhin aber sind dort tatsächlich wissenschaftliche Einrichtungen angesiedelt, auch solche, an denen die OvGU beteiligt ist: das Virtuelle Entwicklungs- und Trainingszentrum der Fraunhofer Gesellschaft (VDTC), das Galileo-Testfeld, das zusammen vom Fraunhofer-Institut für Fabrikbetrieb und -automatisierung Magdeburg und der OvGU betrieben wird, das Institut für Automation und Kommunikation der Otto-von-Guericke-Universität und die Denkfabrik, die Forschungsinstituten und Entwicklungsfirmen Räumlichkeiten zur Verfügung stellt (vgl. Europäische Strukturfonds 2010: 18). Allerdings war nur die Denkfabrik ein IBA-Projekt im engeren Sinne.

In *Bernburg* war der Vorschlag der Hochschule Anhalt, eine Kinder- bzw. Seniorenuniversität zu organisieren, nicht in die städtischen Planungen aufgenommen worden.[342]

In *Quedlinburg* schließlich gab es die Idee, gemeinsam mit dem ortsansässigen Julius Kühn-Institut (JKI) – Bundesforschungsinstitut für Kulturpflanzen und der Landesfachschule für Landwirtschaft, Forsten und Gartenbau, Fachbereich Gartenbau ein Genmuseum zu entwickeln.[343] Dies blieb jedoch eine Idee, die keine bedeutsamen Spuren in der schriftlichen Überlieferung hinterließ.

5.1.3. Resümee: durchwachsene Befunde

Verbindungen zwischen Wissenschaft und IBA waren in dreierlei Weise vorgekommen:

- Zum ersten beteiligten sich einige Hochschulen – meist: einzelne Hochschulinstitute, mitunter einzelne Personen – an der Programmierung und/ oder Durchführung der lokalen IBA-Aktivitäten.
- Zum zweiten suchten einige der Städte die IBA zu nutzen, um in Kooperation mit den ortsansässigen Wissenschaftseinrichtungen die Hochschule bzw. Wissenschaft und ihre lokalen Wirkungen in der Stadt zu stärken.
- Zum dritten bemühten sich einige der Städte darum, im Rahmen der IBA in Kontakt zur Wissenschaft zu gelangen, entweder um sie in ihren Mauern erstmals zu etablieren oder aber um externe wissenschaftliche Expertise für die eigene Stadtentwicklung zu organisieren.

Eine quantitative Auswertung ergibt:

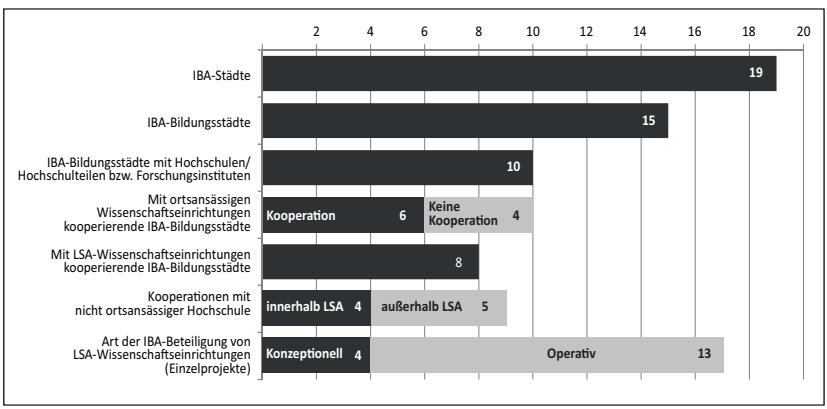
- Insgesamt suchten acht der 15 IBA-Bildungsstädte Kooperationen mit sachsen-anhaltischen Hochschulen oder Forschungsinstituten. Beteiligt daran waren 13 Einrichtungen (wobei Hochschulteile jeweils gesondert gezählt sind) in insgesamt 16 Einzelkooperationen.

[342] Interview *Holger Köhncke*, Baudezernent Bernburg, IBA-Verantwortlicher der Stadt, 10.7. 2012

[343] Interview Katrin Kaltschmidt, 6.7.2012

- In sechs von zehn Orten, die wissenschaftliche Einrichtungen beherbergen, waren die ortsansässigen Einrichtungen in der einen oder anderen Weise in den IBA-Prozess ihres Sitzortes involviert.
- Lediglich in drei dieser zehn Städte aber waren ortsansässige Hochschulen oder Institute an der konzeptionellen Erarbeitung des jeweiligen lokalen IBA-Profils beteiligt (hinzu trat eine solche Beteiligung einer sachsen-anhaltischen Hochschule, die nicht in der betreffenden Stadt sitzt).
- In vier der zehn IBA-Hochschulstädte waren die ortsansässigen Einrichtungen weder konzeptionell noch operativ an der IBA beteiligt, darunter die beiden größten Hochschulen MLU und OvGU in Halle und Magdeburg.
- Schließlich gab es fünf Fälle, in denen über Sachsen-Anhalt hinaus mit wissenschaftlichen Einrichtungen kooperiert wurde, wenn auch in vier Fällen letztlich ohne Erfolg. Dies verweist darauf, dass es durchaus Bedarfe nach Wissenschaftskooperation gab, die über das Maß hinausgingen, welches mit sachsen-anhaltischen Einrichtungen realisiert werden konnte.

Übersicht 51: IBA-Bildungsstädte und Wissenschaftseinrichtungen: Kooperationsstatistik



Eine Besonderheit der IBA Stadtumbau bestand darin, dass nicht jedes IBA-Profil bzw. -Projekt mit einem Bauvorhaben verbunden war.[344] Wo nichts gebaut wurde, bezog sich die IBA-Beteiligung auf die Entwicklung des Stadtraums im Kontext der demografischen Schrumpfung. Diese Projekte benötigten in besonders intensiver Weise konzeptionelles Wissen und kreative Ideen. Hier lagen entsprechende Beteiligungen der ortsansässigen Wissenschaftseinrichtungen folglich auch besonders nahe. Tatsächlich aber kamen in den sieben Städten, in denen die IBA-Bildungsprojekte nicht mit IBA-Bauvorhaben verbunden waren,

[344] Zu beachten ist hierbei: Die Abschlussberichterstattungen zur IBA behandeln auch Bauprojekte, die nicht im Rahmen der IBA aufgelegt und realisiert wurden, sondern bereits zuvor gestartet oder parallel, jedoch von der IBA unabhängig umgesetzt worden waren, sich aber inhaltlich in das IBA-Profil einfügten. (Vgl. z.B. MLV LSA 2010a; 2010k; 2010f)

nur in zwei Fällen konzeptionelle Beteiligungen örtlicher Hochschulen zustande (Merseburg und Stendal). (Übersicht 52)

*Übersicht 52: Bildungs- und zugehörige Bauprojekte**

Stadt	Bildungsprojekt(e)	Bauprojekt(e)
Aschers-leben	• Bestehornpark	• Umbau Bestehornpark zum Bildungsstandort
Bernburg	• Campus Technicus	• Sanierung Handelsschule • Erweiterungsbau zur Alten Handelsschule „Treibhaus“
Bitterfeld-Wolfen	• Grundlagen für Campus schaffen	
Dessau-Roßlau	• Wissensquartier	• Sanierung der ehemaligen Kaufhalle: Bibliothek
Halberstadt	• Trainingspfad des Sehens	
Halle	• Integration der Franckeschen Stiftungen in Stadt • Kreativität als Krisenintervention in Halle-Neustadt	• Neugestaltung Fußgängertunnel unterhalb Hochstraße
Köthen	• Errichtung Europäische Bibliothek für Homöopathie • Konzeption eines homöopathischen Studiengangs	• Sanierung des Spitals des Kloster der Barmherzigen Brüder: Europäische Bibliothek für Homöopathie
Lutherstadt Wittenberg	• Definition der Innenstadt qua Campusiierung zum Bildungsort, darunter Vereinigung bislang disparater Bildungsideen	• Sanierung frühere Amtshäuser des Schlossvorwerks und Umnutzung zur Jugendherberge • Sanierung Wilhelm-Weber-Haus als Sitz Wissenschaftszentrum Sachsen-Anhalt • Sanierung Alte Mädchenschule und Umnutzung zum Colleg Wittenberg • Sanierung Zeughaus als Sitz der Städtischen Sammlungen • Fortführung der Sanierung innerhalb der Cranachhöfe • Beginn des Baus eines zentralen Besucherempfangs • Beginn der Sanierung einer ehemaligen Reithalle zu einer Veranstaltungshalle
Naumburg	• Städtebauliche Bildung der Bürgerschaft	• Sanierung Architektur- und Umwelthaus
Magdeburg	• Wissenschaftshafen • Lukasklause • Freiluftbibliothek	• Sanierung Speichergebäude zur Denkfabrik • Errichtung Anbau Lukasklause • Bau Freiluftbibliothek Salbke
Merseburg	• Europäisches Romanikzentrum	
Quedlinburg	• Lernlabor Denkmal	
Stendal	• Errichtung einer kommunalen Bildungslandschaft	
Wanzleben	• Bildungsfunktion der Familie stärken	
Weißenfels	• Wirtschaft schafft Bildung	

* grau unterlegt = konzeptionelle Beteiligung ortsansässiger Wissenschaftseinrichtungen an der IBA-Profil-Entwicklung

Vor diesem Hintergrund erweist es sich als problematisch, eindeutige Antworten auf unsere Eingangsfragen zu geben: Gelingen Stadtentwicklungsprozesse an solchen Orten besser, an denen auch Hochschulen oder Forschungsinstitute vorhanden sind? Sind die Städte, die über Hochschule(n) bzw. Forschungseinrichtung(en) verfügen, im Vorteil gegenüber Nichthochschulstädten, weil sie auf wissenschaftliche Expertise vor Ort zurückgreifen können?

Angesichts des Beteiligungsverhaltens der Wissenschaftseinrichtungen sind die Fallzahlen zu gering, um valide Aussagen dazu treffen zu können. In Wittenberg, Merseburg und Stendal hatten die Beiträge der örtlichen Wissenschaft unzweifelhaft dazu geführt, die IBA-Profile entscheidend zu qualifizieren. In den insgesamt sechs von zehn IBA-Bildungsstädten, in denen sich ansässige Wissenschaftseinrichtungen an der operativen Umsetzung der IBA-Projekte beteiligt hatten, waren deren Beiträge sehr durchwachsen. Sie hätten überwiegend ggf. auch extern organisiert werden können, so wie dies anderen IBA-Bildungsstädten gelang, die auf keine Unterstützung einer örtlichen Forschungseinrichtung rechnen konnten.

Jenseits dieser allgemeinen Feststellung offenbaren die beobachtbar gewesenen Stadt-Hochschule-Kooperationen, dass die diesbezüglichen Kooperationspotenziale innerhalb der IBA noch keineswegs ausgereizt werden konnten:

- Typische Arbeitsformen der Hochschulen waren vergleichsweise selten zum Einsatz gekommen: Studien, Lehrveranstaltungen, Lehrforschungsprojekte oder Abschlussarbeiten sind seitens der ortsansässigen Hochschulen im IBA-Kontext kaum durchgeführt worden.
- Die meisten Hochschulbeteiligungen waren eher isolierte Initiativen einzelner Institute oder Hochschullehrer/innen statt Beteiligungen der jeweiligen Hochschule als solcher.
- Wo eine Stadt und eine Hochschule zusammenkamen, handelte es sich mehrheitlich um strikt punktuelle, einzelprojektbezogene Kooperationen. Fragt man dagegen nach der Beteiligung der Hochschulen an der konzeptionellen Entwicklung des IBA-Profils der je eigenen Stadt, so ist die Bilanz nüchterner: Solche Beteiligungen waren in den hier untersuchten 15 IBA-Bildungsstädten nur in vier Fällen zustande gekommen.

Dieses Gesamtbild mag durchaus erstaunen: Zum einen hatten die 15 Städte sämtlich Bildungsthemen in ihr IBA-Profil integriert, also Themen, deren Umsetzung die Beteiligung von Hochschulen sehr nahe legte. Zum anderen wird den Hochschulen unterstellt werden können, dass in ihnen konzeptionelle Fertigkeiten in besonderer Dichte versammelt sind. Diese aber waren entweder nicht abgerufen oder nicht angeboten worden – oder beides.

Diese während der IBA beobachtbar gewesene geringe Kontaktdichte setzt sich auch fort, wenn die IBA-Nachfolgeeinrichtung Kompetenzzentrum Stadtumbau Sachsen-Anhalt mit drei wissenschaftlichen Partnern aus Berlin und Sachsen kooperiert, aber bislang keine verstetigten Kontakte innerhalb der Wissenschaftslandschaft Sachsen-Anhalts bestehen.[345] Inhaltliche Anknüpfungspunkte be-

[345] vgl. http://www.kompetenzzentrum-stadtumbau.de/ (27.1.2014)

stünden aber durchaus. Das zeigen einerseits die Publikationen der Expertenplattform „Demographischer Wandel in Sachsen-Anhalt“, in der die einschlägig arbeitenden Wissenschaftler/innen Sachsen-Anhalts vereinigt sind,[346] und andererseits die Arbeitsthemen des Kompetenzzentrums.[347]

5.2. Der vermeintliche Sonderfall: Lokale Wirksamkeit der Geistes- und Sozialwissenschaften[348]

Die Geistes- und Sozialwissenschaften (GSW) unterliegen einem außerhalb ihrer eigenen Kommunikationszusammenhänge heiklen Image: Sie könnten zu wichtigen lokalen und regionalen Herausforderungen entweder nur wenig beitragen oder betrachteten dies nicht als ihre Aufgabe. Und wenn doch, dann seien die Beiträge zu abstrakt oder zu kompliziert oder beides, jedenfalls nicht so recht hilfreich. Dem steht entgegen, dass gerade Stadtentwicklung ein Bereich ist, der eine Vielzahl sozial- und geisteswissenschaftlich relevanter Fragestellungen produziert – die ohne die Expertise dieser Fächer gar nicht angemessen bearbeitbar wären.

Gleichwohl ist es durchaus so, dass einer Mehrheit der Fachvertreter/innen eine lokal fokussierte Perspektive auf ihre Fächer üblicherweise als suspekt erscheint. Das wiederum hat Gründe, denn in kognitiver Hinsicht gibt es keine lokalen Geistes- und Sozialwissenschaften. Lokale Funktionen können sie aber dennoch wahrnehmen. Doch bedürfen sie dafür des Kontakts zu den Fronten des Wissens – und diese verlaufen selbstredend nicht lokal.

Doch auch, wenn bereits die Frage nach lokalen Wirkungen der Geistes- und Sozialwissenschaften beträchtlich mit deren Selbstbild als ‚zweckfrei‘ forschende und lehrende Fächer, die sich ausschließlich innerhalb des Kosmos der Wissenschaften zu legitimieren hätten, kollidiert: Zugleich besteht außerhalb der Geistes- und Sozialwissenschaften häufig ein nur sehr unzureichendes Bild davon, was diese Fächer bereits heute – gleichsam gegen ihr eigenes Selbstbild – an lokal wirksam werdenden Beiträgen für die Entwicklung ihrer Sitzstädte leisten.

5.2.1. Die institutionelle Landschaft

Die Geistes- und Sozialwissenschaften in Sachsen-Anhalt konzentrieren sich zwar vor allem auf die Martin-Luther-Universität, sowohl was die Dichte der vorfindlichen Strukturen als auch die Zahl der Studiengänge angeht, hinsichtlich der Ausstattung und nicht zuletzt der Forschungsstärke. Daneben aber halten

[346] vgl. Grelak/Pasternack (2011), Friedrich/Pasternack (2012), Pasternack/Maue (2013), Köhler/Maue/Pasternack (2014) sowie http://expertenplattform-dw.de/

[347] http://www.kompetenzzentrum-stadtumbau.de/index.php/themen/identitaet (3.2.2014)

[348] Mitautor: **Jens Gillessen**

auch die anderen Hochschulen und viele der Forschungseinrichtungen einschlägige Lehr- und Forschungspotenziale vor:

- Die *Martin-Luther-Universität* hat derzeit vier Forschungsschwerpunkte im Bereich der Geistes- und Sozialwissenschaften: Ethnologie, Orientwissenschaften, Aufklärung und Pietismusforschung, Bildungsforschung. Zu letzterer zeigte auch eine Bestandsaufnahme, welche nicht auf einzelne Hochschulen fokussierte, dass dieses Forschungsfeld in Sachsen-Anhalt im überregionalen Vergleich überaus dicht vertreten ist, inhaltlich sämtliche Lebenslaufphasen abdeckt, eine beträchtliche Vielfalt an Fächerperspektiven integriert, sehr gute Drittmitteleinwerbungen zu realisieren vermag und gleichermaßen eine bedeutsame Rolle in überregionalen Fachkontexten spielt, wie es sich auch intensiv der wissenschaftlichen Aufklärung sachsen-anhalt-spezifischer Fragestellungen widmet (vgl. Pasternack/Rabe-Kleeberg 2008).

- Als Schwerpunkte ihrer Fakultät für Humanwissenschaften benennt die *Otto-von-Guericke-Universität* recht allgemein Transformationsforschung, Bildungswissenschaften, Kulturwissenschaften, Sozialwissenschaften (OVGU o.J.: 355).

- Daneben finden sich geistes- und sozialwissenschaftliche Bereiche und Studiengänge auch an den vier *Fachhochschulen* des Landes. Sie zielen hochschulspezifisch auf eine praxisorientierte Ausbildung ab. Beispiele sind die konsekutiven Masterstudiengänge „Kulturmanagement/-marketing“ an der Hochschule Harz oder „Denkmalpflege“ an der Hochschule Anhalt ebenso wie etwa die grundständigen Bachelor-Programme „Soziale Arbeit“ an den Hochschulen Magdeburg-Stendal und Merseburg.

- Künstlerische bzw. Gestaltungsfächer sind an der *Burg Giebichenstein Kunsthochschule Halle* sowie an der Hochschule Anhalt vertreten. Mit der Theologischen Hochschule Friedensau und der Evangelischen Kirchenmusikschule Halle verfügt Sachsen-Anhalt auch über zwei hier relevante nichtstaatliche Hochschulen.

- Daneben unterhalten die sachsen-anhaltischen Hochschulen 23 An-Institute, die dem Bereich der Geistes- und Sozialwissenschaften bzw. der Gestaltung zuzurechnen sind (Übersicht 53).

- In der gemeinschaftsfinanzierten *außeruniversitären Forschung* verfügt Sachsen-Anhalt über zwei sozial- und geisteswissenschaftliche Institute:

  - Leibniz-Institut für Wirtschaftsforschung Halle (Saale) und
  - Max-Planck-Institut für ethnologische Forschung Halle (Saale).

Zu erwähnen ist als Sonderfall auch die Deutsche Akademie der Naturforscher Leopoldina – Nationale Akademie der Wissenschaften mit Sitz in Halle: Dort wird zum einen traditionell Wissenschaftsgeschichte betrieben. Zum anderen widmet sich die Akademie seit ihrer Ernennung zur Nationalakademie 2008 auch verstärkt sozial-, verhaltens- und kulturwissenschaftlichen Fragen.

Übersicht 53: An-Institute der sachsen-anhaltischen Hochschulen im GSW-Bereich

Hochschule	An-Institut
Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg	Europäisches Romanik Zentrum (ERZ), Merseburg
	Hallisches Institut für Medien (HIM), Halle
	Institut für deutsche Sprache und Kultur, Lutherstadt Wittenberg
	Institut für Hochschulforschung Halle-Wittenberg (HoF), Lutherstadt Wittenberg
	Institut für Unternehmensforschung und Unternehmensführung (ifu), Halle
	Zentrum für Sozialforschung Halle (ZSH), Halle
Burg Giebichenstein Kunsthochschule Halle	An-Institut Computer Art & Design (CA&D), Halle
	Institute of Interior Design, Environment and Architecture (idea...), Halle
	An-Institut für Textile Künste Sepia, Halle
Hochschule Merseburg (FH)	M4-Institut (Mensch Maschine Medium Management), Merseburg
	Fördergemeinschaft Sexualpädagogisches Zentrum Merseburg, Merseburg
	Institut für Internationale Bildungskooperationen (IBK), Merseburg
	Center of Applied Marketing Science (CAMS), Merseburg
Hochschule Magdeburg-Stendal (FH)	Magdeburger Institut für Supervision, Training von Beratungskompetenzen, Evaluation und Lehre (MISTEL), Magdeburg
	KinderStärken e.V., Stendal
Hochschule Harz (FH)	Institut für Dienstleistungs- und Prozessmanagement, Wernigerode
	Institut zur Erforschung und Förderung des mobilen Handels, Wernigerode
	Institut für nachhaltigen Tourismus, Hannover
	PubliCConsult – Institut für Verwaltungsmanagement, Halberstadt
Hochschule Anhalt (FH)	Institut für Regionalentwicklung und Wirtschaftsförderung, Bernburg
Theologische Hochschule Friedensau	Institut für Weiterbildung, Möckern-Friedensau
	Institut für kulturrelevante Kommunikation und Wertebildung (IKU), Ostfildern
	Institut für Religionsfreiheit, Möckern-Friedensau

■ Als geistes- und sozialwissenschaftliche *Landeseinrichtungen und Zuwendungsstiftungen* wird eine Reihe von Einrichtungen unterhalten, die zum Teil im Kulturbereich ressortieren, aber auch forschende Aufgaben wahrnehmen:

- Franckesche Stiftungen Halle (Saale) (Mitfinanzierung durch Bund und Stadt)
- Stiftung Luthergedenkstätten in Sachsen-Anhalt mit Sitz in Wittenberg (Mitfinanzierung durch Bund und Stadt)
- Stiftung Bauhaus Dessau (Mitfinanzierung durch Bund und Stadt)
- Stiftung Dome und Schlösser in Sachsen-Anhalt mit Sitz in Leitzkau
- Leucorea Stiftung des öffentlichen Rechts an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, Lutherstadt Wittenberg.

■ Daneben verfügt Sachsen-Anhalt über eine Reihe von geisteswissenschaftlich ausgerichteten Museen, die sich als *Forschungsmuseen* verstehen:

- Kulturhistorisches Museum Magdeburg
- Gleimhaus Halberstadt
- Forschungsstätte für Frühromantik und Novalis-Museum Schloss Oberwiederstedt

- Händel-Haus Halle
- Landesmuseum für Vorgeschichte Halle.

Wie andere Bundesländer auch, gibt Sachsen-Anhalt für seine Geistes- und Sozialwissenschaften erhebliche Summen aus. Da es seine Ausgaben auf Grund anhaltend geringen Steueraufkommens vorerst nicht allein aus eigenen Einnahmen bestreiten kann, steht die Frage im Raum, ob es sich seine Hochschulausstattung auf Dauer leisten könne. Weil Natur- und Ingenieurwissenschaften als unersetzlich für die wirtschaftliche Entwicklung des Landes gelten, wird diese Frage häufig in Richtung der Geistes- und Sozialwissenschaften formuliert. Eine vergleichende Betrachtung scheint daher angezeigt.

Den MINT-Fächern – also Mathematik, Informatik, Naturwissenschaften und Technik – wird häufig pauschal zugesprochen, für die ökonomische Entwicklung in ganz besonderem Maße förderlich zu wirken. Daher liegt die Vermutung nahe, dass Sachsen-Anhalt seine Mittel gegenwärtig auf diese Fächergruppe konzentriere. Insoweit Forschung und Lehre in den verschiedenen Fächergruppen unterschiedlich kostenintensiv sind, kann auch ein etwaiger MINT-Ausgabenschwerpunkt erst im Ländervergleich zutage treten. Wird Sachsen-Anhalt mit den vier Flächenländern, die ihm hinsichtlich der Bevölkerungsgröße am ähnlichsten sind, verglichen, so bestätigt sich die Vermutung eines MINT-Schwerpunkts für Sachsen-Anhalt allerdings nicht.

Der MINT-Anteil lag 2010 in Sachsen-Anhalt mit ca. 14 Prozent an den Hochschulgesamtausgaben zwar deutlich über dem entsprechenden Anteil in Schleswig-Holstein (ca. 10 %). Viel höhere MINT-Anteile realisierten jedoch Brandenburg (35 %) und Thüringen (28 %). Dabei sind die Ausgabenproportionen zwischen den Sprach- und Kulturwissenschaften und den MINT-Fächern in allen vier Ländern recht ähnlich (etwa 1 zu 4 in Brandenburg und Thüringen, etwa 1 zu 5 in Sachsen-Anhalt und Schleswig-Holstein).[349]

Werden auch weitere Ausstattungsdimensionen wie die Anzahl der Professuren und Betreuungsrelation herangezogen (vgl. Gillessen/Pasternack 2013: 34-38), so ergibt sich: Die Geistes- und Sozialwissenschaften in Sachsen-Anhalt liegen mit ihrer gegenwärtigen Ausstattung ungefähr im Durchschnitt der vergleichbaren Bundesländer. Von einer Überdimensionierung kann insofern keine Rede sein. Das würde selbst dann gelten, wenn man die Geistes- und Sozialwissenschaften lediglich für einen Pflichtposten im Landeshaushalt hielte, der den Spielraum für entwicklungsförderliche Investitionen einenge.

Auf der anderen Seite ist auch der pauschale Vorwurf einer eklatanten Unterausstattung der Fächergruppe nicht gerechtfertigt. Die im Bundesvergleich immer noch günstigeren Betreuungsrelationen sprechen gegen eine derartige Diagnose. Kurz gesagt: Im Vergleich mit anderen Bundesländern sind die Geistes- und Sozialwissenschaften Sachsen-Anhalts nicht überdimensioniert. Ihre aktuelle Ausstattung bewegt sich vielmehr auf dem Niveau, das Wirtschaftskraft, Bevölkerungsgröße und -dichte des Landes erwarten lassen.

[349] zu den Details der Berechnung siehe Gillessen/Pasternack (2013: 32-34)

5.2.2. Anwesenheitseffekte

Zunächst kommt eine widersprüchliche Situation zum tragen: Einerseits werden die Hochschulen von Seiten der Politik gedrängt, sich auf solche Leistungen zu konzentrieren, die zur regionalen Entwicklung beitragen (Ingenieurausbildung, angewandte und transferfähige Forschung usw.). Andererseits trägt ein Großteil der geistes- und sozialwissenschaftlichen Fächer in besonderem Maße dazu bei, Studierende in großer Zahl zu attrahieren, also junge Leute in ihre demografisch herausgeforderten Städte zu ziehen. Die Abwanderung begabter junger Menschen, insbesondere von Frauen, verschärft die demografische Schrumpfung. Die Investition in junge Geistes- und Sozialwissenschaftler/innen verspricht vor diesem Hintergrund eine demografische Rendite*:*

- Wenn es darum geht, Abwanderung durch Hochschulen zu kompensieren, empfehlen sich die Geistes- und Sozialwissenschaften durch vergleichsweise günstige Studienplätze (vgl. StatBA 2012: 42) sowie eine bundesweit relativ ausgeglichene Nachfrage nach Absolventen. Gerade entgegengesetzt liegen die Dinge in den Ingenieurwissenschaften. Nicht nur sind deren Studienplätze fast 50 Prozent teurer. Darüber hinaus subventionieren die Region Ostdeutschland und ihre Länder derzeit in ganz erheblichem Umfang die Ausbildung des technischen Nachwuchses der westdeutschen Bundesländer (Dohmen/Himpele 2007: 301).

- Wenn es um die Kompensation der geschlechtsspezifischen Effekte der Abwanderung geht, sind die Geistes- und Sozialwissenschaften auf Grund ihres hohen Frauenanteils – in Sachsen-Anhalt z.B. 67 Prozent (SL-LSA 2012: 22-35) – allen anderen Fächergruppen weit überlegen und praktisch sogar konkurrenzlos. Die günstigen Folgeeffekte der regionalen Präsenz der Geistes- und Sozialwissenschaften liegen daher auf der Hand: Auf Grund der Präsenz gebildeter junger Frauen gelingt mehr gebildeten jungen Männern die Familiengründung in der Region.

- Die zugespitzte Alternative „MINT oder Geisteswissenschaften?“ ist eine trügerische, denn die Voraussetzungen, unter denen sie sich stellen würde, sind strukturell nicht gegeben. So ist die Zahl derjenigen Studienberechtigten, um die die beiden Fächergruppen konkurrieren könnten, verhältnismäßig klein. Da im Umkreis meist andere Universitäten verfügbar sind, erscheint bei einer Verknappung des Studienangebots die Abwanderung der nichtnumerischen Talente hoch wahrscheinlich. Die sich tatsächlich stellende Alternative lautet daher: entweder MINT *und* Geisteswissenschaften oder Abwanderung einer der beiden Begabungsgruppen.

- Dass im Zuge der Erhöhung der Studierendenquoten auch die Geistes- und Sozialwissenschaften zu den Einrichtungen des berufsbildenden Sektors zunehmend in Konkurrenz um Bewerber geraten, ist evident. Doch die – immerhin denkbare – Strategie, die Geistes- und Sozialwissenschaften zu Gunsten des berufsbildenden Sektors schrumpfen zu lassen, wäre ebenfalls – und aus analogen Gründen – mit einem hohen Risiko behaftet, Abwanderung zu generieren. Darüber hinaus dürfte eine solche Strategie die soziale Selektivität des Hochschulsystems erhöhen.

Es lässt sich also zunächst in einer haushalterischen Perspektive darauf verweisen, dass die GSW-Studienplätze im Vergleich zu MINT-Studienplätzen extrem günstig sind. Folglich werden die durch Studierende der Geistes- und Sozialwissenschaften generierten lokalen Einnahmen mit vergleichsweise geringem Ressourceneinsatz erzeugt. Von den Einnahmen profitieren sowohl die Städte, deren lokale Wirtschaft – Wohnungsvermieter, Handel, Alltagsdienstleistungen usw. – als auch das Land; dieses nicht zuletzt, indem es für Studierende, die ihren Hauptwohnsitz dort haben, erhöhte Zuweisungen aus dem (prokopfbezogenen) Länderfinanzausgleich bezieht. Man mag es z.B. bedauern, dass vielerorts die Ingenieurwissenschaften weniger überlaufen sind als die geistes- und sozialwissenschaftlichen Disziplinen. Zurechnen lässt sich dieser Umstand aber weder den einen noch den anderen. Beide bauen hier auf Vorleistungen des Schulsystems und Orientierungen der Lebenswelt auf.

In dieser Lage leisten regional präsente Geistes- und Sozialwissenschaften wertvolle Beiträge zur Kompensation der regionalen Innovationsschwäche. Absolventen und Absolventinnen dieser Fächergruppen ersetzen MINT-Fachkräfte in Grenzbereichen und setzen diese somit für technikaffinere Tätigkeiten frei. Sie tragen damit dazu bei, den Mangel an MINT-Absolventen zu kompensieren. So wird erklärlich, dass es zwar je aktuelle Sättigungsgrenzen des Beschäftigungssystems für Absolventen der geistes- und sozialwissenschaftlichen Fächer gibt, diese sich allerdings ständig nach oben verschieben (vgl. Zorn 2009). Fortwährend entstehen neue nützliche Tätigkeiten und Berufsbilder, und die Absolventen der Geistes- und Sozialwissenschaften bilden die Avantgarde, die diese neuen Berufe erfindet (Kräuter et al. 2009: 101, 105f., 115).

Hierbei spielt eine entscheidende Rolle, dass der Dienstleistungssektor immer wichtiger wird (vgl. DIW 2007: 95, 97-99). Dienstleistungstätigkeiten durchdringen zunehmend auch die produzierenden Zweige: Produkte entwickeln sich zu hybriden Systemlösungen, in denen langfristige Servicezusagen zum entscheidenden Verkaufsargument werden. Während der Markt für einfache Dienstleistungen stagnieren wird (Ausnahme: Gesundheit und Pflege), gewinnen höherwertige, insbesondere unternehmensbezogene, Dienstleistungen an Bedeutung (OECD 1999: 19; Levy/Sissons/Holloway 2011: 4f.).

Für eine derart geprägte ökonomische Reproduktion der Gesellschaft wird deren kulturelle Reproduktion zu einer immer anspruchsvolleren Aufgabe: Nicht nur Wissen, sondern vor allem modernitätsgerechte Kompetenzen, Einstellungen und Motivationen müssen der jeweils nächsten Generation vermittelt werden. Indem sie den Lehrernachwuchs für den Großteil der Schulfächer und der Schüler ausbilden, tragen die Geistes- und Sozialwissenschaften entscheidend zur anhaltend gelingenden kulturellen Reproduktion moderner Gesellschaften bei.

Wo sich das in sehr praktischer Weise am deutlichsten zeigt, ist beim Bedarf an Informationen und informationsbezogenen Kompetenzen, der in sämtlichen Wirtschaftsbereichen und bei allen öffentlichen Institutionen steigt:

- Instanzen mit beschränkten Informationserschließungsressourcen benötigen zunehmend Lotsen mit generalistischen Fertigkeiten, die geschickt sind in der Beschaffung von Informationen aller Art.

- Die Expansion der Online-Welt verursacht eine wachsende Nachfrage nach einspeisbarem content.
- Klassische Beurteilungskompetenzen gewinnen unter dem Stichwort ‚Medienkompetenz' dramatisch an Bedeutung: Unerlässlich werden die Beurteilung der Zuverlässsigkeit von Informationsquellen, die Unterscheidung von Information und Wissen usw.

Die Geistes- und Sozialwissenschaften arbeiten permanent an der Erzeugung und Erschließung von Informationen, bewerten deren Relevanz und stellen ihre dauernd verfügbare Expertenschaft zur Verfügung, sobald plötzlich ein neuartiger Informationsbedarf entsteht.

5.2.3. Aktivitätseffekte

Eine funktionale Außenperspektive auf die Geistes- und Sozialwissenschaften kann lokale Entwicklungsbeiträge sichtbar machen, welche die Fachvertreter selbst in aller Regel nicht ins Feld führen – z.B. weil sie fürchten, einer ihrer Arbeit letzten Endes abträglichen Verpflichtung auf wissenschaftsexterne Nutzeneffekte das Wort zu reden. Es lassen sich drei konsensfähige Funktionen der Geistes- und Sozialwissenschaften identifizieren, die sich als anschlussfähig an die Forderung nach lokalen Entwicklungsimpulsen erweisen: ihre aufklärerische Rolle, die Bewahrung und Erschließung des kulturellen Erbes sowie die aktive Förderung sozialer Innovationen.

Funktionen

In ihrer *aufklärerischen Rolle* wirken die GSW in diffuser, aber tiefgreifender Weise auf die sie umgebende (Stadt-)Gesellschaft ein:

- Sie verbreiten die individuelle Bereitschaft und lehren die individuelle Fertigkeit, zeitweise, aktiv und selbstbestimmt eine distanzierte und differenzierte Haltung zu beliebigen Elementen der eigenen Kultur einzunehmen: zu tief verwurzelten Überzeugungen und insbesondere zu Werten, Normen und Zielen, denen in der je eigenen Gesellschaft oder Gruppe unangefochtene soziale Geltung zugesprochen wird.

- Die Differenzierungs- und Distanzierungsbereitschaft und -kompetenz, welche die GSW kultivieren, diffundiert in die Gesellschaft – vermittelt vor allem durch die Lehre: Die Studierenden tragen sie nach Studienabschluss in Ausübung breitenwirksamer Berufe insbesondere in der Schule, in den Medien und in kulturellen Einrichtungen in die Gesellschaft hinein.

- Die GSW fördern dadurch eine langfristig breiten- und tiefenwirksame Form der Aufklärung, die dazu beiträgt, gesellschaftliche Konflikte in sachliche Diskurse zu überführen (vgl. Frühwald et al. 1991: 88, 107-11; Habermas 1971: 158). Im Ergebnis erfährt die Demokratie in den Regionen eine tiefere Verwurzelung, und die Widerstandskräfte gegen extremistische Ideologien werden in nachhaltiger Weise gestärkt – gerade auch unter ökonomisch schwierigen Bedingungen.

- Die nicht nur in regionaler Perspektive wichtigsten ‚Produkte' der Geisteswissenschaften sind daher die Fähigkeiten und Einstellungen ihrer Absolventinnen und Absolventen. Die Absolventen sind es, die eine Aufklärung durch die Geisteswissenschaften überhaupt erst möglich machen, indem sie in ihrem jeweiligen beruflichen Wirkungskreis als Multiplikatoren der Aufklärung fungieren.

Die Geisteswissenschaften erfüllen vielfältige lokal und regional wirksame Funktionen, die sich um die *Bewahrung und Erschließung des kulturellen Erbes* in Stadt und Region gruppieren:

- Die Geisteswissenschaften erschließen das kulturelle Erbe ihrer Umgebung. Dadurch schaffen sie Voraussetzungen dafür, dass sich die Einwohner/innen mit ihren Kommunen positiv identifizieren können: indem sie ein Interesse an Elementen der alltäglichen Lebenswelt wecken und nähren, und indem sie Hintergrundkenntnisse verbreiten.[350]
- Die kollektive Identitätsbildung wird in der Gesellschaft auch weiterhin in dem Ausmaß einen gedeihlichen Verlauf nehmen, wie es ihren einzelnen Mitgliedern gelingt, Licht- und Schattenseiten der eigenen Vergangenheit in ein einziges Identitätsurteil zu integrieren. Den Geistes- und Sozialwissenschaften stellt sich permanent die Aufgabe, Identitätsbildungsprozesse nicht nur zu begünstigen, sondern sie auch kritisch zu begleiten – etwa, indem sie die DDR-Vergangenheit in ihrer Gänze in Erinnerung bringen und sich so modischen Mythenbildungen entgegenstemmen.
- Nicht nur verbreiten die Geisteswissenschaften das Wissen um den Rang und die Bedeutsamkeit des kulturellen Erbes ihrer Region und regen so den Kulturtourismus an. Indem die Geisteswissenschaften bisher noch unauffällige Elemente des kulturellen Erbes auf die Agenda ihrer Scientific Community setzen und das etablierte kulturelle Erbe immer wieder unter neuen Gesichtspunkten thematisieren, eröffnen sie auch dem Kulturtourismus ständig neue Chancen.

- Die Sozialwissenschaften fungieren permanent als ein *gesellschaftliches Frühwarnsystem* und können darüber hinaus *soziale Innovationen aktiv fördern:*
- Die Sozialwissenschaften sind das soziale Frühwarnsystem einer Gesellschaft. Indem sie gesellschaftliche Entwicklungen laufend beobachten, ermöglichen sie rechtzeitige Gegensteuerung. Wie sich am Beispiel Sachsen-Anhalts sehr gut aufzeigen lässt, liefern sie gerade auch regional bezogene Diagnostik und Prognostik in beträchtlicher Breite – etwa in Gestalt von Bürgerumfragen oder dem „Sachsen-Anhalt-Monitor".[351]
- Soziale Innovationen sind Praktiken, deren akzeptierte Verbreitung soziale Probleme zu lösen vermag. Sozialwissenschaftler können im Rahmen ihrer wissenschaftlichen Arbeit auch selbst zu sozial innovativen Akteuren werden und

[350] vgl. bspw. Ziele und Aktivitäten der Historischen Kommission Sachsen-Anhalt: http://www.hiko-sachsen-anhalt.de (24.9.2012)

[351] http://www.soziologie.uni-halle.de/petermann/umfragen.html (24.9.2012); Holtmann/Jaeck/Völkl (2014). Für weitere Beispiele vgl. unten „Jenseits der Programmförderung: Lokal relevante Aktivitäten der Geistes- und Sozialwissenschaften"

die Sozialwissenschaften zu Motoren sozialer Innovation (vgl. Howaldt/Schwarz 2012).

- Demografisch herausgeforderte Regionen sind auf beide Beiträge in ganz besonderem Maße angewiesen, weil demografischer Wandel und Wanderungsverluste dringende und regionsspezifische Probleme generieren: von schrumpfenden Städten, Suburbanisierungsprozessen und unterkritische Größen erreichenden Dörfern über fragmentierte Entwicklungen, Segregations- und sozialen Desintegrationsprozessen bis hin zu Institutionen-, Politik- und Parlamentarismusskepsis, Fremdenfeindlichkeit und Popularitätsstärke rechtsextremer Parteien.

Transfer: Beispiel Transfergutschein-Programm

Häufig wird die Transferfunktion von Hochschulen und Forschungseinrichtungen als eine Aufgabe verstanden, die in allererster Linie die MINT-Disziplinen und die Wirtschaftswissenschaften zu bedienen haben. Dies wird man allerdings als eine Verkürzung markieren dürfen: Nicht allein in wirtschaftlichen Anwendungskontexten besteht ein Bedarf an Wissen, das methodisch geleitet erzeugt wurde und sich in der kritischen Reflexion von Fachcommunities bewähren muss, also an wissenschaftlichem Wissen. Daher gibt es auch für die Geistes- und Sozialwissenschaften Anlässe, ihr Wissen auf Transferierbarkeit zu prüfen.

Eine systematische Erfassung von Transferaktivitäten der Hochschulen jenseits unmittelbarer Kommerzialisierung wissenschaftlichen Wissens gibt es bislang nicht. Allerdings verfügt Sachsen-Anhalt seit Januar 2012 über das Transfergutschein-Programm des Wirtschafts- und Wissenschaftsministeriums, das sich an Studierende und Lehrende aller Fächergruppen gleichermaßen richtet. Das Maß seiner Inanspruchnahme durch Studierende und Lehrende der Geistes- und Sozialwissenschaften kann als ein Indiz für deren Bereitschaft, Neigung und Fähigkeit gelten, sich ebenfalls an Transferaktivitäten zu beteiligen.

Das Transfergutschein-Programm soll vor allem den bilateralen Austausch zwischen wissenschaftlicher Forschung und kleinen und mittelständischen Unternehmen in Sachsen-Anhalt unterstützen – wobei, wie sich noch zeigen wird, der Begriff „Unternehmen“ im Programmvollzug durchaus weit gefasst wird. Es verfolgt eine dreifache Zielrichtung:

- Die Studierenden sollen mit Praxiskontakten zu Unternehmen der Region ausgestattet werden, so dass ihre Beschäftigungschancen für die Zeit nach dem Studium steigen.
- Die KMU-dominierte Wirtschaft Sachsen-Anhalts soll stärker von dem an Hochschulen vorhandenen Wissen profitieren.
- Die Landesentwicklung insgesamt soll davon profitieren, dass künftige Absolventen stärker an die Region gebunden werden. Auf diese Weise soll ein Beitrag zur Kompensation von Abwanderung und demografischem Wandel geleistet werden. (MWW-LSA 2011)

Studierende werden dazu bei einer Projekt- oder Abschlussarbeit mit dem Pauschalbetrag von 400 € gefördert, wenn sie die Arbeit in Kooperation mit einem

in Sachsen-Anhalt angesiedelten Unternehmen durchführen (ebd.). Die Lehrenden sollen als Mittler zwischen Studierenden, Unternehmen und Hochschulen in Erscheinung treten, indem sie die Leitung der Kooperationsprojekte übernehmen und die Durchführung gegenüber der gutscheinausstellenden Hochschule verbürgen.[352] Für die Studierenden, insbesondere aber auch für die Lehrenden und Forschenden der Geistes- und Sozialwissenschaften stellt die Ausschreibung des Transfergutschein-Programms faktisch eine Probe auf ihre Bereitschaft, Neigung und Fähigkeit dar, sich der beruflichen Praxis außerhalb der Hochschulen und Forschungseinrichtungen zu öffnen. Die ersten Resultate dieser Probe halten durchaus Überraschungen bereit.

Zur Auswertung lagen Listen der bewilligten Einzelprojekte an der Martin-Luther-Universität sowie der Otto-von-Guericke-Universität vor. Die Liste der OvGU[353] zählt insgesamt 60 Projekte auf, von denen sechs den „Humanwissenschaften" zugeordnet sind. Auf Grund der geringen Fallzahlen soll eine Auswertung quantitativer wie auch qualitativer Art hier unterbleiben; die Verallgemeinerbarkeit der Aussagen wäre fraglich. Da höhere Anzahlen geistes- und sozialwissenschaftlicher Projekte auch an den Fachhochschulen nicht zu erwarten waren, wurden sie in die Datenabfrage nicht einbezogen. Aufschlussreich ist dagegen die auf der Homepage des MLU-Career Center frei zugängliche Liste der Martin-Luther-Universität (MLU 2012).

Insgesamt zählt die Liste der MLU 166 Projekte auf. Davon sind 105 Projekte Studierenden (und Lehrenden) der Geistes- und Sozialwissenschaften zuzuordnen, mithin 63 Prozent.[354] Schon dieser Umstand muss überraschen, sind damit doch geistes- und sozialwissenschaftliche Projekte deutlich überrepräsentiert. Diese in ihrem Ausmaß ins Auge stechende Überrepräsentanz verlangt nach einer Erklärung, über die hier freilich nur Mutmaßungen angestellt werden können.

Möglicherweise genügt der finanzielle Anreiz von 400 Euro pro Projekt nicht, um Studierende der MINT-Fächer in größerem Ausmaß zur Teilnahme zu bewegen. Eine andere (ggf. auch komplementäre) Erklärung könnte lauten, dass die Studierenden der Geistes- und Sozialwissenschaften stärker als die Studierenden anderer Fächergruppen von der Sorge umgetrieben werden, ob sie nach dem Studium in eine gesicherte berufliche Position gelangen werden, und dass sie deshalb auch ein stärkeres Bedürfnis empfinden, Praxiserfahrungen zu sammeln. In jedem Fall dürften die Daten zu dem Schluss förmlich zwingen, dass die Studierenden und Fachvertreter/innen der Geistes- und Sozialwissenschaften

[352] „Die Transfergutscheine können jederzeit beim zentralen Ansprechpartner der Hochschule von dem Hochschullehrer abgerufen werden, der plant, mit Studierenden oder Gruppen von Studierenden entsprechende Projekte mit Unternehmen durchzuführen" (MWW-LSA 2011).

[353] übermittelt am 9.1.2013 durch Dr. *Sylvia Springer*, Leiterin des Technologie-Transfer-Zentrums (TTZ) der OvGU

[354] Die Aufstellung war auf dem Stand vom 9.11.2012 und zählte laut Vermerk auf der Homepage des Career Center die an der MLU ausgegebenen Transfergutscheine nur unvollständig auf. Laut mündlicher Auskunft des Career Center vom 9.1.2013 (*Stephanie Anders*) handelt es sich bei den nicht vermerkten Projekten jedoch vor allem um Anschlussprojekte, die zur Vermeidung von Redundanzen ausgelassen worden sind. Dass die Verteilung auf die Fachbereiche sich in der vollständigen Liste völlig anders gestalten würde, ist deshalb nicht zu erwarten.

der Transferaufgabe keineswegs weniger offen gegenüberstehen als die Studierenden und Vertreter anderer Fächergruppen. Jedenfalls anhand des Transfergutschein-Programms stellt sich eher der gegenteilige Eindruck ein.

Die beteiligten Fächer bzw. Institute, die im Einzelnen auf der MLU-Liste genannt werden, sind die Erziehungswissenschaften, die Germanistik, die Institute für Altertumswissenschaften, Geschichte, Kunstgeschichte, Musik, Philosophie und Ethnologie, die Medien- und Kommunikationswissenschaften, die Romanistik, die Soziologie, das Orientalische Institut, die Politikwissenschaft und die Theologie. Schon damit zeichnet sich ein breites Spektrum an Transferprojekten ab.

Die meisten der genannten Fächer bzw. Institute sind mit jeweils ein bis zwei Projekten vertreten. Auffällige Häufungen traten dagegen in den Erziehungswissenschaften (50 Einzelnennungen) und den Medien- und Kommunikationswissenschaften (22) sowie an den Instituten für Kunstgeschichte (13) und Geschichte (8) auf. Die Namen der betreuenden Hochschullehrer/innen sind in der Liste nicht vermerkt. Daher kann nicht geprüft werden, ob die Häufungen evtl. auf das Engagement einer kleinen Anzahl Lehrender zurückgehen und mithin eher kontingenten Umständen zuzuschreiben sind, oder ob sie etwas über in der jeweiligen Fachkultur wurzelnde, *strukturell* unterschiedlich ausgeprägte Bereitschaften und Neigungen zu Transferbemühungen aussagen.

Während einerseits die Programmbeteiligung von Seiten der Geistes- und Sozialwissenschaften überraschend hoch ausfällt, bleibt andererseits der Anteil an Kooperationen mit Wirtschaftsunternehmen hinter den Erwartungen zurück, welche die Zielsetzung des Programms weckt. Auch wenn Selbstständige mit zu den Wirtschaftsunternehmen gezählt werden, wurde nur in 20 Prozent der verzeichneten geistes- und sozialwissenschaftlichen Projekte mit einem außerhochschulischen Partner kooperiert, der als Wirtschaftsunternehmen gewertet werden kann. Die weit überwiegende Mehrzahl der Kooperationspartner waren eingetragene Vereine, Stiftungen, Behörden, kommunale Einrichtungen u.ä. Hierzu ist dreierlei zu bemerken:

- Zwischen geistes- und sozialwissenschaftlichen Gutscheinprojekten einerseits und allen übrigen Projekten andererseits ist eine hohe Prozentsatzdifferenz (34 Prozentpunkte) auszumachen, was die Häufigkeit eines Kooperationspartners aus der Wirtschaft angeht. Vorbehaltlich einer Kontrolle nach Drittvariablen (die auf der Grundlage der vorliegenden Daten freilich nicht möglich ist) deuten die Zahlen somit auf eines hin: Ein geistes- oder sozialwissenschaftlicher Fachhintergrund der hochschulseitigen Projektpartner wirkt sich kausal sehr ungünstig auf die Wahl eines Kooperationspartners aus der Wirtschaft aus.

■ Bei der Bewertung der Ergebnisse muss jedoch zum mindesten in Rechnung gestellt werden, dass auch die *Beschäftiger* der geistes- und sozialwissenschaftlichen Absolventen erfahrungsgemäß zu einem großen Teil in nichtkommerziellen Bereichen zu suchen sind. Wenn die Zielstellung des Programms lautet, Studierenden Praxiskontakte mit für sie in Frage kommenden Beschäftigern zu verschaffen, dann spricht der geringe Anteil kooperierender Wirtschaftsunternehmen nicht unbedingt gegen die Wirksamkeit des Programms – jedenfalls nicht in den Geistes- und Sozialwissenschaften.

Übersicht 54: Außerhochschulische Kooperationspartner in den Transfergutschein-Projekten an der MLU 2012 nach fachlicher Zuordnung

	Fachliche Zuordnung des Gutscheins		Summe
	geistes-/ sozialwiss.	andere	
Partner ist „e.V."	47 (45 %)	16 (26 %)	63
Partner ist Wirtschaftsunternehmen	21 (20 %)	33 (54 %)	54
Sonstiger Partner	37 (35 %)	12 (20 %)	49
	105	61	166

Quellen: MLU (2012); eigene Auswertung. Stand 9.11.12; Liste unvollständig. – Als „e.V." wurden nur Partner gewertet, bei denen dies explizit vermerkt war. „Wirtschaftsunternehmen" (incl. Selbstständige) wurden, wenn keine Gesellschaftsform angegeben war, nötigenfalls durch Internetrecherche als solche identifiziert.

■ Auch wenn es sich offenbar als besonders schwierig gestaltet, ausgerechnet Geistes- und Sozialwissenschaftler/innen schon während ihres Studiums mit Wirtschaftsunternehmen in Kontakt zu bringen, so muss doch relativierend festgehalten werden: Auch die Studierenden und Lehrenden der anderen Fächergruppen kooperierten im Rahmen des Transfergutschein-Programms insgesamt nur zu 54 Prozent mit Wirtschaftsunternehmen. Auch hier stellten eingetragene Vereine und sonstige Partner große Anteile. (Übersicht 54)

Aus der Gesamtheit der geistes- und sozialwissenschaftlichen Transfergutschein-Projekte sei eine Reihe nicht völlig unrepräsentativer Einzelbeispiele herausgegriffen – in der Absicht, den Wissenstransfer, der hier stattgefunden hat, auch qualitativ zu charakterisieren. In Anbetracht der Zielsetzung des Programms liegt es dabei nahe, die Einzelprojekte unter zwei Aspekten auszuwerten. Zum einen interessiert, ob das jeweilige Projekt geeignet ist, die (künftigen) Beschäftigungschancen der Studierenden zu erhöhen – sei es dadurch, dass der Praxispartner derartige Chancen bietet, oder indem die Durchführung des Projekts Gelegenheit zum Sammeln bewerbungsrelevanter Erfahrungen gibt.

Zum anderen interessiert der Transferaspekt: Lässt die jeweilige Projektbeschreibung erkennen, dass ein Wissenstransfer zwischen Hochschule und außerhochschulischer Praxis stattfindet? Falls ja: Handelt es sich um einen monodirektionalen Transfer wissenschaftlichen Wissens aus dem Hochschulbereich in die Praxis? Oder findet möglicherweise auch ein Transfer in der entgegengesetzten Richtung statt – so dass letztlich auch die Forschung profitiert?

Sowohl die Angaben zum jeweiligen Praxispartner als auch der Projekttitel bieten Anhaltspunkte, die zur Grundlage einer Evaluierung gemacht werden könnten; Übersicht 55 präsentiert eine denkbare Matrix. Auf der X-Achse sind Kategorien angeordnet, die helfen, die Art des Fachbezugs zu charakterisieren, den das jeweilige Projekt aufweist, und die nachfolgend auch durch einzelne Projekttitel exemplifiziert werden können.

Übersicht 55: Denkbare Evaluierungsmatrix für das Transfergutschein-Programm

Nutzenpunkte-Summe		**Art des Fachbezugs des Projekts** (3/2/1 Punkte)		
		mit Praxis-forschungs-Anteilen (bidirektionaler Transfer)	rein applikativ (monodirektionaler Transfer Richtung Praxis)	Sammeln von Praxis-erfahrungen
Praxis-partner (4/2/0 Punkte)	bietet fachadäquate Beschäftigungsmöglichkeiten	7 Punkte	6 Punkte	5 Punkte
	bietet andere Beschäftigungsmöglichkeiten	5 Punkte	4 Punkte	3 Punkte
	keine Beschäftigungsmöglichkeiten erkennbar	3 Punkte	2 Punkte	1 Punkt

Eine erste Kategorie von Projekten der MLU-Liste scheint primär dem *Sammeln von Praxiserfahrungen* zu dienen. Sie lassen eine Art von ‚Wissenstransfer' vermuten, der mit dem klassischen Modell, das an den Technologietransfer angelehnt ist, wenig gemein hat, weil der Adressat des Transfers nicht die außerhochschulischen Beschäftiger, sondern die Studierenden selbst sind. Dabei sind die mutmaßlich gemachten Erfahrungen teils fachspezifischer, teils eher unspezifischer Art. Einige Beispiele (die Listeneinträge werden im folgenden ohne jede Änderung oder Kürzung wiedergegeben):

Projekttitel	**Fachbereich des Hochschulpartners**	**Praxispartner**
„Logistik"-Verwaltung der Materialbestände, Einkäufe, Anlegen von Tabellen zur Erfassung von Einnahmen/Ausgaben	Kunstgeschichte	Kunststiftung Sachsen-Anhalt, http://www.kunststiftung-sachsen-anhalt.de
Restauration der Fahrräder des ehemaligen Verkehrsgartens – Sichtung, Einkauf, Restauration	Medien-und Kommunikationswissenschaften	Peißnitzhaus e.V., http://www.peissnitzhaus.de
Praktikum in der Kinder-und Jugendpsychiatrie	Erziehungswissenschaften	Krankenhaus St. Elisabeth & St. Barbara

Dem Augenschein nach machen die Projekte der ersten Kategorie ein Viertel bis ein Drittel der bezuschussten geistes- und sozialwissenschaftlichen Projekte aus. Einer zweiten Kategorie lassen sich Transfergutscheine zuordnen, die darüber hinaus klare Anzeichen dafür zeigen, dass zusätzlich zum Sammeln von Praxiserfahrungen auch *Transferprozesse im engeren Sinne* stattgefunden haben. So deuten insbesondere die Projektbeschreibungen häufig auf beachtliche

Formen des Wissenstransfers zwischen Hochschul- bzw. Wissenschaftssystem und außerhochschulischer Praxis hin. Weil außerdem der fachliche Hintergrund der Durchführenden mit dem jeweiligen Projektinhalt konvergiert, lassen die folgenden Projekte mindestens einen Transfer wissenschaftlichen Wissens in die Praxis erwarten:

Projekttitel	Fachbereich des Hochschulpartners	Praxispartner
Wachstum – ein unnötiges Dogma? Sendereihe über Grenzen des Wachstums, Postwachstumsstrategien und den Wachstumsbegriff	Erziehungswissenschaften	Corax e. V. - Initiative für Freies Radio, www.radiocorax.de
Individuelle Sprachförderung eines jugendlichen Migranten	Erziehungswissenschaften	Stiftung Evangelische Jugendhilfe St. Johannis Bernburg und Jugendmigrationsdienst Halle
Audiopräsentation – Das Metzeln und das Monstrum: Eine Sendung zur Völkerschlacht bei Leipzig und zum Völkerschlachtdenkmal	Institut für Geschichte	texte, töne dokumente, Tobias Barth (freiberuflicher Hörfunkjournalist, Regisseur und Produzent)
Lektorat von Texten für Ausstellungskatalog sowie von Pressetexten	Institut für Kunstgeschichte	Kunststiftung des Landes Sachsen-Anhalt, http://www.kunststiftung-sachsen-anhalt.de
Alltagsgeschichte audiophon – Konzeption für ein Hörbuch zur Halleschen Lokalgeschichte	Medien-und Kommunikationswissenschaften	texte.töne dokumente [siehe oben]
Kulissenbau im Rahmen eines Kurzfilms im Modul Medienpraxis	Medien- und Kommunikationswissenschaften	grafik & event Tom May

Bei der dritten Kategorie von Projekten schließlich scheint der Transfer wissenschaftlichen (bzw. gestalterischen) Wissens in die Praxis noch zusätzlich ergänzt zu werden durch Gelegenheiten *des nichttrivialen Transfers von Wissen oder Daten aus der Praxis ins Wissenschaftssystem.* Evident sind solche Gelegenheiten bei Projekten, die Entwicklungs- und Praxisforschungsanteile einschließen:

Projekttitel	Fachbereich des Hochschulpartners	Praxispartner
Hochwirksame Kristalle – Entwicklung adäquater Interventionen für KonsumentInnen der Droge Crystal und anderer „neuer" synthetischer Stimulanzien	Erziehungswissenschaften	PSW Behindertenhilfe, drobs Halle; www.drobs-halle.de
Die Auswirkungen des bystander-Effektes auf das prosoziale Verhalten von Schülern und Schulbusbegleitern	Erziehungswissenschaften	KEG – Koordinierungsstelle für Kinder, Eltern und Großeltern e.V.; http://www.elternkoordinierung.de
Interne Auswertung einer empirischen Untersuchung zum bürgerschaftlichen Engagement im Wohlfahrtsbereich	Erziehungswissenschaften	DRK Landesverband Sachsen-Anhalt e.V.

Projekttitel	Fachbereich des Hochschulpartners	Praxispartner
Die Erschließung des Briefwechsels zwischen Johann Wilhelm Ludwig Gleim und Johann Lorenz Benzler	Germanistisches Institut	Das Gleimhaus in Trägerschaft des Förderkreises Gleimhaus e.V.
Evaluation bzgl. der Frage des Nutzwertes hinsichtlich der Nutzung sozialer Netzwerke (Xing, Facebook, Twitter u.a.) für das Unternehmen sofanova	Medien-und Kommunikationswissenschaften	sofanova – Polsterarbeiten und Raumgestaltung, Halle (Saale)

Insgesamt bilden die geistes- und sozialwissenschaftlichen Projekte der zweiten und dritten Kategorie die deutliche Mehrheit. Wenn die Ergebnisse auch einstweilen unter einem Vorbehalt stehen müssen, weil die ausgewertete Liste unvollständig ist (eine bewusste Selektion steht allerdings nicht zu vermuten), so lässt sich doch eines festhalten: Nichttriviale Formen des Wissenstransfers aus den Geistes- und Sozialwissenschaften in die Praxis hinein sind nicht nur möglich, sondern in Sachsen-Anhalt offenkundig bereits wirklich. Im Rahmen des Transfergutscheinprogramms zeigt sich, dass die Studierenden und Lehrenden der Geistes- und Sozialwissenschaften Transferaktivitäten keineswegs weniger offen gegenüberstehen als die anderer Fächergruppen. Dabei kooperieren sie, wenn sie die Wahl haben, offenbar bevorzugt mit Praxispartnern aus der regionalen Kulturszene und dem sozialen Bereich – in geringerem Ausmaß aber auch mit der regionalen KMU-dominierten Wirtschaft.

Jenseits der Programmförderung: Lokal relevante Aktivitäten der Geistes- und Sozialwissenschaften

Eines der erklärten Entwicklungsziele Sachsen-Anhalts ist der weitere Ausbau des Tourismussektors. Er erwirtschaftet gegenwärtig 3,4 Prozent des Bruttoinlandsprodukts des Landes und sichert dadurch rechnerisch 43.000 Arbeitsplätze im Land (MLV-LSA 2011: 155/G134). Für den weiteren Ausbau setzt der Landesentwicklungsplan in erster Linie auf den Kulturtourismus (ebd.: 158/ G136). Bisher unausgesprochen geblieben ist allerdings die Schlüsselrolle, die geisteswissenschaftlicher Forschung und Lehre im Land dabei zwangsläufig zufällt:

- Ein unscheinbarer, aber gleichwohl wichtiger Erfolgsfaktor kulturtouristischer Angebote ist das *Wissen der Bevölkerung* vor Ort um den Rang und die Bedeutsamkeit des kulturellen Erbes, von dem sie zu profitieren sucht – oder versuchen sollte.[355] Die Geisteswissenschaften in Sachsen-Anhalt wirken darauf hin, dieses Wissen zu verbreiten.

- Die weitere *Intensivierung* des Kulturtourismus erfordert hochqualifiziertes Personal vor Ort, das innovative kulturelle Angebote auf der Grundlage geisteswissenschaftlicher Expertise konzeptionell erarbeitet und durchführt. Gerade die touristischen Markensäulen (ebd.: 156f./G135) des Landes verlangen geradezu nach einer (personal-)intensiven Begleitung, die dann auch eine intensi-

[355] In diesem Sinne hält auch der Landesentwicklungsplan fest, dass mit dem Bewusstsein der „Werte der Kulturlandschaft … auch eine nicht unbedeutende Erhöhung des touristischen Potentials“ verbunden ist (MLV-LSA 2011: 165/G149).

vierte Wertschöpfung zur Folge hätte. Hier ist insbesondere an die Straße der Romanik, die Himmelswege und die Gartenträume zu denken.[356] Es sind die Geisteswissenschaften in Sachsen-Anhalt, denen die Ausbildung der Akteure einer künftigen Intensivierung zufällt.

- Der bei weitem wichtigste Beitrag der Geisteswissenschaften im Land zum Ausbau des Kulturtourismus wird jedoch nach wie vor darin bestehen, dass sie in der wissenschaftlichen Arena selbst *den Rang des kulturellen Erbes* des Landes deutlich machen, indem sie es zum Thema der Forschung machen.

Die Erfolgschancen kulturtouristischer Marketingkampagnen dürften ganz wesentlich davon abhängen, ob sie auf einem bereits zuerkannten *wissenschaftlichen* Rang der beworbenen Stätten oder Artefakte aufbauen können. Dass geschicktes Kulturmarketing auch abseits der Kulturmetropolen wahrhaft durchschlagende Wirkungen erzielen kann, wenn ihm eine wissenschaftliche Sensation zur Grundlage dient, belegen nicht zuletzt die weithin beispiellosen Besucherzahlen, die die Himmelsscheibe von Nebra u.a. dem Landesmuseum für Vorgeschichte Sachsen-Anhalt in Halle verschafft hat: Zwischen 2008 und 2012 sahen ca. 750.000 Besucher die Dauerausstellung (Volksstimme 24.2.2012).

Indem die regionale sozialwissenschaftliche Forschung auch auf bedenkliche lokale Entwicklungen hinweist, lässt sie auf das Image des Landes gelegentlich auch einen Schatten fallen. Beispielsweise hält der Sachsen-Anhalt-Monitor zwar fest, dass ausländerfeindliche Einstellungen der Sachsen-Anhalter seit 2007 leicht rückläufig sind und sich dem bundesdeutschen Durchschnitt nähern. So seien die Anteile der fremdenfeinlichen und antisemitischen Einstellungen in Sachsen-Anhalt teilweise niedriger als in Westdeutschland. Bedenklich ist jedoch, dass die Werte in den Bereichen Sozialdarwinismus und Verharmlosung des Nationalsozialismus leicht über dem bundesweiten Durchschnitt liegen. (Holtmann/Jaeck/Völkl 2014: 16).

Nicht nur auf die Akteure in den so problematisierten Regionen kann dies zunächst einmal leicht wie eine Bedrohung ihrer Bemühungen um ein anziehenderes Image wirken. In der Tat bleibt den Sozialwissenschaften, wollen sie ihrer Frühwarnfunktion nachkommen, oft nichts anderes übrig, als inkauf zu nehmen, dass sie den oben konstatierten Imagewandel mit ihren Publikationen kurzfristig und punktuell konterkarieren.

Mittel- und langfristig jedoch eröffnen die Sozialwissenschaften, gerade indem sie auf problematische Entwicklungen frühzeitig hinweisen, Politik und Gesellschaft die Chance, auf neue oder auch anhaltend ungelöste Missstände zu reagieren und sie, wo nicht zu beseitigen, so doch zumindest zu mindern.[357] Wird diese Chance genutzt, dann dürften sich die Aussichten, dass der eingeleitete Imagewandel Bestand haben wird, dadurch langfristig verbessern. Auch wenn es zunächst paradox erscheinen mag: Gerade dann, wenn sie auf unangenehme Problemlagen hinweisen, tragen die Sozialwissenschaften ganz entscheidend dazu bei, das Image des Landes zu verbessern – nämlich, indem sie darauf drän-

[356] http://www.strasse-der-romanik.com; http://www.himmelswege.de; http://www.gartentraeume-sachsen-anhalt.de (jeweils 22.11.2012)

[357] zu Handlungsempfehlungen vgl. Holtmann/Jaeck/Völkl (2012: 115)

gen, die Ursachen von Missständen zu beseitigen, so dass die bisher erfolgreichen Marketingbemühungen gegen das Risiko drastischer Rückschläge abgesichert werden können.

Schaut man schlaglichtartig auf die lokal bezogenen Forschungsaktivitäten einzelner Fächer, so ergeben sich sehr klare Hinweise darauf, was man alles nicht wüsste, wenn diese Fächer nicht lokal vertreten wären:

- So führt das Institut für Soziologie der MLU bereits seit 1993 mit der Stadt Halle eine regelmäßige Bürgerumfrage durch. Deren Ziel ist, der Stadtverwaltung für ihre Arbeit Informationen zu kommunalen Fragen, wichtigen städtischen Veränderungen und der Zufriedenheit der Halleschen Bürger/innen zu verschaffen.[358] Die Paper-Reihe des Instituts „Der Hallesche Graureiher" dokumentiert zahlreiche weitere Forschungsergebnisse zu lokalen Themen, so in den zurückliegenden zehn Jahren zu „Graffiti zwischen Kunst und Ärgernis" in Halle (Saale) (Sackmann 2006), zum halleschen Wohnquartier Glaucha aus der Sicht seiner Bewohner (Jaeck 2012), zur Entwicklung Halle-Neustadts vor und nach 1989 (Pasternack 2012a; vgl. auch ders. 2014a) oder der zweitgrößten halleschen Großwohnsiedlung Silberhöhe (Schroth 2006; Sackmann/Sackmann 2014) und zur Unterstützung der beruflichen Integration von Zuwanderern (Goldenberg/ Sackmann 2014).

Übersicht 56: Lokal relevante Forschungsprojekte an der OVGU 2015

Institut	Projekte
Institut für Erziehungswissenschaft	Kooperation Konkret – „kultur macht stadt"
	Kunst- und Kulturmanagement als Motor für kreative Stadtentwicklung und Imagetreiber in Magdeburg-Buckau
	Weiterbildungscampus Magdeburg: Curriculaübertragung
	Zukunftswerkstätten an Magdeburger Schulen
Institut für Germanistik	Magdeburger Literaten von der Frühen Neuzeit bis zur Gegenwart: Ringvorlesung und Buchpublikation
Institut für Geschichte	Die Pest in Magdeburg 1680–1682. Eine Mikrogeschichte
	Menschen mit Behinderung in der ehemaligen DDR. Eine regionale Untersuchung für den Raum Sachsen-Anhalt und die Stadt Magdeburg
	Reformation von unten (1517–1600): Reformation in Magdeburg als Erfahrung und Prozess
Institut für Sportwissenschaft	Wettkämpfe und Leibesübungen in Magdeburg während der Epoche der Reformation und Konfessionalisierung

Quelle: OVGU (o.J.: 364f., 368, 376, 380-382, 404)

- Auch das historische Wissen über diverse Aspekte der halleschen Stadtgeschichte profitiert von den Arbeiten an der Martin-Luther-Universität. An den Instituten für Geschichte sowie für Medizingeschichte und -ethik und am Seminar für Philosophie sind allein 2014/2015 sechs einschlägige Monografien und Dissertationen publiziert worden: zur Sozialgeschichte der halleschen Professo-

[358] http://www.soziologie.uni-halle.de/petermann/umfragen/.html (24.9.2012); vgl. http://www2.soziologie.uni-halle.de/publikationen/graureiher.html (28.7.2016)

ren 1694–1806 (Schopferer 2015), zu Alfred Graefe (1830–1899), dem ersten Ordinarius für Augenheilkunde in Halle (Saale) (Grafik 2015), Ludwig Heinrich Hollaender (1833–1897), dem Begründer der Zahnheilkunde in Deutschland (Schauer 2015), Fritz Jahr (1895–1953), Theologe in Halle und Begründer der Bioethik (Steger 2014), zu philosophischem Denken in Halle bis zum Kaiserreich (Schenk/Meÿer 2014/2015) sowie zur geschlossenen Venerologischen Station in der Poliklinik Mitte in Halle (Saale) 1961 bis 1982 (Steger/Schochow 2015). (MLU 2015)

- Auch für die Magdeburger Universität ergibt eine Auswertung des Forschungsberichts 2015 (OVGU o.J.) zahlreiche lokal bezogene Forschungsprojekte verschiedenster Institute (Übersicht 56).

Fazit: Insgesamt liegen die Geistes- und Sozialwissenschaften in Sachsen-Anhalt einerseits mit ihrer gegenwärtigen Ausstattung ungefähr im Durchschnitt der vergleichbaren Bundesländer. Von einer Überdimensionierung kann aktuell keine Rede sein. Die derzeitige Ausstattung bewegt sich vielmehr auf dem Niveau, das Wirtschaftskraft, Bevölkerungsgröße und -dichte des Landes erwarten lassen. Andererseits stehen die Geistes- und Sozialwissenschaften des Landes Transferaktivitäten keineswegs weniger offen gegenüber als andere Fächergruppen – eher im Gegenteil.

6. Auswertung

Die Ökonomisierungstendenzen im Wissenschaftsbetrieb haben den Blick des wissenschaftlichen Personals für forschungsfremde Verzweckung erheblich geschärft. Insbesondere das Ansinnen, der wissenschaftlichen Arbeit nichtwissenschaftliche Prämissen zugrunde zu legen, stößt mit guten Gründen auf erheblichen Widerstand. Dies betrifft auch Anliegen, die ‚an sich' als positiv bewertet werden, seien es Nachhaltigkeit, soziale Gerechtigkeit oder eben lokales Wirksamwerden.

Die Erwartung an Hochschulen, Leistungen auch für ihre Sitzstadt oder -region zu erbringen, lässt sich wissenschaftsbetriebsintern leicht als ein Versuch deuten, eine weitere Funktionalisierung der Wissenschaft ins Werk zu setzen – und dies mit einer gleichsam besonders perfiden Begründung, indem eine Art moralischer Erpressung eingesetzt werde: Denn wie ließen sich die Ansinnen abweisen, der die Wissenschaft alimentierenden Gesellschaft etwas zurückzugeben, das ihr unmittelbar nützt, und das unmittelbare Umfeld der Hochschule an dem, was die Hochschule treibt, in verständiger Weise teilhaben haben zu lassen, ohne der Ignoranz oder Arroganz geziehen zu werden?

Hier stellt sich die Frage, wie ein angemessener Ausgleich zwischen dem Axiom der Zweckfreiheit und dem der gesellschaftlichen Relevanz von Wissenschaft gefunden werden kann.

6.1. Regionale Problemlagen und Problemwahrnehmungen

Der Umstand, dass alle unsere Fallstädte demografisch herausgefordert sind, begründet Notwendigkeiten, die andernorts so noch nicht durchgehend bestehen – gleichwohl auch andernorts erwartet werden dürfen: „Aufgrund der Geburtendefizite ist davon auszugehen, dass in Zukunft mehr als die Hälfte der europäischen Städte … Schrumpfungsprozesse erfahren wird" (Wiechmann 2015: 33). Die bestehenden regionalen und lokalen Problemlagen lassen sich in zwei Gruppen fassen, die insgesamt fünf Herausforderungen enthalten:

- *Stadt- und Regionalentwicklung:* Das wesentliche Entwicklungsziel in den demografisch herausgeforderten Städten und Regionen kann mit der Solidarpaktformulierung „selbsttragende Entwicklung" gefasst werden. Diese hat zwei zentrale Voraussetzungen: wirtschaftliche Stabilität bzw. Dynamik und soziale Stabilität.
- *Demografische Schrumpfung:* Sie vollzieht sich über die dominanten Ausprägungen der Komponenten Fertilität, Mobilität und Mortalität: geringe Fertilität, Abwanderungsmobilität und Alterung der Bevölkerung.

Begrifflich werden die Entwicklungen als „Peripherisierung" beschrieben. Periphere *Städte* werden meist über Merkmale wie Zentrumsdistanz, schlechte Er-

reichbarkeit und geringe Siedlungsdichte beschrieben – also mittels einer statisch-räumlichen Definition. Der Begriff der peripherisierten *Räume* hebt dagegen auf den sozialräumlichen Prozess der Peripherisierung ab. Er soll die ökonomischen, politischen, sozialen und medialen Prozesse erfassen. Peripherisierte Räume können durchaus auch zentral gelegen und gut erschlossen sein. (DdMS/ILS/IRS 2012: 4)

Die Ausgangspunkte einer Peripherisierung zuvor nichtperipherer Städte und Regionen sind meist De-Industrialisierung und demografisch bedingte Schrumpfung. Die De-Industrialisierung erzwingt Abwanderung in Regionen mit Arbeitsplätzen oder Pendlermobilität und vermindert die finanziellen Spielräume der Kommunen. Den demografischen Rückgang kennzeichnen sinkende Geburtenrate, Umlandwanderung und großräumige Abwanderung. Eine sich ergebende städtische Schrumpfung ist dann vor allem gekennzeichnet durch wirtschaftlichen Rückstand, Arbeitslosigkeit, sanierungsbedürftige Infrastruktur (Brachflächen, architektonische Ruinen, großräumiger Leerstand) sowie Rückgang der Bevölkerung bei gleichzeitigem Anstieg des durchschnittlichen Alters (Weiske/Schmitt 2000).

Entlang von vier Dimensionen lässt sich Peripherisierung genauer bestimmen – Abwanderung, Abkopplung, Abhängigkeit und Stigmatisierung (Kühn/Weck 2013: 30):

- *Abwanderung*, die zumeist aufgrund fehlender Lebensqualität oder Zukunftsperspektiven erfolgt, ist *das* Merkmal peripherisierter Städte und Regionen. Die Abstimmung mit den Füßen verschärft bei überall in Deutschland bestehenden niedrigen Geburtenraten die demografische Schrumpfung und bewirkt eine überdurchschnittliche Alterung der Bevölkerung.

- Neben der Abwanderung stellt die *Abkopplung* einen zentralen Aspekt der Peripherisierung dar. Hier lockert sich die Einbindung in die Regulierungssysteme von Staat und Markt. Die daraus resultierenden erschwerten Zugänge zu diesen Bereichen sind zumeist das Ergebnis von Standortentscheidungen sowohl von Unternehmen als auch von übergeordneten politischen Instanzen. Diese Entscheidungen betreffen auch die technische und die soziale Infrastruktur, etwa wenn Einrichtungen der öffentlichen Daseinsvorsorge oder die Anbindung an den überregionalen Bahnverkehr reduziert werden.

- Aus Abwanderung und Abkopplung resultiert eine zunehmende *Abhängigkeit* von externen Entscheidungen. Dieser Verlust von Autonomie peripherisierter Städte wird sichtbar, wenn sich die regionale Ökonomie auf die Fertigungsfunktion beschränkt („verlängerte Werkbank“) oder die Kommunen dauerhaft von Transferleistungen abhängig sind. Der zunehmenden Abhängigkeit peripherisierter Städte und Regionen stehen Tendenzen der Zentralisierung von Entscheidungs- und Kontrollfunktionen in wenigen Zentren gegenüber. (Ebd.: 36f.)

- Die Peripherisierungsprozesse Abwanderung, Abkopplung und Abhängigkeit können schließlich eine kommunikative Verstärkung erfahren. Diese erfolgt, wenn negative Selbst- und Fremdbilder zu einer *Stigmatisierung* der betroffenen Orte führen. Negative Fremdbilder schrecken potenzielle Zuwanderer und Investoren ab. Negative Selbstbilder limitieren nicht selten die lokale Hand-

lungsfähigkeit durch wachsende Resignation und verstärken so wiederum die Abwanderungstendenzen. Hier müssen auch gelegentlich formulierte Hoffnungen auf Zuwanderung realistisch eingeordnet werden: Die Zielgebiete von Migranten sind bevorzugt Boomregionen, so dass „die bestehenden Disparitäten damit tendenziell noch verschärft werden“ (Wiechmann 2015: 33).

Der demografische Wandel führt raumbezogen zu einer deutlichen Fragmentierung. Die Prozesse verlaufen regional selektiv und mit unterschiedlicher Intensität. Daraus ergibt sich eine Polarisierung in demografische Schrumpfungsgebiete einerseits und Wachstumszonen bzw. -inseln andererseits. Die Bevölkerungsentwicklungen korrespondieren mit den jeweiligen wirtschaftlichen Situationen. In der Perspektive der Regionalentwicklung ergeben sich so Prosperitätszonen bzw. -inseln und Stagnations- bzw. Abschwungkorridore.

Als Reaktion darauf erfolgt unter anderem eine Demografisierung der raumbezogenen Zielsetzungen der Hochschulen. Sie stellt sowohl das Ergebnis als auch eine Gegenmaßnahme gegen die zunehmende räumliche Polarisierung dar. Konfrontiert mit einer schrumpfenden und alternden Bevölkerung sehen sich insbesondere Hochschulen als stabile staatliche Infrastruktur entsprechenden Erwartungen ausgesetzt: Sie sollen zur Sicherung der öffentlichen Daseinsvorsorge und Stärkung der Zivilgesellschaft beitragen sowie der Abwanderung der jüngeren Menschen entgegenwirken.

6.2. Ermöglichende und limitierende Rahmenbedingungen

Die Resonanzfähigkeit einer Stadt für Irritationen – wie sie von ortsansässigen Hochschulen und Forschungsinstituten ausgehen können oder sollen – sind in hohem Maße von der Dichte, Heterogenität, dem Alltagserleben der Einwohnerschaft und ihren spezifischen Vorstellungsbildern bestimmt. Diese wiederum korrelieren in der Regel wesentlich mit der jeweiligen Stadtgröße.

Mittelstädte (20.000 bis unter 100.000 Einwohner) halten kaum die städtische Infrastruktur vor und verfügen auch höchstens ansatzweise über die Kulturangebote, die in den einschlägigen Stadtkonzepten als unverzichtbar für wissensgesellschaftlich basierte Stadtentwicklung gelten. Es fällt den Mittelstädten im Gegensatz zu größeren Städten schwer, gut ausgebildete Wissensarbeiter anzuziehen und/oder zu halten. Die Gewinnung von Studierenden erscheint daher als einzige erfolgversprechende Variante der Rekrutierung – zumal notwendige Investitionen in Lebensqualität und deren Kommunikation nach außen angesichts knapper Mittel nur bedingt erfolgversprechend ist. Darüber hinaus kann die Präsenz Studierender dazu dienen, das Stigma der Peripherisierung abzuwehren und damit zumindest im eigenen Hinterland die ausgebildete Bevölkerung zu binden.

Aber auch die Kleineren Großstädte (100.000 bis unter 300.000 Einwohner) sind nicht umstandslos durch die Wissensstadtkonzepte adressiert. Aufgrund des fehlenden metropolitanen Kontextes sollten die hier untersuchten Städte in den Konzepten keine vermeintliche Blaupause erkennen, sondern eher Inspi-

rationen für solche Maßnahmen entdecken, die an die je eigene Stadtsituation angepasst sind.

Zwar ist die Entwicklung zu einer kreativen Stadt oder die Ausbildung eines kreativen Milieus auch in mittelgroßen Städten – also Mittel- und Kleineren Großstädten – nicht prinzipiell ausgeschlossen. Allerdings sind die Kontexte dafür in Metropolen wesentlich günstiger. Hintergrund derartiger Entwicklungen ist die Herausbildung von Netzwerken, die insbesondere ökonomische Akteure sowie Hochschul- und Wissenschaftseinrichtungen umfassen. Ein für Kreative attraktives Umfeld, das sich z.T. auch in mittelgroßen Städten findet, kann gewiss derartige Netzwerkbildungen fördern. Allerdings können auch so die größenbedingten Limitierungen – insbesondere die begrenzte Zahl potenzieller Akteure – nicht aufgehoben werden.

Wo Hochschulen in Städten und Regionen sitzen, die demografisch herausgefordert sind, sind die Hochschulwirkungen aber auch elementarer. Dort intervenieren die Einrichtungen schon durch ihre bloße Anwesenheit in die Schrumpfungsprozesse, indem sie verödungshemmend wirken und eine jüngere Klientel in der Region halten bzw. von außen anziehen, und indem sie dazu beitragen, die Resonanzfähigkeit ihrer Städte für wissensbasierte Entwicklungen zu erzeugen bzw. zu erhalten.

Hochschulen ziehen mit ihren Bildungsangeboten zukünftige Absolventen in ihre Region, die im Beschäftigungssystem jetzt und in den kommenden Jahren verstärkt nachgefragt werden. Es wird jedoch nicht nur ein Beitrag zur Schließung der Fachkräftelücke geleistet. Vielmehr gelingt durch den Zuzug wie den Verbleib von Studienanfängern ein Beitrag zur Verjüngung der Bevölkerung. Ebenso leisten Hochschulen einen Beitrag zur geschlechtsspezifischen Gleichverteilung innerhalb der regionalen Bevölkerung. Ein Studium nehmen heute mehrheitlich junge Frauen auf. In demografisch herausgeforderten Regionen wirken die Hochschulen daher dem Trend entgegen, dass vor allem junge und gut gebildete Frauen abwandern und eher junge Männer mit vergleichsweise niedrigerem Bildungsniveau zurückbleiben.

Dies sollte nicht zuletzt berücksichtigt werden, wenn es um die Ressourcenausstattungen der Hochschulen unter Schrumpfungsbedingungen geht: Wer aufgrund seines Studiums schon da ist, kann eher dafür gewonnen werden, seine Lebenschancen in der Region zu suchen und zu finden.

Auch die Voraussetzungen und Mechanismen der Wissensdiffusion werden stark durch sozialräumliche Charakteristika beeinflusst. Hier wird indes eine Ambivalenz wirksam:

- Einerseits kann der Umstand, dass mittelgroße Städte vergleichsweise übersichtliche Strukturen und kurze Wege aufweisen, der Wissensdiffusion förderlich sein. Geringe physische Distanz – und hier sind mittelgroße Städte gegenüber größeren im Vorteil – fördert Gelegenheitsstrukturen, d.h. Kommunikationsanlässe.
- Andererseits muss dieser Stadtortvorteil auch umgehend relativiert werden: Nähe kann ebenso zu Lock-In-Effekten führen. Durch die Dominanz grup-

pen- oder milieuinterner Kommunikation können Impulse von außen u.U. weniger wahrgenommen bzw. verarbeitet werden.

Damit räumliche Nähe zur Wissensgenerierung genutzt und diese in Innovationsprozesse überführbar wird, spielt auch Distanz eine wesentliche Rolle: Sie erzeugt Anlässe für Lernprozesse. Hohe relationale Distanzen können durch Fremdheitserfahrungen das Lernen anregen. Geringe relationale Distanzen ermöglichen es, Bezüge und Vergleiche herzustellen. Beides zusammen stellt das Potenzial für Neues, Lernprozesse und Innovationen dar. Ein für Wissensentwicklungen und Innovationen besonders förderliches Verhältnis von Nähe und Distanz ist zwar nicht bestimmbar. Doch muss vermutet werden, dass mittelgroße Städte eher herausgefordert sind, das Pendel zwischen Nähe und Distanz nicht zu sehr in Richtung ersterer schwenken zu lassen als andersherum.

6.2.1. Kommunale Kontexte

Werden die untersuchten Städte verglichen, so ist es sinnvoll, zwischen den Kleineren Groß- und den Mittelstädten zu unterscheiden. Für die beiden Kleineren Großstädte Halle und Magdeburg zeigt sich, dass sie beide – trotz punktueller Abweichungen – in vielen Bereichen ähnliche Rahmenbedingungen vorfinden. Beide Städte sind Oberzentren mit nahezu identischen Einwohnerzahlen um die 232.000 – wobei Magdeburg das Privileg genießt, die Landeshauptstadt Sachsen-Anhalts zu sein. Der Wanderungssaldo beider Städte fällt in Magdeburg seit 2003, in Halle seit 2010 positiv aus. Nicht zuletzt aus diesem Grund lässt sich in Magdeburg ein kontinuierlicher Trend zum Bevölkerungswachstum erkennen; in Halle hingegen genügt der positive Saldo nicht, um vor dem Hintergrund einer weiterhin unausgeglichenen Geburten- und Sterberate einen eindeutigen Wachstumstrend zu identifizieren.

Der Wohnungsmarkt in beiden Städten kann als weitgehend entspannt gelten. Die Mietspiegel bei Neuvermietungen liegen mit etwas über 6 Euro/qm in ähnlicher Höhe. Die durchschnittlichen Mietpreise weisen in den letzten drei Jahren eine relative Stabilität auf, auch wenn Magdeburg eine leichte Preissteigerung zu verzeichnen hat.[359] Die Mietpreise überschreiten jedenfalls nur geringfügig das Niveau der anderen Städte Sachsen-Anhalts. Zwar ist der Wohnraum damit vergleichsweise günstig, aber da sich die Mietpreise insgesamt in Ostdeutschland – mit wenigen Ausnahmen wie Berlin oder Potsdam – auf niedrigem Niveau halten, resultiert daraus kein Wettbewerbsvorteil. Umgekehrt gilt aber auch, dass die Attraktivität der beiden größten Städte Sachsen-Anhalts nicht unter hohen Mietpreisen leiden.

Auch im Hinblick auf die Entwicklung des Leerstands weisen die Wohnungsmärkte in Halle und Magdeburg eine ähnliche Entwicklung auf. In Halle stand 2013 jede zehnte, in Magdeburg gut jede achte Wohnung leer. Dabei hat sich

[359] Zwar sind diese Daten nicht repräsentativ, sondern basieren auf der Auswertung der über das Immobilienportal www.immowelt.de angebotenen und nachgefragten Wohnungen, allerdings lässt sich so eine gewisse Tendenz erschließen (Datenabfrage: August 2017).

der Wohnungsleerstand in beiden Städten seit 2001 deutlich reduziert – vornehmlich aufgrund des Rückbaus. In Halle ging er um 7,3, in Magdeburg um 8,3 Prozentpunkte zurück. Insgesamt ist der Wohungsmarkt nicht angespannt und zeigt eine gewisse Adaption an die Bevölkerungsentwicklung: Selbst im Falle eines fortlaufenden Bevölkerungswachstums ist mit gravierenden Änderungen nicht zu rechnen, auch wenn einzelne Stadtviertel sicherlich überdurchschnittlich davon profitieren.

Die Versorgung mit Kindertagesbetreuung ist ebenfalls in beiden Städten gleichmäßig stark ausgebaut. Nahezu alle Kinder über drei Jahre gehen in eine Kindertagestätte. Ähnlich wie beim Wohnungsmarkt bewegen sich die beiden Städte hier im ostdeutschen Trend. Damit können regional keine Wettbewerbsvorteile generiert werden, überregional kann jedoch eine gut ausgebaute Kindertagsbetreuung im Zusammenspiel mit anderen positiven Faktoren die Attraktivit der Städte insbesondere für die anvisierten Wissensarbeiter deutlich steigern.

Einen deutlichen Unterschied weisen Halle und Magdeburg im Hinblick auf ihre Verkehrsanbindung auf – jedenfalls im Hinblick auf die Bahn. Während beide Städte eine gute Anbindung durch die Straße haben, leidet Magdeburg – im Gegensatz zu Halle – unter der weitgehend fehlenden Fernzuganbindung. Zwar können umliegende Städte wie Leipzig oder Halle im Osten Deutschlands oder Wolfsburg im Westen vergleichsweise gut erreicht werden. Ein deutliches Manko stellt jedoch der Umstand dar, dass Berlin ledigich mit Regionalzügen zu erreichen ist. Dies wird nicht nur, aber vor allem von internationalen Gästen – z.B. potenziellen Teilnehmern wissenschaftlicher Tagungen – als erhebliche Hürde erlebt.

Die Ökonomie der beiden Städte wird durch kleine Unternehmen geprägt – mehr als 85 Prozent der örtlichen Firmen beschäftigen zwischen ein und zehn Personen, ca. 10 Prozent haben über zehn bis 50 Beschäftigte. Entsprechend wenige Unternehmen erreichen Beschäftigtenzahlen um die 500 oder mehr. So gab es 2015 in Halle 14 Unternehmen, in Mageburg 12 mit mehr als 500 Beschäftigten.

Das BIP je Einwohner liegt erwartungsgemäß unterhalb des bundesdeutschen Schnitts: Während es in Halle knapp unterhalb der 80-Prozent-Marke verbleibt, werden in Magdeburg fast 90 Prozent des bundesdeutschen Durchschnittswertes erreicht. Auch die Kaufkraft liegt unterhalb des gesamtdeutschen Durchschnitts: Halle unterschreitet diesen mit gut 17,5 Prozentpunkten, in Magdeburg beträgt die Differenz gut 14 Prozent. Damit stehen den Einwohnern Magdeburgs pro Kopf gut 850 Euro mehr im Jahr zur Verfügung als in Halle.

Die Erwerbsquote liegt in Halle bei fast 77 Prozent, in Magdeburg ist sie mit gut 80 Prozent etwas höher. Ähnlich gering fallen die Differenzen hinsichtlich der Arbeitslosen- und der SGB-II-Quote aus. So beträgt die Arbeitslosenquote SGB II in Halle 7,8, in Magdeburg 7,4 Prozent. Damit liegen beide sowohl über dem Durchschnittswert Sachsen-Anhalts, dem ostdeutschen Durchschnittwert von 5,3 Prozent als auch dem bundesdeutschen Durchschnittswert von 3,9 Prozent.

Angesichts der insgesamt recht ähnlichen Daten kann gefolgert werden, dass Halle und Magdeburg mit ähnlichen Problemlagen zu kämpfen haben. Einen

ähnlichen Befund liefert ein Projekt der BertelsmannStiftung. In diesem wurden durch die Clusterung von neun Indikatoren neun verschiedene Demografietypen identifiziert.[360] Dabei wurden die Indikatoren relative Bevölkerungsentwicklung 2011–2013, der Anteil von Einpersonenhaushalten, Kaufkraft privater Haushalte, SGB-II-Quote, Anteil der Unter-18jährigen wie der 65- bis 79jährigen dem Faktor soziodemografischer Status zugeordnet, die Indikatoren Einwohnerdichte sowie der Anteil von Hochqualifizierten am Wohnort und am Arbeitsort dem Faktor Urbanität und Wirtschaftsstandort.

Demnach weisen Magdeburg und Halle ähnliche Rahmenbedingungen auf und sind unter dem gleichen Demografietyp klassifiziert, den „Wirtschaftszentren mit geringerer Wachstumsdynamik". Orte dieses Typs sind typischerweise Wirtschaftszentren, Universitätsstädte und Umlandgemeinden mit geringer wirtschaftlicher Dynamik, sehr hoher Einwohnerdichte, vielen Einpersonenhaushalten, vielen Hochqualifizierten am Arbeitsort und am Wohnort, niedrigen Einkommen, geringer Kaufkraft, hohen Soziallasten und sowie einer angespannten Haushaltslage. (Bertelsmann-Stiftung 2017)

Auch die näher untersuchten vier Mittelstädte unterscheiden sich bei den Rahmenbedingungen nicht tiefgreifend. Alle vier sind Mittelzentren, bis auf Wernigerode auch mit oberzentralen Teilfunktionen. Die Einwohnerzahlen reichen von 33.000 bis 47.000. Alle schrumpfen im Trend (wenn auch Merseburg und Stendal überdurchschnittlich), alle haben ein leicht positives Wanderungsaldo, der allerdings nicht genügt, das unausgeglichene Verhältnis von Geburten- und Sterberate zu kompensieren.

Auch der Wohnungsmarkt ist durch eine gewisse Ähnlichkeit gekennzeichnet: In allen vier Städten liegt der Mietspiegel bei Neuvermietungen mit etwas über 5 Euro/qm in ähnlicher Höhe und weist in den letzten drei Jahren eine relative Stabilität auf.[361] Dieser Mietpreis unterschreitet geringfügig das Niveau der beiden größten Städte Sachsen-Anhalts, liegt aber immerhin gut ein Drittel unter den Mietpreisen Leipzigs. Damit ist der Wohnraum in den vier Fallstädten sehr günstig. Da sich der Mietpreis aber – mit wenigen Ausnahmen wie Berlin oder Potsdam – insgesamt in Ostdeutschland auf niedrigem Niveau hält, resultiert daraus kein Wettbewerbsvorteil: Es gibt dort viele weitere Städte, in denen ebenso günstig gewohnt werden kann.

Einen anderen Blick auf den Wohnungsmarkt erlaubt die Entwicklung des Leerstands. Hier weisen die Städte durchaus Differenzen auf: In Stendal stand 2013 mehr als jede sechste, in Wittenberg immerhin noch fast jede achte Wohnung leer. In Merseburg ist es nur noch fast jede elfte, in Wernigerode jede sechzehnte Wohnung. Beachtenswert ist dabei, dass der Wohnungsleerstand sich in Stendal und Merseburg seit 2001 deutlich reduziert hat – vornehmlich aufgrund des Rückbaus. In Wernigerode ist er – abweichend vom Trend – von 5,0 auf 6,1 Prozent gestiegen. Insgesamt lässt sich erkennen, dass der Wohungsmarkt alles

[360] http://www.wegweiser-kommune.de/demographietypen (12.1.2018)

[361] Zwar sind diese Daten nicht repräsentativ, sondern basieren auf der Auswertung der über das Immobilienportal www.immowelt.de angebotenen und nachgefragten Wohnungen, allerdings lässt sich so eine gewisse Tendenz erschließen (Datenabfrage: August 2017).

andere als angespannt und eine gewisse Adaption an die Bevölkerungsentwicklung erfolgt ist.

Die Versorgung mit Kindertagesbetreuung ist ebenfalls in allen vier Fallstädten gleichmäßig stark ausgebaut. Nahezu alle Kinder über drei Jahre gehen in eine Kindertagestätte. Ähnlich wie beim Wohnungsmarkt bewegen sich die Fallstädte hier im ostdeutschen Trend, können mithin regional keine Wettbewerbsvorteile generieren. Überregional könnte dies jedoch im Zusammenspiel mit anderen positiven Faktoren geschehen.

Die deutlichsten Unterschiede weisen die vier Fallstädte beim Faktor Infrastruktur und dabei hinsichtlich ihrer Verkehrsanbindung und der Distanz zur nächsten Großstadt auf. Zunächst auffällig ist nur die Nähe Merseburgs zu Halle und Leipzig und die damit verbunden schnelle Erreichbarkeit zweier Großstädte sowohl mit Auto als auch Bahn. Hingegen stellen die objektiv großen Distanzen zum nächsten Oberzentrum oder zur nächsten Großstadt beim Autoverkehr für Stendal, das keine Autobahnanbindung hat, und für Wittenberg beim Autoverkehr tendenziell Mobilitätsbarrieren dar. Allerdings können diese punktuell durch ihre gute Zuganbindung kompensiert werden.

So ist Berlin von Stendal aus mit dem Fernverkehrszug in weniger als einer Stunde erreichbar; die Fahrt mit dem Regionalzug nach Magdeburg dauert etwa 40 Minuten. Ähnlich lang ist die Reisedauer mit dem ICE/IC von Wittenberg nach Leipzig oder Berlin. Gerade im Fall der Lutherstadt ist die Kompensation aber nur punktuell, da die Verbindungen innerhalb Sachsen-Anhalts, insbesondere nach Halle und Magdeburg, keinen vergleichbaren Komfort bieten: Überregional hervorragend angebunden und innerhalb des eigenen Bundeslandes nur unter Zumutungen erreichbar, so ließe sich die etwas vertrackte Verkehrssituation Wittenbergs zusammenfassen. Als einzige der vier Fallstädte kann Wernigerode keine einige komfortable Fernverkehrsanbindung vorweisen: Eine Autobahnanbindung fehlt weitestgehend, es verkehren lediglich Regionalzüge.

Insgesamt sind sowohl die – zumindest punktuelle – Verkehrsanbindung als auch ihr Fehlen im Hinblick auf das Zusammenwirken von Wissenschaftseinrichtungen und Stadt ambivalent: Komfortable und schnelle Erreichbarkeit erlauben die Rekrutierung von Hochschulangehörigen, die aufgrund ihrer Vorbehalte, den Lebensmittelpunkt in eine kleinere Stadt zu verlegen, sonst nicht erreichbar wären. Dies gilt für Studierende wie für Lehrende oder Verwaltungsangehörige. Zudem steigert die leichte Erreichbarkeit das Einwerben externer Veranstaltungen und ihrer Teilnehmer. Das – oftmals tägliche – Ein- und Auspendeln erschwert allerdings zugleich das Engagement vor und die Identifikation mit dem Ort, etwa in der Kommunalpolitik.

Allerdings besteht hier keine direkte Determination. Ein externer Wohnsitz schließt Engagement nicht grundsätzlich aus. Zudem sichert dieser gelegentlich die Einbindung in größere Kommunikationsnetze ab, aus denen sich etwa Forschungskooperationen und damit regionale Wirkungen auf einer anderen Ebene ergeben können. Im übrigen stellen Entfernungen eine Barriere und gute Verkehrsanbindungen eine Fluchtmöglichkeit nur dann dar, wenn es der Stadt oder Hochschule nicht gelingt, genug Attraktivität zu entfalten. Ansonsten ist eine gute Anbindung eher ein Element der Attraktivitätssteigerung. Dieses muss

aber durch weitere Attraktionsfaktoren ergänzt sein: erschwinglicher Wohnraum, gute Kita-Versorgung, Angebote eine Mittelzentrums. Sie sind zentrale Voraussetzungen dafür, dass man dort gut leben kann.

Die Ökonomie der vier Mittelstädte wird durch kleine Unternehmen geprägt – zwischen 86 und 89 Prozent der örtlichen Firmen beschäftigen zwischen ein und zehn Personen, ca. 10 Prozent haben über zehn bis 50 Beschäftigte. Entsprechend wenige Unternehmen erreichen Beschäftigtenzahlen um die 500 oder mehr. Während dies in Wittenberg lediglich für ein Unternehmen gilt, finden sich drei entsprechende Firmen in Merseburg und Wernigerode, in Stendal und Umgebung gibt es vier.

Das BIP je Einwohner liegt erwartungsgemäß deutlich unterhalb des bundesdeutschen Schnitts, in den Kreisen Stendal, Wernigerode und Wittenberg erreicht es etwa 60 Prozent. Deutlich höher ist dass BIP/Einwohner hingegegen in Merseburg, hier erreicht es mehr als achtzig Prozent des bundesdeutschen Durchschnittswertes. Auch die Kaufkraft liegt in allen vier Mittelstädten deutlich unterhalb des bundesdeutschen Durchschnitts: Stendal unterschreitet diesen mit gut 20 Prozentpunkten, Merseburg erreicht mit ca. 88 Prozent den höchsten Wert der Fallstädte. Damit stehen den Einwohnern des Kreises Merseburg pro Kopf gut 2.000 Euro mehr im Jahr zur Verfügung als im Kreis Stendal.

Die Erwerbsquote liegt in den vier Mittelstädten zwischen 82 Prozent im Kreis Stendal und 86 Prozent in Merseburg. Mit diesen Differenzen gehen auch Unterschiede hinsichtlich der Arbeitslosen- und der SGB-II-Quote einher. Bei letzterer bestehen teils deutliche Differenzen zwischen den Städten: Wernigerode weist mit 4,5 Prozent ein Quote auf, die unter dem ostdeutschen Durchschnittwert von 5,3 Prozent liegt und den bundesdeutschen Durchschnittswert von 3,9 Prozent nur geringfügig überschreitet. In Stendal hingegen liegt ist der Wert mit 8,2 Prozent fast doppelt so hoch. Merseburg und Wittenberg bewegen sich in Mitte und liegen damit leicht unter dem Durchschnittswert Sachsen-Anhalts.

Insgesamt kommt man angesichts recht ähnlicher Daten dahin, dass Wittenberg, Stendal, Merseburg und Wernigerode mit ähnlichen Problemlagen zu kämpfen haben. Einen ähnlichen Befund liefert das oben erwähnte Projekt der BertelsmannStiftung, in dem durch die Clusterung von neun Indikatoren neun verschiedene Demografietypen identifiziert wurden.[362] Die vier Mittelstädte gehören hier alle dem gleichen Demografietyp an – den stark schrumpfenden Kommunen mit Anpassungsdruck. In diese Kategorie fallen viele regionale Versorgungs- und Wirtschaftszentren mit starkem Bevölkerungsrückgang, einer hohen Zahl alter Menschen bei gleichzeitiger Abwanderung junger Menschen. Es besteht eine niedrige Kaufkraft und hohe Einkommensarmut; die Kommunen leiden unter einer prekären Finanzsituation.

[362] http://www.wegweiser-kommune.de/demographietypen (12.1.2018)

6.2.2. *Wissensgesellschaftliche Regions- und Stadtcharakteristiken*

Die wissensgesellschaftliche Clusteranalyse eines Teams um Hans Joachim Kujath bestätigt das allgemeine Bild tendenziell. Demnach besteht das nördliche Sachsen-Anhalt in wissensgesellschaftlicher Hinsicht vornehmlich aus Räumen mit ausschließlich auf Bildung basierendem Profil. Das südliche Sachsen-Anhalt gilt als wissensgesellschaftlich gut ausgestatteter Raum ohne Wissensökonomie. Lediglich der Raum Halle weiche hiervon etwas positiv ab: Er lasse sich als Raum mit durchschnittlichen wissensgesellschaftlichen Merkmalen kennzeichnen. (Kujath et al. 2008; Kujath/Stein 2009)

Eine andere Studie ist bemüht, auch Elemente der Stadtkultur aufzunehmen: der Kreativitätsindex.[363] Dieser orientiert sich an der der inzwischen klassischen Charakterisierung kreativer Städte durch die drei Faktoren Technologie, Talent und Tolerenz (nach Florida 2002). Toleranz wird hier über den Anteil freiberuflich tätiger Künstler an den sozialversicherungspflichtigen Beschäftigten, den Anteil der Ausländer/innen an der Bevölkerung und den Anteil der Wähler rechtsextremer Parteien bei der Bundestagswahl 2013 erfasst. Die Erfassung des Faktors Technologie wird angestrebt über die Gründungsintensität in technologieintensiven Branchen, die FuE-Ausgaben der Wirtschaft am Bruttoinlandsprodukt und den Anteil der Naturwissenschaftler/innen an den sozialversicherungspflichtig Beschäftigten. Der Faktor Talent wiederum soll sichtbar werden anhand des Anteils der kreativen Klasse und des Anteil von Personen mit Hochschulabschluss an den sozialversicherungspflichtig Beschäftigten. Im Kreativitätsindex wird jedoch zugunsten eines Rankings auf die Bildung von Typen verzichtet:

- Insgesamt erweist sich Halle dabei als stark – im Bereich „Talent“ sogar als sehr stark – und belegt deutschlandweit den Platz 65 (von 402 einbezogenen Kreisen). Magdeburg kann hingegen nur Platz 150 erreichen und erfährt insgesamt eine durchschnittliche Wertung. Während hier der Faktor „Talent“ als stark bewertet wird, gelten die Faktoren „Technologie“ und „Toleranz“ als schwach.
- Die Mittelstädte – hier genauer: die jeweiligen Landkreise – landen erwartungsgemäß weit hinten im Ranking: der Kreis Harz (incl. Wernigerode) auf Platz 283, der Landkreis Wittenberg auf Platz 361, der Saalekreis (incl. Merseburg) auf Platz 378 und der Kreis Stendal auf Platz 391. Dabei gelten der Kreis Harz als schwach, die Kreise der anderen Fallstädte als sehr schwach. Im Hinblick auf die einzelnen Faktoren finden sich im Landkreis Harz bei der „Technologie“ eine durchschnittliche sowie beim „Talent“ eine schwache Ausprägung; die Toleranz gilt hingegen als sehr schwach. Bei den anderen Fallstädten erweisen sich die drei Faktoren Talent, Technologie und Toleranz durchgehend als sehr schwach ausgeprägt (Ausnahme Faktor „Talent“ im Kreis Stendal, der immerhin als nur schwach gilt).

[363] https://kreative-klasse.agiplan.de/ (20.4.2017)

Eine Einordnung dieser Ergebnisse erlaubt ein vergleichender Blick auf ganz Ostdeutschland. Hier haben im Bereich „Toleranz“ lediglich Berlin und Weimar sehr gute Werte; im Bereich „Talent“ sind dies Rostock, Berlin, Frankfurt/O., Cottbus, Dresden, Chemnitz, Leipzig, Halle, Jena, Weimar, und im Bereich „Technologie“ erzielen Jena und Dresden sehr gute Einschätzungen. Insgesamt gelten nach dem Kreativitätsindex in Ostdeutschland die Städte Jena, Weimar, Dresden und Berlin als sehr stark; als stark erweisen sich neben Halle noch Rostock, Frankfurt/O., Chemnitz, Leipzig, Halle und Suhl.[364]

Bemerkenswert an dieser Studie ist jedoch vor allem der sog. Territorialindex. Er versucht, in Anlehnung an Richard Florida weitere Stadtqualitäten abzubilden, welche die Kreative Klasse bei ihrer Standortwahl beeinflussen. Gewählt wurden dafür als Indikatoren der Anteil der Erholungsfläche, die Dichte des Marktes für die Partnerwahl, die Vielfalt auf dem Arbeitsmarkt, die Authentizität des Ortes, die Möglichkeiten zur Selbstverwirklichung, eine vielfältige demografische Zusammensetzung, die Identifikationsmöglichkeit mit dem Standort sowie Chancen bei der Partnerwahl.

Durch eine solche Messung finden sich Orte, die beim Kreativitätsindex eher durchschnittlich oder schwach abschneiden, plötzlich weit vorne im Ranking. Dies kann auf mögliche Entwicklungspotenziale verweisen. Überraschenderweise finden sich hier die Landkreise Wittenberg (Platz 5) und Stendal (Platz 8) deutschlandweit unter den zehn Bestplatzierten. Der Saalekreis belegt den 43. und der Kreis Harz den 69. Platz (von insgesamt 402 Plätzen). Die beiden größten Städte Sachsen-Anhalts erzielen gute bis durchschnittliche Werte (Halle Platz 96, Magdeburg Platz 148).

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass sich die hier vorgenommene Bestimmung des städtischen Kontextes (als Zusammenspiel von Infrastruktur und sozioökonomischer Situation) und der Resonanzpotenziale (als Zusammenspiel von Demografie und Stadtkultur) im Einklang mit bereits durchgeführten Clusteranalysen bewegt. Schließlich wird, wenig verwunderlich, deutlich, dass nicht nur Differenzen zwischen metropolitanen Stadtsituationen und nichtmetropolitanen bestehen, sondern auch solche innerhalb der Gruppe der Nichtmetropolen. So lassen sich neben den o.g. Gemeinsamkeiten auch in unseren Fallstudien-Städten Unterschiede ausmachen lassen, die offenkundig den Stadtgrößen und -charakteristiken geschuldet sind:

- In den Großstädten stehen mehr Wirtschaftsunternehmen als Kooperationspartner der Wissenschaft zur Verfügung. In einer mittelgroßen Stadt mit den dort typischen höheren Kontaktfrequenzen sind Beziehungen zur Stadtgesellschaft leichter aufzubauen, als dies in Großen Großstädten der Fall ist.
- Die beiden Kleineren Großstädte Halle und Magdeburg haben in ihren Stadtverwaltungen jeweils Einheiten für die Zusammenarbeit mit der ortsansäs-

[364] Suhl verdankt diese positive Bewertung und den Gesamtplatz 96 seinen starken Werten bei „Technologie“ und „Talent“. Bemerkenswert ist dabei nicht nur der Umstand, dass Suhl unter den genannten Orten der einzige ohne Universität ist, sondern auch, dass Suhl mit ca. 37.000 Einwohnern eine mit unseren vier Mittelstadt-Fallbespielen vergleichbare Größe aufweist (daneben unterschreiten noch Weimar und Frankfurt/Oder signifikant die 100.000-Einwohner-Marke).

sigen Wissenschaft eingerichtet. Die Mittelstädte können sich das nicht leisten – und halten das aufgrund hoher informeller Kontaktdichte oftmals auch für verzichtbar.

■ In den beiden Großstädten wird an der Etablierung eines Selbstbildes als Wissenschaftsstadt gearbeitet. Während in Magdeburg vor allem die Referenz an Otto von Guericke als geschickt genutzte Brücke fungiert, wurde in Halle auf ein einheitliches Image verzichtet. Neben der Berufung auf die Tradition wird vor allem auf die Vielfalt der Hochschul- und Wissenschaftseinrichtungen – von der MLU über die Burg Giebichenstein bis zum weinberg campus – in einem geteilten urbanen Kontext verwiesen. Die kleineren Städte rekurrieren in ihren Selbstbeschreibungen nur bedingt auf ihre Hochschul- und Wissenschaftseinrichtungen – mit Ausnahme Merseburgs, das sich selbst als „Dom- und Hochschulstadt" bezeichnet. Hintergrund dieser Entscheidungen ist nicht zuletzt der Umstand, dass die Selbstdarstellungen nach außen wesentlich auf die Förderung des Tourismus, nach innen primär auf die Generierung von Bürgernähe zielen.

6.2.3. Limitationen in den Hochschulen

Es gibt einige Gründe dafür, dass regionales und lokales Engagement der Hochschulen häufig geringer ausgeprägt ist, als dies von Akteuren vor Ort erwartet wird. Diese Gründe zu ignorieren, würde sie nicht beseitigen.

Zum ersten ist die teils geringe Ausprägung regionalen Engagements durch das Reputationssystem der Wissenschaft verursacht: Mit regionalem Engagement lässt sich regionales Renommee erwerben. In der wissenschaftlichen Gemeinschaft gilt jedoch nur überregionale Reputation, und dementsprechend sind auch alle wichtigen innerwissenschaftlichen Anreizsysteme ausgerichtet.

Zweitens stehen Organisationsspezifika der Hochschulen einem verstärkten regionalen Engagement entgegen:

- Da Hochschulen um ihrer Expertise willen existieren, stellt das Wissen ihr wichtigstes Produktionsmittel dar. Dieses befindet sich in der Hand der Experten. Die wesentliche sachliche Bedingung, um die Expertentätigkeit ausüben zu können, ist hohe individuelle Autonomie der Wissenschaftler/innen (Grossmann/Pellert/Gotwald 1997). Dadurch besteht eine nur geringe Durchgriffsfähigkeit von Leitungsebenen auf die Arbeitsebene.
- Professoren und Professorinnen sind besonders virtuos bei der Obstruktion empfundener Zumutungen, d.h. externen Anforderungen, die als unvereinbar mit den eigenen Werthaltungen betrachtet werden (Teichler 1999: 38).
- Wissenschaftler/innen sind nicht nur gegenüber der jeweiligen Hochschulleitung relativ autonom. Ihre Professionsangehörigkeit verpflichtet sie auch weitgehend darauf, im Konfliktfall die wissenschaftlichen Standards gegenüber den Interessen der eigenen Hochschule zu privilegieren. Daraus folgt eine höhere Loyalität der Wissenschaftler/innen gegenüber ihrer jeweiligen Fachcommunity als gegenüber ihrer Hochschule.

- Gremiengebundene Entscheidungsfindungen sichern die Autonomie der Hochschule, sind aber auch schwerfällig. Daher ist lineares Entscheiden an Hochschulen selten und organisierte Anarchie der Normalfall.
- Die Legitimität, welche Hochschulen benötigen, um ihr Überleben zu sichern, organisieren sie über Formalstrukturen. Diese symbolisieren gegenüber der Umwelt Rationalität, stellen Konformität mit Umwelterwartungen her und sichern so den Erhalt von Ressourcen. Diese nach außen gerichteten Formalstrukturen sind jedoch oftmals nur lose mit der internen Aktivitätsstruktur, dem tatsächlichen Organisationshandeln, gekoppelt.
- Administrative Planungsprozesse verlaufen in den seltensten Fällen *allein* rational, sondern viel stärker in unkoordinierten kleinen Schritten (Braybrooke/Lindblom 1963). Dieses Prinzip inkrementeller Steuerung – „muddling-through", d.h. sich durchwursteln (Lindblom 1959) – ist auch durchaus sinnvoll, da es Konsensbildung ermöglicht.

Eine Moralisierung dieser Umstände ist unangebracht, da diese zugleich auch die Funktionsfähigkeit der Hochschulen sicherstellen. Das hochschulspezifische Organisationshandeln gewährt häufig erst die notwendige Flexibilität, um interne Konflikte zu verbergen, zu (einander oftmals widersprechenden) externen Anforderungen auf Distanz gehen zu können und sich dadurch mitunter vor zerstörerischem Eifer zu schützen (Meyer/Rowan 2009; Krücken/Röbken 2009).

Zum dritten ist die teils geringe Ausprägung lokalen und regionalen Engagements in mangelnden finanziellen Förderungen bzw., so diese zu erlangen sind, damit verbundenem hohen bürokratischen Aufwand begründet: Anreizstrukturen, die darauf zielen, Hochschul- und Regionalentwicklung systematisch und nachhaltig aneinander zu koppeln, sind bislang unterentwickelt, und entsprechende Aktivitäten werden kaum in Ressourcenvergabesystemen wie der Leistungsorientierten Mittelvergabe (LOM) berücksichtigt (vgl. Koglin et al. 2013).

Viertens sind die Hochschulen und ihr wissenschaftliches Personal überbeansprucht durch einen reformerischen „Overkill durch Parallelaktionen" (Pellert 2002: 25f.). Seit den 1960er Jahren sind die westdeutschen Hochschulen, seit Beginn der 90er Jahre alle deutschen Hochschulen einer Dauerbeanspruchung durch immer neue Hochschulreformen ausgesetzt. Die Taktung weiterer Reformansinnen wurde und wird beständig kürzer. Seit Ende der 90er Jahre lassen sich die Reformvorhaben nicht mehr angemessen auf der Zeitachse unterbringen. Seither besteht die Situation einer vielfachen Überlappung von einzelnen Hochschulreformen: Während eine Reform noch nicht umgesetzt oder abgeschlossen ist, werden die Hochschulen bereits von einer oder mehreren weiteren Reformen ereilt.[365]

[365] detaillierter siehe Pasternack (2014)

6.3. Wissenschaft und Stadt: Wechselseitige Chancensteigerung

Hochschulen fungieren in ihren Sitzstädten als zentrale Agenturen einer Kultur der Neugierde, Forschung und Innovation. Sie tragen nicht nur zur wirtschaftlichen Stabilisierung bei, sondern auch zu sozialer Stabilität und zum kulturellen Leben. Dies geschieht etwa – gleichsam absichtslos – über die Heterogenisierung der Bevölkerungsstruktur und deren räumlicher Verteilung in städtischen Quartieren. Der damit geförderte Abbau von Kontakthürden stärkt kulturelle Offenheit, was auch dazu beitragen kann, eine Willkommenskultur auszuprägen. Diese wiederum senkt Zuzugs- und Integrationshürden. An Hochschulen gekoppelte städtebauliche Projekte, wie die Entstehung nutzungsgemischter Campus-Standorte auf Brachflächen oder die Wiederbelebung leerstehender Gebäude in Innenstadtlagen, können die sozialräumliche Entwicklung in solchen Städten prägen, die unter Schrumpfungsbedingungen vor Anpassungsherausforderungen stehen.

Die Hochschulen zählen zu den Einrichtungen, die im Vergleich institutionell sehr stabil sind – da öffentlich finanziert und von den Ländern unterhalten. Sie verbürgen überdies, da sie Einrichtungen der Wissenschaft und Hochqualifikation sind, Innovation und Zukunftsfähigkeit. Für eine zunehmend wissensbasierte Ökonomie haben Hochschulen auf Grund ihrer Funktionen – Bereitstellung von Fachkräften und von Innovationswissen – eine besondere Bedeutung. Insofern sind die Hochschulen in den Städten die jeweils institutionell stabilsten Agenturen der Wissensgesellschaft. Anders als sonstige Akteure sind Hochschulen zudem prädestiniert dafür, Entwicklungen nicht einfach geschehen zu lassen, sondern einen wissensgestützten strategischen Umgang damit zu entwickeln.

Wesentliche Funktionen, die Wissenschaftseinrichtungen für ihren Nahbereich wahrnehmen (können), sind die Speicher- und die Antennenfunktion (vgl. Fritsch et al. 2008):

- Sie nehmen die Funktion eines *Wissensreservoirs* wahr. Dabei werden nicht nur die eigenen Forschungsergebnisse gespeichert, sondern auch von anderen erzeugtes Wissen. Speichermedien sind (Online-)Archive, Datenbanken, Bibliotheken, Sammlungen und dergleichen – vor allem aber die Wissenschaftler/innen selbst und die Institutionen, Kooperationen und Netzwerke, in denen diese tätig sind. Letztere sind überdies die überindividuellen Speichermedien des sog. impliziten Wissens, das nicht schriftlich festgehalten ist.
- Die *Antennen- oder Radarfunktion* ergibt sich aus der Absorption externen, nicht in der Region erzeugten Wissens, das anderen lokalen Akteuren verfügbar gemacht wird. Wissenschaftler/innen leisten fortwährend ein Screening relevanter überregionaler Entwicklungen, die sie dann ggf. auch lokal einspeisen.

Hochschulen sind für Städte aber auch die besten Chancen, junge Menschen in einer biografisch stark aufnahme- und prägefähigen Phase für sich zu gewinnen und an sich zu binden. Indem Bedingungen geschaffen werden, mit denen Studierende und dann Hochschulabsolventen an die Stadt gebunden werden, las-

sen sich zentrale Voraussetzungen erzeugen, um lokale wissensbasierte Entwicklungen wahrscheinlicher zu machen. Zwar können dafür keine Erfolgsgarantien abgegeben werden, doch wenn eine Stadt schon daran scheitert, von jedem Hochschulabsolventenjahrgang relevante Anteile an sich zu binden, dann fehlen bereits wesentliche Grundvoraussetzungen für eine wissensbasierte Stadtentwicklung.

6.3.1. Nachfrageeffekte: Hochschulen als regionaler Wirtschaftsfaktor

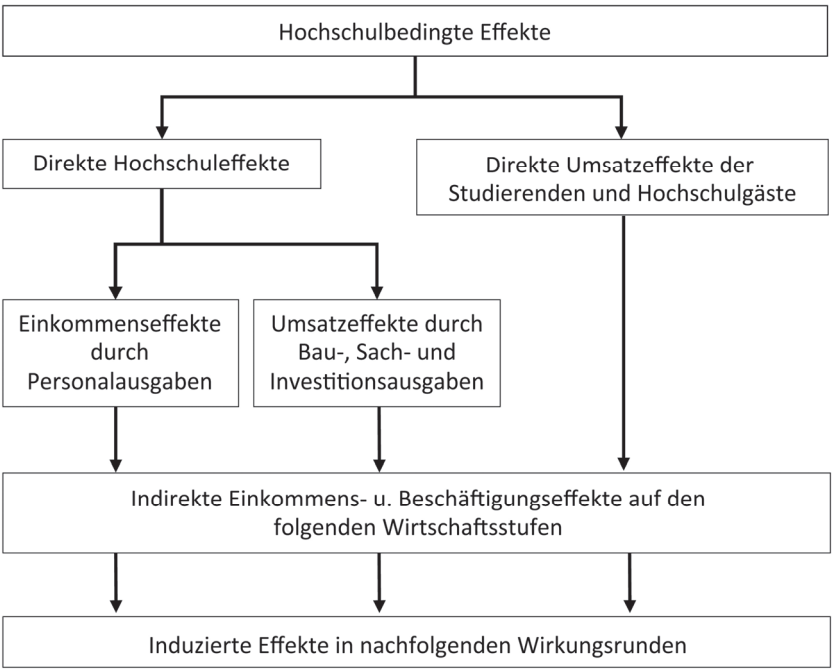
Hochschulen erzeugen in ihren jeweiligen Sitzregionen Nachfrageeffekte: Sie beschäftigen Personal, ziehen Studierende und Gäste an, entfalten Bautätigkeiten, erwerben Großgeräte und fragen Dienstleistungen nach. Neben den Angebotseffekten, die aus der Lehrfunktion der Hochschulen entstehen, stellen diese Nachfrageeffekte einen zentralen Bezugspunkt des passiven Hochschulregionalismus dar: Hochschulen erzeugen diese Effekte einfach aufgrund des Umstands, dass sie vor Ort präsent sind. Zudem weisen diese direkten Effekte gegenüber allen später angenommenen indirekten Wirkungen, auf die der aktive Hochschulregionalismus abhebt, einen zentralen Vorteil auf: Sie treten nicht nur immer, sondern auch sofort ein.

Entsprechende Untersuchungen liegen mittlerweile für alle Hochschulstandorte vor. Ihnen verdankt sich zunächst die wesentliche Erkenntnis, dass die regionalen Effekte der Hochschulen die anderer öffentlicher Einrichtungen – zumindest aus der Perspektive der Sitzregion oder des Sitzlandes − deutlich übersteigen.

Die beachtlichen Einkommens- und Beschäftigungseffekte sind, wie gesagt, auf die reine Existenz der Hochschulen zurückzuführen, treten also unabhängig von der Leistungserstellung bzw. den Leistungsergebnissen auf. Mithin leisten Hochschulen auch dann einen Beitrag zur Regionalentwicklung, wenn kein einziger Absolvent der regionalen Wirtschaft zur Verfügung stünde oder kein einziges Forschungsergebnis in die regionale Wirtschaft transferiert würde (Assenmacher/Leßmann/Wehrt 2004: 83). Stoetzer und Krähmer (2007: 39) errechnen in einer Metaanalyse verschiedener Studien einen durchschnittlichen Einkommensmultiplikator bei hochschulindizierten Ausgaben von 1,4, wobei starke regionale Unterschiede auszumachen sind. Ursächlich dafür sind die Ausgaben der Studierenden und die eingeworbenen Drittmittel.

Fragt man darüber hinaus, was an systematischem Wissen durch die Studien zu regionalökonomischen Effekten bereitgestellt wird, so ist im wesentlichen die Rekonstruktion der Wirkungsketten hochschulbedingter Ausgaben sowie die Unterscheidung von direkten, indirekten und induzierten Nachfrageeffekten hervorzuheben (vgl. Übersicht 57). Da die Nachfrageeffekte entsprechende Infrastrukturen der Leistungserbringung erzeugen, sind mit der Kartografierung der Geldströme wesentliche positive Aspekte in Verhältnis von Hochschule und Stadt markiert.

Übersicht 57: Anwesenheitseffekte von Hochschulen



Quelle: Stoetzer/Krähmer (2007: 19)

6.3.2. Hochschulen gegen Peripherisierung

Der Begriff der Peripherisierung markiert einen Prozess, der durch das Zusammenspiel von Abwanderung, Abkopplung, Abhängigkeit und Stigmatisierung bestimmt ist (Kühn/Weck 2013: 30). Mit der Präsenz und Aktivität von Hochschulen sind zumeist Einflussnahmen auf diese Faktoren verbunden.

(1) Die *Abwanderung* aus peripherisierten Regionen stärkt komplementär Tendenzen zur Zentralisierung jener Regionen und Städte, die Ziele dieser überwiegend altersspezifischen Bevölkerungsbewegung werden. Neben wirtschaftlicher Prosperität sind vor allem Ausbildungschancen, insbesondere die Möglichkeit zum Hochschulstudium, wesentliche Attraktionsfaktoren. (Ebd.: 31-33) Entsprechend kann die Bedeutung von Hochschulen als Haltefaktoren und damit als Hemmnisse der Raumpolarisierung kaum überschätzt werden. Hochschulen wirken in zweierlei Hinsicht gegen die Abwanderung bzw. deren Folgen:

- Einerseits führt der Zuzug von Studierenden und Wissenschaftlern zur Dämpfung abwanderungsbedingter Schrumpfung und senkt den Altersdurchschnitt. Begegnet wird dem Mangel an einer kritischen Masse jüngerer und damit in einem besonders prägungsfähigen Alter befindlichen, aktiven Personen.

- Andererseits tragen Hochschulen zu attraktiven Lebensbedingungen und Zukunftsperspektiven bei und gestalten so Bedingungen mit, die zum dableiben motivieren können. Einen derartigen Motivator stellt die hochschulisch geförderte Anschlussfähigkeit für wissensintensive und wissensbasierte (berufliche) Tätigkeiten dar.

Beide Aspekte sind für die Entwicklung von Städten der hier betrachteten Größenordnungen von besonderer Relevanz: Es fällt ihnen im Gegensatz zu größeren Städten schwer, gut ausgebildete Wissensarbeiter anzuziehen und/oder zu halten. Die Gewinnung von Studierenden erscheint daher als einzige erfolgversprechende Variante der Rekrutierung – zumal Investitionen in Lebensqualität und deren Kommunikation nach außen angesichts knapper Mittel nur bedingt erfolgversprechend ist. Darüber hinaus kann die Präsenz Studierender dazu dienen, das Stigma der Peripherisierung abzuwehren und damit zumindest im eigenen Hinterland die ausgebildete Bevölkerung zu binden. Hier besteht ein hoher Bedarf an Binnenmarketing, der sich vor allem dort erschließt, „wo vorrangig mit der Hinwendung zu lokalen Ressourcen die Chance einer wissensgesellschaftlich kompatiblen Entwicklung ergriffen werden kann“ (Stein/Kujath 2013: 173f.).

(2) Hochschulen werden auch als Hemmnisse einer fortschreitenden *Abkopplung* wirksam: Sie gewährleisten die Anbindung an die globale Wissensproduktion, können der regionalen Innovationsschwäche entgegenwirken und sichern das Bildungs- und Qualifikationsniveau der Arbeitskräfte für anspruchsvolle Berufspositionen (Kühn/Weck 2013: 33f.). Indem Hochschulen als Kooperationspartner auftreten und als Schnittstellen überlokaler Einbindung fungieren, können sie Funktionen übernehmen, die mangels entsprechend tragfähiger Wirtschaftsstrukturen andernfalls unerfüllt blieben.

(3) Aus Problemen der Abwanderung und Abkopplung resultiert eine zunehmende *Abhängigkeit* von externen Entscheidungen. Dieser Verlust von Autonomie peripherisierter Städte wird sichtbar, wenn sich die regionale Ökonomie auf die Fertigungsfunktion beschränkt („verlängerte Werkbank“) oder die Kommunen dauerhaft von Transferleistungen abhängig sind. Der wachsenden Abhängigkeit peripherisierter Städte und Regionen stehen Tendenzen der Zentralisierung von Entscheidungs- und Kontrollfunktionen in wenigen Zentren gegenüber. (Ebd.: 36f.)

Resultat dieser Heteronomie ist zwar gelegentlich die Entwicklung virtuoser Fähigkeiten der Fördermitteleineinwerbung, die mitunter sogar Offenheit für erkundende, kreative und wissensintensive Entwicklungen schaffen. Allerdings steht der Fördermitteleinwerbung nur selten eine langfristige Stadtentwicklungsstrategie gegenüber. Die Etablierung eines strategischen Mangagements von Abhängigkeitsbeziehungen, das aktiv eigenes Handelns mit der Angewiesenheit auf externe Dritte verkoppelt, gelingt zumeist nur jenen Kommunen, die privatunternehmerische Akteure in die Stadtentwicklung einzubinden vermögen (Bernt 2013: 80f.). Können Hochschulen auch den Mangel an privatwirtschaftlichem Potenzial vor Ort nur bedingt ausgleichen, so ist die Stärkung

der strategischen Managementkapazitäten durch ihre Einbindung in die lokalen Netzwerke keineswegs utopisch.[366]

(4) Die Peripherisierungsprozesse Abwanderung, Abkopplung und Abhängigkeit können schließlich eine kommunikative Verstärkung erfahren. Diese erfolgt, wenn negative Selbst- und Fremdbilder zu einer *Stigmatisierung* der betroffenen Orte führen. Negative Fremdbilder schrecken potenzielle Zuwanderer und Investoren ab. Negative Selbstbilder limitieren nicht selten die lokale Handlungsfähigkeit durch wachsende Resignation und verstärken so wiederum die Abwanderungstendenzen. In diesem Kontext verfügen Hochschulen jedoch über Kapazitäten, das Image ihres Sitzortes zu verbessern wie auch einer lokalen „Kultur der Hoffnungslosigkeit" (Kühn/Weck 2013: 40) entgegenzuwirken.

Realistischerweise wird dabei in unseren Fallstädten der heutzutage epidemische Kreativitätsdiskurs weitgehend vermieden. Eine Ausnahme bildet Halle (Saale), das bemüht ist, sich – seinem kulturstädtischen Selbstverständnis entsprechend – zur kreativen Stadt zu entwickeln. Es zeugt von realistischen Selbstbildern der anderen Städte, wenn sie das Ringen um ihre Bildungsausstattung nicht mit Konzepten wie Creative City, Knowledge City oder Wissensmilieus kurzschließen. Da diese wie auch andere einschlägige Konzepte metropolitan geprägt sind, kann sich jedoch auch Halle nicht zu deren unmittelbaren Adressaten zählen. Die Konzeptanwendungen sind unter nichtmetropolitanen Umsetzungsbedingungen kaum zu kopieren.

So sind in einer empirisch-historischen Auswertung von diversen Entwicklungen kreativer Zentren vier wesentliche Rahmenbedingungen für deren erfolgreiches Entstehen identifiziert worden: eine kritische Stadtgröße, eine grundsätzliche Offenheit für Außenseiter und Fremde, eine krisenhafte Situation und schließlich mobilisierbares Kapital (Hall 1998). Von diesen vier Bedingungen war in Halle (Saale) lange Zeit nur eine gegeben, doch selbst diese hat sich mittlerweile z.T. verflüchtigt: die krisenhafte Situation.

Insofern kollidiert unsere Empirie – Mittelstädte und Kleinere Großstädte – mit gängigen wissenschaftsgesellschaftlichen Stadtkonzeptionen. Mittelgroße Städte sind keine Miniaturen von Metropolen. Sowohl die Heterogenität als auch die Redundanz sozialer Beziehungen sind größenabhängig, ebenso die Bereitstellung verschiedener benötigter Ressourcen. Immerhin aber sind es unter von den Nichtmetropolen die Kleineren Großstädte und die Mittelstädte, die zumindest Teilaspekte wissensgesellschaftlicher Entwicklungsvoraussetzungen haben.

Um dem Widerspruch von metropolitanen Konzepten und nichtmetropolitanen Umsetzungsbedingungen zu begegnen, müssen die Unterschiede zwischen Metropolen und mittelgroßen Städten sowie die Wirkungen der unterschiedlichen Ortsbedingungen herausgearbeitet werden. Damit lässt sich ein Beitrag zur Ausprägung realistischer Erwartungshaltungen auch der Hochschulen leisten: Welche Resonanzbedingungen finden Hochschulen an ihren jeweiligen Standorten vor, um innerhalb der Stadtentwicklung eine prägende Rolle spielen zu können?

[366] Der strategische Aufbau von Kooperationen entlang einer innovativen Vision setzt allerdings eine gewisse finanzielle Grundausstattung der Kommunen voraus, so dass diese nicht genötigt sind, sich an jedem Förderprogramm zu beteiligen (Bernt 2013: 81).

In einer Hinsicht haben aber auch die Debatten um die ‚kreative Stadt' unmittelbar hochschulfreundliche Wirkungen, die sich nicht nur groß-, sondern ebenso mittelstädtische Hochschulen zunutze machen können: Sie rücken Hochschulen als Ausbilder der kreativen Klasse und Kerne kreativer Milieus vermehrt in den Fokus der Stadtentwicklungspolitik. Zwar hat das Konzept der kreativen Stadt bislang wenig praktische Wirkungen hinsichtlich der Entstehung oder Erzeugung kreativer Städte gezeigt. Doch für Hochschulen hat es eine wichtige Funktion entwickeln können: Durch dieses Konzept kam es zu einer deutlichen Sensibilisierung für die kulturelle Produktivität von Hochschulen. (Vgl. Siebel 2008: 277-281)

6.3.3. Aktivitätsschwerpunkte und -lücken[367]

Alle sachsen-anhaltischen Hochschulstandorte sind in demografisch herausgeforderten Regionen angesiedelt. Als solche sind sie mit drei Problemlagen konfrontiert:

- Alterung der Bevölkerung,
- geringe Fertilität sowie
- Abwanderungsmobilität.

Diese Problemlagen ziehen regional wirtschaftliche und soziale Instabilitäten nach sich, aus denen sich vielfältigen Bedarfslagen und spezifische Handlungsfelder ergeben. Um wirtschaftliche Stabilität zu gewährleisten, ist eine Steigerung des technisch-technologischen Innovationsgeschehens notwendig, und die gesellschaftliche Stabilität erfordert soziale Innovationen. Hochschulen als öffentlich finanzierte Einrichtungen mit hoher institutioneller Stabilität wächst hierbei verstärkt die Aufgabe zu, eine Rolle als Innovationsagentur wahrzunehmen, d.h. endogene Entwicklungspotenziale zu erschließen.

In dieser Hinsicht hebt sich Sachsen-Anhalt auch wissenschaftspolitisch von den anderen Bundesländern ab: Als einziges Bundesland hat es in den Zielvereinbarungen mit den Hochschulen die Third Mission explizit als Gegenstand der Entwicklungsplanung der Hochschulen festgelegt. Dies geht über die sonst üblichen Formulierungen getrennt geführter Themenbereiche wie Forschungstransfer oder Weiterbildung deutlich hinaus: Es benennt den gemeinsamen Handlungskontext – Third Mission – und stellt dabei die „Unterstützung gesellschaftlich relevanter, sozialer und kultureller Aufgaben in der Region" auf eine gleichwertige Bedeutungsebene. (Vgl. am Beispiel Halle: MW LSA 2015) Auch wenn solche politischen Steuerungsinstrumente derzeit weder mit finanziellen Anreizen noch Sanktionen einhergehen, lenken sie zumindest die Aufmerksamkeit der Hochschulverantwortlichen auf das Thema Third Mission.

[367] Mitautorin: **Peggy Trautwein**

Gemeinsamkeiten und Ähnlichkeiten in den Städten

Die an die Hochschulen adressierten Erwartungen bleiben in unseren Fallstädten nicht ohne Echo. Den Konfliktpotenzialen, die durch unterschiedliche Funktionslogiken, Organisationskulturen und Zeithorizonte von Hochschulen, Kommunen und Unternehmen bestehen, wird häufig pragmatisch begegnet. So werden spezielle Zuständigkeiten geschaffen – Hochschulbeauftragte in städtischen Verwaltungen, Wirtschaftsbeauftragte und Transferstellen an Hochschulen – oder curriculare Angebote aufgelegt, etwa Schulung unternehmerischen Denkens und Praxiskontakte bereits während des Studiums.

Nahezu identische Aktivitäten der Hochschulen, die sich identifizieren ließen, beziehen sich auf sieben Schwerpunkte: Erhöhung der Studierneigung; Öffnung der Hochschulen für neue Zielgruppen; Vernetzung von Wissenschaft und Wirtschaft, regionale Fachkräfteversorgung; Technologie- und Wissenstransfer in die Wirtschaft; Existenzgründungsberatung, -vermittlung, -förderung; Dienstleistungsangebote, Service Learning und kulturelle Belebung des Sitzortes. Im einzelnen:

- *Erhöhung der Studierneigung:* Die Bildungsinfrastruktur der Stadt und Region zu ergänzen stellt ein Handlungsfeld dar, das nachhaltig dazu beitragen kann, soziale Stabilität zu fördern und zur sozialen Integration beizutragen. Maßnahmen zur Erhöhung der Studierneigung und der Gewinnung studierwilliger Schulabgänger/innen stellen an allen untersuchten Hochschulen Daueraufgaben dar. Für ihre Sitzstädte und die Region können mit den hochschulischen Angeboten zur Steigerung der Übergangsquote zwischen Schule und Hochschule zusätzliche Fachkräfte requiriert werden. Hierzu zählen auch die an jeder Hochschule vorhandenen Angebote, die auf die Stärkung schulischer Bildung in Form von Kinderunis zielen. Familienfreundlichkeit durch familienfreundliche Hochschulen dämpfen die Abwanderungsneigung junger Menschen im Familiengründungsalter und stellen für die Stadt und Region einen Imagegewinn dar.

- *Öffnung der Hochschulen für neue Zielgruppen:* Jede der untersuchten Hochschulen hält Angebote für lebenslanges Lernen bereit. Zur Stärkung der Zivilgesellschaft wird hier in Form von Generationen-Hochschulen oder Seniorenunis auf einen Generationendialog und die Lebensqualitätssteigerung der Bürger gesetzt.

- *Vernetzung von Wissenschaft und Wirtschaft/regionale Fachkräfteversorgung:* Alle untersuchten Hochschulen verfügen mit Career Centern über zentrale Ansprechpartner für die Unternehmen der Region. Career Center docken an die Herausforderung Abwanderung an: Die Vermittlungen von Absolventen an Beschäftige der Region sollen Klebeeffekte erzeugen, die ein längerfristiges Halten von Fachkräften unterstützen. Durch die Bildung zentraler Kommunikationsstellen werden sinnvoll Kräfte gebündelt und Organisationsfremde davon entlastet, die passenden Ansprechpartner finden zu müssen. Hinzu tritt, dass regional wie überregional verfügbare wissenschaftliche Wissensbestände für regionale Akteure nutzbar gemacht werden, indem sie gesucht, geordnet, aufbereitet und kommuniziert werden.

- *Technologie- und Wissenstransfer in die Wirtschaft:* Die untersuchten Hochschulen verfügen alle über Kompetenz- oder Transferzentren, die ähnlich wie

die Career Center zentrale Kommunikationsschnittstellen darstellen. Was hier verstärkt zum Tragen kommen soll, ist der Ausbau von Wissens- und Technologietransfer. Besonders häufig sind Maßnahmen im Bereich FuE-Kooperationsprojekte. Ergänzung finden diese Kooperationen häufig durch fachspezifische Beiratstätigkeiten zwischen Hochschule und entsprechenden Praxisvertreter.

- *Existenzgründungsberatung, -vermittlung, -förderung:* Drei der untersuchten Hochschulen bieten Einrichtungen zur Unterstützung von Unternehmensgründungen an, die zur Innovations- und Produktivitätssteigerung in Stadt und Region beitragen sollen. Die hochschulischen Angebote reichen hier von Informations- und Beratungsangeboten bis hin zu voll ausgestatteten Arbeitsplätzen und Laboren (ego-INKUBATOREN/Gründerwerkstätten).

- *Dienstleistungsangebote, Service Learning und kulturelle Belebung des Sitzortes:* Jede der untersuchten Hochschulen hält besondere Dienstleistungsangebote bereit, in denen sie Expertisen, Service Learning oder Community-Service-Aktivitäten anbieten. Zumeist in den Career Centern verankert, bieten die Hochschulen Weiterbildungsangebote für Unternehmen und Veranstaltungs- und Tagungsmanagement an. Zu den institutionalisierten Aktivitäten zählen an allen untersuchten Hochschulen Eventformate, die eine Brücke zwischen Wissenschaft und Bürgerschaft schlagen wollen („Lange Nacht der Wissenschaften", „Campusdays" usw.). Sie dienen als prägendes Element regionaler/städtischer Identitätsbildung. An allen Standorten sind auch Aktivitäten, die auf eine kulturelle Belebung der Sitzstädte zielen, zu verzeichnen.

Die Formate, in denen die Öffentlichkeit (unter anderem) über diese stadtbezogene Aktivitäten unterrichtet wird, sind an allen Hochschulen sehr vielfältig: Hochschulwebseite und Hochschulzeitung, Nutzung von Social-Media-Plattformen, Veranstaltungskalender, Rektoratsbericht, Jahrbuch. Hier zeigen sich die Wirkungen einer in den letzten Jahren expandierten Öffentlichkeitsarbeit, mit der sämtliche Hochschulen versuchen (müssen), in einer harten aufmerksamkeitsökonomischen Konkurrenz zu bestehen. Hervorzuheben ist unter den Berichterstattungsformaten vor allem der jährlich erscheinende Forschungsbericht der Hochschule Merseburg: Er erfüllt die Anforderungen einer niedrigschwelligen Kommunikation mit der Umwelt vorbildlich.[368]

Insgesamt dominieren bei den auf den jeweiligen Sitzort bezogenen hochschulischen Aktivitäten solche, die auf die wirtschaftliche Stabilität bzw. Dynamik gerichtet sind. Die Handlungsfelder „Innovation und Produktivitätssteigerung" – dies sind vor allem FuE-Projekte – sowie „regionale Fachkräfteversorgung" werden dabei vorrangig bedient. Besonders verbreitet sind Aktivitäten zur Gewinnung von studierwilligen Schulabgängern, Weiterbildungsangebote, Career Service sowie Institutionen zur Unterstützung von Gründern und Transferstellen. Zum Teil zielen die hochschulischen Maßnahmen auch auf Einnahmesteigerungen der Hochschulen ab. Dies betrifft vor allem kostenpflichtige Weiterbildungsangebote, die entweder schon etabliert sind oder angestrebt werden, und Patentverwertungen, FuE-Projekte sowie Technologietransfer.

[368] vgl. https://www.hs-merseburg.de/forschen/forschungsberichte/ (18.3.2017)

Doch auch Hochschulaktivitäten, die auf die nichtökonomischen Voraussetzungen von lokalen Entwicklungen zielen, also auf Wirkungen in sozialen oder kulturellen Bereichen abstellen, sind in relevantem Umfang gegeben. Als Maßnahmen kommen hier besonders häufig Seniorenuniversitäten sowie Bildungsangebote für Schüler/innen vor. Daneben gibt es eine Vielzahl von Aktivitäten, die vereinzelt auftauchen und zeigen, dass hochschulische Beiträge weit über den Mainstream der häufig umgesetzten Handlungsoptionen hinausgehen können. Dabei handelt es sich z.B. um Service Learning für Studierende, Kooperationen mit der Stadt in der Daseinsvorsorge oder Dual-Career-Optionen.

Allgemein wird deutlich, dass es inzwischen ein Standardrepertoire an stadtbezogenen Aktivitäten gibt. Da dieses mittlerweile auch an sehr vielen Hochschulen bundesweit etabliert ist, folgen hier diejenigen in unseren Fallstädten wohl auch allgemeinen Trends. Zu diesem Standardrepertoire zählen

- Kinderuni,
- Seniorenuniversität,
- strukturierte Weiterbildungsangebote,
- Career Center,
- Technologie-Transfer-Zentrum,
- Existenzgründer-Unterstützung sowie
- Lange Nacht der Wissenschaften.

Übersicht 58: Lokale Herausforderungen und Beispiele hochschulischer Aktivitäten für die Stadtentwicklung

Herausforderungen für Stadtentwicklung	Handlungsfelder	Bedarfslagen	Zieldefinition	hochschulische Aktivitäten: Beispiele
Soziale Stabilität	Erhöhung der Bildungschancen	Zukunftsfähige Gestaltung der schulischen Bildungslandschaft	Übergang Schule – Hochschule erhöhen	Kinderuni
				Kooperation mit Schulen
	Lebensqualitätssteigerung für Senioren	Generationendialog	Weiterbildung und lebenslanges Lernen	Seniorenuni
	Stärkung der Zivilgesellschaft	Einbindung unterschiedlicher Milieus	PUSH	Lange Nacht der Wissenschaften
	Öffentliche Infrastrukturen und Daseinsvorsorge	Belebung der Städte	kulturelle Belebung der Sitzstadt	Stadtteilbelebung durch kulturelle Interventionen
		Sicherung der medizinischen Versorgung	Wissenstransfer	Kompetenzzentrum Gesundheit
Ökonomische Stabilität und Dynamik	Innovation und Produktivitätssteigerung	FuE/Innovationsförderung	Gründungsförderung	Informationen und Beratung
	Regionale Fachkräfteversorgung	Akademische Fachkräfteversorgung	Absolventenvermittlung	Career Center
		Steigerung der Erwerbstätigenquote	Weiterbildung	kostenpflichtige Weiterbildungsangebote

Ebenso gehört zu diesem Standardrepertoire inzwischen die strukturell verankerte Kooperation der Hochschulen mit den lokalen Schulen, insbesondere mit den Gymnasien vor Ort. So unterhält die OVGU zwölf Kooperationsverträge mit Gymnasien, für die insgesamt 100 BetreuungsprofessorInnen als Ansprechpartner tätig sind. Ähnliche Kooperationsverträge hat die MLU abgeschlossen, deren Partnerschulen den Titel „Prime-Gymnasium" führen. Diese Form der Zusammenarbeit findet sich auch an den Hochschulen Harz und Merseburg. Hintergrund dieser Aktivitäten ist ein doppelter: Zum einen suchen Hochschulen die eigene Nachwuchsrekrutierung abzusichern, indem Schüler und Schülerinnen frühzeitig für ein Studium begeistert sowie bei besonderer Begabung gefördert werden. Zum anderen stärkt es die lokale und regionale Einbindung der Hochschule und so deren Legitimation, wenn diese aktiv daran mitarbeitet, die örtlichen Bildungspotenziale möglichst umfassend zu erschließen.

Besonderheiten in einzelnen Städten

Neben den Gemeinsamkeiten und Ähnlichkeiten lässt sich unter den umfeldbezogenen Third-Mission-Aktivitäten eine Reihe von Besonderheiten entdecken, die jeweils nur an einem oder zwei Orten bestehen:

- In Magdeburg wird die jährliche „Meile der Demokratie" als Demonstration für Toleranz und gegen Rassismus von Stadt, Zivilgesellschaft und Hochschulen gemeinsam gestaltet. Dem korresponidiert, dass die Auseinandersetzung mit Fremdenfeindlichkeit auch ein regelmäßiges Thema in der Berichterstattung der OVGU-Zeitschrift „uni:report" ist, die sich damit von anderen sachsen-anhaltischen Hochschulen abhebt.

- Manche lokalen Besonderheiten resultieren aus den Affinitäten der jeweils vertretenen Fächer zu bestimmten Aktivitätsbereichen, so wenn in Wernigerode engagierte Tourismusstudierende der Hochschule Harz Seniorenreisen organisieren, die „Merseburger Kulturgespräche" von Studierenden und Lehrenden des Fachbereichs Soziale Arbeit.Medien.Kultur veranstaltet werden, in Halle das Designhaus Existenzgründungen für Burg-AbsolventInnen fördert oder in Wittenberg die lokale Bildungsgeschichte einen wissenschaftlichen Schwerpunkt bildet.

- Auch ergeben sich lokale Besonderheiten aus historisch begründeten Umständen, etwa wenn in Merseburg mit Hochschulunterstützung ein Chemiemuseum oder im Magdeburger Guerickezentrum der Schülerprojektraum „Guerickianum" betrieben wird.

- Schließlich gibt es lokale Besonderheiten, die prinzipiell auch an allen anderen Orten umsetzbar wären. So richtet sich das betriebliche Gesundheitsmanagement der OVGU mit Vortragsreihen und Weiterbildungen zu sozialen und gesundheitsbezogenen Themen auch an die städtische Bürgerschaft. In Merseburg übernimmt die Hochschulbibliothek auch Aufgaben einer öffentlichen Stadtbibliothek. Ebenso ist dort die Mitwirkung am „Offenen Kanal Merseburg-Querfurt" mit dem „Campus TV" eine lokale Auffälligkeit.

Unerschlossene Potenziale

Die geschilderten Aktivitäten sind meist über längere Zeit entwickelt worden. Dabei ist dreierlei auffällig:

- Zwar verfügen der Bereich Weiterbildung und Teile des Bereichs Transfer an den Hochschulen über feste Strukturen. Doch gilt dies für die Aktivitäten im Bereich gesellschaftliches Engagement und in Teilbereichen des Forschungs- und Wissenstransfers so nicht.
- Es gibt bislang kaum wirksame Anreize für Professorinnen und Professoren, an Third-Mission-Aktivitäten mitzuwirken. Primär resultiert das Engagement aus jeweils individuellem Antrieb. Hinderlich wirkt dabei die übliche hohe Zeitbelastung von Professoren.
- Die von den Aktivitäten profitierende (Stadt-)Gesellschaft nimmt die hochschulischen Angebote mitunter gar nicht als Leistungen der Hochschule wahr. Statt dessen dominiert ein eher unspezfisches Bewusstsein, dass die Städte auf die Hochschulen als Anziehungspunkt für junge Menschen und als Motor gesellschaftlicher und wirtschaftlicher Entwicklungen angewiesen seien.

Kontrastierend zu den zahlreichen Einzelaktivitäten erlaubte die Auswertung der Aktivitäts- und Kooperationsprofile der Hochschulen, Forschungseinrichtungen und Städte während der IBA „Stadtumbau Sachsen-Anhalt“ einen in anderer Hinsicht fokussierten Blick: Gelingt es auch, sich innerhalb eines klar begrenzten Zeitraums gegenseitig als Ressourcen füreinander zu erschließen? Wenn ja, welche Potenziale vermögen einerseits die Städte bei der Mobilisierung der ortsansässigen Wissenschaft und andererseits die Hochschulen bzw. Forschungsinstitute bei der Einspeisung ihrer Expertise in eine Situation offenkundigen Expertisebedarfs zu entfalten?

Zu den Verbindungen zwischen den IBA-Bildungsstädten und der ortsansässigen Wissenschaft ergab unsere quantitative Auswertung einige aufschlussreiche Daten:

- In sechs von zehn Orten, die wissenschaftliche Einrichtungen beherbergen, waren diese Einrichtungen in der einen oder anderen Weise in den IBA-Prozess ihrer Sitzstadt involviert.
- Lediglich in drei dieser zehn Städte aber waren ortsansässige Hochschulen oder Institute an der *konzeptionellen* Erarbeitung des jeweiligen lokalen IBA-Profils beteiligt.
- In vier der zehn IBA-Hochschulstädte waren die ortsansässigen Einrichtungen weder konzeptionell noch operativ an der IBA beteiligt.
- Dass es durchaus Bedarfe nach weitergehender Wissenschaftskooperation gab, belegt der Umstand, dass fünf Städte die Zusammenarbeit mit nicht ortsansässigen wissenschaftlichen Einrichtungen gesucht haben.

In Wittenberg, Merseburg und Stendal hatten die Beiträge der örtlichen Wissenschaft dazu geführt, die jeweiligen IBA-Profile entscheidend zu qualifizieren. In den sechs von zehn IBA-Bildungsstädten, in denen sich ansässige Wissenschaftseinrichtungen an der operativen Umsetzung der IBA-Projekte beteiligt

hatten, waren deren Beiträge sehr durchwachsen. Sie hätten überwiegend ggf. auch extern organisiert werden können, so wie dies anderen IBA-Bildungsstädten gelang, die auf keine Unterstützung einer örtlichen Einrichtung rechnen konnten. Insgesamt hatten die Kooperationspotenziale innerhalb der IBA noch keineswegs ausgereizt werden können:

- Typische Arbeitsformen der Hochschulen waren vergleichsweise selten zum Einsatz gekommen: Studien, Lehrveranstaltungen, Lehrforschungsprojekte oder Abschlussarbeiten sind seitens der ortsansässigen Hochschulen im IBA-Kontext kaum durchgeführt worden.
- Die meisten Hochschulbeteiligungen waren eher isolierte Initiativen einzelner Institute oder Hochschullehrer/innen statt Beteiligungen der jeweiligen Hochschule als solcher.
- Wo eine Stadt und eine Hochschule zusammenkamen, handelte es sich mehrheitlich um strikt punktuelle, einzelprojektbezogene Kooperationen.

Dieses Gesamtbild mag durchaus erstaunen: Zum einen hatten die untersuchten IBA-Städte sämtlich Bildungsthemen in ihr IBA-Profil integriert, also Themen, deren Umsetzung die Beteiligung von Hochschulen und Forschungsinstituten sehr nahe legte. Zum anderen wird den wissenschaftlichen Einrichtungen unterstellt werden können, dass in ihnen konzeptionelle Fertigkeiten in besonderer Dichte versammelt sind. Diese aber waren entweder nicht abgerufen oder nicht angeboten worden – oder beides.

Ein unausgeschöpftes Potenzial stellen auch die Studierenden dar. Zwar finden sich an allen sachsen-anhaltischen Hochschulen auch bemerkenswert aktive Studierendengruppen, die nicht nur in und für die jeweilige Stadt wirksam werden, sondern die Stadt ausdrücklich als Aktionsraum nutzen und adressieren. In Magdeburg ist dies vor allem der Kante e.V. („Kultur auf neuem Terrain erleben“), eine Plattform für kreative Kulturprojekte in und für Magdeburg mit unterdessen über 150 Mitgliedern, hervorgegangen aus einer Initiative von Studierenden des Studiengangs „cultural engineering“ der OVGU. In Merseburg sind vor allem Studierende der Studiengänge Soziale Arbeit und Kultur aktiv, die nicht zuletzt durch fortwährende Impulse ihrer ProfessorInnen auf die Stadt als Aktionsraum aufmerksam gemacht werden.

Doch werden die Studierenden bislang noch nicht in umfassender Form als Ressource für sozialräumliches Wirken ihrer Hochschulen verstanden. Dabei muss allerdings ein verändertes Studierverhalten in Rechnung gestellt werden, das mit dem Bachelor-Master-Studiensystem Einzug gehalten hat. Dieses gilt als Ursache für ein insgesamt wenig ausgeprägtes außercurriculares Engagement der Studierenden: Angesichts schmaler Zeitressourcen innerhalb der neuen Studienstruktur sei ein Großteil der Studierenden von Beginn an zielstrebig auf das Ende des Studiums fokussiert.

Wo außercurricular die Zeit fehlt, kann eine stärkere Einbettung studentischen Engagements in das Curriculum nahe liegen. Einen produktiven Ansatz, Wissenschaftlichkeit und lokalen Praxisbezug im Studium zu verbinden, bietet das Konzept des *Service Learning*. Dabei wenden Studierende erworbenes (wissenschaftliches) Wissen auf konkrete gesellschaftliche Fragen und Probleme an,

indem sie sich im Rahmen entsprechend konzipierter Lehrveranstaltungen in Einrichtungen und Prozesse verschiedener Gesellschaftsbereiche einbringen. Durch die angestoßene Reflexion des eigenen Engagements im Feld gesellschaftlicher Praxis werden sowohl individuelle Lerneffekte – Learning – gefördert als auch Beiträge zur Identifizierung und Bearbeitung gesellschaftlicher Problemlagen geleistet – Service (Backhaus-Maul/Roth 2013: 7f.).

Damit birgt Service Learning auch das Potenzial, ein Dauerproblem der Curriculumsgestaltung zu lösen. Werden Studierende gefragt, was aus ihrer Sicht im Studium am meisten fehle, lautet die Antwort regelmäßig: die Praxisrelevanz. Das versteht sich zwar zunächst nicht ganz von selbst. Immerhin hat ein Studium erst einmal etwas mit Wissenschaft zu tun, und das heißt: mit Theorie. Aber es gibt ein studentisches Unbehagen an solcher Theorie, deren Funktion außerhalb der Theoriebildung nicht unmittelbar einleuchtet. Ein Weg, der dann immer vorgeschlagen wird, ist die Theorie-Praxis-Verflechtung. Studierende sollen in die Lage versetzt werden, sowohl theoretisch angeleitet auf die Praxis schauen als auch die Praxisrelevanzen ihrer Theorieschulung erkennen zu können.

Dafür sind mannigfach didaktische Formate entwickelt worden: Work based learning, Case study, Lehrforschungsprojekt, Virtuelle Firma usw. Wie stark sie jeweils etwas zur Theorie-Praxis-Verflechtung beitragen, hängt davon ab, wie sehr die Praxis in den Formaten simuliert oder real ist (Übersicht 59). Das nun steht bei Service Learning außer Frage. Es findet nur dann statt, wenn es ein re-

Übersicht 59: Offene Lehr- und Lernformen im Studium

- **Erfahrungsbasiertes forschendes Lernen**: Lernende sammeln Erfahrungen durch Beobachten, Testen, Experimentieren und leiten daraus theoretische Gesetzmäßigkeiten ab.
- **Fallbasiertes Lernen**: An Hand dargestellter (schriftlich, mündlich, virtuell) Problemsituationen aus der beruflichen Praxis analysieren Studierende diese im Kontext einzelner Studienfächer und entwickeln Lösungsansätze. Hochschullehrer/innen coachen (geben Hinweise, Erläuterungen, Anregungen) und bewerten die Lösungsansätze aus fachlicher, methodischer und sozialer Perspektive.
- **Planspiel**: In zugewiesenen Rollen agieren Studierende bei der Lösung eines fiktiven oder realen praktischen Problems aus der beruflichen Praxis. Hochschullehrer/innen beobachten und bewerten (evtl. in Kooperation mit Hochschullehrer/innen anderer Disziplinen oder Praktikern) die erzielten Lösungsansätze aus unterschiedlicher Perspektive.
- **Work-based learning**: Erfahrungen der Studierenden aus Praktika in Unternehmen u.ä. werden mit Betreuern in Unternehmen ausgewertet; Hochschullehrende coachen die Auswahl der Unternehmen.
- **Reflektiertes Praktikum**: Als fester Bestandteil des Curriculums erhalten Studierende konkrete Aufträge für ihre Praktika einschließlich der Aufgabe, abschließend schriftlich über ausgewählte Probleme, mögliche Ursachen und Lösungsansätze zu reflektieren. Diese Analysen werden in Studierendengruppen ausgewertet, gecoacht durch einen oder mehrere Hochschullehrer/innen.
- **Projektorientiertes Lernen**: Ähnlich dem fallbasierten Lernen und Planspiel - mit dem Unterschied, dass sich das zu lösende Projekt auf eine reale Situation in einem Unternehmen, einer Praxis, einer Institution u.ä. bezieht und die Studierenden neben theoretischen Analysen, einer arbeitsteiligen Teamarbeit eng mit den künftigen Nutzern bzw. den Auftraggebern zusammen arbeiten müssen.

Quellen: Berendt/Voss/Wildt (2002); Landfried/Senger (2004); Markowitsch/Messerer/ Prokopp (2004)

ales praktisches Problem gibt, das bearbeitet werden kann. Indem innerhalb Service-Learning-basierter Lehrveranstaltungen Leistungspunkte vergeben werden, lassen sich Studierende zu entsprechendem Engangement und den damit verbundenen individuellen Lerneffekten animieren.

Daneben findet Service Learning in gesellschaftlichen Zusammenhängen statt, die typischerweise nicht primär ökonomische sind. Zwar wird ein Großteil der Hochschulabsolventen in Unternehmen tätig. Doch ist es auch für diese gut, erfahrungsbasiert zu wissen, dass auch außerhalb der Wirtschaft Probleme gelöst werden. Ein anderer Großteil der Absolventinnen wiederum wird im öffentlichen oder gemeinnützigen Bereich und in öffentlich-privaten Hybridsektoren tätig. Für diese wird es gut gewesen sein, von den dort stehenden Herausforderungen im Studium schon einmal eine Ahnung bekommen zu haben.

Service Learning verbindet also auf eine elegante Weise die Aspekte der Theorie-Praxis-Verflechtung im Studium und des lokalen Wirksamwerdens von Hochschulen:

- Zu den Wirkungen zählen einerseits Kompetenzeffekte bei den Studierenden – bspw. hinsichtlich der Entwicklung komplexer, nicht routinisierbarer Problembearbeitungsstrategien –, aber auch Lehrende erweitern ihre praxisbezogene Problemlösungs- und Vermittlungskompetenzen.
- Andererseits trägt Service Learning zur Annäherung von (vermeintlich) theorielastiger, praxisferner Wissenschaft und alltagsweltlicher Praxis und damit zur Vernetzung von Hochschulen und (Stadt-)Gesellschaft bei. (Backhaus-Maul/Roth 2013: 11, 36f.; vgl. auch Eyler et al. 2001)

Dass dabei die Studierenden und die Hochschule nicht nur etwas für sich selbst tun, sondern auch für die Kommune, einen Verein oder eine Kulturinitiative, stärkt sowohl die individuelle Selbstwirksamkeitserwartung als auch die Ausstrahlung der Hochschule in ihr unmittelbares Umfeld.

Insgesamt: Die Annahme, lokal aktive Hochschulen würden in den regionalen und lokalen Wirkungen des demografischen Wandels zentrale Herausforderungen sehen und ihre Handlungsprogramme entsprechend ausrichten, ließ sich in unserer Untersuchung in Teilen bestätigen, wenn auch nicht programmatisch: Diesbezügliche *strategische* Verankerungen sind nur bedingt zu identifizieren. Zugleich finden viele Aktivitäten statt, die Beiträge zur Bearbeitung von regionalen und lokalen Herausforderungen leisten, ohne als solche deklariert zu werden. In ein entsprechendes Selbstverständnis der Hochschulen, etwa als regionale Problembearbeiter, münden diese durchaus zahlreichen Aktivitäten – fragmentiert und nur vereinzelt strategisch verankert – insofern bislang kaum.

6.3.4. Organisationale Gewinne für Hochschulen

Erscheinen auf die Sitzregion bezogene Aktivitäten der Hochschulen zunächst vor allem als zusätzliche Aufgabe, so können damit doch auch organisationale Gewinne generiert werden. Beispielsweise kann die Regionaloption an die Seite oder an die Stelle einer Exzellenzorientierung treten:

- Aufgrund ihrer Leistungsstärke besteht nur für eine Minderheit der Hochschulen die Chance, in ihrer Gesamtheit auf eine vorrangig überregionale bzw. internationale Orientierung setzen zu können.
- Für einen sehr viel größeren Teil der Hochschulen dagegen besteht ggf. die Möglichkeit, *einzelne* – mancherorts bereits vorhandene – exzellente Fachgebiete zu stabilisieren oder/und zu entwickeln.
- Hier liegt es dann nahe, dass der Exzellenzorientierung in Teilbereichen die Regionaloption mindestens gleichberechtigt zur Seite tritt. Dies gilt insbesondere für die Fachhochschulen, zumal diese ohnehin vornehmlich im Blick auf ihre regionale Funktion errichtet worden sind.

Grundsätzlich muss jede Diskursformation, die keine positiven Modelle für die große Zahl der ‚Differenzierungsverlierer' anbietet, unvollständig und instabil sein. Eine verstärkte Integration von Hochschulen in die regionale oder städtische Entwicklung markiert daher weniger das Gegenmodell der exzellenten Hochschule in einer prosperierenden Region, sondern ihr komplementäres Leitbild.

Die Hochschulen selbst können damit Legitimationsgewinne einfahren, die für einen größeren Teil der Hochschulen bzw. ihrer Fachbereiche auf dem Wege von Exzellenzwettbewerben nicht zu erlangen sind. Insbesondere Hochschulen in peripheren Regionen fällt es leichter, die eigene Unentbehrlichkeit nicht nur zu behaupten, sondern auch zu plausibilisieren, wenn sie auch auf ihre Sitzstadt und -region bezogen agieren. Eher erfolgsunwahrscheinlich dürfte dagegen eines sein: mit der Begründung, vor allem die überregionale Rolle der jeweiligen Hochschule entwickeln zu wollen, ihrem lokalen Wirksamwerden keine größere Aufmerksamkeit zu widmen und zugleich das bisherige Verfehlen der planetarischen Bedeutsamkeit damit zu begründen, dass die Ausstattung und die Kontexte lediglich einer Hochschule regionaler Bedeutsamkeit entsprächen.

Berechtigte Forderungen nach angemessener Hochschulausstattung könnten zudem mit lokal und regional relevanten Leistungszusagen verbunden werden, die auch hochschulfernen Gesprächspartnern, etwa in der Politik, vermitteln, dass die überwiesenen Gelder mit hoher Wahrscheinlichkeit auch regional erwünschte Effekte zeitigen werden. Insoweit ist es für die überwiegende Zahl der Hochschulen naheliegend, ihre jeweiligen Sitzorte und -regionen zu stärken, um den Resonanzboden ihres Wirkens zu erhöhen, ihren Sitzort für Studierende und Mitarbeiter/innen zu attraktivieren und letztlich auch die eigene Legitimationsbasis zu stärken.

Eine Aufforderung zur Selbstregionalisierung ist all das aber nicht: In kognitiver Hinsicht gibt es in der Tat keine regionalen Wissenschaften. Regionale Funktionen können sie gleichwohl wahrnehmen, doch bedürfen sie dafür des Kontakts zu den Fronten des Wissens – und diese verlaufen nicht regional. Die lokale und regionale Wirksamkeit von Wissenschaftseinrichtungen ist dann am aussichtsreichsten, wenn diese ihre Stadt und Region an die überregionalen Kontaktschleifen der Wissensproduktion und -verteilung anschließen. Dazu wiederum sind die Hochschulen und Forschungsinstitute wie keine anderen Institutionen in ihren Städten und Regionen in der Lage.

6.4. Governance der Stadt-Wissenschaft-Kooperationen

Ein besonderes Interesse der Wissenschaft(seinrichtungen) für ihren jeweiligen Sitzort ist keineswegs zwangsläufig zu erwarten und auch kaum zu erzwingen. Dem stehen die fehlenden Möglichkeiten zentraler Steuerung und die lokal ungebundene Orientierung am Wissenschaftssystem entgegen. Sollen unter diesen Bedingungen Gelegenheitsstrukturen für potenziell produktive wechselseitige Verstärkungen der Hochschul- und Stadtentwicklung entstehen, müssen die entsprechenden Rahmenbedingungen verbessert werden.

Die Gestaltung günstiger Kontexte zielt darauf ab, solche Gelegenheitsstrukturen zu schaffen, in denen potenzielle Partner die Chance haben, ihre gemeinsamen Interessen zu entdecken und wahrzunehmen. Dabei sind wissensbezogene Such- und Findeprozeduren grundsätzlich nicht planbar; Gelegenheiten werden genutzt oder auch nicht. Plan- und gestaltbar sind hingegen Arrangements und Kontexte, welche die Wahrscheinlichkeit von Kontakten, Kopplungen und letztendlich Kooperationen erhöhen. Dafür hat im Grundsatz jede Stadt Möglichkeiten, sei sie groß-, mittel- oder kleinstädtisch.

6.4.1. Hochschule-Stadt-Governance

Sollen die wechselseitigen Resonanzbedingungen von Wissenschaft und Stadtentwicklung gezielt entwickelt werden, so stößt man auf charakteristische Hemmnisse. Sowohl die Entwicklung von Städten als auch die von Hochschulen gelten als in besonderer Weise planungs- und steuerungsresistent:

- Bei den Hochschulen sind es ihre Eigenheiten als unvollständige bzw. als Expertenorganisation, die ihren Ruf als widerständig gegen Interventionen begründen (Musselin 2007, Hechler/Pasternack 2012: 9-39). Entsprechend zielen Steuerungsversuche zunehmend darauf ab, gerade diesen Organisationscharakter zu verändern und die Hochschulen somit in vollständige Organisationen zu transformieren (Brunsson/Sahlin-Andersson 2000).
- Die geringe Steuerbarkeit von Städten wird zumeist mit ihrer hohen Komplexität erklärt. Ein solches Verständnis dominiert heute die Stadtplanung, die lange Zeit – in einer Verbindung von naivem Umweltdeterminismus und Planungseuphorie – „Gesellschaftsbeglückungsträumen“ (Siebel 2009: 29) anhing. Inzwischen haben in der Stadtplanung auch Vorläufigkeit, Experimentalcharakter, Patchworks vieler kleiner Projekte und revidierbare kleine Schritte ihren Platz (Harth 2012). Auch die aktuellen Konzepte urbaner Governance reflektieren die hohe Komplexität von Städten jenseits stadtplanerischer Steuerungsversuche (Sack 2012; Fichter/Jähnke/Knorr-Siedow 2004).

Sollen nun beide, die Entwicklungen der Stadt und ihrer Hochschule(n), miteinander synchronisiert werden, hat man es folglich mit Steuerungsresistenz im Quadrat zu tun. Zu vermeiden ist die Reaktion, die Stadt als Organisation konzipieren zu wollen, denn sie hat keine ‚Mitglieder‘, die sich auf Ziele verpflichten lassen. Für die Hochschulen ist in Rechnung zu stellen, dass sich ihre Organisa-

tionswerdung allenfalls auf die Hochschulleitung und die dieser zuarbeitenden Verwaltung beziehen kann. Die Wissenschaftler/innen dagegen verfügen über wirksame Techniken des Ausweichens, müssen also intrinsisch motiviert werden.

Kommunale Selbstverwaltung und Hochschulautonomie sind zwar je für sich leistungsfähige Konzepte. Doch wo sie aufeinandertreffen, dort schützen sie entweder vor Ansprüchen der jeweils anderen Seite oder begründen, warum es kaum gegenseitige Beeinflussungsinstrumente gibt: Die Städte verfügen gegenüber den Hochschulen kaum über Steuerungsmechanismen und umgekehrt. Stattdessen sind eigensinnige Funktionslogiken in Rechnung zu stellen, die aus unterschiedlichen Handlungsrationalitäten in den Governance-Arenen resultieren:

- In der Wissenschaft sind Wahrheitsorientierung, Methodenbindung und intersubjektive Nachvollziehbarkeit zentral. Dementsprechend gelten individuelle Autonomie und die Selbstbestimmung der fachlichen Professionsgemeinschaften als funktional unabdingbar.
- In der Kommunalpolitik gilt einerseits das Rationalitätskalkül des Erwerbs und der Erhaltung von Gestaltungsmacht – ohne diese in Rechnung zu stellen, muss das Handeln der Inhaber/innen von Wahlämtern unverständlich bleiben. Andererseits funktioniert die kommunale Verwaltung entsprechend der verwaltungsspezifischen Rationalität. Sie folgt der an Regelkonformität und Ressourcenverfügbarkeit gebundenen Unterscheidung „machbar/nicht machbar", d.h. dem Ziel, bürokratische Anschlussfähigkeit zu früherem Verwaltungshandeln herzustellen und zu künftigem Verwaltungshandeln zu ermöglichen, also Risiken zu vermeiden.[369] Dazu müssen politisch gewollte Projekte in administrative Vorgänge transformiert werden, um sie abarbeitbar und anschlussfähig an früheres und nachfolgendes exekutives Handeln zu machen. Üblicherweise sind also Projekte den Zwängen der Verwaltungsvorgänge, die zu ihrer Umsetzung nötig sind, anzupassen.

Gleichwohl wird versucht, Steuerungsinstrumente zu nutzen, um lokale und Hochschulentwicklungen aufeinander zu beziehen bzw. gegenseitig nutzbar zu machen. Dies setzt einerseits nicht den Umstand außer Kraft, dass Städte und Hochschulen wechselseitig über keine verbindlichen Steuerungs*mechanismen* verfügen. Andererseits ist es nicht prinzipiell unsinnig oder von vornherein wirkungslos, Kooperationsverträge zu schließen, regelmäßige Treffen auf Leitungsebene abzuhalten, Lenkungsausschüsse einzusetzen, jährlich aktualisierte Maßnahmenpläne zu vereinbaren, Netzwerke zu unterhalten oder Stabstellen „Wissenschaft" in Stadtverwaltungen zu etablieren und diese zu jährlichen Berichterstattungen über den Stadt-Hochschule-Kooperationsfortschritt an das Stadtparlament zu verpflichten.

Allerdings handelt es sich dabei – entgegen des landläufigen Verständnisses – nicht um *Steuerungs*instrumente. Denn es geht nicht um punktgenaue Inter-

[369] Im Anschluss an Luhmann (2010: 126): „Die Verwaltung befaßt sich … mit der Ausführung des politisch Möglichen und Notwendigen durch Ausarbeitung verbindlicher Entscheidungen nach Maßgabe schon festliegender … Entscheidungsprämissen."

ventionen, in denen ein Steuerungssubjekt Veränderungsimpulse an ein Steuerungsobjekt sendet und erwarten darf, zu einem festgelegten Zeitpunkt Vollzugsmeldung zu erhalten. Vielmehr handelt es sich um *Abstimmungs*instrumente. Denn alle Anstrengungen, ein produktives Kooperationsverhältnis zwischen Stadt und Hochschule(n) zu erzeugen, müssen konsensual erfolgen, da sie wechselseitig über keine Sanktionspotenziale verfügen.

Dazu muss zumindest anhand punktueller Aktivitäten deutlich werden, dass beide Seiten von einer solchen Kooperation profitieren. Hierbei ist es zunächst unerheblich, ob beide Seiten in den Problem- oder Zieldefinitionen übereinstimmen. Wichtiger ist im ersten Schritt die Übereinstimmung in der Mittelwahl, d.h. gemeinsam in der offensiven Verbindung von Stadt und Wissenschaft einen erfolgversprechenden Ansatz zu erblicken, je eigene Problemstellungen zu bearbeiten – auf der einen Seite wesentlich die Sicherstellung des Organisationsbestandes, auf der anderen die Stabilisierung der städtischen Gesellschaft.

6.4.2. Kommunikation

In der stadtbezogenen Hochschulkommunikation ist eine widersprüchliche Anordnung zu beobachten: Die Hochschulleitungen sehen sich heutzutage genötigt, über den nahräumlichen Nutzen ihrer Hochschule zu reden, indem sie einen Regionalisierungstalk entfalten. Dieser ist inzwischen weitgehend routinisiert. Ihm lässt sich auch immerhin die Wirkung zuschreiben, dass er dem Thema Aufmerksamkeit und schleichende Akzeptanz verschafft. Doch liegt ihm, - statt eines Einklangs, meist eine doppelte Differenz von *talk & action* zu Grunde, wie sie allgemein für Organisationen beschrieben wurde (vgl. Brunsson 1992):

- Kennzeichnend ist, dass formelhaft über die wechselseitige Bedeutung der Hochschule und der Stadt gesprochen wird, die so aber meist gar nicht Bestandteil der institutionellen Policy ist. Einige mittlerweile standardisierte Aktivitäten, die es überall gibt – Lange Nacht der Wissenschaften, Kinderuni, Seniorenuni, Transferstelle –, lassen sich dabei illustrierend benennen. Doch darüber hinaus bleibt dieser Talk im ungefähren, denn die Hochschulen und ihre Leitungen sind typischerweise nicht umfassend aussagefähig zu den tatsächlich stattfindenden Aktivitäten.

- Ersatzweise werden nachträgliche Rationalisierungen unternommen: Ohnehin Passiertes wird in der institutionellen Rhetorik zum intentional Angestrebten umgeformt. Anknüpfungspunkte dafür gibt es viele, da praktisch alle Hochschulen heute in ihrem Handeln selbst dann, wenn sie es gar nicht als ihre Aufgabe ansehen, über zahlreiche lokal relevante und vorzeigbare Aktivitäten verfügen, die über das Standardprogramm hinausgehen. Da diese aber zum großen Teil an individuelles Engagement gebunden bzw. auf Institutsebene verankert sind und eine systematisierte Kenntnis darüber typischerweise nicht besteht, ist auch hier die konkrete – also auf Themen und Projekte bezogene – Kommunikationsfähigkeit nur gering ausgeprägt.

So zu kommunizieren, wie es auf Basis der verfügbaren Informationen halt möglich ist, ist aus Organisationssicht rational. Es wäre jedenfalls unklug, über das, was ohnehin bereits geschieht, nicht auch zu reden, statt es in seiner Sichtbarkeit zu stärken. Gerade für Hochschulen in demografisch und wirtschaftlich herausgeforderten Räumen ist es zudem hilfreich, sich viel stärker als das, was sie dort ganz wesentlich sind, auch kommunikativ inszenieren: als eines der wichtigsten Verödungshemmnisse, das bspw. eine jüngere Klientel in der Region hält bzw. von außen anzieht.

Überzeugungskräftiger aber ist es, die entsprechende Kommunikation aus der formelhaften Routine zu befreien und sie strategisch in die Hochschulaußenkommunikation einzubauen. Ein inhaltlicher Mehrwert entsteht daraus dann auch: Es werden einerseits Leerstellen, die durch Aktivitäten gefüllt werden sollten, erkennbar und andererseits Anknüpfungspunkte schon stattfindender Aktivitäten, um diese Leerstellen füllen zu können.

Schnittstellenkommunikation

Kommunikation zwischen Hochschulen/Wissenschaft und lokalen Akteuren ist Schnittstellenkommunikation. Das wiederum ist sie in mehrerlei Hinsicht:

- Häufig agiert die Wissenschaft, wenn es um ihr nächstes Umfeld geht, kommunikativ nicht sehr glücklich. Sie neigt dazu, vornehmlich auf die planetarische Bedeutung ihrer Aktivitäten zu verweisen. Das verleitet außerhalb der Wissenschaft – etwa in der Landespolitik – dazu, den Umkehrschluss zu ziehen: regional also offenbar nicht so bedeutsam. Dagegen kann vorhandenes Engagement, das als solches Teil der Hochschulaußenkommunikation ist, gezielt zur Legitimationsgewinnung eingesetzt, z.B. auch als Argument in Finanzierungsdebatten eingeführt werden.

- Eine Nutzung der bereits laufenden Aktivitäten für Stadt und Region zur Festigung der hochschulischen Organisationsposition kann besser gelingen, wenn die lokal bezogenen Aktivitäten auch strategisch kommuniziert werden. Vorteilhaft dafür sind eine systematisierte Erfassung dieser Aktivitäten und ihre Überführung in ein kohärentes Kommunikationsformat, bspw. in Gestalt einer jährlichen Third-Mission-Bilanz (vgl. Henke/Pasternack/Schmid 2017: 221-246). Beides zusammen kann die lokal bezogenen Aktivitäten ganzheitlich dokumentieren, diesbezügliche Entwicklungen im Zeitverlauf sichtbar machen und die Aktivitäten nach außen kommunizierbarer gestalten. Im Anschluss daran ließen sich diese Aktivitäten auch in Leistungsbewertungssysteme integrieren, was vor allem den Hochschulen zugute käme, die sich besonders um lokale Wirksamkeit bemühen und dafür Ressourcen einsetzen.

- Dazu bedarf es der Kommunikationsfähigkeit mit den lokalen Akteuren hinsichtlich deren spezifischer Wissens-, Kooperations- und Innovationsbedürfnisse. Forschungsergebnisse sind nicht immer umstandslos ‚lesbar', d.h. durch Praktiker in ihrer Relevanz für konkrete Problemlösungen einzuschätzen. Daher sind Übersetzungsleistungen zwischen unterschiedlichen Rationalitäten zu erbringen, z.B. solche zwischen der wissenschaftlichen Rationalität, die kognitive Geltungsansprüche für Aussagen – Entdeckungen, Erklärungen, Deutungen –

durchzusetzen sucht, und der Verwaltungsrationalität mit ihrer Orientierung an Regelkonformität und Ressourcenverfügbarkeit.

Die Schnittstellenkommunikation wird zum einen mit hoher Wahrscheinlichkeit erfolgreicher sein, wenn die gängigen Vorurteile gegenüber der Wissenschaft berücksichtigt und sie nicht mit den gängigen Vorurteilen gegenüber der Nichtwissenschaft beantwortet werden. Zum anderen bedarf es, um die Hochschulkommunikation mit lokalen Akteuren zu entwickeln, solcher Formate, die an Kommunikationsgewohnheiten der Adressaten anschließen. Denn welche Expertise sie zu welchem Zweck nutzen, bestimmen die Nachfrager, nicht die Anbieter (Ronge 1996: 137f.). Immer disponiert die Empfängerseite über den Anschluss an Kommunikationsangebote sowie die dafür mobilisierten Strategien und Motive. Anschlussfähig zu argumentieren und zu präsentieren heißt für die wissenschaftlichen Einrichtungen zum Beispiel:

- *Reden über das, was bereits geschieht:* Selbst dort, wo sie es gar nicht als ihre Aufgabe ansehen, verfügen die Hochschulen in ihrem Handeln über durchaus zahlreiche lokale Anknüpfungspunkte und vorzeigbare Ergebnisse mit lokaler Relevanz. Diese herauszustellen, da sie ja nun einmal vorhanden sind, ist ein erster und nahe liegender Schritt.
- *Qualitativ* und *quantitativ argumentieren:* Wissenschaftsvertreter/innen argumentieren professionstypisch vorzugsweise inhaltlich. Doch lässt sich qualitatives Argumentieren auch immer quantitativ ergänzen: mit Zahlen zu Studierenden, Drittmitteln, außerwissenschaftlichen Kooperationen, Ausstattungen im Vergleich zu anderen und Studienerfolgsquoten. Qualitative Argumente lassen sich durch quantitative Informationen besser verstärken (wie auch umgekehrt), als qualitative durch weitere qualitative Argumente verstärkt werden können.
- *Selbstdefinition als zentraler Teil regionaler Wissensinfrastrukturen:* Die offensive Selbsteinordnung in lokale Wissensinfrastrukturen hat in einer wissensgesellschaftlichen Perspektive eine unmittelbare Plausibilität. Sie steigert die Wahrnehmung der Wissenschaftseinrichtungen als Teil eines Netzes, das Zukunftsfähigkeit verbürgt.[370]

Sobald lokale nichtwissenschaftliche Akteure in Kooperationsarrangements einbezogen werden, geht es für die beteiligten Wissenschaftler/innen nicht mehr nur um interdisziplinäre, sondern um sog. transdisziplinäre – präziser: transakademische – Kommunikation: Wissenschaftliches Wissen ist in außerwissenschaftliche Anwendungskontexte zu übersetzen. Es geht um die Frage: Wie lässt sich empirisches und Erklärungswissen (was passiert und warum?) transformieren in Handlungs- und Beratungswissen (was und wie kann es getan werden?)? Hier sind reichlich Kommunikationsfallen aufgestellt:

- So bedeutet Transfer in außerwissenschaftliche Anwendungskontexte Reduzierung von wissenschaftlicher Komplexität (bei meist gleichzeitiger Steigerung der Komplexität des Settings). Forscher/innen aber neigen dazu, ihre Ergebnisse nicht ‚simplifiziert' dargestellt sehen zu wollen. Indem die Wissen-

[370] vgl. auch unten 6.4.5. Kooperationsinstrumente >> Lokales Wissensmanagement

schaft auf Differenzierung, Horizontüberschreitung, multikausale Erklärungen, die Einbeziehung von Paradoxien, Dilemmata, Zielkonflikten, Alternativen sowie Optionalitäten und damit auf Nachhaltigkeit aus ist, stößt sie aber notwendig auch an Grenzen der schnellen Konsumierbarkeit.

- Wissenschaftler/innen sind es gewohnt, den Aspekt der Wahrheitsfähigkeit von Aussagen und nicht ihre Praxisrelevanz in den Vordergrund zu rücken. Dagegen erwarten Akteure der Praxis anwendungsrelevante Informationen, transferfähige Konzepte, Handlungs- sowie Beratungswissen, und die allgemeine Öffentlichkeit muss mit einem Wissen angesprochen werden, das zu Botschaften verdichtet und zugespitzt ist.

- Wissenschaftler/innen agieren, wenn sie beratend tätig werden, häufig professionstypisch: Sie gehen davon aus, dass die Problemwahrnehmungen der Praxisakteure noch nicht komplex genug seien. Daher müssten deren Problemhorizonte überschritten und erweitert werden – es bedürfe einer angemessen komplexen Kontextualisierung. Aus Sicht der Beratenen ist dann aber die Handhabbarkeit der daraus folgenden Beratungsleistung nicht selten unzulänglich.

- Forscher/innen befürchten häufig entweder eine unzuträgliche Verstrickung der Wissenschaft in forschungsfremde Verzweckung oder aber weitgehende Einflusslosigkeit bei Aufrechterhaltung der wissenschaftlichen Standards. Hier steht latent die Frage im Raum, ob tatsächlich praktischer Einfluss nur um den Preis der opportunistischen Verstrickung zu haben ist bzw. wissenschaftliche Seriosität allein unter Inkaufnahme der Einflusslosigkeit.

- Wissenschaftskommunikation muss externe Erwartungen integrieren, weil sie andernfalls nicht anschlussfähig ist. Das jedoch darf eines nicht heißen: den Beobachtungen und Analysen wissenschaftsexterne Prämissen zugrunde zu legen. Denn dies führte in eine doppelte Irrelevanz: Einerseits wäre dann die Erkenntnisproduktion durch nichtwissenschaftliche Vorannahmen kontaminiert, die Intuitionen, Fallauswahl oder Deutungen leiten und derart zu gleichsam verunreinigten Ergebnissen führten. Andererseits könnte auch die Rationalisierung praktischen Entscheidungshandelns – im Sinne eines höheren Maßes an Vernunftbasiertheit – mit solcherart verunreinigtem Wissen nicht gelingen.

- Wissenschaft, die nicht nach ihren eigenen Rationalitätskriterien operiert, wäre insofern nicht einmal praktisch nützlich: Auch Praxisakteuren ist nicht geholfen, wenn die im Alltagsbetrieb identifizierten Probleme lediglich wissenschaftlich reformuliert und bestätigt werden. Vielmehr lassen sich die Potenziale von Forschung erst dann ausschöpfen, wenn die Problemhorizonte der Praktiker/innen erweitert, voranalytische Urteile durch wissenschaftlich gestützte und reflektierte Urteile ersetzt, geläufige Sicherheiten aufgebrochen und neue Differenzierungen eingeführt werden, also kurz: die Komplexität des Problembewusstseins gesteigert wird. Wissenschaftliche Objektivität ist dabei vor allem die Vermeidung partikularer Perspektivenverengungen.

- Es besteht in der Regel eine zeitliche Entkopplung zwischen Wissen und Wissensbedarfen: Praktiker benötigen Wissen nicht deshalb, weil es gerade angeboten wird, sondern dann, wenn praktische Probleme zu lösen sind. Das kann vor, während oder nach der Erzeugung des einschlägigen Forschungswissens sein. Hier muss also eine Überbrückung der zeitlichen Entkopplung zwischen

Wissensproduktion und Wissensbedarfen durch zugriffsfähige überzeitliche Wissensspeicherung organisiert werden.

- Der bei den außerwissenschaftlichen Adressaten anfallende Nutzen des Informiert-Seins über wissenschaftlich begründetes Wissen muss größer sein als die (zeitlichen) Kosten des Sich-Informierens.

Um die Chance auf Expertise-Nutzung zu gewinnen, müssen jedenfalls die ExpertInnen solche Kommunikationsangebote unterbreiten, an die eine Praxis anschließen kann. Dazu sind Übersetzungsleistungen nötig, denn die Praxis kommuniziert nicht wissenschaftlich, sondern praktisch. Übersetzungen jeglicher Art wiederum sind nie verlustfrei zu haben. Allerdings liegt die alternative Option zum Transfer mit Übersetzungsverlusten nicht im Transfer ohne Übersetzungsverluste – sondern wäre der Nichttransfer des Wissens, das zwar vor der Verschmutzung durch Praxiserfordernisse gerettet wurde, aber damit dann auch nichts zur Entwicklung der Praxis beitragen kann.

Instrumente der Abstimmung

Einige der Abstimmungsinstrumente, so ließ sich auch in unseren Fallstädten identifizieren, werden regelmäßig eingesetzt, wenn eine Governance lokaler Wissenskooperationen etabliert werden soll. Neben Kooperationsverträgen und regelmäßigen Treffen auf Leitungsebene von Stadt und Hochschule(n) sind das Lenkungsausschüsse, jährlich aktualisierte Maßnahmenpläne, Netzwerke mit Koordinationsstellen, Stabstellen „Wissenschaft“ in Stadtverwaltungen sowie verpflichtende Berichterstattungen an das jeweilige Stadtparlament. Sie zielen darauf, Kommunikationen zu strukturieren und auf Dauer zu stellen.

Eine zusammenfassende Inaugenscheinnahme der Funktionsweise dieser Instrumente kommt zu folgenden Bewertungen:

- *Kooperationsverträge* sind Rahmung. Für sich genommen bewirken sie i.d.R. nichts. Sie entfalten Wirkung zumeist nur, wenn sie der institutionellen Absicherung bereits existierender Zusammenarbeit auf der Mikroebene dienen, nicht aber deren Ausgangspunkt bilden.
- Regelmäßige *Treffen auf Leitungsebene* – Oberbürgermeisterin und Rektor – hängen von der Vorbereitung durch Stäbe und substanzieller Untersetzung ab, etwa durch Maßnahmenpläne.
- *Lenkungsausschüsse* funktionieren am ehesten da, wo (und wenn) sie die zentralen Kooperationsinteressenten vereinen.
- Jährlich aktualisierte *Maßnahmenpläne* zeichnen sich häufig dadurch aus, dass die Aktualisierung zum größten Teil im Kopieren des Vorjahresplanes in eine neue Datei besteht. Positiv ließe sich sagen: Die Absichten haben erfolgreich ihre Geltung verteidigen können.
- *Stabstellen „Wissenschaft“* in Stadtverwaltungen funktionieren – da Städte in Bezug auf wissenschaftliche Einrichtungen kaum über Steuerungsmechanismen verfügen – nur als Dienstleister, und dies wiederum nur, wenn sie auch tatsächliche Dienste leisten können, d.h. Ressourcen (materielle und immaterielle) organisieren können.

- Verpflichtende *Berichterstattungen* an das jeweilige Stadtparlament erzeugen Druck auf die Verwaltung (nicht aber die wissenschaftlichen Einrichtungen), etwas Vorzeigbares berichten zu können, also zuvor etwas zu unternehmen.

6.4.3. Kooperationen

Lokale Kooperationen gelingen nicht allein deshalb, weil das jeweilige Kooperationsanliegen klug begründet ist und als sinnvoll und überzeugend erscheint. Kooperationen erscheinen zwar als besonders geeignete Ressource, weil sie, ohne (zunächst) ein Mehr an Mitteln zu benötigen, einen größeren Nutzeffekt versprechen. Sie zielen auf die Zusammenführung von Ressourcen, seien es finanzielle, intellektuelle, legitimatorische oder vorhandene Sachausstattungen. Sie sind eine Chance, entweder aus unterkritischen Größenordnungen kritische zu formen – d.h. solche, mit denen Kettenreaktionen in Gang kommen, die dann ohne weitere Energiezufuhr von außen ablaufen, sog. selbstverstärkende Prozesse – oder aus bereits bedeutenden Teilen sehr bedeutsame zu machen. In mittelgroßen Städten geht es häufig um die Umformung unterkritischer Größenordnungen zu kritischen. Doch zugleich haben Kooperationen anspruchsvolle Interaktionsvoraussetzungen. Damit ergeben sich auch Risiken der Kooperation.

Reibungswiderstände, Risiken und deren Bearbeitung

Zunächst kann zwischen Hochschulen und Forschungsinstituten einerseits und ihren Sitzorten andererseits keine natürliche Interessenkonvergenz vorausgesetzt werden: Städte bilden für Wissenschaftseinrichtungen primär Umwelt. Ein direktes wechselseitiges Steigerungsverhältnis ist daher nicht zu vermuten. Positive Entwicklungen einer der beiden Parteien können bei der anderen sowohl positive als auch negative Effekte zeitigen. So können das Wachstum einer Hochschule durch Entkopplung von der regionalen Nachfrage erzeugt oder die Aufwertung der Stadt infolge erhöhter Kosten für die Hochschulangehörigen negativ wirksam werden. Die Wirkungen aufeinander sind letztlich immer indirekt.

Sodann verfügen die Städte gegenüber den Hochschulen kaum über Steuerungsmechanismen und umgekehrt. Stattdessen sind eigensinnige Funktionslogiken in Rechnung zu stellen, die aus unterschiedlichen Handlungsrationalitäten in den Governance-Arenen resultieren. Alle Anstrengungen, ein produktives Kooperationsverhältnis zwischen Stadt und Hochschule(n) zu erzeugen, müssen daher konsensual erfolgen.

Die Städte haben ein Interesse an selbsttragender Entwicklung. Die jeweils ansässigen Hochschulen haben ein Interesse an organisationaler – was mitunter heißt (etwa für einzelne Fachbereiche oder Studiengänge): überlebensrelevanter – Stabilität. Beides lässt sich durchaus zusammenführen, erfolgversprechend allerdings nur auf der Basis realistischer Einschätzungen. Dabei sollt man sich

von manchen Mythen, die zwischen Hochschulen und ihrer unmittelbaren Umwelt lebendig sind, verabschieden, etwa:

- „Transferstellen bewirken umstandslos Wissenstransfer zwischen Hochschule und Wirtschaft" – tatsächlich sind sie strukturell überfordert, die disziplinäre Vielfalt der wissenschaftlichen Angebote mit der Vielfalt an Branchen und Problemstellungen zu synchronisieren (vgl. Rosner 2005: 231).
- „Gründungen generieren Arbeitsplätze" – tatsächlich bleiben die meisten Gründungen auf die Gründer beschränkt (vgl. Sternberg/Vorderwülbecke/Brixy 2014: 6).
- „KMUs können ein Wunschprofil von Hochschulabsolventen beschreiben" – sobald sie es versuchen, werden Spezialisten beschrieben, die zugleich Generalisten sind, wahlweise auch umgekehrt, d.h. es werden unerreichbare Maximalisten gewünscht.
- „Studiengänge können berufsbefähigend sein" – tatsächlich können sie berufs*feld*befähigend sein, und selbst in den eindeutig auf einen Beruf ausgerichteten Studienprogrammen, wie Lehramt oder Medizin, wird eine zweite postakademische Ausbildungsphase für nötig erachtet, um Berufsfähigkeit zu erlangen.
- „Praxisorientierung im Studium erzeugt Berufsbefähigung" – tatsächlich wissen Praktiker, „daß Praxis blind macht. Sie suchen nicht nach Leuten, die ihre Blindheit teilen" (Baecker 1999: 64).
- „Forschungsdatenbanken werden für Kontaktanbahnungen genutzt" – das setzte Zeitressourcen voraus, die kein Akteur aufzubringen vermag, zumal die Usability die Datenbanken häufig recht suboptimal ist.

Statt unrealistischen Annahmen anzuhängen, verschafft es mehr Souveränität, darauf eingestimmt zu sein, dass Zielkonflikte zu prozessieren sind. Für die Gestaltung von Hochschule-Stadt-Kooperationen betrifft das solche, die (1) innerwissenschaftlich bzw. in Partikularinteressen der Hochschulen verankert sind, (2) die aus Kontextbedingungen der Hochschulen resultieren und (3) die Kooperationsumstände von Stadt und Hochschule(n) betreffen. Im Detail:

(1) innerwissenschaftliche bzw. in Partikularinteressen der Hochschulen verankerte Zielkonflikte:

- *Reputationsstreben vs. Reputationschancen:* Die lokale Ausrichtung von Aktivitäten kollidiert mit den individuellen Bestrebungen der Wissenschaftler/innen, am überregional ausgerichteten Reputationssystem der Wissenschaft teilzuhaben: Lokale Aktivitäten versprechen in der Regel auch nur lokale Reputationsgewinne.

- *Organisation vs. Motivation:* Als Ebenen, auf denen innerhochschulische Widerstände gegen lokal bezogenes Engagement entstehen können, lassen sich die Motivationsebene und die Organisationsebene unterscheiden. Auf der Motivationsebene können Widerstände aus der Überbeanspruchung des Personals, der Reformmüdigkeit an den Hochschulen, dem Verdacht, Forschung und Lehre sollten (erneut) für außerwissenschaftliche Zwecke funktionalisiert werden, und dem Reputationssystem der Wissenschaft resultieren. Auf der Organisationsebene spielen Organisationsspezifika der Hochschulen, mangeln-

de finanzielle Förderungen, bürokratische Begleiterscheinungen und die Funktionsweise interner Anreizsysteme eine Rolle.

- *Forschung vs. Innovation:* Die Wirkungen räumlicher Nähe in Innovationsprozessen sind vor allem die Förderung des Übergangs von Invention zu Innovation durch *tacit knowledge*, die Bedeutung persönlicher Netzwerke für die Weitergabe nichtkodierten Wissens, innovative Milieus und Unternehmensgründungen. Sie können nicht umstandslos auf Forschungsprozesse übertragen werden. Denn räumliche Nähe begründet für sich genommen keine kognitive Nähe, doch Interessen sind in der Wissenschaft vorrangig kognitiv bestimmt.

- *Ähnlichkeit vs. Unähnlichkeit als Kooperationsvoraussetzungen:* Einer vordergründigen Plausibilität folgend, könnte man annehmen, dass Ähnlichkeit Kooperation wahrscheinlicher, Unähnlichkeit Kooperation unwahrscheinlicher macht. Indes setzt Kooperation Differenz voraus: Zusammenführen lassen sich Potenziale, die Schnittstellen haben, sich aufeinander beziehen lassen und sich gegenseitig ergänzen, nicht jedoch überwiegend Gleichgeartetes. Denn umso ähnlicher sich z.B. wissenschaftliche Einheiten sind, desto stärker sind sie auch Konkurrenten – um Fördermittel, Leistungsträger, Nachwuchs sowie die Durchsetzung ihrer wissenschaftlichen Deutungen.

- *Kooperation mit großen und/oder überregionalen Unternehmen vs. Kooperationen mit KMU vor Ort:* Die Zusammenarbeit mit großen überregionalen Unternehmen hat für Hochschulen ein größeres Reputationspotenzial als die Kooperation mit unbekannten KMUs.

- *Wettbewerb vs. Kooperation zwischen einzelnen Hochschulen:* Das Interesse einer Hochschule an der Exklusivität ihrer Praxiskontakte steht der politischen Forderung entgegen, stärker mit anderen Hochschulen zu kooperieren. Ebenso ist die häufig zu beobachtende Strategie von Politik und Geldgebern, zugleich auf Konkurrenzverstärkung und Kooperationsbereitschaft aktiver Einrichtungen zu setzen, durchaus widersprüchlich.

(2) aus Kontextbedingungen der Hochschulen resultierende Zielkonflikte:

- *Unterfinanzierung vs. zusätzliche Aufgaben:* Wo Hochschulen nicht ausfinanziert sind, steht dies der Wahrnehmung zusätzlicher Aufgaben für die Sitzstadt entgegen. Hier können aber Angebote zur Finanzierung der Anbahnungskosten von Kooperationen hilfreich sein. Diejenigen, die ein Kooperationspotenzial am zuverlässigsten identifizieren können – die Wissenschaftler/innen –, identifizieren es dann, da ein Anreiz besteht. Anders gesagt: Wenn trotz in Aussicht gestellter Mittel bereits eine Beutegemeinschaft nicht zustande kommt, dann wird es in dem betreffenden Forschungs- oder Innovationsfeld mit höchster Wahrscheinlichkeit keine lokalen Kooperationspotenziale geben.

- *Projektförderung vs. Nachhaltigkeit:* Projektförderung regionsbezogener Aktivitäten über Förderprogramme kann der Nachhaltigkeit dieser Aktivitäten incl. ihrer dauerhaften Institutionalisierung entgegenstehen. Befristete und insbesondere Kurzzeitverträge führen dazu, dass Mitarbeiter/innen Gelegenheiten suchen und wahrnehmen, auf unbefristete Stellen zu gelangen. Entsprechend hoch ist die Fluktuation in projektförmig organisierten Kooperationszusammenhängen. Das führt zu fortwährenden Know-How-Verlusten, dem Wechsel von

Ansprechpartnern und dem Erfordernis des mühsamen Neuaufbaus von Kontakten – was wegen der besonderen Bedeutung persönlicher Kontakte gerade bei Kooperationen in der Stadt besonders nachteilig ist.

- *Hochschule in die Innenstadt vs. randstädtisch gelegener Standort:* Infolge einer räumlichen Trennung von Campus und Innenstadtgebieten fehlt es oftmals an Studierenden innerhalb des Stadtbildes. Hochschulen mit städtischer Randlage werden in der Bevölkerung nur gering wahrgenommen. Einer Verlagerung von Hochschuleinrichtungen in innerstädtische Liegenschaften stehen jedoch häufig die bisherigen Investitionen in randstädtische Standorte entgegen. Auch lässt sich ein innerstädtischer Fokus für aktives Studierendenleben nicht von außen vorgeben, sondern muss von den Studierenden entwickelt und gelebt werden.

(3) Zielkonflikte, die Kooperationsumstände von Stadt und Hochschule(n) betreffen:

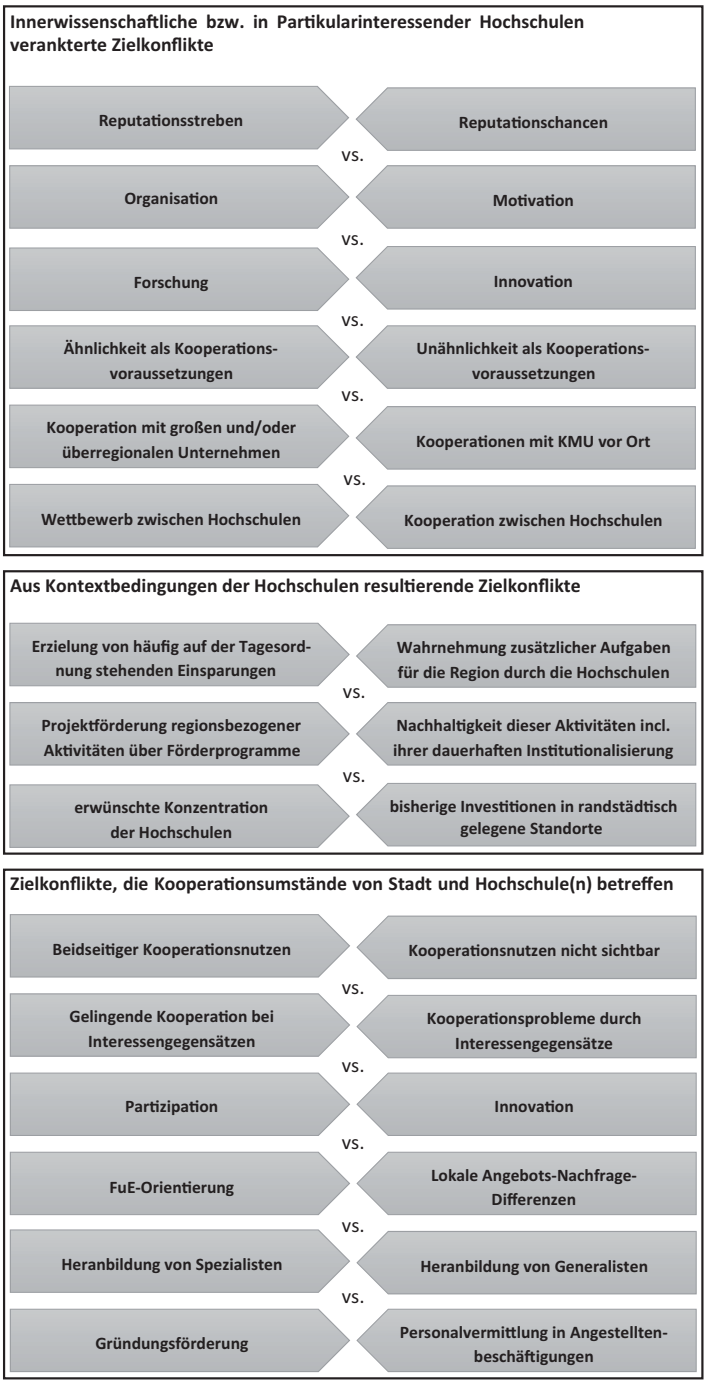
- *Beidseitiger Kooperationsnutzen:* Projekte und Themen müssen jeweils für alle Kooperationspartner Relevanz entwickeln können, d.h. der *gegenseitige* Vorteil der Zusammenarbeit muss für alle Beteiligten offensichtlich sein.

- *Kooperation bei Interessengegensätzen:* Unterscheiden lassen sich zwei Gruppen von Kooperationsproblemen: zum einen solche, die aus Informations- und Orientierungsdefiziten resultieren, zum anderen auf Interessengegensätzen beruhende. Dass Kooperationsprobleme schon dann gelöst werden, wenn sich alle ‚an einen Tisch setzen', ist nur in ersteren Fällen wahrscheinlich. Besteht hingegen das Problem „aus Interessengegensätzen, ist Kooperation nur dann wahrscheinlich, wenn Verhandlungssysteme aufgebaut werden können, in denen Gewinne, Verluste und Kompensationen miteinander getauscht werden können". (Bernt 2005: 114-117)

- *Partizipation vs. Innovation:* Leicht können sich Zielkonflikte ergeben zwischen dem Anliegen, möglichst viele Akteure einzubinden, und der häufigen Absicht, vorrangig innovative Lösungen zu entwickeln: Je mehr Akteure integriert werden, desto zahlreicher und intensiver sind auch Partikularinteressen repräsentiert und versuchen, sich Geltung zu verschaffen. Der dann notwendige Ausgleich zwischen den verschiedenen Interessen erzeugt eher eine Orientierung auf das Mehrheitsfähige, also das, was typischerweise gerade nicht innovativ ist. Denn Innovation ist immer das Noch-nicht-Mehrheitsfähige – ist die Innovation mehrheitsfähig geworden, ist sie Mainstream (bevor sie dereinst ggf. zur Orthodoxie erstarrt).

- *FuE-Orientierung vs. lokale Angebots-Nachfrage-Differenzen:* Der häufig vorgetragenen Forderung, die Hochschulen sollten sich im Bereich FuE entlang des vor Ort gegebenen wirtschaftlichen Bedarfs ausrichten, steht entgegen, dass eine solche einseitige Ausrichtung die Hochschulen in Abhängigkeiten führen kann. Ebenso wie die Wirtschaftsunternehmen können die Hochschulen bei zu enger Angebots-Nachfrage-Kopplung in den Sog konjunktureller Schwankungen geraten. Überdies planen Hochschulen, die eher langfristig Entscheidungs- und Umsetzungsprozesse gestalten, in anderen Zeitdimensionen als Unternehmen, die schnell auf externe Herausforderungen reagieren müssen.

Übersicht 60: Zielkonflikte zwischen konkurrierenden Anforderungen an Hochschulen



- *Spezialisten vs. Generalisten*: Die regional häufig erwünschte Heranbildung von Spezialisten passt nicht umstandslos zu der ebenso notwendigen Heranbildung von Generalisten – beides im Hinblick auf die Bedarfe der Beschäftiger von Hochschulabsolventen.
- *Gründungsförderung vs. Personalvermittlung:* Das politisch protegierte Anliegen der Gründung neuer Unternehmen steht dem Anliegen vorhandener Unternehmen entgegen, Fachkräfte mit Interesse am Angestelltenstatus zu gewinnen.

Die in den Fallstudien herausgearbeitete Risiken des Kooperierens fasst Übersicht 61 stichwortartig zusammen

Übersicht 61: Risiken des Kooperierens

Ressourcen-aspekte	• Kooperationskosten übersteigen die Kooperationsgewinne • Transaktionskostensteigerung und Verhinderung zeitnaher Entscheidungen durch erhöhten Abstimmungsbedarf • hohe Ein- und Ausstiegskosten sowie Autonomieverlust (Lock-in-Effekt) • nicht ausreichende Personalressourcen • schlechte Anreizstrukturen
Akteurs-beziehungen & Inter-aktions-gestaltung	• kein gemeinsames Problembewusstsein, keine gemeinsamen Zieldefinitionen • Konkurrenzsorgen • persönliche Spannungen • Interessengegensätze und unklare Lösungsroutinen dafür • mangelnde Transparenz von Einzelkontakten
Koope-rations-organisation	• zu wenig Zeit für Kooperationsaufbau • Dysfunktionalität durch hohe Zahl der Teilnehmer: Sprengung des Koordinationspotenzials • hoher Kommunikationsaufwand zum Erhalt der Kooperation • Versagen der zentralen Organisation in der Koordinations- und Integrationsleistung • mangelnder Informationsfluss • unklare Entscheidungsgrundlagen • Terminfindungsprobleme • fehlende (Zwischen-)Resümees und Erfolge

Strategische Erfolgsfaktoren

Für jegliche Kooperationen zwischen Hochschulen und lokalen Partnern muss immer auf der Grundlage der jeweiligen städtischen Situation, der Interessenlagen und der einsetzbaren Ressourcen entschieden werden, welche Schwerpunkte gesetzt werden sollen und können. Dafür ließen sich einige strategische Erfolgsfaktoren identifizieren. Diese sollten in die jeweilige institutionelle Policy – der Hochschulen wie der Stadtverwaltungen – eingebaut werden. Sie lassen sich in drei Gruppen sortieren – (1) Wechselseitigkeit, (2) Voraussetzungen klären und (3) Prozessgestaltung:

(1) Wechselseitigkeit:

- *Inhaltliche Anknüpfungspunkte:* Elementare inhaltliche Voraussetzung jeglicher Kooperation ist, dass inhaltliche Anknüpfungspunkte zwischen Hochschulen und den Partnern bestehen und erkannt werden. Die Offenlegung der jeweiligen Eigeninteressen ist hier hilfreich.
- *Wechselseitige Resonanzfähigkeit:* Um seitens der Hochschulen Ideen für die Stadt zu entwickeln, bedarf es eines Problembewusstseins für die lokalen Gegebenheiten. Ist dieses entwickelt, muss es auf Resonanz in der Stadt treffen. Das heißt: Auch die lokalen Akteure müssen für die Problemlagen und Handlungsbedarfe der eigenen Stadt und die Möglichkeiten, darauf mit Hilfe der Hochschulen reagieren zu können, sensibilisiert sein.
- *Beidseitiger Nutzen:* Im Anschluss daran muss die Einsicht in den je eigenen Nutzen der Kooperation bestehen bzw. erzeugt werden. Ideal sind Positivsummenspiele, bei denen sich Nutzen für alle Beteiligten ergibt, also sog. Win-Win-Situationen erzeugt werden.
- *Kooperationskosten und Kooperationsnutzen:* Immer dann, wenn die Kooperationskosten die Kooperationsgewinne übersteigen, ist jede Initiative gefährdet. Aufgrund der wissenschaftsseitig vorrangig kognitiven Kooperationsmotive werden z.B. Entfernungswiderstände gegen fachliche Kooperationen eher schwach wirksam. Mobilitätskosten z.B., die bei Zusammenarbeit mit externen Partnern entstehen, werden inkaufgenommen, wenn ein höherer Kooperationsnutzen prognostiziert wird – und die potenziellen lokalen Partner sind dann nicht mehr gefragt.

(2) Voraussetzungen klären:

- *Ressourcen:* Elementare formale Voraussetzung jeglicher Kooperation ist, dass angemessene, d.h. aufgabenadäquate Ressourcen zur Verfügung stehen bzw. organisiert werden können: personelle, sächliche und – vor allem zur Umsetzung konkreter Projekte – finanzielle.
- *Akteurssystem ermitteln:* Ratsam ist es, Kooperationsanbahnungen mit einer Diagnose des Akteurssystems, innerhalb dessen die Ziele umgesetzt werden sollen, zu verbinden: Wer sind die relevanten Personen, die den Kooperationserfolg maßgeblich beeinflussen und ihn damit relevant entweder behindern oder unterstützen können? Dann lässt sich z.B. abschätzen, woher Einwände und Widerstände zu erwarten sind, und es kann dementsprechend agiert und vorgebeugt werden.

(3) Prozessgestaltung:

- *Verbindlichkeit:* Verbindliche Vereinbarungen über Ziele und Inhalte der Partnerschaft sowie verbindliche Absprachen über zu erbringende Leistungen dürfen nicht der operativen Umsetzung überlassen bleiben, sondern stellen strategische Weichenstellungen dar.
- *Synchronisation und Kontinuität:* Es bedarf einer Synchronisierung von Zeitvorstellungen und Planungshorizonten der Partner, da diese unterschiedlichen Funktionslogiken und Zeitregimen folgen. Damit werden zugleich die Voraussetzungen für Kontinuität geschaffen, welche die Kooperationseffizienz steigert:

Es müssen nicht fortlaufend neue Partner gesucht und gewonnen werden. Die Kontinuität ist organisatorisch abzusichern, da sie nicht zwingend im Selbstlauf entsteht und häufig personengebunden ist. Die organisatorische Absicherung wiederum gelingt leichter, wenn Kontinuität ein Bestandteil der strategischen Zieldefinition ist.

- *Vermeidung von Dysfunktionalitäten und Kooperationsbürokratie:* Beide wirken als Kooperationskiller. Zu vermeiden sind grobe Dysfunktionalitäten, etwa Überbeanspruchungen oder Konformitätsdruck, der dem Ausprobieren innovativer Ideen entgegensteht. In diesem Zusammenhang gilt auch: Institutionalisierungen von Kooperationen sind erfolgversprechender, wenn Kooperationsbürokratie vermieden wird.

- *Motivation:* Die motivierte Mitarbeit von Wissenschaftlern/Wissenschaftlerinnen an lokalen Kooperationen wird wahrscheinlicher, wenn sie diese nicht als zusätzliche Aufgabe, sondern als Möglichkeitsraum zur Entfaltung von Forschungs- und Lehrinteressen – als eine besondere Art der wissenschaftlichen Tätigkeit – erfahren.

- *Dezentralität als Ressource:* Die Dezentralität der Organisation und Durchführung lokal relevanter Hochschulaktivitäten sollte als Potenzial und Motivationsressource anerkannt werden. Eine künstliche Zentralisierung würde ohnehin an administrative Grenzen stoßen. Förderlich kann es dagegen sein, wenn die Leitungsebene der Hochschulen Initiativen fakultäts- und fachübergreifend dort anreizt und koordiniert, wo es entsprechende Unterstützungswünsche gibt. Daneben lassen sich die dezentralen Aktivitäten auch in die Gestaltung einer institutionellen Policy integrieren und in eine strategische Hochschulkommunikation einbetten.

- *Zentralität als Ressource:* Die Dezentralität muss abgesichert sein durch Etablierung definitiver Ansprechpartner für Wissenschaftsthemen auf Seiten der Stadt, Netzwerkstrukturen zwischen Stadt, Wissenschaft, Wirtschaft und möglichst auch Kultur, zentral bereitgestellte Formate der Wissenschaftskommunikation, ggf. einen strategischen Entwicklungsplan und möglichst auch die Absicherung der wissensbasierten Stadtentwicklung über formale Stadtratsbeschlüsse.

- *Realismus und Sichtbarkeit von Erfolgen:* Kooperationsprozesse und -akteure dürfen nicht überfordert werden, die gegebenen Ressourcenbegrenzungen sind zu berücksichtigen, und in zumindest einigen Bereichen sollen auch möglichst schnell sichtbar werdende Erfolge erreicht werden. Letztere fördern auch die Mitwirkungsbereitschaft zunächst zögerlicher Partner.

Hinsichtlich der Erfolgschancen von Netzwerken können die in den Fallstudien herausgearbeiteten Details so zusammengefasst werden: Diese Chancen steigen insbesondere dann, wenn das jeweilige Netzwerk

- einen eindeutigen Zweck verfolgt,
- in sich möglichst heterogene Partizipanten integriert,
- hierarchielos, d.h. horizontal angelegt ist und es zugleich über eine leistungsfähige Netzwerksteuerung verfügt,

- sich des kommunikativen Geschicks und Handelns von Multiplikatoren bedient,
- eine relativ hohe Dichte hat, also wenig weiße Flecken bzw. abgekoppelte oder vernachlässigte Bereiche in sich hat,
- einen guten internen Informationsfluss zu realisieren vermag und
- im Zeitverlauf stabil ist.

6.4.4. Modell lokalen Hochschulhandelns[371]

Für strukturell unterfinanzierte Hochschulen stellt es eine Herausforderung dar, neben ihren Aufgaben in Lehre und Forschung zusätzliche Aktivitäten zu entfalten. Dennoch steuern sie bereits heute vielfältige Beiträge zur Entwicklung ihrer Sitzstädte bei. Hinsichtlich systematisierter Planung, Umsetzung und Dokumentation sind die Potenziale aber noch unausgeschöpft.

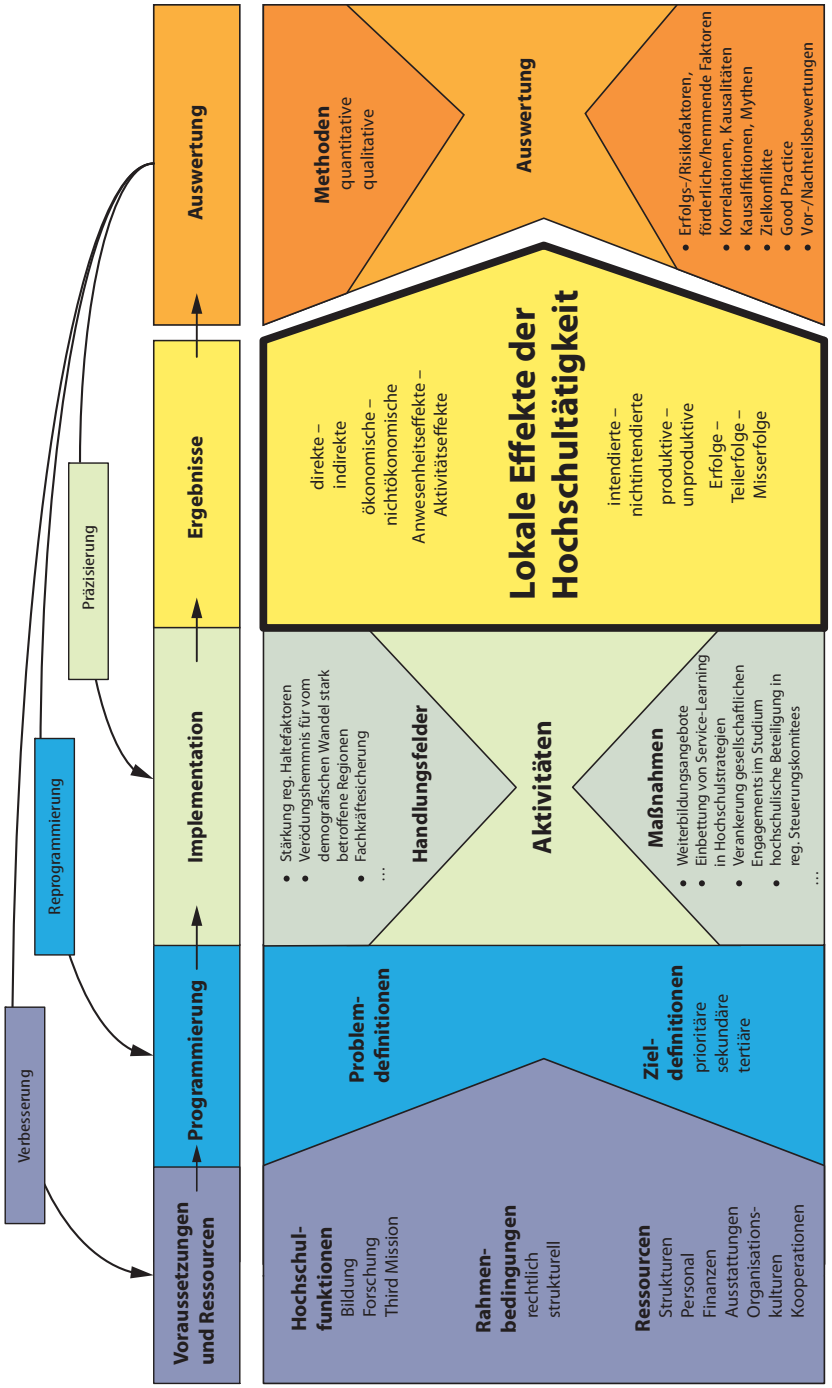
Eine Systematisierung hochschulischer Aktivitäten ist dann vorteilhaft, wenn Effekte, die Hochschulen durch ihre schlichte Existenz erzeugen – also typische Anwesenheitseffekte, etwa Konsum der Hochschulangehörigen –, durch eigenständige Beiträge zur Entwicklung ihrer Sitzstadt ergänzt werden sollen. Zwar leisten Hochschulen bereits heute einschlägige Beiträge. Doch sind sie sich dessen häufig nicht oder nur eingeschränkt bewusst, und zugleich finden solche Aktivitäten in den bisherigen Leistungsbewertungssystemen kaum Berücksichtigung. Letzteres stellt für diejenigen Hochschulen, die in dieser Hinsicht aktiv sind, eine Schwierigkeit dar: Entsprechende Ressourcenverwendungen – deren Nutzung für diesen Zweck immer auch ihr Fehlen für andere Zwecke bedeutet – werden nur bedingt gewürdigt.

Um Aktivitäten zielgerichteter ausbauen, ihre Effekte den Aktivitäten zuordnen und nach außen besser kommunizieren zu können, bietet sich daher ein systematisiertes Vorgehen an. Dazu lässt sich das aus zahlreichen fachlichen Zusammenhängen bekannte Modell des Handlungskreises nutzen, indem es zu einem Modell lokal bezogenen Hochschulhandelns umgeformt wird: Ausgehend von gegebenen Rahmenbedingungen werden lösungsbedürftige Probleme und bearbeitbare Ziele definiert, ein Handlungsprogramm entworfen und umgesetzt, Effekte erzielt und ausgewertet, um schließlich rückkoppelnd die Rahmenbedingungen, die Handlungsprogrammierung und die Programmumsetzungen weiter zu verbessern.

Diese Abfolge ist idealtypisch gedacht und nicht als Eins-zu-Eins-Abbildung von Realprozessen zu verstehen: Das Leben fügt sich typischerweise nicht linearen Modellierungen. Stattdessen werden prozessbegleitend Interessendifferenzen wirksam und müssen verhandelt werden oder können sich durch Veränderungen in benachbarten Handlungsfeldern korrigierte Schwerpunktsetzungen ergeben. Dies kann Zielkorrekturen und Programmrevisionen einschließen, wenn sich im Vollzug einzelne Aspekte als nicht umsetzbar erweisen oder sich die Präferenzen maßgeblicher Akteure verändern. Die Phasen des Handlungskreises

[371] Mitautoren: **Justus Henke** und **Steffen Zierold**

Übersicht 62: Modell lokalen Hochschulhandelns



sind insofern analytische Abstraktionen. Nicht nur überlappen sie sich zeitlich, sondern sind durch feedbackgesteuerte Rückkopplungsschleifen auch komplex miteinander verflochten und zu verflechten. Das gilt es zu berücksichtigen. (Übersicht 62)

Rahmenbedingungen: Voraussetzungen und Ressourcen

Zunächst sind die Rahmenbedingungen zu bestimmen, eine Bestandsaufnahme durchzuführen, unausgeschöpfte Potenziale auszumachen und Ressourcen zu berücksichtigen.

Rahmenbedingungen beachten: Aktivitätsoptionen und -effekte werden durch kulturelle, wirtschaftliche, administrativ-politische und infrastrukturelle Bedingungen geprägt. Diese sollten auf potenzielle Implikationen für mögliche Aktivitäten hin gerastert werden. Rechtliche Vorgaben – etwa Hochschulgesetze oder das Kommunalrecht – sind zu beachten. So lässt sich Realisierbares vom Nichtmachbaren unterscheiden und lassen sich Potenziale und Grenzen ausloten.

Bestandsaufnahme durchführen: Jede Hochschule leistet bereits einschlägige Beiträge, und dies teilweise, ohne sich darüber wirklich bewusst zu sein. Eine Bestandsaufnahme dessen, was bereits geleistet wird, ist eine notwendige Voraussetzung zur Weiterentwicklung und etwaigen Ergänzung der Aktivitäten.

Dabei sollte reflektiert werden, welche konkreten Beiträge damit für die Stadt geleistet werden. Beispielsweise dockt ein Career Center an die Herausforderung Abwanderung an, da Vermittlungen von Absolventen an Beschäftiger der Region Klebeeffekte erzeugen können, die ein längerfristiges Halten von Fachkräften unterstützen. Oder Angebote wie Kindercampus oder Seniorenakademie fördern die soziale Stabilität, indem sie die Bildungsinfrastruktur der Region ergänzen.

Erfolge und Nichterfolge verstehen: Die Bestandsaufnahme kann zur kritischen Reflexion verhelfen. Dabei stellt sich die Frage, ob die bestehenden Aktivitäten erfolgreich sind. Als wichtigste Bewertungskriterien können (a) Nachfrage, (b) Zufriedenheit und (c) Tragfähigkeit herangezogen werden:

- Eine Maßnahme muss durch die Nutznießer/innen bzw. Kooperationspartner auch nachgefragt und genutzt werden, um Erfolg zu haben.
- Die Umsetzung sollte qualitativ hochwertig sein und damit hohe Zufriedenheit der Beteiligten erzeugen.
- Tragfähigkeit meint, dass die Maßnahme ausfinanziert sein sollte. Damit gelungene Modellprojekte nicht nach Auslaufen einmaliger Förderungen abrupt enden, müssen frühzeitig Anschlussfinanzierungen organisiert werden.

Unausgeschöpfte Potenziale ausmachen: Besteht ein Überblick darüber, was man tut, wo man besonders erfolgreich ist und wie gut die Aktivitäten in Entwicklungsstrategien integriert sind, so stellt sich die Frage, wo potenzielle Handlungsansätze noch nicht oder nicht in gewünschtem Ausmaß verfolgt werden. Hier sind die vorangegangenen Schritte eine hilfreiche Grundlage:

- Zunächst lässt sich prüfen, welche lokalen Herausforderungen noch nicht bearbeitet werden, obgleich es Potenziale dafür gibt. Ferner ist festzustel-

len, ob die profilbildenden Fächerschwerpunkte der Hochschule auch bei diesen Aktivitäten bereits als Aktivposten erkennbar sind.

- Dem schließt sich eine Diskussion darüber an, inwiefern weniger profilbildende Fächer Potenziale für hochschulische Beiträge aufweisen, die ihnen auch neue Entwicklungsperspektiven verschaffen könnten.
- Weitere Einschätzungen über unausgeschöpfte Potenziale der Hochschule verschafft der Blick über den Tellerrand. So kann geschaut werden, wo andere Hochschulen bereits neue Wege gegangen sind und erfolgreich agieren.
- Gesellschaftliche Trends wie die Orientierung auf erneuerbare Energien oder regionale Produkte stellen Potenziale gerade für herausgeforderte Städte und Regionen dar – und bieten zugleich zahlreiche Anknüpfungspunkte für aktive Mitgestaltung durch die Hochschulen.

Ressourcen identifizieren und einplanen: Ressourcen sind zur Umsetzung von Maßnahmen erforderlich und bestimmen, je nach Verfügbarkeit, deren Umsetzungsart, -umfang und -dauer. Ebenso können Ressourcenausstattungen auf Lücken in der Ressourcenverfügbarkeit hinweisen und damit Ausgangspunkt diesbezüglicher Problem- bzw. Zieldefinitionen während der Programmierungsphase sein:

- Eine zentrale Ressource besteht in den eigenen Stärken – auch weil deren Identifizierung die Grundlage dafür ist, weniger profilierte Bereiche, Herausforderungen und Bedarfslagen zu erkennen und das Engagement daran auszurichten. Stärken im Lehrbereich lassen sich dort finden, wo Studiengänge besonders stark nachgefragt sind und wo nachweislich gute Lehrleistungen erbracht werden. Im Bereich der Forschung lässt sich die Frage danach stellen, in welchen Bereichen besondere Forschungsleistungen für die Region erbracht werden.
- Zugleich sollte hochschulisches Engagement nicht nur auf die bereits vorhandenen Stärken setzen. Die stärkere Integration in die Bedarfslagen vor Ort eröffnet auch denjenigen Fachbereichen Chancen, die sich bisher bei den herkömmlichen Leistungsindikatoren nicht besonders profilieren konnten. Sofern sich die Angehörigen dieser Fachbereiche dafür motivieren lassen, können sie potenziell wichtige Leistungsträger der Third Mission einer Hochschule werden und so zur Stabilisierung der Hochschule selbst beitragen.
- Sollen Aktivitäten ergriffen werden, wird deren Umsetzung und Ausgestaltung zumeist von den mobilisierbaren Finanzen abhängen. Regionales Wirksamwerden hochschulischer Aktivitäten ist häufig darauf angewiesen, dass über die hochschulische Grundausstattung bzw. Haushaltsmittel hinausgehende Finanzierungsquellen erschlossen werden. Wo wirtschaftsstarke Großakteure fehlen, erfordern privatwirtschaftliche (Ko-)Finanzierungen vergleichsweise hohe Anbahnungskosten oder sind gar nicht möglich.
- Für eine sorgfältige Analyse der Förderoptionen sind einerseits zahlreiche fach- und themenbezogene Spezifika zu beachten, andererseits müssen stets vergleichbare Rechercheroutinen durchlaufen werden. Daher empfiehlt es sich, eine systematische Suche dadurch zu erleichtern, dass an den

Hochschulen Leitfäden oder Recherchetools angeboten werden. Diese können die einschlägigen Forschungstöpfe – sortiert nach Fächereignung und weiteren inhaltlichen und formalen Kriterien – derart aufbereiten, dass die Suchenden mit überschaubaren Ressourcenaufwand agieren können. Letzteres kann als Motivator wirken und so die Hemmschwelle der Wissenschaftler senken, für eigene Vorhaben (neue) Finanzierungsoptionen zu erschließen. Erhöhte Erfolgsaussichten und Motivation dürften die in Erstellung und Pflege der Leitfäden und Recherchetools investierten Ressourcen schnell refinanziert haben.

- Die Verfügbarkeit von Personal hängt bei lokal fokussierten Hochschulaktivitäten auch mit motivierenden Faktoren zusammen, da entsprechende Aktivitäten häufig über die klassischen (Pflicht-)Aufgaben in Forschung und Lehre hinausgehen. Hier sind drei wichtige Kriterien zu beachten: Transparenz, Mitsprache und Anerkennung. Zu ersterem zählt ein offener Kommunikationsstil, etwa in der Anbahnungsphase von Projekten oder bei der Gestaltung von Entwicklungsstrategien. Ein angemessenes Maß an Mitsprache und Mitgestaltungsmöglichkeiten ist für Aktivitäten, die über die Pflichtaufgaben hinausgehen, existenziell und erfolgsbestimmend. Top-down-Strategien wirken schon wegen der hohen Relevanz von persönlicher Motivation und Engagement aktivitätshemmend.
- Weiter ist zu prüfen, inwieweit die verfügbaren Ausstattungen – etwa in technischer oder räumlicher Hinsicht – die Realisierung angestrebter Maßnahmen erlauben. Ist dies nicht der Fall, ist über entsprechende Anpassungen bzw. darüber, ob die Planungen fortgesetzt werden, zu entscheiden.
- Schließlich müssen Organisationsstrukturen und -kulturen derart gestaltet sein, dass Aktivitäten in den fokussierten Handlungsfeldern grundsätzlich umsetzbar sind. Im Prinzip sollten Hochschulen die entsprechenden Voraussetzungen erfüllen. Besonders für Hochschule-Stadt-Kooperationen ist aber im Einzelfall zu prüfen, ob organisationale Inkompatibilitäten die Zusammenarbeit behindern können.

Programmierung: Problem- und Zieldefinitionen, Handlungsprogramm

In der Programmierungsphase wird an die spezifischen lokalen Herausforderungen, Handlungsfelder und Bedarfslagen angedockt, indem Probleme und Ziele definiert und Kooperationsmöglichkeiten identifiziert werden.

Problem- und Zieldefinitionen: Aufbauend auf den identifizierten Voraussetzungen und verfügbaren oder zu erschließenden Ressourcen sind konkrete, drängende und daher lösungsbedürftige Probleme auszumachen und mit Zielen bzw. Lösungsansätzen zu verbinden:

- Zu prüfen ist, in welchen gesellschaftlichen Bereichen hochschulische Unterstützungsleistungen besonders gefragt sind. Zur Sortierung lokaler Problemlagen können Handlungsfelder herangezogen und den Bedarfslagen zugeordnet werden (Übersicht 63). Ein konkretes Problem kann etwa darin bestehen, dass einem ansässigen FuE-Unternehmen geeignete Bewerber

für offene Stellen fehlen. Als Ziel wäre zu definieren, die vakanten Stellen mit bedarfsgerechtem Fachpersonal besetzen zu können.

- Da es sich bei solchen Problemen zumeist nicht um temporäre Ereignisse oder Einzelfälle handelt, sind mittel- bis langfristige Lösungswege gefragt. Um diese systematisch und zielgerichtet zu beschreiten, sollten Konzepte, Strategien oder Handlungsleitlinien in Kooperation mit lokalen Akteuren möglichst transparent ausgearbeitet, gestaltungsoffen diskutiert und verabschiedet werden.
- Um die Erfolgsaussichten zu erhöhen, sind die Risiken potenzieller Aktivitäten abzuschätzen und bei der Programmierung zu berücksichtigen. Viele Risiken entfalten sich durch Umsetzungshürden von Maßnahmen und können minimiert werden. Typische Risiken bestehen in mangelnder Kostendeckung, geringer Nachfrage bzw. Resonanz bei der Zielgruppe bzw. in der Stadt oder in einem unausgewogenen Kosten-Nutzen-Verhältnis.

Übersicht 63: Exemplarische Ableitung hochschulischer Aktivitäten aus lokalen Handlungserfordernissen

Lokale Entwicklung			**Hochschulbeiträge zur lokalen Entwicklung**	
Herausforderung	**Handlungsfeld**	**Bedarfslagen**	**Zieldefinition**	**Maßnahmen zur Zielerreichung**
1	2	3	4	5
Alterung der Bevölkerung	Lebensqualitätssteigerung für Senioren	Gestaltung von Übergängen aus dem Berufsleben in den Ruhestand	Erfahrungssicherung und generationenübergreifender Wissenstransfer	• entsprechende Ausrichtung des Praktikumsgeschehens • curriculare Angebote, die auf Betriebsnachfolge vorbereiten
		Generationendialog	Seniorenbildung	• Seniorenuniversität • Studienmöglichkeiten für Senioren im Rahmen des Normalangebots
		Absicherung des medizinischen/ pflegerischen Bedarfs	Gesundheit	• Supramaximalversorgung für multimorbide Patienten durch Universitätsklinika • Forschung und Beratung zu einschlägigen Themen

Handlungsprogramm formulieren: Zu berücksichtigen ist, dass auf Grund der gegebenen Ressourcenbegrenzungen grundsätzlich keine wie auch immer geartete Vollständigkeit der Problembearbeitung zu erreichen ist. Daher bedarf es einer Zielhierarchie, in der Prioritäten und Posterioritäten festgelegt werden. Diese lassen sich dann in einen Stufenplan überführen:

- Auf Stufe 1 sind die Prioritäten, d.h. die Unverzichtbarkeiten umzusetzen. Die Handlungsanweisung für die Definition dieser Prioritäten kann auch lauten: Zunächst sind die störendsten Hemmnisse zu identifizieren und ist ein Bearbeitungsmodus für diese zu bestimmen.
- Auf Stufe 2 werden solche Initiativen eingeleitet, die zwar nicht prioritär, aber dringend wünschenswert sind, über die Einvernehmlichkeit zwischen

den Partnern besteht und für die Problemlösungsressourcen vorhanden sind.

- Auf Stufe 3 lassen sich dann Maßnahmen umsetzen, die zunächst noch konfliktbehaftet waren, für die also erst ein Konsens unter den Beteiligten gefunden werden musste.

Derart kann eine systemische Integration erfolgen: Die Umsetzung von Handlungsansätzen hängt zum großen Teil vom Engagement der beteiligten Hochschulakteure ab. Das heißt jedoch nicht, dass dieses allein einzelnen Personen überlassen werden sollte. Die systemische Integration zielt darauf ab, das Engagement zum Teil einer kohärenten Entwicklungsstrategie zu machen. Dies ist deshalb wichtig, weil uneffektive Überlappungen von und Konkurrenzen zwischen Aktivitäten vermieden werden sollten. Stellt sich heraus, dass es weitere Einzelaktivitäten gibt, ist zu überlegen, wie sie in eine Entwicklungsstrategie eingebunden werden. Dadurch erhöht sich die Sichtbarkeit der Aktivitäten insgesamt.

Werden die Maßnahmen und Instrumente im Rahmen strategisch angelegter Stufenpläne systematisiert, so sind solche Pläne nicht als planwirtschaftliches Bewirtschaftungsinstrument misszuverstehen. Sie ermöglichen vielmehr, während der Implementationsphase festzustellen, wo man stehen wollte, wo man – in der Regel: im Unterschied dazu – steht und welche Umfeldbedingungen sich ggf. verändert haben:

- Planungen sind die Voraussetzung dafür, ungerichtetes oder allein intuitiv geleitetes Handeln vermeiden und statt dessen reflektiert handeln zu können.
- Strategiepläne sollen kein sklavisch bindendes Handlungskorsett sein, sondern sind vor allem dann sinnvoll, wenn sie es ermöglichen, von ihnen kontrolliert abweichen zu können – die Betonung liegt dabei auf *kontrolliert*. Hat eine Hochschule keinen Plan, fehlt selbst die Grundlage für die kontrollierte Abweichung.
- Gibt es hingegen einen Plan, von dem fallweise, z.B. zur Sicherung überwiegender Zustimmung, abgewichen wird, dann besteht die Chance, auch auf Umwegen zum Ziel zu gelangen, soweit das jeweilige Ziel über die Zeit hin seine Geltung festigen kann.
- Daneben stabilisieren Strategiepläne die zugrundeliegenden Problemwahrnehmungen. Ebenso fördern sie die institutionelle Außendarstellung, indem diese systematisiert werden kann und Anknüpfungspunkte für externe Akteure geschaffen werden.
- Zudem schaffen Planungen eine Rationalitätsfassade, die extern Legitimität generieren und intern insofern funktional sein kann, als sie die Akteure zum Handeln nötigt. Das Ergebnis inkrementeller Steuerung mag zwar von der ursprünglichen Planung abweichen, kann aber immer noch deren Grundsätze zur Geltung bringen.

Kooperationsmöglichkeiten ausloten: Kooperationen stellen eine zentrale Ressource für Hochschulaktivitäten zur Bearbeitung lokaler Herausforderungen dar. Hier ist zu prüfen, welche Akteure – Unternehmen, Forschungseinrichtun-

gen, Verbände, Vereine – für ein bestimmtes Anliegen in Frage kommen bzw. inwieweit bereits bestehende Kooperationen genutzt werden können. Welche Kooperationspartner die richtigen sind, ist danach zu bewerten, welche Problemlagen bearbeitet und welche Zielstellungen erreicht werden sollen, ferner danach, welche Ressourcen für Maßnahmen in entsprechenden Handlungsfeldern benötigt und beim Partner zur Verfügung stehen:

- Hierfür ist es notwendig, darüber im Bilde zu sein, welche Einrichtungen, Unternehmen, Verbände und Vereine der Zivilgesellschaft prägende Akteure in der Stadt sind. Dabei kann auf Basis der Analyse der eigenen Stärken und Schwächen bereits systematisch nach passenden potenziellen Partnern gesucht werden. Schließlich lässt sich die Suche nach Kooperationspartnern nach den Handlungsansätzen strukturieren, für die man Umsetzungsstrategien entwickeln möchte.
- Es sind zudem Formen zur Vernetzung der Akteure zu schaffen. Gremien, Kooperationsvereinbarungen und regelmäßige Treffen schaffen Gelegenheiten, Ideen weiterzuentwickeln, sich über die eigenen Ziele zu verständigen und Voraussetzungen für Win-Win-Situationen zu schaffen.

Implementation: strategisch handeln und mit Abweichungen rechnen

Hier ist nun das entwickelte Handlungsprogramm umzusetzen – und zugleich darf nicht erwartet werden, dass sich ihm die Realität widerstandslos ergibt. Interessendifferenzen werden wirksam und müssen verhandelt werden. Durch Veränderungen in benachbarten Handlungsfeldern können sich korrigierte Schwerpunktsetzungen ergeben. Zielkorrekturen und Programmrevisionen können nötig werden, wenn sich im Vollzug einzelne Aspekte als nicht umsetzbar erweisen oder sich die Präferenzen maßgeblicher Akteure verändern. Damit ist pragmatisch, aber mit im Grundsatz ununterbrochener Aufmerksamkeit umzugehen. Sich dabei das Set des verfügbaren Instrumentariums vor Augen zu halten und es fortwährend zu ergänzen, stärkt die eigene Handlungssouveränität (Übersicht 64).

Dokumentation: Für die spätere Auswertung, die Entwicklung von Routinen für vergleichbare künftige Aktivitäten und eine offensive Außenkommunikation ist es hilfreich, die Aktivitäten zu dokumentieren:

- Dies ist kaum allein von zentraler Stelle aus zu bewerkstelligen, was zum einen in der komplexen Hochschulorganisationsstruktur und zum anderen in der Menge hochschulischer Aktivitäten begründet ist. Entsprechende Dokumentationen auf Fachbereichs- oder Institutsebene umzusetzen, scheint daher realistischer. Von zentraler Stelle muss allerdings das Dokumentationsanliegen kommuniziert und motivationsfördernd begründet werden. Zudem empfiehlt es sich, einheitliche Dokumentationsvorlagen zur Verfügung zu stellen.
- Zweck der Dokumentation ist es, ein möglichst umfassendes Bild der an der Hochschule stattfindenden Aktivitäten zu erhalten, mit dem deren zentrale Stellen dann operieren können. Daher sind die auf Fakultäts- oder Institutsebene erstellten Dokumentationen an einer Stelle zusammenzuführen. Im

Ergebnis wird die Hochschule und ihre Leitung umfassend auskunftsfähig zu den stadtbezogenen Aktivitäten, und die Transferstelle z.B. kann auf die Informationen zurückgreifen.

Übersicht 64: Hochschulische lokale Aktivitäten: Ziele und Umsetzungsinstrumente

Ziele / Instrumente	Gewinnung von Studieninteressenten	Weiterbildung und lebenslanges Lernen	Studierenden-/ Absolventenvermittlung	Interdisziplinäre Zusammenarbeit	Wissenstransfer in die Wirtschaft	Gründungsförderung	Integration von Stadt, Wissenschaft und Wirtschaft	PUSH	kulturelle Belebung des Standortes	gemeinnütziges Engagement	Koop. zw. betriebl. Praxis/anwendungsorientierter Lehre	Einnahmesteigerung der HS
Kompetenz-/Transferzentren					✓	✓	✓					
Netzwerkarbeit	✓		✓	✓	✓						✓	
Beiräte				✓	✓						✓	
Onlineplattform			✓									
Informationen und Beratung	✓					✓						
Veranstaltungsmanagement	✓	✓						✓	✓			✓
kostenpflichtige Weiter-/ Bildungsangebote		✓			✓							✓
Vorträge/Vorlesungen	✓	✓						✓				
Workshops/Experimente	✓	✓						✓				
Forschungsmärkte/ Messen			✓		✓							
Service Learning									✓	✓		
Kulturangebote									✓	✓		
Events/Feste	✓							✓	✓			
Arbeitsplätze und Labore					✓	✓						
Wettbewerbe					✓							
Dienst- und Entwicklungsleistungen					✓	✓						✓

Ergebnisse – Effekte wahrnehmen und kommunizieren: Hochschulaktivitäten haben Effekte. Diese Feststellung scheint zunächst trivial, erlangt aber – sowohl für die hochschulische Innen- als auch Außenkommunikation – vor allem dann Bedeutung, wenn ein konkreter Maßnahmen-Wirkungs-Bezug ad hoc nicht hergestellt werden kann. Letzteres stellt in der Hochschulpraxis keine Seltenheit dar, da sich lokale Effekte von Hochschulaktivitäten häufig nicht als unmittelbarer Ursache-Wirkungs-Zusammenhang identifizieren lassen. Die Verbindung zwischen oder Zuschreibung von Aktivitäten zu Effekten unterliegt einer Viel-

zahl von Einflüssen, die sich unter differenzierten Rahmenbedingungen stadtspezifisch unterscheiden:

- Grundsätzlich erzeugen Hochschulen in ihren jeweiligen Sitzregionen Anwesenheitseffekte, zu denen etwa Nachfrageeffekte oder Einflüsse auf die Bevölkerungsstruktur zählen. Im hier vorgestellten Handlungskreismodell geht es explizit um Aktivitätseffekte. Um die Gesamtheit hochschulbezogener Wirkungen auf Städte abschätzen zu können, müssen die Anwesenheitseffekte jedoch mitgedacht werden.
- Die Unterscheidung zwischen mittelbaren und unmittelbaren Effekten macht deutlich, dass eine Wirkung nicht unmittelbar durch *eine bestimmte* Aktivität hervorgerufen sein muss. Mittelbare oder Umweg-Effekte sind vergleichsweise schwer empirisch zu belegen: hinsichtlich der zugrundeliegenden Wirkungszusammenhänge kann teils nur plausibilitätsgestützt argumentiert werden. Angesichts dieser Schwierigkeit fällt es – etwa gegenüber Dritten wie Politik oder Fördermittelgebern – häufig leichter, auf die unmittelbaren Effekte der Hochschultätigkeit zu verweisen und den weniger greifbaren, empirisch schwammigen Bereich der mittelbaren Effekte zu vernachlässigen.
- Allerdings bleibt so ein wesentlicher Teil hochschulischer Einflüsse auf die Sitzstadt unbeachtet. Daher ist das Artikulieren von empirisch bislang wenig belegbaren mittelbaren Zusammenhangsannahmen dem gänzlichen Weglassen vorzuziehen. Zu Verbindungen zwischen Aktivitäten und Effekten kann hier plausibilitätsgestützt und mit exemplarischen Belegen argumentiert werden. Mittelbare Effekte der Hochschultätigkeit bestehen etwa in der gesellschaftlichen Integration heterogener werdender Bevölkerungsstrukturen, indem Aktivitäten auf die Förderung von Weltoffenheit und Toleranz zielen.
- Die Identifizierung und Kommunikation von Erfolgen setzt ein Mindestmaß an maßnahmenspezifischem Monitoring bzw. Dokumentationsanstrengungen voraus, die gleichzeitig essenziell für die Auswertungsphase sind. Bewertungskriterien zur Erfolgsmessung stellen insbesondere Nachfrage, Zufriedenheit und Tragfähigkeit dar.

Auswertung: Neuprogrammierung vorbereiten

Die Auswertungsphase bildet die Basis künftiger Planungen. Hier ist vom konkreten Fall abstrahierendes Wissen festzuhalten und einer systematischen Verwertung zugänglich zu machen. Die während der Auswertungsphase dokumentierten Erkenntnisse dienen der Verbesserung von Voraussetzungen und Rahmenbedingungen, der (Re)Programmierung und Präzisierung zu implementierender Aktivitäten. Folgende Punkte helfen, die Auswertung zu strukturieren:

- *förderliche und hemmende Faktoren:* Hierzu zählen etwa (der Mangel an) Entscheidungshoheiten, (geringe) Offenheit gegenüber ethnischer und kultureller Heterogenität, strukturelle (In-)Kompatibilitäten und Bürokratie oder (mangelnde) Ressourcenausstattung.

- Im Laufe eines Problembearbeitungsprozesses treten plausibilitätsgestützte Annahmen oder empirische Belege für *Korrelationen bzw. Kausalitäten* zwischen Ursachen und Wirkungen zu Tage, die es für Reprogrammierungen und Präzisierungen auszuwerten gilt.
- *Kausalfiktionen und Mythen* speisen sich meist aus unzureichendem Wissen über Wirkungszusammenhänge oder angestrebte Wirkungen, die faktisch nicht eintreten bzw. eingetreten sind, unabhängig davon aber in der (Außen-)Kommunikation weiterhin angeführt werden. Ein Beispiel dafür stellt die Annahme dar, Transferstellen würden als „Übersetzer" und Kooperationsmotor zwischen kleinen und mittelständischen Unternehmen und Hochschulen agieren. Dies kann im Einzelfall gelingen, stellt im allgemeinen aber eine strukturelle Überforderungen der Einrichtungen dar.
- Viele Aktivitäten sind kopplungsfähig, d.h. sie produzieren nicht gleichsam automatisch *Zielkonflikte*. Einige Aktivitäten bzw. konkrete Maßnahmen lassen sich relativ reibungslos miteinander kombinieren und können sich gegenseitig stärken. Bei anderen wiederum können durch differente Interessenlagen Zielkonflikte entstehen. Diese speisen sich beispielsweise aus der Zugehörigkeit zu unterschiedlichen gesellschaftlichen Bereichen, die je eigenen Funktionslogiken unterliegen. Gegensätze bestehen etwa zwischen Konkurrenz und Kooperation. Sind potenzielle Zielkonflikte identifiziert, kann im Rahmen eines Konfliktmanagements nachjustiert werden.
- *Good-Practice-Beispiele* zielen in besonderem Maße darauf, den durchlaufenen Problembearbeitungsprozess so aufzuarbeiten und zu kommunizieren, dass er künftig bei vergleichbaren Prozessen als Blaupause genutzt werden kann. Allerdings sollte dieses Vorgehen nicht als Kopiervorgang verstanden werden. Vielmehr sind jeweilige Übertragbarkeiten unter veränderten Voraussetzungen und Rahmenbedingungen zu prüfen.
- Die Entscheidung für und die Umsetzung von bestimmten Maßnahmen ist jeweils mit *Vor- und Nachteilen* verbunden. Werden diese gegenübergestellt, gewichtet und bewertet, lässt sich herausfinden, ob die umgesetzte Handlungsoption, gemessen an den angestrebten Effekten, zielführend war oder Alternativen zu prüfen sind.
- *Unausgeschöpfte Potenziale* hinsichtlich nachgefragter bzw. leistbarer hochschulischer Beiträge zur Regionalentwicklung können die Basis neuer Programmierungen von Hochschulaktivitäten sein, die auf regionale Wirksamkeit zielen.

6.4.5. Kooperationsinstrumente

In der einschlägigen Forschung wurden sowohl Regional- als auch Hochschulentwicklung als besonders planungsresistente Handlungsfelder herausgearbeitet. Stadt- und Hochschulentwicklung zu synchronisieren, ist daher durchaus eine Herausforderung.

Als Alternative zur planungsgebundenen Intervention gilt das Konzept der Kontextsteuerung. Die Gestaltung günstiger Kontexte für die Hochschule-Stadt-Interaktion soll darauf zielen, Fühlungskontakte zu erleichtern. Damit werden Ge-

legenheitsstrukturen für potenziell produktive, wechselseitige Verstärkungen der Hochschul- und Stadtentwicklung geschaffen, also die entsprechenden Rahmenbedingungen verbessert. Innerhalb dieser haben potenzielle Partner zum einen die Chance, Interessenüberlappungen und -schnittstellen zu entdecken. Zum anderen sollten diese qua förderlicher Kontexte in erleichterter Weise in gemeinsames Handeln überführt werden können.

Netzwerke und Kooperationsplattformen

Punktuelle Aktivitäten können wertvoll sein und sind im Regelfall besser, als auf problembearbeitende Initiativen überhaupt zu verzichten. Sie haben allerdings auch einige strukturelle Nachteile. Insbesondere hängen punktuelle Aktivitäten typischerweise von konjunkturellen Problemwahrnehmungen, einigen wenigen Personen und deren wechselseitigem Vertrauen sowie häufig von befristeten Projektfinanzierungen ab. Eine andere Variante ist, die Initiativen innerhalb eines hierarchisch entworfenen und zentral gesteuerten Konzepts zu systematisieren und als Top-down-Programm umzusetzen. Dies wiederum geht häufig mit dem Nachteil einher, dass es als fremdbestimmt und aufgezwungen erlebt wird. Derart können intrinsische Motivationen erstickt werden.

Einen Ansatz, der sowohl allein punktuelle Aktivitäten als auch das systematisierte Top-down-Programm vermeidet, stellt die Bildung von Netzwerken dar. Vernetzung ist ein Koordinationsmechanismus, durch den Effizienz- und Kostenprobleme jenseits von Markt und Hierarchie gelöst werden sollen. Er lässt sich insoweit als eine Governanceform betrachten (vgl. Dahme 2000: 57).

Da Städte in Bezug auf die wissenschaftlichen Einrichtungen kaum über Steuerungsmechanismen verfügen, muss die Etablierung produktiver Kooperationsverhältnisse konsensual erfolgen. Auch hierfür erscheint – trotz aller auch kritischen Faktoren und Erfahrungen – die Bildung von Netzwerken als am ehesten erfolgversprechender Weg, Stabilität von Kooperationen zu erzeugen. Es steht nach Lage der Dinge kein vergleichbar leistungsfähiges Instrument zur Verfügung, um über punktuelle Aktivitäten hinaus zu kontinuierlichen und zielorientierten Kooperationen zu gelangen. Ebenso wird lokale (bzw. regionale) Netzwerkbildung häufig als Operationsmodus empfohlen, um konkurrierende Interessen zu marginalisieren und stattdessen vorhandene Interessenüberlappungen produktiv zu machen. Zugleich sind die praktischen Netzwerkerfahrungen durchaus widersprüchlich:

- Die Akteursnetzwerke müssen stabil und erreichbar sein. Das heißt, es bedarf einer Institutionalisierung. Ohne ein Netzwerkmanagement fehlen Verantwortlichkeiten und bleibt die Netzwerkstruktur häufig unklar. Zugleich kann Netzwerkbildung mit Hilfe eigens dazu eingerichteter Stellen oder Agenturen, wenn organisatorisch unzureichend durchdacht, in Kooperationsbürokratie ausarten. So kann der Aufbau von Kooperationsbeziehungen, insbesondere deren vertragliche/juristische Absicherung, und der erweiterte Abstimmungsbedarf zur Berücksichtigung und Ausbalancierung partikularer Interessen die Transaktionskosten in die Höhe treiben, zeitnahe Entscheidungen verhindern und Unsicherheit bei den verschiedenen Beteiligten produzieren.

- Der Diversifikationsgrad oder die Zahl der Kooperationsteilnehmer kann dysfunktional werden und das Koordinationspotenzial sprengen. Ebenso aber ist auch die Nichteinbindung einzelner relevanter Akteure potenziell problematisch. Die Aufrechterhaltung von Kooperationen bewirkt einen hohen Kommunikationsaufwand und geht mit permanenten Terminfindungsproblemen einher. Nötig, wenn auch selten vorhanden, sind klare Lösungsroutinen zum Management von Interessengegensätzen.
- Die Netzwerkhoffnungen sind meist größer als ihre Einlösung, aber das lässt sich auch positiv als Utopieüberschuss bewerten. Zentraler Erfolgsfaktor ist das Vorhandensein engagierter Netzwerkpromotoren (incl. der Folge des Zusammenbruchs von Netzwerken, wenn einzelne dieser Promotoren plötzlich nicht mehr zur Verfügung stehen). Das Netzwerkmanagement ist nur dann stark, wenn es die Anliegen des Netzwerks mit Geld als hilfreichem Gleitmittel jeder Kooperation untersetzen kann.

Übersicht 65: Zusammenspiel von Hochschulen und lokalen Partnern



Jenseits dieser Faktoren ist freilich immer wieder auch auf die konzeptionellen Ausgangspunkte von Wissensproduktion in Netzwerken hinzuweisen: Das Netzwerkkonzept ist zunächst und vor allem ein Gegenentwurf zum Top-Down-Steuerungskonzept. Letzteres sucht durch Anweisung oder Managementhandeln punktgenau zu intervenieren, um Veränderungen auszulösen und Effekte zu erzeugen. Netzwerke hingegen sind neben der Systematisierung von Kooperati-

onshandeln auch auf die Nutzung von Zufällen und Gelegenheitsfenstern angelegt.

Angesichts dieser Differenzen ist eine weithin übliche Praxis schon konzeptionell durchaus abwegig, nämlich Netzwerke vorrangig als Steuerungsinstrumente installieren zu wollen. Damit wird ein wesentlicher produktiver Aspekt von Netzwerkbildung ignoriert: die Erhöhung der Wahrscheinlichkeit, dass sich im Zusammenspiel von sozialen Kontakten und Umweltkonstellationen innovative Zufälle ereignen. Diese Momente des glücklichen Zusammentreffens lassen sich nicht kopieren. Man kann allenfalls Kontexte beseitigen, die hinderlich dafür sind, innovierenden Zufällen den Raum zu geben, sich zu ereignen.

Hier können Kooperationsplattformen (KPF) den geeigneten Rahmen bilden:

- Diese bestehen aus Wissenschaftseinrichtungen – Universitäten, Fachhochschulen sowie außeruniversitäre Forschungseinrichtungen – und je nach Anliegen Wirtschaftsakteuren, öffentlichen Stellen (also z.B. Stadtverwaltungen) oder gemeinnützigen Akteuren.
- Übergeordnete Ziele einer KPF sind die dauerhafte Bündelung komplementärer Funktionen in der Hochschul- und Forschungslandschaft, die Herstellung kritischer Massen und Qualitäten im Wissenschaftssystem sowie deren strukturelle Zusammenführung mit außerakademischen Partnern.
- Die im Hinblick auf diese Ziele unterhaltenden Aktivitäten variieren, umfassen im wesentlichen aber Forschungsarbeiten, Studien- und Weiterbildungsangebote (dual und berufsbegleitend), Beratungs- und Entwicklungsmaßnahmen sowie die Kooperation mit Dritten.
- Die Kooperationen innerhalb der Plattformen sind verbindlich und rechtlich abgesichert geregelt; die Mitglieder der Plattformen agieren grundsätzlich gleichberechtigt.
- KPF integrieren vornehmlich lokale und regionale Potenziale, können aber mit Blick auf überregionale Einbindungen und Internationalisierung auch darüber hinausgehen.[372]

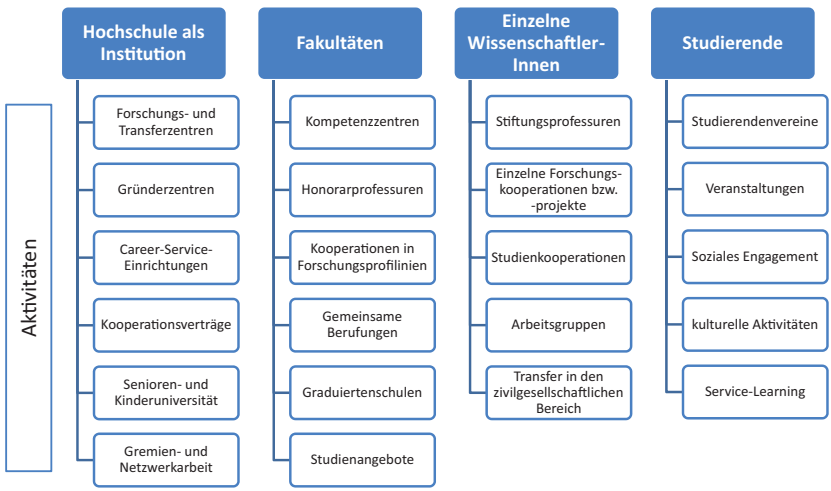
Wo solche Plattformen (unter welchem Namen auch immer) entstehen, geschieht das typischerweise aufgrund zusätzlicher Finanzierung, welche die Transaktionskosten der Kooperation abdeckt. Wo diese zusätzliche Finanzierung fehlt, bleiben die KPF-Aktivitäten entweder auf Sparflamme oder die KPF schläft wieder ein. Hier muss man sich vergegenwärtigen, dass KPF nicht dadurch entstehen und stabilisiert werden, dass ihre Errichtung z.B. in Zielvereinbarungen geschrieben wird, sondern weil es (a) ein fachliches Interesse bei kooperationswilligen Partnern gibt und (b) dieses Interesse durch die Finanzierung der kooperationsbedingten Mehrkosten stabilisiert wird.

Die Hochschulen unserer Fallstädte erweisen sich in solchen Kooperationsrahmungen z.T. als zentrale Schaltknoten, z.T. als mitwirkende Akteure. Sie sind es, die in demografisch herausgeforderten und wirtschaftlich leistungsgedämpften Städten als wissenschaftliche Problembearbeiter auftreten können und dieses

[372] Basis dieser Aufzählung ist eine zusammenschaltende Auswertung von Wissenschaftsrat (2010 und 2013).

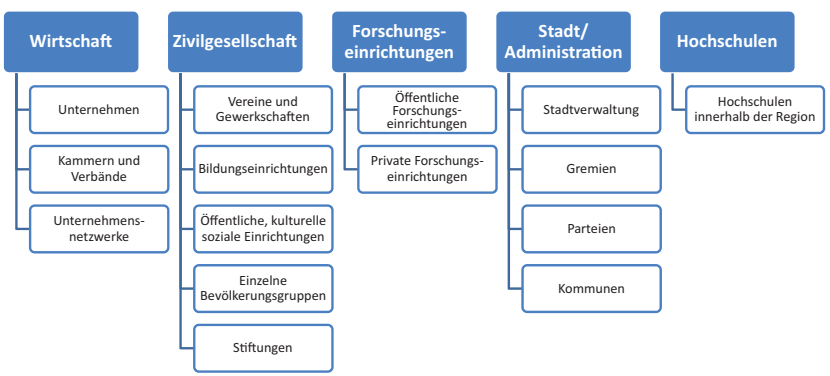
Potenzial auch in zunehmenden Maße erkennen und erschließen. Durch die Integration in lokale Entscheidungsstrukturen, sei es in institutionalisierter oder projektbezogener Zusammenarbeit mit Stadtverwaltungen, Unternehmen oder Vereinen, nehmen sie aktiv Einfluss auf die lokale Entwicklung. Übersicht 66 zeigt die unterschiedlichen Hochschulakteure und ordnet ihnen jeweils illustrierend typische Aktivitätsformen zu.

Übersicht 66: Akteurskreise der Hochschulen und exemplarische Aktivitäten



Übersicht 67 gruppiert die lokalen und regionalen Interaktionspartner der Hochschulen.

Übersicht 67: Interaktionspartner der Hochschulen



Lokales Wissensmanagement

Wenn die Hochshculen zu Schaltstellen für die Freisetzung lokaler Entwicklungsdynamiken werden sollen, dann stellt sich die Frage: Wo ist der Schalter, dessen Bedienung der spezifischen Leistungsfähigkeit von Hochschulen am ehesten entspräche?

Hochschulen haben ihre Kernkompetenzen in der Aufbereitung, Erzeugung, Verwaltung und Vermittlung von Wissen. Insofern liegt hier eines nahe: Das Instrument, mit dem sie ihre lokalen Kontexte durch Nutzung eigener Kompetenzen gestalten können, ist der Aufbau und die Unterhaltung eines lokal bzw. regional vernetzten Wissensmanagements. Eine offensive Selbsteinordnung in lokale (bzw. regionale) Wissensinfrastrukturen entspricht dem Selbstverständnis von Hochschulen als Wissensproduzenten und -distributoren am ehesten. Andersherum: Wenn zur Bearbeitung lokaler Problemlagen gescheite Einordnungen zunächst unsortierter Informationen benötigt werden, sollte es die Wissenschaft beunruhigen, wenn nicht sie es ist, die um diese Einordnungen gebeten wird.

An den Hochschulen oder der Hochschule einer Stadt sind immer mehrere Fächergruppen vertreten. Wesentlich dadurch verfügen sie als alleiniger lokaler Akteur über die intellektuellen Ressourcen und überregionalen Vernetzungen, um sowohl einen Teil identifizierter Wissensprobleme im eigenen Hause zu lösen als auch für den anderen Teil die Lösung unter Einbeziehung überlokaler Partner organisieren zu können.

Die Wissensform, die durch die jeweils höchsten Grade an empirischer und theoretischer Fundierung gekennzeichnet ist, ist das wissenschaftliche Wissen. Dieses wiederum wird wesentlich durch die Hochschulen ‚verwaltet' und gespeichert. Zugleich sind wissenschaftliche Wissensbestände für lokale Akteure nutzlos, wenn sie nicht von ansprechbaren Experten gewusst und mit Blick auf die Situation vor Ort durchsucht, geordnet, aufbereitet und kommuniziert werden.

Wenn sich aber die Hochschulen dadurch, dass sie ein lokales Wissensmanagement aufbauen und unterhalten, zu Knotenpunkten der lokalen Wissensinfrastruktur entwickeln, wird es ihnen leichter fallen, ihre Unentbehrlichkeit nicht nur zu behaupten, sondern auch zu plausibilisieren. Gerade in einer wissensgesellschaftlichen Perspektive hat dies eine unmittelbare Plausibilität, und sie formuliert auch implizit die Verantwortung der öffentlichen Hand für Aufrechterhaltung und Förderung dieser Strukturen.

Ein lokal vernetztes Wissensmanagement müsste dreierlei sicherstellen:

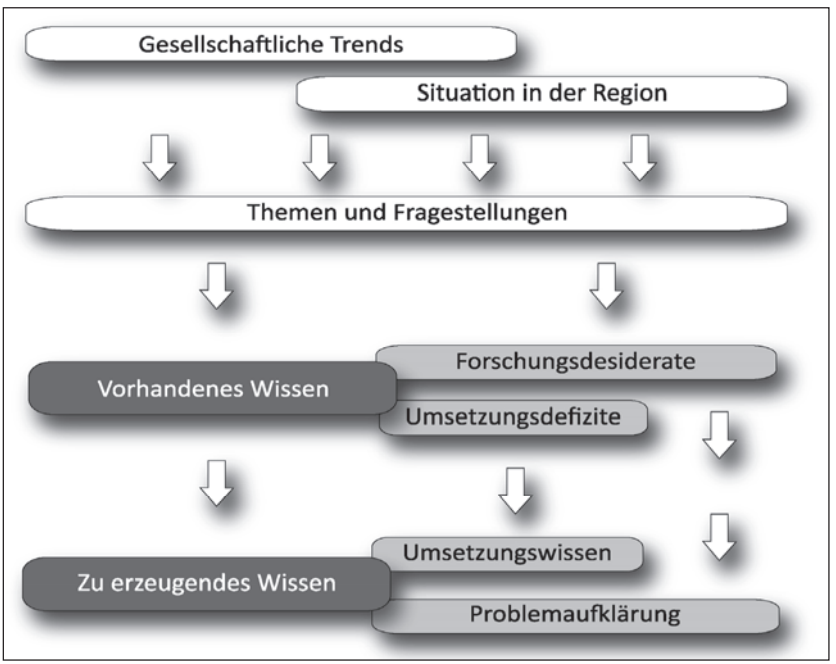
- Erstens ist der Zugang zu dem in Stadt und Region – an verteilten Orten, in differenzierten Formaten und unterschiedlichem Besitz – vorhandenen Wissen niedrigschwellig zu ermöglichen, und zwar entweder unmittelbar oder durch entsprechende Navigation.
- Derart soll zweitens eine solche Zugänglichkeit und Verfügbarkeit von Wissen erreicht werden, die potenziell jeden Problemlösungsbedarf mit den lokal/regional vorhandenen problemlösungsbezogen Wissensressourcen verbindet.

- Drittens müssen Wissensbedarfe, die lokal nicht zu befriedigen sind, überregional weitervermittelt werden.

Operativ hätte das lokale Wissensmanagement drei Aufgaben zu erledigen:

- ungenutztes Wissen aktivieren,
- die Erzeugung noch nicht vorhandenen, aber benötigten Wissens anregen und
- Problemstellungen mit vorhandenem Problemlösungswissen zusammenführen. (Übersicht 68)

Übersicht 68: Lokales Wissensmanagement: inhaltsbezogenes Arbeitsmodell



Es ist leicht erkennbar, dass ein derartiges Wissensmanagement mehr umfasst als die Einrichtung von Technologietransferstellen und Forschungsdatenbanken. Ein lokal vernetztes Wissensmanagement muss Wissensbedarfe etwa bei der ortsansässigen Wirtschaft, öffentlichen und zivilgesellschaftlichen Einrichtungen *aktiv* identifizieren, statt allein passive Informationsangebote zu unterhalten:

- Insbesondere dann, wenn innovationsferne Branchen und Bereiche in Innovationsprozesse einbezogen werden sollen, ist ein solches Aktivwerden zwingende Voraussetzung.
- Zu berücksichtigen sind auch die Größenordnungen in der jeweiligen Wirtschaftsstruktur. Wo diese gekennzeichnet ist durch kleinteilige KMU-Strukturen mit geringer Kapitalausstattung, dort erfolgt die Nachfrage nach Wis-

sens- und Technologietransfers oder Qualifizierung und Weiterbildung seltener aus eigener Initiative.

Für öffentlich finanzierte Wissensangebote sind intuitive Nutzerführung und Niedrigschwelligkeit der Zugänge basale Anforderungen – aber bisher kein Standard. Benötigt werden dafür datenbankbasierte Wissenssysteme wie Transferatlanten, Experten-Pools oder Verfügbarkeitskataloge zu Spezialgeräten und Laboren, die an Wissenschaftseinrichtungen existieren und auch von Partnern genutzt werden können, etwa für Rapid Prototyping. Im weiteren lässt sich denken an:

- *Transferportale*, welche die regional relevanten Wissenschaftsaktivitäten an einem Ort zusammengeführt zeigen – wie es manche hochschulischen Transferstellen bereits begrenzt tun. Diese müssen die individuelle Navigation quer durch zahlreiche Angebote überflüssig machen, indem sie zu diesen über eine optimierte Struktur hinführen, so dass die Suchenden sich nicht in der Angebotsvielfalt verlieren.

- *Online-Wissensatlanten zu einzelnen Themenfeldern*: Diese sind nicht instituts-, fach- oder ortsbezogen aufzubauen (da dies von außen in der Regel nicht als relevant nachvollziehbar wird), sondern vorzugsweise fragestellungs- bzw. problembezogen zu organisieren: mit niedrigschwelligen Präsentationsformen, aufbereiteten Good-practice-Beispielen, Ansprechpartnern, Hinweisen auch zu externen Wissensressourcen usw.

- Jährliche *Third-Mission-Bilanzen* der Hochschulen, die sich in deren ohnehin stattfindenden Jahresberichterstattungen integrieren ließen. Solche Bilanzen stellen sämtliche Aktivitäten dar, die unmittelbar gesellschaftsbezogen sind und die herkömmlichen Aufgaben in Forschung und Lehre erweitern, mithin: Wissenstransfer, Kooperationen mit öffentlichen Aufgabenträgern, Partizipation am politischen Geschehen, Teilhabe am sozialen Geschehen vor Ort und Mitwirkung an *public understanding of science*-Aktivitäten.

- In einem fortgeschrittenen Stadium können *Wissensplattformen* entstehen, die auf der Basis der genannten Instrumente nicht nur bereits Vorhandenes präsentieren, sondern auch aktiv Wissensbedarfe identifizieren und Wissensproduktion anregen.

- Ebenso könnte das *Wissensbilanzmodell* auf Stadt und Region angewandt werden, um einerseits Potenziale zu identifizieren, andererseits Entwicklungen im Zeitverlauf transparent zu machen: Anhand eines Prozessmodells wird die Zunahme – ggf. auch der Schwund – des Wissens als Kreislauf innerhalb der Stadt oder Region darstellt, und zwar durch die regelmäßige, z.B. jährliche Vorlage auch auf der Zeitschiene. Dabei wird das Wissen, da in den Kreislauf eingebunden, ebenso als Input wie als Output verstanden und in drei Formen aufgefasst und abgebildet: als Human-, Struktur- und Beziehungskapital. Diese drei Kapitalien werden in ihren Wirkungen durch Kommunikation und Transfer dar-

gestellt. Vereinfacht gesagt: Eine regionale Wissensbilanz bildet ab, wie das Management von Wissen in der Stadt oder Region funktioniert.[373]

Gleichfalls geht es um die aktive Verknüpfung der hochschulischen Lehrangebote mit regionalen Wissensbedarfen:

- Weiterbildungsangebote zur innovationsorientierten Personalentwicklung in Unternehmen und öffentlichem Dienst, z.B. zur Stärkung der betriebswirtschaftlichen Kompetenz in technologieorientierten KMUs;
- Berücksichtigung der Bedürfnisse von KMUs bei der Studienreform – d.h. konkret vorrangig die Ausbildung von Generalisten statt (Nur-)Spezialisten, da kleine und mittlere Unternehmen auf Grund ihrer vergleichsweise kleinen Belegschaften besonders auf flexibel einsetzbares Personal angewiesen sind;
- duale Studiengänge oder
- Kooperation bei Praktika und Studienabschlussarbeiten.

Die Navigation durch die öffentlich finanzierten Wissensangebote sollte nicht den unter Wettbewerbsdruck stehenden privaten Unternehmen oder den personell angespannt arbeitenden Verwaltungen überantwortet werden, die sämtlich unter Zeitknappheit agieren. Erfolgversprechender und ebenso zupackend wie gut kommunizierbar dürfte es sein, eine *One-Stop-Agency* als definierte Ansprechstelle einzurichten bzw. bestehende Transferstellen entsprechend zu transformieren. Solche zentralen Ansprechpartner innerhalb der Hochschulstrukturen können als Gatekeeper in der hochschulischen Außenkommunikation fungieren und zugleich die hochschulinterne Informationsweitergabe vereinfachen. Überdies können Hochschulen damit auch Klagen über mangelnde Transparenz den Boden entziehen:

- In der One-Stop-Agency wird ein Wissensproblem bzw. -bedarf aufgenommen und ggf. gemeinsam eine Präzisierung des Anliegens vorgenommen.
- Sodann wird von dort aus dieses Problem aufbereitet. Dabei bleiben für den jeweils Anfragenden im Hintergrund bestehende interne und externe Hochschul- oder sonstige Institutionengrenzen weitestgehend unsichtbar, müssen ihn also nicht beschäftigen und seine Aufmerksamkeit nicht unnötig binden.
- Am Ende wird für das je konkrete Wissensproblem ein Lösungspaket präsentiert, das, soweit im konkreten Falle sachlich geboten, sämtliche Instrumentarien mobilisiert, die zur Verfügung stehen: Informationsrecherche, Erschließung bereits analysierter vergleichbarer Fälle, ggf. empirische Untersuchung, neu auszulösende FuE-Aktivitäten, Lehrforschungsprojekt, studentische Abschlussarbeit, Zugang zu technischem Equipment, Weiterbildung von Mitarbeitern, Vermittlung von AbsolventInnen usw.

[373] Was es bereits zahlreich gibt, sind Berichte über Wissenschaftsregionen bzw. -städte, doch sind diese entweder als Werbemittel gestaltet oder/und als prospektive Handlungskonzepte.

Am ehesten in diesem Sinne arbeitet in den untersuchten Fallstädten die Univations GmbH in Halle, ein Institut für Wissens- und Technologietransfer, das aus der Martin-Luther-Universität ausgegründet worden war.[374]

Ein in dem hier dargestellten Sinne komplexes Wissensmanagement lässt sich nur mit Beteiligung der lokal vorhandenen Hochschulen umsetzen. Zu leisten ist ein doppelter Transfer: einerseits aus der Wissenschaft in Anwendungskontexte, andererseits aus der überregional verfügbaren Wissensbasis in lokale Kontexte.

[374] http://www.univations.de/

7. Fazit: Selbstbeschreibungsbilder und Interaktionstypen[375]

Anhand der untersuchten Städte ließ sich zum einen herausarbeiten, dass es durchaus Unterschiede gibt, die sich auf die Stadtgrößendifferenzen zurückführen lassen, dass aber zum anderen die jeweilige Stadtgröße nicht alles erklärt. Weitere Bestimmungsfaktoren für die wissensgesellschaftliche Platzierung der Städte sind

- historischer Art: insbesondere gewachsene wirtschaftliche Branchenstrukturen und traditionelle Ausstattung mit öffentlichen und Kultureinrichtungen;
- geografisch bedingt: Lagegunst und Verkehrsanbindung;
- administrativer Art: Mittel- oder Oberzentrum;
- demografisch induziert: schrumpfende, nichtschrumpfende oder expandierende Stadt bzw. schrumpfendes oder nichtschrumpfendes regionales Umfeld;
- aktuelle wirtschaftliche Entwicklungen: dynamisch, stabil oder zurückgehend;
- politischer Art: Landesentwicklungsplanung, Förderprogrammschwerpunkte und das Maß ihrer Nutzung sowie
- die wissenschaftliche Ausstattung: keine, eine oder mehrere Hochschulen, Vorhandensein von Forschungsinstituten und Profile der Einrichtungen.

Insbesondere im Blick auf die wissensökonomischen Situationen liegen in der Literatur bereits Typologien vor, mit denen durch kriteriengeleitete Gruppierung verschiedene Muster generiert wurden. So hat Hans Joachim Kujath eine Unterscheidung mehrerer Regionstypen, die an dominanten Wissensbasen ansetzt, vorgenommen (in Kujath/Radinger-Peer/Pasternack 2018). Demnach lassen sich sechs Regionstypen voneinander absetzen:

- *Industriedistrikte mit starker synthetischer Wissensbasis:* organisatorisch und institutionell dichte und hochspezialisierte Regionen, oft im ländlichen Raum, mit einer starken, aber oft einseitigen industriellen Basis;
- *Wissenschaftsregionen mit einer analytisch-technischen Wissensbasis:* organisatorisch und institutionell hochspezialisiert, sind Regionen dieses Typs geprägt durch eine führende Rolle der Hochschulen und Forschungseinrichtungen, die analytisches Basiswissen über die verschiedensten Transferkanäle bereitstellen;
- *Regionen mit einer symbolischen Wissensbasis in der Kultur- und Kreativwirtschaft:* räumlich hoch konzentriert in urbanen Zentren, wo sie räumlich begrenzte Milieus herausbilden;
- *regionale Wissensdiversität in global aufgestellten Dienstleistungszentren:* Mix aus unterschiedlichen Wissensbasen, ihnen zugeordneten Branchen, institutionellen Kontexten und organisationalen Feldern; herausragende Be-

[375] Mitautoren: **Justus Henke** und **Steffen Zierold**

deutung haben hier wissensintensive Dienstleister (Knowledge intensive business services, KIBS);

- *altindustrialisierte Regionen mit erodierender synthetischer Wissensbasis:* in der Regel hochspezialisiert, d.h. von einem sektoralen wirtschaftlichen Schwerpunkt dominiert; eine kumulative Pfadentwicklung durch eng gekoppelte regionale Verbundsysteme war lange Zeit das Erfolgsrezept, doch die starke Spezialisierung, das relativ festgefügte, hierarchisch strukturierte organisationale Feld sowie die entsprechenden institutionellen Regeln können nun zur Verkrustung führen;
- *ländliche Regionen mit schwach entwickelter synthetischer Wissensbasis:* wirtschaftliche Basis in der Agrarwirtschaft und in Low- und Medium-Tech-Betrieben des verarbeitenden Gewerbes; dominierend sind Klein- und Mittelbetriebe mit einer synthetischen Wissensbasis sowie größere, von außerhalb der Region gesteuerte Firmen; insgesamt fehlt es an einer kritischen Masse innovativer Akteure.

Solche Typologien beziehen sich, gemäß ihrer Herkunft aus der Regionalforschung, auf Regionen. Sie können gleichwohl auch für die (Selbst-)Einordnung von Städten informativ sein. Uns interessiert hier nun, wie die Interaktionen zwischen Wissenschaft und Stadt nicht nur aktuell wirksam werden, sondern auch Potenziale der Aktivierung enthalten, was dies für Zukunftschancen von mittelgroßen Städten bedeutet bzw. bedeuten kann und welche Schlussfolgerungen sich daraus für die Governance ziehen lassen.

Fasst man zunächst die möglichen Anschlüsse von Stadt und Hochschule zusammen, die auch in Mittelstädten und Kleineren Großstädten wirksam werden (können), so lässt sich folgende Liste von Optionen generieren:

- Stadt als Milieu und Lebensraum der Hochschule (z.B. Göttingen);
- Stadt als Arbeits-, aber nicht als Lebensraum für Wissenschaftler/innen (z.B. Wittenberg);
- Stadt als abgegrenztes Außen der Hochschule: abgeschlossene Campus-Hochschule ohne unmittelbar-räumlichen Stadtkontakt (bspw. Merseburg);
- Stadt als Lebens- und Arbeitsort für Wissenschaftler/innen (etwa Leipzig);
- Stadt als primär Lebens- und nur sekundär wissenschaftlicher Arbeits- oder Studienort: die subjektive Stadtbewertung erblickt die Attraktionsfaktoren vornehmlich jenseits der wissenschaftlichen Einrichtungen, die dadurch in den Bewertungen tendenziell irrelevant werden (z.B. Berlin);
- Stadt mit nichtintendierten Anschlüssen an die Hochschule, also Nebeneffekten durch die Hochschule, da anderes, etwa Tourismus, bedeutsamer ist (bspw. Wernigerode).

Werden die Befunde zu unseren Hochschulstädten hinsichtlich ihrer Potenziale und Potenzialentfaltungen, ihrer Defizite und Defizitbearbeitungen im Blick auf die Erzeugung wissensgesellschaftlicher Resonanzbedingungen zusammengeschaltet, so lässt sich eine Heuristik für eine Wissenschaft-Stadt-interaktionsorientierte Typenbildung mittelgroßer Städte gewinnen. Diese verfolgt nicht das Ziel, die von uns untersuchten Städte zu gruppieren, sondern nimmt die ermittelten Informationen zur Grundlage, um sinnvolle Unterscheidungen zu

generieren. Mit dieser Systematik lassen sich dann beliebige Städte typologisch einordnen, indem fallweise die nötigen quantitativen Daten und qualitativen Informationen aufgefüllt werden. Dazu sollen hier abschließend zwei Typologien entwickelt werden:

- zum einen Selbstbeschreibungsbilder, mit denen mittelgroße Städte und ihre Hochschulen indikatorengestützt eine wissensgesellschaftliche Selbstverortung vornehmen können;
- zum anderen Interaktionstypen, mit denen sich der Status quo des Verhältnisses beider fixieren lässt.

Beide Typologien dienen dazu, dass die Hochschulen und Städte realistische Selbstwahrnehmungen gewinnen und daraus Handlungsoptionen entwickeln können.

7.1. Relevante Faktoren zur Selbstbeschreibung der Städte

Die Bestimmung der Beziehungstypen zwischen Städten und ihren Hochschulen kann entlang der Ausprägung und dem Zusammenspiel verschiedener Faktoren erfolgen. Als wesentliche Faktoren erweisen sich (a) drei auf die örtlichen Rahmenbedingungen bezogene: die Infrastruktur, die sozioökonomische Situation, die örtliche Demografie und Einwohnerschaft, (b) die soziale und räumliche Präsenz der Hochschul- und Wissenschaftseinrichtungen sowie (c) zwei Faktoren, die Handlungsroutinen und -dynamiken einfangen: die Aktivitätscharakteristik der lokalen Akteure und das Interaktionsprofil der Wissenschaftsakteure:

- Die drei Rahmenbedingungsfaktoren sind wesentlich, weil sie objektiv gegebene Grenzen oder Potenziale der städtischen Resonanzfähigkeit für wissenschaftsinduzierte Impulse abbilden. Diese können prinzipiell offen-innovationsorientiert, konservativ oder regressiv sein.
- Die Präsenz wissenschaftlicher Einrichtungen ist deshalb ein wesentlicher Faktor, weil sie Entfernungswiderstände gegen die Kontaktaufnahme mit Wissenschaft und akademischer Bildung entscheidend reduziert. Das betrifft sowohl die schlichte lokale Anwesenheit von Hochschulen (und Forschungsinstituten) als auch ihre stadtmorphologische Platzierung, also inner- oder randstädtische Verortung, kompakt verdichtet oder diffus im Stadtkörper verteilt, verkehrlicher Erschließungsgrad und räumliche Erweiterungsmöglichkeiten.
- Die Handlungsroutinen und -dynamiken einfangenden Faktoren sind wesentlich, weil sie subjektive Grenzen oder Potenziale der städtischen Resonanzfähigkeit für wissenschaftsinduzierte Impulse indizieren.

Die sechs Faktoren müssen durch Indikatoren, d.h. die Verknüpfung von Kennzahlen, Deutungsmustern und Kategorien, charakterisiert werden (Übersicht 69):

- Als Indikatoren der *Infrastruktur* können der Stadttyp, die administrative Einordnung, der Wohnungsmarkt, die Distanz zur nächsten Großstadt, die Verkehrsanbindung und die Betreuungsangebote für Kinder dienen.

- Die *sozioökonomische Situation* kann charakterisiert werden durch Indikatoren wie die zentralen regionalen ökonomischen Säulen – d.h. dominierende Unternehmen und Branchenvielfalt –, das örtliche Bruttoinlandsprodukt, die Kaufkraft, die Erwerbs- und Arbeitslosenquote, das dominierende Beschäftigungsmilieu, den Anteil der Beschäftigten in Zukunftsbranchen, die Gründungsintensität und den Anteil des FuE-Personals an allen Beschäftigten.
- Die Zusammensetzung der *Einwohnerschaft* und ihre demografische Entwicklung lassen sich durch die Kennziffern Stadtgröße, Bevölkerungsentwicklung, Fertilitäts-Mortalitäts-Saldo, Altersstruktur und Wanderungsbilanz abbilden. Neben diesen demografischen Daten lassen sich stadtkulturelle Aspekte durch das Qualifikations- bzw. Bildungsniveau und die Toleranz der Einwohnerschaft indizieren.
- Zur Bestimmung der *sozialen und räumlichen Präsenz* der Hochschul- und Wissenschaftseinrichtungen vor Ort lassen sich Anzahl und Art der Einrichtungen, ihre stadtinterne Platzierung und die personale Präsenz ihrer Angehörigen als Indikatoren heranziehen. Als qualitativer Indikator kann die Frage nach Identität und Identifizierung, etwa von Studierenden mit der Stadt oder der Einwohner mit den wissenschaftsbezogenen Einrichtungen, dienen.
- Um die *Aktivitätscharakteristik der lokalen Akteure* zu bestimmen, kann deren kommunale Verknüpfung und das allgemeine bürgerschaftliche Engagement herangezogen werden.
- Für das *Interaktionsprofil der Wissenschaftsakteure* lässt sich auf folgende Indikatoren zurückgreifen: die regionenbezogenen Aktivitäten der Hochschulen, die Ausrichtung ihrer Zielstellungen an lokalen Herausforderungen, den Institutionalisierungsgrad der Interaktionen sowie die Passung der Profile von Hochschulen und lokalen Bedarfen.

Indem eine Stadt für sich nach diesem Muster die entsprechenden Informationen zusammenträgt, gelangt sie zu einer realistischen Selbstbeschreibung und kann damit mögliche Potenziale hinsichtlich der lokalen Wissenschaft-Stadt-Kooperation identifizieren.

Übersicht 69: Katalog städtischer Merkmale zur Selbstcharakterisierung

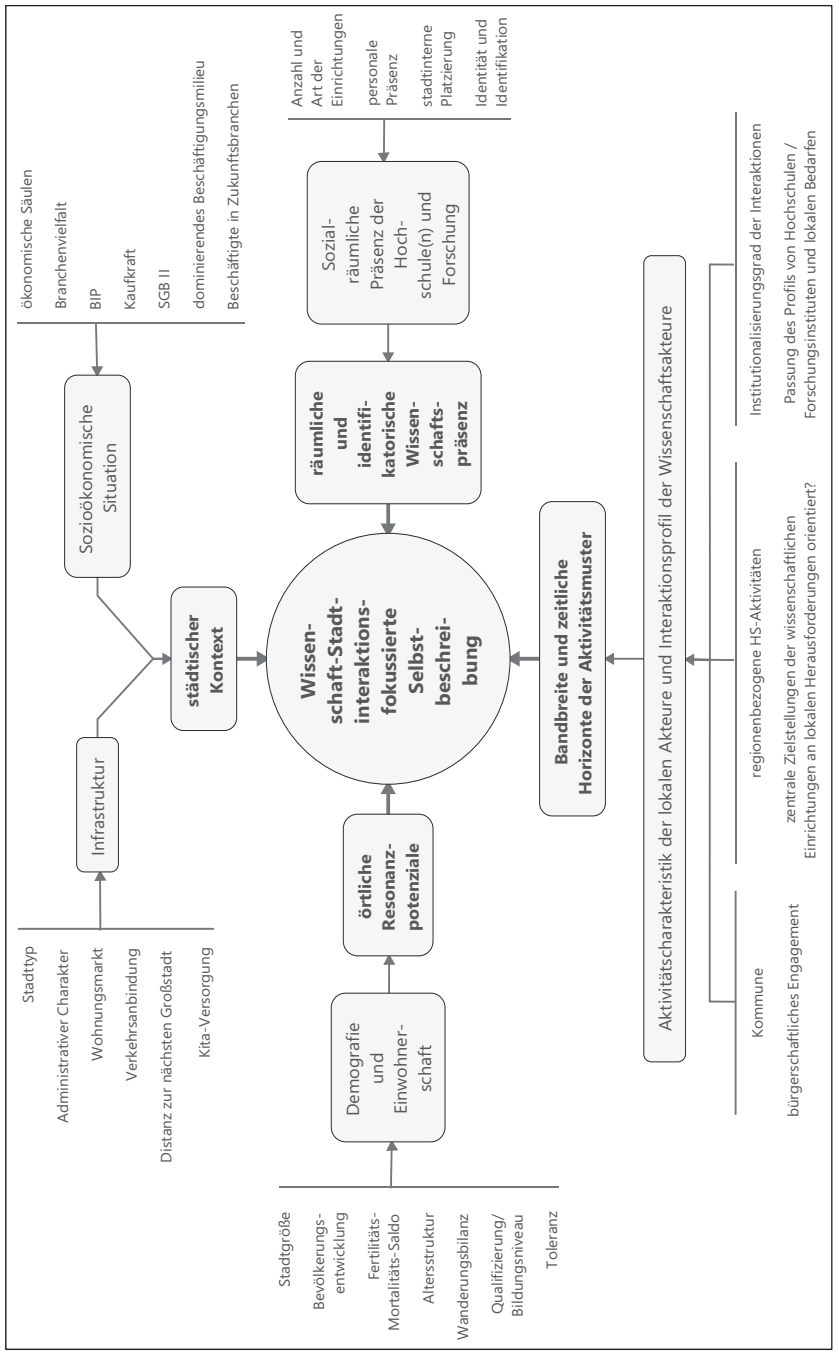
Indikator	**Kennzahl / Einordnungskategorie**		
Infrastruktur			
Stadttyp	Kleinstadt	Mittelstadt	Großstadt
Administrativer Charakter	Oberzentrum	Mittelzentrum	Unterzentrum
Wohnungsmarkt	Leerstandsquote		Wohnungsmangel
Distanz zur nächsten Großstadt	km		
Verkehrsanbindung	Autobahn	ICE/IC-Halt	Regionalbahn
Kita-Versorgung	Anzahl Plätze je 1.000 Einwohner		

Indikator	Kennzahl / Einordnungskategorie				
Sozioökonomische Situation					
ökonomische Säulen	Anzahl Unternehmen mit >500 Beschäftigten			Tourismus: Anzahl Übernachtungen	
Branchenvielfalt	hoch		mittel		niedrig
BIP	in Euro/Beschäftigter				
Kaufkraft	in Euro/Einwohner				
SGB II	Quote				
dominierendes Beschäftigungsmilieu	Agrar	Industrie	Dienstleistungen incl. Tourismus		Wissens-ökonomie
Beschäftigte in Zukunftsbranchen	Anteil am Gesamt				
Demografie und Einwohnerschaft					
Stadtgröße	Bevölkerungszahl				
Bevölkerungsentwicklung	wachsend		gleichbleibend		abnehmend
Fertilitäts-Mortalitäts-Saldo	positiv		ausgeglichen		negativ
Altersstruktur	Altersdurch-schnitt		Anteil 0-18-Jährige		Anteil Senioren
Wanderungsbilanz	Positiv	Ausgeglichen	Negativ	stark negativ	Abwanderung 16-25-Jährige
Qualifizierung, Bildungsniveau	Hochquali-fizierte am Wohnort	Hochquali-fizierte am Arbeitsort	Schulabgänger mit Hochschul-reife		Schul-abbrecher-quote
Toleranz	Ausländer-anteil	Anteil SV-Beschäf-tigter mit Migrati-onshintergrund	Wahlergebnisse fremdenfeindlicher Parteien in % Gesamt		
	Anzahl fremdenfeind-liche Vorfälle je 1.000 Einwohner/Jahr	Anteil inter-nationale Studierende	Anzahl internatio-naler Hochschul-verbindungen		
Sozialräumliche Präsenz der Hochschule(n) und Forschung					
Anzahl und Art der Einrichtungen	Anzahl der Hochschulen	Anzahl der For-schungsinstitute	Anzahl wissenschaftsaf-finer Einrichtungen		
personale Präsenz	Relation Studierende pro 1.000 Einwohner		Relation Hochschulangehö-rige pro 1.000 Einwohner		
stadtinterne Platzierung	räumliche Ver-dichtung(en)		innerstädtische Campuslage		randstädtische Campuslage
Identität und Identifikation	Studierende – Stadt		Stadtbewohner – Hochschule		Prägung des städti-schen Selbstbildes
Aktivitätscharakteristik der lokalen Akteure und Interaktionsprofil der Wissenschaftsakteure					
Stadt	Kommune	Zahl Kooperationsnetz-werke mit Wissenschaft		Wissenschaftsstelle in Stadtverwaltung?	
	bürgerschaftliches Engagement	Vereinsmitgliedschaftsquote			
Hoch-schule(n)	regionenbezogene Hochschulaktivitäten	Arten		Anzahl	
	Orientierung von Hoch-schulzielen an lokalen Herausforderungen	ja		z.T.	nein
Stadt und Hoch-schule	Institutionalisierungsgrad der Interaktionen	hoch		mittel	niedrig
	Passung von Hochschul-profil und lokalen Bedarfen	stark		mittel	gering

Die Auswertung dieser Kennziffern und Indikatoren macht lokal jeweils unterschiedliche Ausprägungen der Faktoren sichtbar. Diese Ausprägungen lassen sich durch Bündelung ordnen. Verknüpft werden dabei

- die Charakteristika der Infrastruktur und der sozio-ökomischen Situation: Beide Faktoren werden zur Beschreibung des *städtischen Kontextes* verdichtet;
- die Charakteristika der Einwohnerschaft, des örtlichen demografischen Wandels und der Stadtkultur: Aus dieser Verdichtung lassen sich typische örtliche *Resonanzpotenziale* für Interaktionen von Stadt und ihren Hochschuleinrichtungen ableiten;
- die Formen der *Wissenschaftspräsenz* vor Ort sowohl hinsichtlich ihrer räumlichen Präsenz als auch ihrer Verankerung in der städtischen Identität;
- hinsichtlich ihrer zeitlichen Horizonte und ihrer Bandbreite die zentralen *Aktivitätsmuster* von (a) lokalen Akteuren, (b) Hochschulakteuren und (c) ihrer Interaktionen. (Übersicht 70)

Übersicht 70: Wissenschaft-Stadt-interaktionsfokussierte Selbstbeschreibung



7.2. Selbstbeschreibungsbilder

Anhand der genannten Verdichtungen – städtischer Kontext, Resonanzpotenziale, Wissenschaftspräsenz, Aktivitätsmuster – lässt sich ein Gesamtbild der jeweiligen städtisch-wissenschaftlichen Interaktionsbeziehungen zeichnen. Dieses kann insbesondere für eine Bestandsaufnahme im Sinne einer Selbstverortung sinnvoll sein, eignet sich jedoch aufgrund der Überspitzung nur bedingt bzw. nur zum Teil für die Außenkommunikation. Als solche Gesamtbilder kommen in einer modellhaften Verdichtung infrage:

- *Das traditionelle Modell:* Stadt mit traditionsreicher Hochschule von signifikanter Größe, deren organisch gewachsene Beziehungen lebensweltlich und informell abgesichert sind (Beispiele: Stadt mit Traditionsuniversität bzw. Universität, die ‚die Stadt ist').

- *Das aktiv-organische Modell:* kleinere Hochschule in kleinerer Stadt, wobei erstere trotz kurzer Traditionslinie über informelle, ggf. bürgergesellschaftlich verankerte Strukturen verfügt. Am Sitzort wird die Hochschule als Privileg empfunden. Dieses Gefühl verdankt sich nicht nur dem Engagement für die Ansiedlung und den Erhalt der Hochschule z.B. angesichts bestehender oder drohender Gefährdungen, sondern auch langfristigen Herausforderungen für die Stadtentwicklung (Beispiel: kleinere Städte mit jüngeren Fachhochschulen).

- *Das passiv-organische Modell:* reflektierte und konsensuale Selbstbezüglichkeit im Verhältnis von Wissenschaftseinrichtungen und Stadt. Beide orientieren sich an unterschiedlichen Zielsetzungen und hegen keine oder lediglich geringe wechselseitige Erwartungen. Soweit Erwartungen bestehen, werden diese bereits durch die bloße Anwesenheit der Institutionen und das Halten eines gewissen Niveaus der städtischen Entwicklung als erfüllt angesehen werden. Entsprechend gibt es nur wenige formelle und informelle Verbindungen (Beispiel: prosperierende Kommunen und Hochschulen, die weder intern noch extern induzierten Handlungsdruck verspüren).

- *Das aktiv-formalisierte Modell:* angesichts intern und/oder extern induzierten Handlungsdrucks – zumeist geringe Wachstumsdynamik – Etablierung formalisierter und damit sichtbarer Kooperationsstrukturen. Diese lösen zumeist das traditionelle oder passiv-organische Modell ab. Die formalisierte Kooperation dient zugleich Legitimations- und Profilierungsabsichten (Beispiel: Städte, die ihre prosperierende Hochschule als potenziellen Katalysator der eigenen Entwicklung identifiziert haben, oder herausgeforderte Hochschule, die lokales und regionales Engagement für sich als Legitimationsquelle erschließen will).

- *Das passiv-formalisierte Modell:* Konsequenz enttäuschter Entwicklungshoffnungen, als deren Relikt eine weitgehend symbolische Formalstruktur fortbesteht, dies primär zur Bedienung externer Anfragen. Die Enttäuschungen, die sowohl auf Seiten der Stadt als auch der Wissenschaft eine frustrationsinduzierte Selbstbezüglichkeit erzeugen, können interne oder externe Ursachen haben (Beispiel extern: Ausbleiben eines erwarteten Ausbaus der Hochschule, intern: Wechsel der Stadt auf eine nichtwissenschaftliche, etwa touristische Entwicklungsstrategie, oder Hochschule, die sich dank Bestandsgarantie und/oder Emi-

grationsperspektive sowie der exklusiven Zuordnung zum Wissenschaftssystem als ortlos und damit ohne lokale bzw. regionale Verankerung begreift).

7.3. Modell der Interaktionstypen

Eine Auswertung der Interaktionsbeziehungen zwischen den Hochschuleinrichtungen mit ihren jeweiligen Sitzorten sollte ihren Ausgangspunkt bei einer grundsätzlichen Überlegung nehmen: Historisch ist diese Beziehung von großer wechselseitiger Autonomie geprägt und hat sich zumeist ohne gezielte Steuerungsbemühungen, mithin organisch ergeben. Die Beziehungen von Hochschulen mit ihren Sitzorten verbleibt dann – wie es auch noch für den passiven Hochschulregionalismus kennzeichnend war, der primär auf Anwesenheitseffekte setzte – im vorreflexiven Bereich. Eine Reflexion und eventuelle Versuche der Gestaltung dieser Beziehung setzen erst im Rahmen ihrer Problematisierung ein. Mit anderen Worten: Erst im Rahmen der Identifikation von Problemen, deren Ursachen und möglichen Lösungen, mit denen das Verhältnis von Wissenschaftseinrichtungen und Stadt verknüpft wird, erfolgt dessen Reflexion.

Das setzt eine gewisse Dringlichkeit der Problemlage voraus sowie eine spezifische diskursive Rahmung, kurz: regionale Krisenerfahrungen und das Auftreten des aktiven Hochschulregionalismus vor dem Hintergrund des Übergangs zur postindustriellen Gesellschaft. Aber unabhängig von der Frage, welche Problemdiagnosen und Lösungsstrategien ursächlich für die Reflexion der Beziehung von Wissenschaftseinrichtungen und Stadt sind, existiert nur ein überschaubares Set von Interaktionsmöglichkeiten, die sich aus der Verknüpfung einer aktiven oder passiven mit einer situativen oder strategischen Kommunikationsgestaltung ergeben.

Mit der Verschiebung des Interaktionsverhältnisses aus dem vorreflexiven in den reflexiven Bereich verliert dieses zwangsläufig seinen organischen Charakter: Seine Ausgestaltung ist nun Akteuren zuschreibbar und erscheint entsprechend als Ergebnis ihrer Entscheidungen. Die zwangsläufige und nicht aufhebbare Nähe beider Akteursgruppen in Stadt und Wissenschaftseinrichtungen sowie eine wirkungsmächtige politische, gesellschaftliche und wissenschaftliche Diskursivierung ihres Verhältnisses versperrt zudem den Weg der unverantwortlichen Kommunikationsunterbrechung. Das Interaktionsverhältnis erscheint mithin immer als Ergebnis eines aktiven oder passiven, konjunktiven oder disjunktiven Verhaltens.

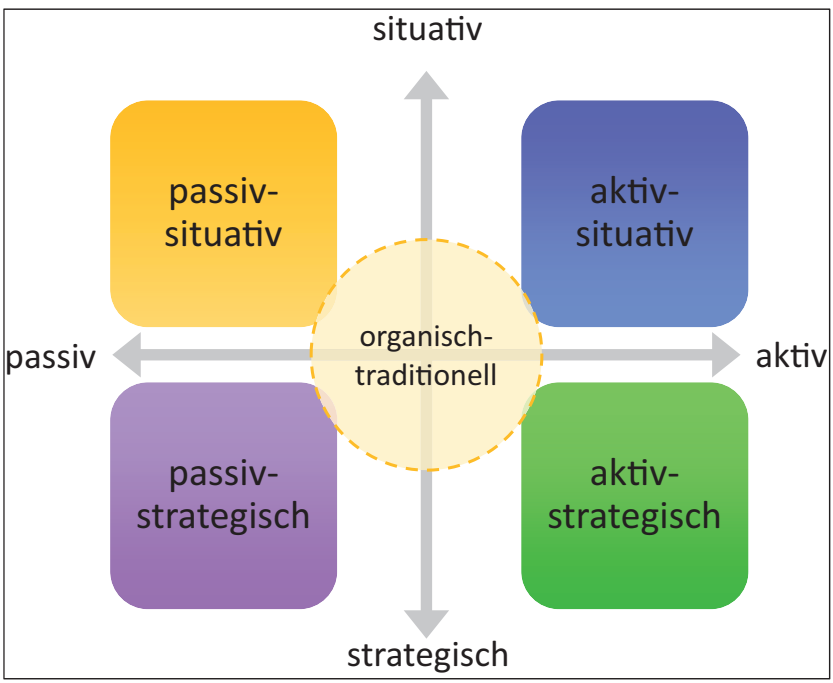
Neben der aktiven oder passiven Fortsetzung der Interaktion stellt sich die Frage nach deren Rahmung. Denkbar ist hier, dass diese weitgehend situationsabhängig verläuft, also nur bei konkreten Anlässen aktiviert oder im Hinblick auf naheliegende Leistungen stabilisiert wird. Am anderen Pol steht die Möglichkeit, dass die Interaktion durch umfassende Institutionalisierung eine gewisse Personen- und Umweltunabhängigkeit gewinnt. Letzteres läuft zumeist auf eine Formalisierung und Strategiebildung hinaus.

Diese abstrakte Schematisierung der Interaktion entlang der Pole aktiv/passiv und situativ/strategisch bedarf einer Rückbindung an die Empirie. Diese sollte

zunächst bei der Form der Problematisierung des Verhältnisses von Stadt und Wissenschaftseinrichtungen ansetzen, d.h. der Frage nach der Defizit- oder Krisenerfahrung, welche die Gestaltung der Interaktion mit einer gewissen Dringlichkeit versehen hat. Diese Erfahrung enthält zumeist auch bereits eine gewisse Lösungsstrategie oder zumindest Vision.

Zu unterscheiden ist hier zunächst, ob mit der Gestaltung der Wissenschafts-Stadt-Beziehung eine komplementäre oder eine substitutive Problembearbeitung angestrebt wird: Sollen herausgeforderte Strukturen durch die Potenziale der Interaktion von Stadt und Hochschule ersetzt oder aber ergänzt werden? Nimmt man zudem an, dass wirtschaftliche Probleme nur wirtschaftlich, kulturelle Probleme nur kulturell etc. erfolgversprechend zu bearbeiten sind, dann gerät die Frage in den Fokus, in welcher Hinsicht die Interaktionen von Stadt und Wissenschaftseinrichtungen adressiert werden. Im Hinblick auf die Rahmung der Problemlage und Lösungsentwürfe, aber auch hinsichtlich der lokal aktivierbaren Potenziale geraten die örtlichen Rahmenbedingungen ins Blickfeld.

Übersicht 71: Interaktionstypen in der Hochschule-Stadt-Beziehung



7.4. Kriterien zur Einordnung in Interaktionstypen

Das Modell von Interaktionsbeziehungen zwischen Stadt und Wissenschaftseinrichtungen, die sich entweder aktiv oder passiv bzw. strategisch oder situativ einordnen lassen, bedarf geeigneter Kriterien, um es für konkrete Fälle anwenden zu können. Die Eignung der Kriterien hängt davon ab, ob sie etwas durch die Beziehungen unmittelbar Herstellbares beschreiben, mithin etwas, das in der Handlungsmacht der Akteure liegt. Somit stehen hier nicht die äußeren Rahmenbedingungen im Fokus, die zwar durchaus die Grundlage und Ausgangspunkte von Handlungen und Problemwahrnehmungen sind, aber eben nicht die Handlungen selbst erkennbar machen. Die Erfahrungen aus den Fallstudien legen drei Kriterien nahe, die für die empirischen Beschreibungen solcher Beziehungen herangezogen werden können:

- *Entwicklungsstrategie:* Aktive Kommunikation zwischen den Akteuren und strategisch ausgerichtete Zielsetzungen lassen die Entwicklung von (gemeinsamen) Entwicklungsstrategien, Umsetzungskonzepten, Leitbildern etc. erwarten. Ohne die Festlegung umfassender Zielsetzungen und deren Vereinbarung in verbindlichen Dokumenten ist nur ein Vorgehen möglich, das sich situativ auf isolierte Teilprobleme bezieht. Ermöglichen strategische Zielsetzungen langfristig orientierte bauliche und Clusterkonzepte, so erlauben situative Zielsetzungen vor allem punktuelle Ansätze wie Event- und Imagekonzepte. Diesem Kriterium ist demzufolge die Unterscheidung in „umfassend“ und „punktuell“ zugeordnet.

- *Kooperationsstrukturen:* Nicht nur strategisch, sondern auch operativ ist zu unterscheiden, ob die Beziehungen zwischen Wissenschaft und Stadt mit Kooperationsstrukturen, Schnittstellen, Netzwerken etc. aktiv gepflegt und vorangebracht werden, oder ob in Ermangelung solcher Strukturen ein passiver Laissez-faire-Zustand von den Akteuren akzeptiert wird. In letzterem sind umfassende Strategien zwar immer noch möglich, werden aber in den jeweiligen Einrichtungen autonom verfolgt. Kooperationsstrukturen werden hier mithin als „intensiv“ oder „gering“ ausgeprägt unterschieden.

- *Identifikation mit der Wissenschaft:* Die Beziehungen der Akteure der Stadtverwaltung und der Hochschulen vermögen strategisch und kooperativ umfassend bearbeitet zu werden. Es wäre allerdings ein erkennbares Anzeichen für weitgehend wirkungsloses Handeln, wenn sich dies nicht durch Steigerungen der Akzeptanz der Hochschulen sowie der Identifikation mit den Leitideen einer wissenschaftsorientierten Stadt zeigen würde. Die Identifikation mit der Wissenschaft kann für dieses Kriterium in „hoch“, „mittel“ oder „gering“ ausgeprägt differenziert werden. (Übersicht 72)

Es bleibt anzumerken, dass ein Teil der jeweiligen lokalen Rahmenbedingungen implizit in diesen Kriterien mitverarbeitet wird. Umfassende Strategien sind etwa nur in Städten mit einem diversifizierten Portfolio an Wissenschaftseinrichtungen, die dann auch meist eine Mindestgröße bezogen auf die Einwohnerzahl überschreiten, möglich. Kooperationsstrukturen sind auch an die sozioökonomischen Bedingungen gekoppelt, etwa der Vielfalt ansässiger Unternehmen bzw. dem dominierenden Beschäftigungsmilieu. In den Kriterien werden somit be-

Übersicht 72: Interaktionstypen in der Wissenschaft-Stadt-Beziehung

Kommunikation / Zielsetzung	**Passiv**	**Aktiv**
Situativ	• Entwicklungsstrategie: punktuell • Kooperationsstrukturen: gering • Identifikation mit Wissenschaft: gering	• Entwicklungsstrategie: punktuell • Kooperationsstrukturen: intensiv • Identifikation mit Wissenschaft: mittel/gering
Strategisch	• Entwicklungsstrategie: umfassend • Kooperationsstrukturen: gering • Identifikation mit Wissenschaft: hoch/mittel	• Entwicklungsstrategie: umfassend • Kooperationsstrukturen: intensiv • Identifikation mit Wissenschaft: hoch

reits mannigfaltige Rahmenbedingungen verdichtet und die Komplexität reduziert, deren Darstellung ansonsten, angesichts der nahezu endlosen Anzahl zugrundelegbarer Indikatoren und Kennziffern, keinen praxistauglichen Erkenntnisbeitrag zu leisten imstande wäre.

7.5. Illustration der Interaktionstypen: zwei Beispiele

Anhand von Magdeburg und Stendal lassen sich die Interaktionstypen illustrieren. Damit wird je eine Stadt der Kategorie „Kleinere Großstadt“ und „Mittelstadt“ herangezogen. Magdeburg verfügt mit zwei Hochschulen und zahlreichen Forschungseinrichtungen über eine breite Wissenschaftsbasis, während Stendal lediglich einen Hochschulteil beherbergt. Insofern werden zwei Fallbeispiele betrachtet, die in ihren Ausgangsbedingungen für die Gestaltung der Hochschule-Stadt-Interaktionen heterogen sind.

Magdeburg

Wie in der Fallstudie beschrieben, verfügt Magdeburg im Vergleich mit anderen Städten je nach zugrundegelegter Quelle über eine vergleichsweise geringe bis ausgeglichene Innovationsfähigkeit. Gleichzeitig sind mit zwei Hochschulen und fünf außeruniversitären Einrichtungen gute Voraussetzungen gegeben, wissenschaftsorientierte Stadtentwicklungskonzepte auf dem Weg zu bringen und umzusetzen. Diese Rahmenbedingungen legen eine intensive Reflexion des Verhältnisses Stadt und Wissenschaftseinrichtungen, auch unter Einbezug lokaler forschungsaktiver Unternehmen, nahe. Die drei oben entwickelten Beschreibungskriterien – Entwicklungsstrategie, Kooperationsstrukturen und Identifikation mit der Wissenschaft – lassen sich wie folgt resümieren:

- *Entwicklungsstrategie:* Die Wissenschaft-Stadt-Beziehung kann als strategisch verankert eingestuft werden. Als besonders herausgehobenes Beispiel einer gemeinsamen Strategie von Stadt und Wissenschaft ist die Bestrebung zu nennen, Magdeburg als Wissenschaftsstadt zu etablieren. Die Rolle eines Kata-

lysators kam – trotz verpassten Titelgewinns – der Teilnahme am Wettbewerb „Stadt der Wissenschaft“ zu: Dieser führte zur Systematisierung und zum Ausbau der strategischen Ansätze. So gewann bspw. erst dadurch eine bereits bestehende Rahmenvereinbarung zwischen Stadt und Universität nachhaltige Relevanz. Zugleich wurden die wissenschaftsstädtischen Ansätze auch organisatorisch unterfüttert durch den Aufbau des „Team Wissenschaft“ als zentralem städtischen Ansprechpartner für die wissenschaftlichen Einrichtungen. Diese Strategie – deren Eckpunkte etwa im Integrierten Stadtentwicklungskonzept festhalten wurden – umfasst mindestens drei Ebenen: (a) die Kommunikation eines wissenschaftsstädtischen Selbstbildes innerhalb und außerhalb Magdeburgs, (b) den Aufbau von problembezogenen Initiativen und Netzwerken wiederum innerhalb und außerhalb der Stadt, und (c) eine städtebauliche Entwicklungsstrategie. Während die Verankerung eines Images als Wissenschaftsstadt durch entsprechende Kampagnen (Dachmarkenkampagne „Ottostadt Magdeburg“) und PUSH-Aktiviäten vorangetrieben wird, bearbeiten die Netzwerke eine große Bandbreite von Problemstellungen und bringen entsprechend vielfältige Akteure zusammen. Zu den strategischen Zielen gehört z.B. die Befriedigung städtischer Bildungsbedürfnisse (incl. der Heranführung Jugendlicher an die höheren Bildungseinrichtungen), die dauerhafte Bindung von Wissenschaftlern und Studierenden, deren Mobilsierung zur Etablierung Magdeburgs als Stadt der Wisenschaft, Bildung und Kultur (etwa im Rahmen der Dritten Mission) sowie die Erschließung ihrer wirtschaftlichen Potenziale (etwa durch Förderung von Ausgründungen). Die Ansätze, die Entwicklung zur „Stadt der Wissenschaft“ städtebaulich voranzutreiben, wurden auch am Vorhaben zur Entwicklung eines „Wissenschaftshafens“ erkennbar. Während hier zur Zielerreichung weiterhin ein langer Atem notwendig ist, gilt die räumliche Verdichtung von Universität und Forschungsinstituten im Umfeld des Wissenschaftshafens als gelungen.

- *Kooperationsstrukturen:* Die strategischen Konzepte sind durch Kooperationsstrukturen ergänzt worden. Die Bemühungen zur Etablierung Magdeburgs als Wissenschaftsstadt sind wesentlich durch die Einrichtung des „Team Wissenschaft“ als zentraler Ansprechpartner für die wissenschaftlichen Einrichtungen der Stadt institutionalisiert worden. Dieses übernimmt nicht nur stadtintern eine Koordinierungsaufgabe, sondern befähigt Stadt und Wissenschaftseinrichtungen, gemeinsam gegenüber Dritten (Land, Bund, EU) bessser auftreten zu können. Da das „Team Wissenschaft“ mit seiner fortlaufenden Dokumentation der Kooperationen zwischen Stadt und Hochschulen oftmals verstreute Aktivitäten zusammenfasst, ermöglicht es strategische Entscheidungen auf Basis realistischer Bestandsaufnahmen. Ergänzend zum „Team Wissenschaft ist mit der AG Wissenschaft, die sich aus den PressesprecherInnen aller wissenschaftlichen Einrichtungen der Stadt zusammensetzt, eine weitere Kooperationsschnittstelle geschaffen worden. Nennenswert sind überdies die von der Stadt unterstützten Kooperationen zwischen dem naturwissenschaftlich orientierten Werner-von-Siemens-Gymnasium in der Magdeburger Neustadt und den wissenschaftlichen Institutionen am und im Wissenschaftshafen. Trotz eines insgesamt breiten Spektrums der Interaktionen der Magdeburger Hochschulen mit der Region ist ein deutlicher Schwerpunkt der Hochschulaktivitäten auf wirtschaftliche Entwicklungsprozesse zu verzeichnen. Bemerkenswert ist zudem die

internationale Kooperation mit anderen Hochschulstädten mit ähnlicher strategischer Ausrichtung. Gegenwärtig (seit 2012) erfolgt dies im Rahmen des „EUniverCities Network“, in dem Städte und ihre Hochschulen gemeinsam als Tandem eintreten. Mit dem Ziel, Expertise und Erfahrungen auszutauschen sowie die Sichtbarkeit der Wissenschaftsstädte zu verbessern, arbeitet Magdeburg unter Führung der „Team Wissenschaft“ mit gegenwärtig 13 weiteren Stadt-Hochschule-Tandems zusammen. Dadurch wird zugleich die Bedeutung der Wissenschaftsstadtentwicklung nach innen abgesichert und nach außen die Fördermittelakquise erleichtert.

- *Identifikation mit der Wissenschaft:* Als Ergebnis der Strategien und Kooperationen konnte dauerhaft eine besondere innerstädtische Aufmerksamkeit für die ansässigen Hochschul- und Forschungseinrichtungen organisiert werden. Hierfür beispielhaft ist die öffentlichkeitswirksame Initiierung des „Jahrs der Wissenschaft“, die jährlich stattfindende „Lange Nacht der Wissenschaft“ und der „RoboCup German Open“. Ebenso trägt die Teilnahme der Universität an der jährlichen „Meile der Demokratie“ zu einer positiven Identifikation mit den Wissenschaftseinrichtungen bei. Nicht zuletzt aufgrund dieser Aktivitäten ist eine starke Identifikation der örtlichen Bevölkerung mit dem Wissenschaftsstandort zu verzeichnen.

Insgesamt lässt sich resümieren: Die Stabilisierung des Verhältnisses von Wissenschaft und Stadt in Magdeburg ist nicht allein auf die gegebenen Rahmenbedingungen zurückzuführen, sondern geht maßgeblich auf das von Stadt und Wissenschaftseinrichtungen getragene fortwährende Bemühen um Förderungen zurück. In Magdeburg werden die Beziehungen zwischen Wissenschaft und Stadt aktiv und strategisch entwickelt.

Stendal

Stendal ist ein Standort der Hochschule Magdeburg-Stendal. Angesiedelt sind die Fachbereiche Angewandte Humanwissenschaften und Wirtschaft – mit etwa 2.200 Studierenden. Die Stadt ist damit der Sekundärstandort der Hochschule, für die Stadt und Region kann dessen Bedeutung dennoch kaum überschätzt werden. Die drei oben entwickelten Beschreibungskriterien – Entwicklungsstrategie, Kooperationsstrukturen und Identifikation mit der Wissenschaft – lassen sich wie folgt resümieren.

- *Entwicklungsstrategie:* Die Aktivitäten des Hochschulstandorts lassen auf eine aktive Suche nach lokal-regionaler Verankerung schließen. Systematisch werden hier die strategischen Schwerpunkte bestimmt: akademische Ausbildung, aktive Studierende, regionale Verankerung, Bildungsauftrag, Offenheit und Internationalisierung sowie nachhaltige Entwicklung mit Bezug auf den Sitzort. Der lokale Bezug dient dabei nicht nur dazu, gesellschaftsrelevante Aufgaben zu bedienen, sondern auch die eigene Existenz zu legitimieren. Die Eckpunkte und Ziele der lokalen Verankerung sind in einem Strategiepapier festgehalten. In der Außenkommunikation präsentierte sich Stendal bis 2013 als Stadt der Backsteingotik, als Rolandstadt und Geburtsstadt Winckelmanns, was dem damaligen Marketingkonzept entsprach. Daneben waren die Hochschule bzw.

die Möglichkeit des Studierens in Stendal auf der offiziellen Webpräsenz prominenter platziert als aktuell. Tatsächlich aber zielt die Stadt in Kooperation mit der Hochschule aktiv darauf, Studierende und damit neue Einwohner für die Stadt zu gewinnen.

- *Kooperationsstrukturen:* Der „Förderkreis für den Standort Stendal der Hochschule Magdeburg-Stendal" arbeitet an der Vermittlung der deutschen Sprache an ausländische Studierende, vergibt Reisekostenzuschüsse für Auslandspraktika und unterstützt den Aufbau von Kooperationen zwischen Unternehmen, sozialen Einrichtungen und der Hochschule. Eine für die Stadt nachhaltig prägende Aktivität bestand in der Campus- und Gebäudefinanzierung, welche erst durch eine förderkreis-initiierte Spendenaktion möglich wurde. Eine kommunikative Schnittstelle der Hochschule zur Stadt, die vom Förderkreis geschaffen wurde, stellt ein Büro für regionale Zusammenarbeit dar. Ein Wirtschafts- und Sozialbeirat fördert den Austausch zwischen Wissenschaftlern und Praxisvertretern. Unter Nutzung der Erfahrungen anderer Hochschulen, aber auch den praktischen Erfahrungen des Stendaler Kinder- und Erlebnismuseums wird in Stendal eine Kinderuniversität angeboten. Der sogenannte Junior-Campus der Hochschule versteht sich als Weiterführung der Kinderuni und richtet sich entsprechend an etwas ältere Kinder bzw. Schüler/innen. Eine weitere Kooperationsstruktur zwischen Hochschule und ortansässigen Akteuren stellt die Seniorenuniversität dar, die eine Kooperation zwischen Hochschule und Winckelmann-Museum darstellt.

- *Identifikation mit der Wissenschaft:* Der Hochschulteil befindet sich in einem Raum, in dem ansonsten keine weiteren höheren Bildungseinrichtungen angesiedelt sind. Dies kann, wahrnehmbare Aktivitäten vorausgesetzt, einer hohen Identifikation der Bürger förderlich sein. Dass die Identifikation zumindest in den aktiven Teilen der Stadtgesellschaft hoch ist, zeigte sich an einem der o.g. Beispiele: Die bauliche Neugestaltung des Hochschulstandorts konnte nur durch das Engagement lokaler Akteure realisiert werden, indem eine Spendenaktion, organisiert durch „Förderkreis für den Standort Stendal der Hochschule Magdeburg-Stendal", eine temporäre Finanzierungslücke schloss. Der Förderkreis arbeitet generell für den Ausbau sowie für die kontinuierliche Förderung hochschulischer Aktivitäten. Eine starke Verbindung zwischen städtisch-administrativen Funktionen und Hochschule spiegelt sich auch darin, dass die Leitung des Förderkreises u.a. durch Oberbürgermeister und Landrat bekleidet wurde.

Insgesamt lässt sich resümieren: Stendal kann eine ausgeprägte, symbiotische Kooperationsstruktur zwischen Hochschule und den aktiven Teilen der Stadtgesellschaft attestiert werden. Die Initiative für bestimmte Problembearbeitungen gehen sowohl von der Stadt als auch von der Hochschule aus. Zentralen Akteuren und Funktionsträgern ist die Bedeutung der Hochschule für die Stadt bewusst. Die Hochschule-Stadt-Interaktionen in Stendal können als situativ-aktiv bezeichnet werden: Dass aktuell keine handlungsleitende Hochschule-Stadt-Strategie zur Gestaltung der Zusammenarbeit bzw. zur Verfolgung gemeinsamer Ziele existiert, ist zwar auch der (geringen) Größe des Standorts geschuldet, indiziert jedoch den situativen Charakter der Interaktionsbeziehungen. Eine verstetigte, zielorientierte Kooperationsstruktur bildet der Förderkreis, dessen

Wirken aber nur bedingt strategisch und in den meisten Fällen anlassbezogen, also situativ erfolgt. Hochschule-Stadt-Interaktionen profitieren von einer ausgeprägten lokalen Identifikation mit dem Hochschulstandort. Auch da die Einzelaktivitäten stark personenabhängig und damit auch Zufallsmomenten unterworfen sind, weise sie zumeist einen situativen Charakter auf.

Literatur

Ahrens, Daniela (2004): Stadt und Region in der Wissensgesellschaft, in: Ulf Matthiesen (Hg), Stadtregion und Wissen. Analysen und Plädoyers für eine wissensbezogene Stadtpolitik, Wiesbaden, S. 53–63.

Akbar, Omar/Rüdiger Schulz (2010): IBA Stadtumbau 2010: Idee und Umsetzung, in: Ministerium für Landesentwicklung und Verkehr des Landes Sachsen-Anhalt (Hg.), Internationale Bauausstellung Stadtumbau Sachsen-Anhalt 2010. Weniger ist Zukunft. 19 Städte – 19 Themen, Berlin, S. 18-22.

Akbar, Omar/Sonja Beeck/Karl-Heinz Daehre/Babette Scurrell (2014): Zentrale IBA-Akteure im virtuellen Rundtischgespräch, in: Uwe Grelak/Peer Pasternack, Die Bildungs-IBA. Bildung als Ressource im demografischen Wandel: Die Internationale Bauausstellung „Stadtumbau Sachsen-Anhalt 2010“, Leipzig, S. 417–442.

Albrecht Peter-Georg (2008): Zu Gast in der Stadt? Jugendliche in Wanzleben, Hochschule Magdeburg-Stendal.

Albrecht, Romy/Thomas Lenk (2013): Wertschöpfungs- und fiskalische Effekte der Martin-Luther-Universität Halle. Eine wissenschaftliche Untersuchung vom Lehrstuhl für Öffentliche Finanzen und Public Management, Leipzig, http://wcms.uzi.uni-halle.de/download.php?down=32747&elem=2747732&func=659dsrq6fclpu84m3j93as1e0vl7cb63 (4.5. 2016).

Albrecht, Sylvie/Anja Poxleitner/Conny Fritsch/Katja Purkrebitz/Anke Nick/Verena Tümmler (2003): Stadtanalyse/Stadtvision mit dem Schwerpunkt Merseburger Marktplatz, Hochschule Merseburg (FH), Fachbereich Soziale Arbeit.Medien.Kultur, unveröff.

Arroyo-Vázquez, Mónica/Peter Van Der Sijde/Fernando Jiménez-Sáez (2010): Entrepreneurial-innovative university services: A way to integrate in the university's third mission, in: Ray Oakey et al. (Hg.), New Technology Based Firms in the New Millenium. Funding: an Enduring Problem, New Milford, S. 25–33.

Ash, Mitchell G. (2002): Wissenschaft und Politik als Ressourcen für einander, in: Rüdiger vom Bruch/Brigitte Kaderas (Hg.), Wissenschaften und Wissenschaftspolitik. Bestandsaufnahmen zu Formationen, Brüchen und Kontinuitäten im Deutschland des 20. Jahrhunderts, Stuttgart, S. 32-51.

Asheim, Bjørn T./Ron Boschma/Philip Cooke (2011): Constructing Regional Advantage. Platform Policies Based on Related Variety and Differentiated Knowledge Bases, in: Regional Studies 7/2011, S. 893-904.

Assenmacher, Marianne/Grit Leßmann/Klaus Wehrt (2004): Regionale Entwicklungsimpulse von Hochschulen. Einkommens-, Beschäftigungs- und Kapazitätseffekte der Hochschulen Anhalt und Harz (FH), Wernigerode.

Aus für Halle (2011), Aus für Halle: Lübeck ist „Stadt der Wissenschaft 2012“, in: Leipziger Volkszeitung, 29.3.2011, URL http://www.lvz.de/Mitteldeutschland/News/Aus-fuer-Halle-Lue beck-ist-Stadt-der-Wissenschaft-2012 (29.4.2015).

Backhaus-Maul, Holger/Christiane Roth (2013): Service Learning an Hochschulen in Deutschland. Ein erster empirischer Beitrag zur Vermessung eines jungen Phänomens, Wiesbaden.

Baecker, Dirk (1999): Die Universität als Algorithmus. Formen des Umgangs mit der Paradoxie der Erziehung, in: Berliner Debatte Initial 3/1999, S. 63-75.

BBSR, Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Raumforschung (2013): INKAR – Indikatoren und Karten zur Raum- und Stadtentwicklung in Deutschland und in Europa, Bonn.

Berendt, Brigitte/Hans-Peter Voss/Johannes Wildt (Hg.) (2002): Neues Handbuch Hochschullehre. Lehren und Lernen effizient gestalten [Loseblattsammlung], Berlin.

Berg, Gunnar (2008): Tradition als Zukunftsaufgabe. Innenansichten einer Stiftung, in: Erich Donnert (Hg.), Europa in der Frühen Neuzeit. Festschrift für Günter Mühlpfordt. Bd. 7, Köln/Weimar/Wien, S. 89–93.

Bergt, Heiko (2010): Kinderstadt ELBERADO. Sieben Tage lang Kinder an die Macht, in: treffpunkt campus 55 (Juli 2010), S. 6.

Bernt, Matthias (2005): Stadtumbau im Gefangenendilemma, in: Christine Weiske/Sigrun Kabisch/Christine Hannemann (Hg.), Kommunikative Steuerung des Stadtumbaus. Interessengegensätze, Koalitionen und Entscheidungsstrukturen in schrumpfenden Städten, Wiesbaden, S. 109–131.

Bernt, Matthias (2013): Governanceprozesse und lokale Strategieentwicklung, in: ders./Heike Liebmann (Hg.), Peripherisierung, Stigmatisierung, Abhängigkeit? Deutsche Mittelstädte und ihr Umgang mit Peripherisierungsprozessen, Wiesbaden, S. 65–82.

Bertelsmann-Stiftung (2017): Typ 7: Wirtschaftszentren mit geringer Wachstumdynamik, o.O. [Gütersloh], http://www.wegweiser-kommune.de/documents/10184/33037/Demographietyp+7.pdf/dd83f04d-7806-45d4-8b24-ebdfd94cc81b/Demographietyp+7.pdf.pdf (12.1.2018)

Beyer, René/Alfred Georg Frei (2008): Die Traumfabrik von gestern. Merseburger DEFA-Filmtage, Halle.

Brandmeyer Markenberatung (Hg.) (2015): Brandmeyer Stadtmarken-Monitor. Deutschlands Städte in der Wahrnehmung der Bevölkerung. Kurzfassung, Hamburg, URL http://www.brandmeyer-markenberatung.de/downloads/Brandmeyer_Stadtmarken-Monitor_D.pdf (12.12.2015).

Brandt, Arno/Kerstin Brunken/Martina Hulz/Daniel Schrodl/Manfred Steincke (2012): Wissensökonomie in Sachsen-Anhalt, NORD/LB, Hannover.

Brandt, Arno/Stefan Krätke/Claudia Hahn/Renate Borst (2008): Metropolregionen und Wissensvernetzung. Eine Netzwerkanalyse innovationsbezogener Kooperationen in der Metropolregion Hannover-Braunschweig-Göttingen, Münster/Hamburg/London.

Braybrooke, David/Lindblom, Charles E. (1963): A Strategy of Decision. Policy Evaluation as a social process, New York.

Brekenkamp, Jürgen (2013): Hälfte unserer Absolventen bleibt im Land. Erste Ergebnisse der Absolventenbefragung 2013, in: treffpunkt campus 73 (Juli 2013), S. 6.

Bruer, Stephanie-Gerrit (2011): Die Winckelmann-Bibliothek in Stendal. Aufbau einer Forschungsbibliothek, in: Katrin Dziekan/Ute Pott (Hg.), Lesewelten – Historische Bibliotheken. Büchersammlungen des 18. Jahrhunderts in Museen und Bibliotheken in Sachsen-Anhalt, Halle (Saale), S. 238-246.

Brunsson, Nils (1992): The Organization of Hypocrisy. Talk, Decisions and Actions in Organizations, Chichester.

Brunsson, Nils/Kerstin Sahlin-Andersson (2000): Constructing Organizations. The Example of Public Sector Reform, in: Organization Studies 4/2000, S. 721–746.

Buch, Petra (2012): Leopoldina: Offizielle Eröffnung mit Polit-Prominenz, Mitteldeutsche Zeitung, 23.5.2012, http://www.mz-web.de/halle-saale/leopoldina-offizielle-eroeffnung-mit-polit-prominenz-7470780 (25.8.2015).

Dahme, Heinz-Jürgen (2000): Kooperation und Vernetzung im sozialen Dienstleistungssektor, in: ders./Norbert Wohlfahrt (Hg.), Netzwerkökonomie im Wohlfahrtsstaat. Wettbewerb und Kooperation im Sozial- und Gesundheitssektor, Berlin, S. 47–68.

DdMS/IRS, Denkwerkstatt der Montag Stiftungen gAG/ILS, Institut für Landes- und Stadtentwicklungsforschung/Leibniz-Institut für Regionalentwicklung und Strukturforschung (2012): Mittelstädte im peripherisierten Raum zwischen Abkopplung und Innovation. Ergebnisse eines Experten-Workshops in Günne/Möhnesee am 08. und 9.9.2011, Bonn.

Deiss, Richard (2014): Palast der tausend Winde und Stachelbeerbahnhof. Kleine Geschichte zu 222 plus 2 Bahnhöfen in Deutschland, Bonn.

Die Hochschule spinnt sich was zusammen. Facettenreiche regionale Vernetzung am Standort Stendal, in: treffpunkt campus, Dezember 2015, S. 12f

Dieterich, Konrad (2015): Hochschulstrukturplanung beschlossen, in: hastuzeit, 20.1.2015; URL http://hastuzeit.de/2015/hochschulstrukturplanung-beschlossen (3.11.2016).

DIW, Deutsches Institut für Wirtschaftsforschung (2007): Beschäftigungspotenziale in ostdeutschen Dienstleistungsmärkten, Berlin; auch unter http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0084-2007033044 (18.3.2013).

DLZWW, Dienstleistungszentrum Wirtschaft und Wissenschaft der Stadt Halle (2015): Filmproduktionen in Halle 1996–2015 (Auswahl), http://www.halle.de/push.aspx?s=downloads/de/Wirtschaft/Bestandsunternehmen//Kreativwirtschaft/filmproduktionen_in_halle_21.04.2015.pdf (21.3.2015).

Dohmen, Dieter/Klemens Himpele (2007): Struktur- und Exzellenzbildung durch Hochschulen in den Neuen Ländern. Abschlussbericht eines Projekts im Rahmen des Forschungsprogramms Aufbau Ost (Az: 10.08.06.1.58.4), Berlin; auch unter http://www.fibs.eu/de/_templates/sites/_wgData/ Forum_039_Hochschule-Ost.pdf (2.10.2012).

Duclaud, Marcel (2004): „Eine gute Saat gelegt“. 10 Jahre Stiftung Leucorea, in: Mitteldeutsche Zeitung/Elbe-Kurier, 10.5.2004.

Eichler, Hagen (2015): Uni Halle muss heute schrumpfen, in: Volksstimme, 21.1.2015; URL http://www.volksstimme.de/nachrichten/sachsen_anhalt/1410816_Uni-Halle-muss-heute-schrumpfen.html (3.11.2016).

Eidner, Franziska (2010): Lutherstadt Wittenberg: Campus Wittenberg, in: Ministerium für Landesentwicklung und Verkehr des Landes Sachsen-Anhalt (Hg.), Internationale Bauausstellung Stadtumbau Sachsen-Anhalt 2010. Weniger ist Zukunft. 19 Städte – 19 Themen, Berlin, S. 671–679.

ESCITY, Europe Science and the City (Hg.) (2008): Promoting Scientific Culture at local level. Lobby stragety-action Guide, http://recerca.upf.edu/escity/docs/ESCITY%20Guide%20German.pdf, zuletzt aktualisiert am 09.01.2009 (23.8.2013).

Europäische Strukturfonds (2010): Evaluation Städtische Dimension. Europäische Strukturfonds Sachsen-Anhalt 2007–2013. 2. Zwischenbericht, Modul 3. Oktober 2010, o.O., http://www.sachsen-anhalt.de/fileadmin/Elementbibliothek/Bibliothek_Politik_und_Verwaltung/Bibliothek_Europa/Publikationen_Berichte/Berichte/2__Zwischenbericht_Staedt_Dim_Final__20101015.pdf (20.10.2011).

Eyler, Janet/Dwight Giles/Christine Stenson/Charlene Gray (2001): At A Glance: What We Know about the Effects of Service-Learning on College Students, Faculty, Institutions and Communities, 1993-2000: Third Edition, Nashville; auch unter www.compact.org/wp-content/uploads/resources/down loads/aag.pdf (18.9.2013).

Falgowski, Michael (2014): Wiegand entmachtet Wirtschaftsdezernent, in: Mitteldeutsche Zeitung 11.3.2014, URL http://www.mz-web.de/3465708 (20.9.2016).

Fichter, Heidi/Petra Jähnke/Thomas Knorr-Siedow (2004): Governance Capacity für eine wissensbasierte Stadtentwicklung, in: Ulf Matthiesen (Hg), Stadtregion und Wissen. Analysen und Plädoyers für eine wissensbezogene Stadtpolitik, Wiesbaden, S. 309–336.

Florida, Richard (2002): The Rise of the Creative Class. And How it’s transforming work, leisure, community and everyday life, New York.

Florida, Richard (2002a): Be creative – or die, in: salon 6/2002; auch unter http://www.salon.com/2002/06/06/florida_22/print (17.5.2015).

Franz, Peter (2004): Innovative Milies in ostdeutschen Stadtregionen: „sticky places“ der kreatvien Klasse, in: Ulf Matthiesen (Hg.), Stadtregion und Wissen. Analysen und Plädoyers für eine wissensbezogene Stadtpolitik, Wiesbaden, S. 109–122.

Fredrich, Andreas (2012): Mehr als ein Jungbrunnen. Was eine Hochschule für eine Region bedeutet, in: perspektive21 – Brandenburgische Hefte für Wissenschaft und Politik H. 53, S. 61–65.

Freitag, Ulrich (2007): Vom Campus Seilersee zum BiTS-Campus Wittenberg, http://www.bits-hochschule.de/de/bits-aktuell/vom-campus-seilersee-zum-bits-campus-wittenberg/ (14.9.2013).

Frese, Petra (2010): Merseburg: Neue Milieus – Neue Chancen, in: Ministerium für Landesentwicklung und Verkehr des Landes Sachsen-Anhalt (Hg.), Internationale Bauausstellung Stadtumbau Sachsen-Anhalt 2010. Weniger ist Zukunft. 19 Städte – 19 Themen, Berlin, S. 689–695.

Frey, Oliver (2009): Die amalgame Stadt. Orte. Netze. Milieus, Wiesbaden.

Friedrich, Klaus/Anne Rahmig (2013): Die Universität Halle als hochrangiger regionaler Wirtschaftsfaktor. Analyse der Nachfrageeffekte der Hochschule, Halle (Saale); auch unter http://wcms.uzi.uni-halle.de/download.php?down=28997&elem=2663229&func=cbqefml95umqgaqbd5dnlj39qadanqan (27.1.2016).

Friedrich, Klaus/Peer Pasternack (Hg.) (2012): Demographischer Wandel als Querschnittsaufgabe. Fallstudien der Expertenplattform „Demographischer Wandel“ beim Wissenschaftszentrum Sachsen-Anhalt, Halle (Saale); auch unter http://www.universitaetsverlag-halle-wittenberg.de/default/new-books/demographischer-wandel-als-querschnittsaufgabe.html?SID=amn83oe792nqvte30n4p p546i1 (29.12.2015).

Fritsch, Michael/Tobias Henning/Viktor Slavtchev/Norbert Steigenberger (2008): Hochschulen als regionaler Wachstumsmotor? Innovationstransfer aus Hochschulen und seine Bedeutung für die regionale Entwicklung, Düsseldorf.

Frühwald, Wolfgang/Hans Robert Jauß/Reinhart Koselleck/Jürgen Mittelstraß/Burkhart Steinwachs (Hg.) (1991), Geisteswissenschaften heute. Eine Denkschrift, Frankfurt a.M.

Geene, Raimund (2010): „Großes Potenzial“ für Bildungsstandort, in: Ministerium für Landesentwicklung und Verkehr des Landes Sachsen-Anhalt (Hg.), Hansestadt Stendal. Zentraler Ort im ländlichen Raum, o.O. [Magdeburg?], S. 30–31.

Geene, Raimund/Michael Klundt/Melanie Lübke/Thekla Pohler (2011): Die Stendaler Kinder-Uni. Ein kindheitswissenschaftliches Handbuch, Halle (Saale).

Geiger, Andreas (2008): „Diese Herausforderung ist immens“. Vom Hochschulpakt und dem Personalentwicklungskonzept des Landes, in: treffpunkt campus 44 (Oktober 2008), S. 3

Geiger, Andreas (2013): Demonstration: Hochschule gegen Rechts. Studierende haben in Magdeburg eindrucksvoll Flagge gezeigt, in: treffpunkt campus 70 (Februar 2013), S. 3.

Gemeinschaftsarbeit Kultur- und Medienpädagogik, Gemeinschaftsarbeit von Studenten des Studiengangs Kultur- und Medienpädagogik der Hochschule Merseburg (FH) (2007): Neue Visionen für alte Mauern – Wohnraum für Freidenker, Hochschule Merseburg (FH), Fachbereich Soziale Arbeit.Medien.Kultur (unveröff.).

Gerdes, Johann (2010): Magdeburger Bürgerbefragung 2010. Ergebnisse der Befragung, Magdeburg, www.magdeburg.de/media/custom/698_11628_1.PDF (3.5.2015).

Gillessen, Jens/Peer Pasternack (2013): Zweckfrei nützlich: Wie die Geistes- und Sozialwissenschaften regional wirksam werden. Fallstudie Sachsen-Anhalt, Halle-Wittenberg; auch unter http://www.hof.uni-halle.de/dateien/ab_3_2013.pdf (28.7.2016).

Goldenberg, Olga/Reinhold Sackmann (2014): Interorganisationelle Unterstützung der beruflichen Integration von (Neu)Zuwanderern in urbanen und ländlichen Regionen. Erfolgsfaktoren der Prozesskettengestaltung in Halle (Saale) und dem Burgenlandkreis, Halle (Saale); auch unter http://www2.soziologie.uni-halle.de/publikationen/pdf/1402.pdf (28.7.2016).

Goltz, Hermann (2005): Deutschland und Armenien: Zerrissenes verknüpfen. Das MESROP Zentrum für Armenische Studien, in: scienta halensis 2/2005, S. 15–17.

Grafik, Cindy (2015): Alfred Graefe (1830-1899). Erster Ordinarius für Augenheilkunde in Halle (Saale) – ein Rückblick auf Leben und Werk. Med. Diss., Halle (Saale); auch unter http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:gbv:3:4-15821 (28.7.2016).

Grave, Barbara/Pascal Hetze/Annett Kanig (2013): Wie Hochschulen Unternehmensgründungen fördern, hrsg. vom Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft, Essen; auch unter http://www.stifterverband.com/gruendungsradar/2013/ (6.12.2015).

Grelak, Uwe/Peer Pasternack (2014): Die Bildungs-IBA. Bildung als Ressource im demografischen Wandel: Die Internationale Bauausstellung „Stadtumbau Sachsen-Anhalt 2010“, Leipzig.

Grelak, Uwe/Peer Pasternack (Red.) (2011): Zukunftsgestaltung im demographischen Umbruch. Impulse und Handlungsoptionen aus Sicht der WZW-Expertenplattform „Demographischer Wandel in Sachsen-Anhalt“, Wittenberg; auch unter http://www.hof.uni-halle.de/dateien/pdf/WZW_Reihe_Nr7.pdf (29.12.2016).

Gringer, Hans-Erdmann (2007): Merseburg soll pulsieren, in: Mitteldeutsche Zeitung, 24.1. 2007.

Grossmann, Ralph/Ada Pellert/Victor Gotwald (1997): Krankenhaus, Schule, Universität: Charakteristika und Optimierungspotentiale, in: Ralph Grossmann (Hg.), Besser Billiger Mehr. Zur Reform der Expertenorganisationen Krankenhaus, Schule, Universität, Wien/New York, S. 24-35.

Grote, Lion (2012): Weil auch Ältere nie auslernen, in: Volkstimme, 11.7.2012, http://www.volksstimme.de/nachrichten/lokal/stendal/882235_Senior-Campus-weil-auch-Aeltere-nie-auslernen.html (20.1.2016).

GWG, Gesellschaft für Wohn- und Gewerbeimmobilien Halle-Neustadt (2011): Umbauvorhaben Boardinghäuser vorgestellt, Pressemitteilung, Halle (Saale), 11.10.2011, http://www.gwg-halle.de/infocenter/neues_von_uns/Boardinghaus.html (19.11.2011).

GWG, Gesellschaft für Wohn- und Gewerbeimmobilien Halle-Neustadt (2011a): Erster Spatenstich für Neubau am Heiderand, Pressemitteilung, Halle (Saale), 8.11.1011, http://www.gwg-halle.de/infocenter/neues_von_uns/vogelsang_hubertusplatz.html (19.11.2011).

GWK, Gemeinsame Wissenschaftskonferenz (2011): Pakt für Forschung und Innovation. Monitoring-Bericht 2011, Bonn; auch unter http://www.gwk-bonn.de/fileadmin/Papers/GWK-Heft-23-PFI-Monitoring-Bericht-2011.pdf (20.9.2011).

GWK, Gemeinsame Wissenschaftskonferenz (2015): Pakt für Forschung und Innovation. Monitoring-Bericht, Bonn.

Habermas, Jürgen (1971): Erkenntnis und Interesse, in: ders., Technik und Wissenschaft als ‚Ideologie', Frankfurt a.M., S. 146–69.

Hall, Peter (1998): Cities in Civilization. Cultur, Innovation, and Urban Order, London/New York.

Halle Spektrum (2013): Stadt will Zusammenarbeit mit Uni verbessern, 10.2.2013, http://hallespektrum.de/nachrichten/vermischtes/stadt-will-zusammenarbeit-mit-uni-verbessern/31136 (2.3.2013).

Halle Spektrum (2013a): Sky Disc: Oper Halle bringt die Himmelsscheibe auf die Bühne, 3.9.2013; URL http://hallespektrum.de/nachrichten/kultur/sky-disc-oper-halle-bringt-die-himmelsscheibe-auf-die-buehne/64669/ (17.9.2015).

Halle Spektrum (2013b): Unausgegoren: Räte rütteln an Wiegands Verwaltungsreform, 19.3.2013, URL http://hallespektrum.de/nachrichten/politik/unausgegoren-raete-ruetteln-an-wiegands-verwaltungsreform/37195/ (20.7.2015).

Hansestadt Stendal (Hg.) (2010): Internationale Bauausstellung 2010. Stadtumbau Ost. Plan 2025. Zukunftsstrategie „Zentraler Ort im ländlichen Raum", Stendal, http://www.stendal.de/media/pdf/iba/masterplan_web_grosz.pdf (15.9.2013).

Harm, Katrin/Tobias Jaeck (2013): Bürgerumfrage Halle 2012, (Saale); auch unter http://www.soziologie.uni-halle.de/publikationen/pdf/1302.pdf (14.12.2015).

Harm, Katrin/Tobias Jaeck/Alexander Naß/Reinhold Sackmann (2010): Bürgerumfrage Halle 2009, Halle (Saale); auch unter http://www.soziologie.uni-halle.de/publikationen/pdf/1001.pdf (27.1.2016).

Harter, Stefan (2014): Lärmschutz stoppt Wohn-Silo, in: Volksstimme, 7.6.2014, http://www.volksstimme.de/nachrichten/magdeburg/1289722_Laermschutz-stoppt-Wohn-Silo.html (15.6.2015).

Harth, Annette (2012): Stadtplanung, in: Frank Eckert (Hg.), Handbuch Stadtsoziologie, Wiesbaden, S. 337–364.

Hechler, Daniel/Peer Pasternack (2012): Hochschulorganisationsanalyse zwischen Forschung und Beratung, Wittenberg.

Heilmeyer, Florian (2010): Halle (Saale): Balanceakt Doppelstadt, in: Ministerium für Landesentwicklung und Verkehr des Landes Sachsen-Anhalt (Hg.), Internationale Bauausstellung Stadtumbau Sachsen-Anhalt 2010. Weniger ist Zukunft. 19 Städte – 19 Themen, Berlin, S. 631–639.

Heilmeyer, Florian (2010a): Halberstadt: Kultivierung der Leere, in: Ministerium für Landesentwicklung und Verkehr des Landes Sachsen-Anhalt (Hg.), Internationale Bauausstellung Stadtumbau Sachsen-Anhalt 2010. Weniger ist Zukunft. 19 Städte – 19 Themen, Berlin, S. 621–629.

Hener, Yorck/Philipp Eckardt/Uwe Brandenburg (2007): Kooperationen zwischen deutschen Hochschulen, Gütersloh.

Henke, Justus/Peer Pasternack/Sarah Schmid (2017): Mission, die dritte. Gesellschaftliche Leistungen der Hochschulen neben Forschung und Lehre: Konzept und Kommunikation der Third Mission, Berlin.

Hensling, Gudrun (2008): Halle (Saale). weinberg campus. Der erfolgreiche Wandel im Stadtteil Heide-Süd, Halle (Saale).

Hohn, Stefanie/Clas Meyer (2010): Erforschung der positiven Effekte der Netzwerkbildung bei Kommunen, die am Wettbewerb „Stadt der Wissenschaft" teilgenommen haben. Evaluationsbericht, Osnabrück, http://www.stadt-der-wissenschaft.de/pdf/stadt_der_wissenschaft_evaluationsbericht.pdf (7.6.2011).

Holtmann, Everhard/Tobias Jaeck/Kerstin Völkl (2014): Sachsen-Anhalt-Monitor. Festigung der Demokratie, Halle (Saale); auch unter http://www.lpb.sachsen-anhalt.de/fileadmin/Bibliothek/Politik_und_Verwaltung/MK/LPB/Dateien2014/PDF/SAM_2014.pdf (28.7.2016).

HoMe, Hochschule Merseburg (2015): Hochschulentwicklungsplan der Hochschule Merseburg 2015–2025, Merseburg; auch unter http://www.hs-merseburg.de/fileadmin/redaktion/Hochschule/Hochschulmanagement/HEP/hep.pdf (15.9.2015).

Howaldt, Jürgen/Schwarz, Michael (2012): Zur Rolle der Sozialwissenschaften in gesellschaftlichen Innovationsprozessen, in: Gerald Beck/Cordula Kropp (Hg.), Gesellschaft innovativ. Wer sind die Akteure?, Wiesbaden, S. 47-64.

HS Harz (2010): studieren.forschen.leben. Studium in Wernigerode und Halberstadt, Wernigerode.

HS Harz (o.J.): Leitbild, o.O., https://www.hs-harz.de/dokumente/extern/Leitbild/Leitbild_HS-Harz.pdf (20.4.2015).

HS MDS, Hochschule Magdeburg-Stendal (2014): Hochschulstandort Stendal – Unser Selbstverständnis, o.O. [Stendal].

HS MDS, Hochschule Magdeburg-Stendal (o.J. [2012]) (Hg.): 20 Jahre Studieren in der Hansestadt Stendal, o.O. [Stendal].

Hüttmann, Jens (Hg.) (2002): Wittenberg nach der Universität. Ausstellungskatalog, unt. Mitarb. v. Stefanie Götze und Peer Pasternack, Wittenberg; auch unter http://www.hof.uni-halle.de/wb-nach-der-uni/download/ausstellungskatalog.pdf (4.1.2016).

Hüttmann, Jens/Peer Pasternack (Hg.) (2003): Wittenberg nach der Universität. Eine historische Spurensicherung, Wittenberg; http://www.hof.uni-halle.de/publikation/wittenberg-nach-der-universitaet-eine-historische-spurensicherung/ (4.1.2016).

Hüttmann, Jens/Peer Pasternack (Hg.) (2004): Wissensspuren. Bildung und Wissenschaft in Wittenberg nach 1945, Lutherstadt Wittenberg; auch unter http://www.hof.uni-halle.de/web/dateien/pdf/Wissensspuren.pdf (4.1.2016).

IBA-Büro (Hg.) (2007): Die anderen Städte. IBA Stadtumbau 2010. Band 5: Instrumente, Berlin.

IBA-Büro (Hg.) (2009): Die anderen Städte. IBA Stadtumbau 2010. Band 9: Potentiale, Berlin.

IfS, Institut für Stadtforschung und Strukturpolitik (Hg.) (2004): Neue Bewohner für die Innenstadt. Sozialwissenschaftliche Studie in Merseburg im Auftrag der Internationalen Bauausstellung Stadtumbau Sachsen-Anhalt 2010 (IBA). Endbericht – Entwurf, Berlin.

INSM, Initiative Neue Soziale Marktwirtschaft (2012): Städteranking 2012: Das Stärken-Schwächen-Profil. Magedurg, http://www.insm-staedteranking.de/2012_pdf/magdeburg.pdf (17.6.2013).

ISS, Internationale Sommerschule Halle, Organisationsbüro (2005): Internationale Sommerschule Halle, Halle (Saale); http://www.sachsen-anhalt.de/LPSA/fileadmin/Elementbibliothek/Bibliothek_Politik_und_Verwaltung/Bibliothek_MBV/Broschueren/2005/Broschuere.pdf (11.8.2008).

IW Consult, Institut der deutschen Wirtschaft Köln Consult (2012): Städteranking 2012. Die größten deutschen Städte im Test, Köln, http://www.insm-staedteranking.de/downloads/endbericht_staedteranking_2012.pdf (17.6.2013).

Jaeck, Tobias (2012): Bürgerumfrage Glaucha 2012: Das Wohnquartier Glaucha aus der Sicht seiner Bewohner, Halle (Saale); auch unter http://www.soziologie.uni-halle.de/publikationen/pdf/1204.pdf (9.3.2013).

Keitel, Helmut (2006): Müssen Idee zur Marke profilieren, in: SuperSonntag Wittenberg, 11.6. 2006.

KGE Kommunalgrund (Hg.) (2009): www.wissenschaftshafen.de, o.O.; URL http://www.wissenschaftshafen.de/2011-07-14_WissH.pdf (4.8.2011).

Kil, Wolfgang (2004): Luxus der Leere. Eine Streitschrift, Wuppertal.

Koglin, Gesa/Karsten König/Gunter Quaißer/Jens Preische/Anni Fischer (2013): Wissens- und Technologietransfer in den Neuen Steuerungsmodellen zur Hochschulfinanzierung, TSB Technologiestiftung, Berlin.

Köhler, Benjamin/Isabell Maue/Peer Pasternack (2014): Sachsen-Anhalt-Forschungslandkarte Demografie, Halle-Wittenberg; auch unter http://www.hof.uni-halle.de/dateien/pdf/01_Demografie_FLK-LSA_DINA5.pdf (29.12.2015).

Kopischke, Matthias/Michael Beleites/Thorsten Moos/Peer Pasternack (2007): Otto Kleinschmidt. Grenzgänger zwischen Naturwissenschaft und Religion. Begleitheft zur Ausstellung, Wittenberg; auch unter http://www.hof.uni-halle.de/dateien/pdf/28_Pasternack_Schober_Otto-Kleinschmidt.pdf (4.1.2016).

Kräuter, Maria/Willi Oberlander/Frank Wießner (2009): Arbeitsmarktchancen für Geisteswissenschaftler. Analysen, Perspektiven, Existenzgründung, Nürnberg/Bielefeld.

Kühn, Manfred/Sabine Weck (2013): Peripherisierung. Ein Erklärungsansatz zur Einstellung von Peripherien, in: Matthias Bernt/Heike Liebmann (Hg.), Peripherisierung, Stigmatisierung, Abhängigkeit? Deutsche Mittelstädte und ihr Umgang mit Peripherisierungsprozessen, Wiesbaden, S. 24–46.

Kujath, Hans Joachim/Axel Stein (2009): Rekonfigurierung des Raumes in der Wissensgesellschaft, in: Raumforschung und Raumordnung 5-6/2009, S. 369–382.

Kujath, Hans Joachim/Kai Pflanz/Axel Stein/Sabine Zillmer (2008): Raumentwicklungspolitische Ansätze zur Förderung der Wissensgesellschaft, Bundesministerium für Verkehr, Bau und Stadtentwicklung/Bundesamt für Bauwesen und Raumordnung, Berlin/Bonn, http://www.bbsr.bund.de/cln_032/nn_21272/BBSR/DE/Veroeffentlichungen/BMVBS/WP/2008/heft58__DL,templateId=raw,property=publicationFile.pdf/heft58_DL.pdf (20.8.2011).

Kujath, Hans Joachim/Verena Radinger-Peer/Peer Pasternack (2018): Governanceformen des regionalen Wissenstransfers, in: Lorenz Blume/ Rolf-Dieter Postlep (Hg.), Hochschulen und nachhaltige Regionalentwicklung, Hannover [i.Ersch.].

Kunze, Max/Jürgen Maretzki/Cecile Prinz/Nico Scholz (2012): Neue Aufgaben für Hochschulen und Museen. Lebenslanges Lernen und demografischer Wandel, in: Klaus Friedrich/Peer Pasternack (Hg.), Demografischer Wandel als Querschnittsaufgabe. Fallstudien der Expertenplattform „Demographischer Wandel“ beim Wissenschaftszentrum Sachsen-Anhalt, Halle (Saale), S. 289–303.

Landenberger, Margarete (Hg.) (1997): Pflegewissenschaften und Medizin. Synergie und Kooperation in Wissenschaft und Praxis, Wittenberg.

Landesamt für Verbraucherschutz des Landes Sachsen-Anhalt (Hg.) (o.J. [2007?]): Ein halbes Jahrhundert Veterinärmedizin in Stendal. Vorträge anläßlich der Festveranstaltung zum 50-jährigen Bestehen des Standortes Stendal 2006 und des 100-jährigen Bestehens des Landesveterinär- und Lebensmitteluntersuchungsamtes in Halle 2000, Stendal; auch unter http://www.verbraucherschutz.sachsen-anhalt.de/fileadmin/Bibliothek/Politik_und_Verwaltung/MS/LAV_Verbraucherschutz/veterinaermedizin/publikationen/50-jahre-veteriear-in-stendal.pdf (29.12.2015).

Landeshauptstadt Magdeburg (2013): Magdeburg 2025. Integriertes Stadtentwicklungskonzept der Landeshauptstadt Magdeburg Gesamtstadt, Magdeburg; auch unter http://www.magdeburg.de/PDF/ISEK_Integriertes_Stadtentwicklungskonzept_der_LH_Magdeburg.PDF?ObjSvrID=37&ObjID=11368&ObjLa=1&Ext=PDF&WTR=1&_ts=1407221607 (26.1.2015)

Landeshauptstadt Magdeburg (2015): Magdeburger Statistik – Statistisches Jahrbuch 2015, Magdeburg; auch unter http://www.magdeburg.de/PDF/Statistisches_Jahrbuch_2015.PDF?ObjSvrID=37&ObjID=18523&ObjLa=1&Ext=PDF&WTR=1&_ts=1449589998 (29.11.2015).

Landfried, Klaus/Ulrike Senger (2004): Neue Lehr- und Lernformen. Lehren und Lernen im Zeichen ganzheitlicher Persönlichkeitsentwicklung, in: Winfried Benz/Jürgen Kohler/Klaus Landfried (Hg.), Handbuch Qualität in Studium und Lehre. Evaluation nutzen, Akkreditierung sichern, Profil schärfen [Loseblattsammlung], Berlin, E 5.4.

Landkreis Harz (2010): Anzeigensonderveröffentlichung zum Standort Landkreis Harz, Beilage der Harzer Volkstimme am 1.10.2010.

Lange, Bastian (2007): Die Räume der Kreativszenen. Culturepreneurs und ihre Orte in Berlin, Bielefeld.

Lange, Bastian/Kalandides, Ares/Stöber, Birgit/Wellmann, Inga (2009): Diagnosen, Handlungsoptionen sowie zehn abschließende Thesen zur Governance der Kreativwirtschaft, in: Bastian Lange/Ares Kalandides/Birgit Stöber/Inga Wellmann (Hg.), Governance der Kreativwirtschaft. Diagnosen und Handlungsoptionen, Bielefeld, S. 325-331.

Laube, Stefan (2003): Das Lutherhaus Wittenberg. Eine Museumsgeschichte. Mit einem Exkurs zur Sammlungsgeschichte von Uta Kornmeier, Leipzig.

Laube, Stefan/Karl-Heinz Fix (Hg.) (2002): Lutherinszenierung und Reformationserinnerung, Leipzig.

Lehnecke, Wolfgang (Iv.) (2000): Gute Zusammenarbeit mit der Stadt. Zum Baugeschehen mit dem Kanzler im Gespräch, in: uni:report April 2000, http://www.uni-magdeburg.de/unirep/UR2000/april2000/baugeschehen.html (20.5.2014).

Levy, Charles/Andrew Sissons/Charlotte Holloway (2011): A plan for growth in the knowledge economy. A knowledge economy programme paper; URL: http://www.theworkfoundation.com/assets/docs/publications/290_plan%20for%20 growth%20in%20the%20knowledge%20economy.pdf (18.3.2013).

Lewin, Dirk (1998): Die Fachhochschule der anderen Art. Konzeptrealisierung am Standort Stendal. Zustandsanalyse, Wittenberg.

Lewin, Dirk (2000): Studieren in Stendal – Untersuchung eines innovativen Konzepts. 2. Zwischenbericht, Wittenberg.

Liese, Andreas/Rico Müller/Karin Guehlemann (2006): Merseburg Königsviertel. Ein Stadtplanungskonzept, Hochschule Merseburg (FH), Fachbereich Soziale Arbeit.Medien.Kultur, unveröff.

Lindblom, Charles E. (1959): The science of „muddling through", in: Public administration review 1/1959, S. 79-88.

Lisowski, Rainer/Clas Meyer/Matthias Schmidt/Claus Spitzer-Ewersmann/Stefanie Wesselmann (2011): Wissensbasierte Stadtentwicklung. 16 Beispiele aus der Praxis. Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft, Essen; http://www.stifterverband.org/publikationen_und_podcasts/positionen_dokumentationen/wissensbasierte_stadtentwicklung/wissenbasierte_stadtentwicklung.pdf (20.9.2011).

LM S, Landeshauptstadt Magdeburg, Stadtplanungsamt, IBA-Stabsstelle (Hg.) (2010c): Leben an und mit der Elbe. Werner-von-Siemens-Gymnasium Magdeburg, Magdeburg.

LM S, Landeshauptstadt Magdeburg, Stadtplanungsamt/IBA-Stabsstelle (Hg.) (2010): Leben an und mit der Elbe. Wissenschaftshafen, Magdeburg.

LM S, Landeshauptstadt Magdeburg, Stadtplanungsamt/IBA-Stabsstelle (Hg.) (2010a): Leben an und mit der Elbe. Der Beitrag der Landeshauptstadt Magdeburg zur Internationalen Bauausstellung Stadtumbau Sachsen-Anhalt 2010, Magdeburg.

LM S, Landeshauptstadt Magdeburg, Stadtplanungsamt/IBA-Stabsstelle (Hg.) (2010b): Leben an und mit der Elbe. IBA-Pfad Magdeburg. Ein Wegweiser durch die städtische Elblandschaft, Magdeburg.

LM S, Landeshauptstadt Magdeburg, Stadtplanungsamt/IBA-Stabsstelle (Hg.) (2010d): Leben an und mit der Elbe. Wissenschaftshafen, Magdeburg.

Locke, Stefan (2009): Von der Kauf- zur Wissenshalle, in Frankfurter Allgemeine Zeitung, 13.6.2009, S. 2.

Luhmann, Niklas (2010): Politische Soziologie, Berlin.

Markowitsch, Jörg/Karin Messerer/Monika Prokopp (2004): Handbuch praxisorientierter Hochschulbildung, Wien.

Mertens, Hans N. (Iv.) (2007): Altes verankern, Mauern öffnen für Neue(s), in: IBA-Büro (Hg.), Die anderen Städte. IBA Stadtumbau 2010. Band 5: Instrumente, Berlin, S. 202-203.

Metis (2015): Europäische Strukturfonds Sachsen-Anhalt 2007 – 2013: Schlussevaluierung – Endbericht Fallstudie Magdeburg, Januar 2015, o.O., http://www.europa.sachsen-anhalt.de/fileadmin/Bibliothek/Politik_und_Verwaltung/StK/Europa/Publikationen_Berichte/Berichte/Endbericht_Fallstudie_Magdeburg.pdf (24.4.2016)

Metis (2015a): Europäische Strukturfonds Sachsen-Anhalt 2007 – 2013: Schlussevaluierung – Endbericht Fallstudie Halle (Saale), März 2015, o.O., http://www.europa.sachsen-anhalt.de/fileadmin/Bibliothek/Politik_und_Verwaltung/StK/Europa/Publikationen_Berichte/Berichte/Endbericht_Fallstudie_Halle.pdf (24.4.2016)

Metzger, Birgit (2008): Creative Milieus: Concepts and Failures, in: Martina Heßler/Clemens Zimmermann (Hg.), Creative urban milieus. Historical perspectives on culture, economy, and the city, Frankfurt a.M., S. 379–408.

Metzger, Georg (2015): KfW-Gründungsmonitor 2015, hrsg. von der KfW-Bankengruppe, Abt. Volkswirtschaft, Frankfurt a.M.; auch unter https://www.kfw.de/PDF/Download-Center/Konzernthemen/Research/PDF-Dokumente-Gr%C3%BCndungsmonitor/Gr%C3%BCndungsmonitor-2015.pdf (2.1.2016).

Meyer, John W./Brian Rowan (2009): Institutionalisierte Organisationen. Formale Struktur als Mythos und Zeremonie, in: Sascha Koch/Michael Schemmann (Hg.), Neo-Institutionalismus in der Erziehungswissenschaft. Grundlegende Texte und empirische Studien, Wiesbaden, S. 28-56.

MLU, Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg (2009): Rektoratsbericht 2008 vom 25. Februar 2009 (in Fortschreibung des Berichtes für den Zeitraum vom 01.01.2006 bis 31.12. 2007), Halle; http://www.verwaltung.uni-halle.de/DEZERN1/PRESSE/rektoratsbericht08.pdf (16.9.2011).

MLU, Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg (2012): Jahresmagazin 2012, Halle, http://wcms.uzi.uni-halle.de/download.php?down=27440&elem=2634915&func=cbqefml95umqgaqbd5dnlj39qadanqan (1.3.2015).

MLU, Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg (Hg.) (2015): Forschungsbericht 2014–2015. Philosophische Fakultät I (Sozialwissenschaften und historische Kulturwissenschaften),

o.O.; auch unter http://wcms.itz.uni-halle.de/download.php?down=42354&elem=2974154 (28.7.2016).

MLV LSA, Ministerium für Landesentwicklung und Verkehr des Landes Sachsen-Anhalt (2008): Bauminister Daehre: Rund 5,3 Millionen Euro für Hochschulstandort Stendal (Pressemitteilung Nr.: 056/08), 5. Juni 2008, o.O. [Magdeburg?], http://www.asp.sachsen-anhalt.de/presseapp/data/mwv/2008/056_2008.htm (27.1.2016).

MLV LSA, Ministerium für Landesentwicklung und Verkehr des Landes Sachsen-Anhalt (Hg.) (2010a): Aschersleben. Schnittstelle Durchfahrtsstraße, o.O. [Magdeburg?].

MLV LSA, Ministerium für Landesentwicklung und Verkehr des Landes Sachsen-Anhalt (Hg.) (2010b): Halberstadt. Kultivierung der Leere, o.O. [Magdeburg?].

MLV LSA, Ministerium für Landesentwicklung und Verkehr des Landes Sachsen-Anhalt (Hg.) (2010c): Halle (Saale). Balanceakt Doppelstadt, o.O. [Magdeburg?].

MLV LSA, Ministerium für Landesentwicklung und Verkehr des Landes Sachsen-Anhalt (Hg.) (2010d): Hansestadt Stendal. Zentraler Ort im ländlichen Raum, o.O. [Magdeburg?].

MLV LSA, Ministerium für Landesentwicklung und Verkehr des Landes Sachsen-Anhalt (Hg.) (2010e): Internationale Bauausstellung Stadtumbau Sachsen-Anhalt. Finissage, o.O. [Magdeburg?].

MLV LSA, Ministerium für Landesentwicklung und Verkehr des Landes Sachsen-Anhalt (Hg.) (2010f): Magdeburg. Leben an und mit der Elbe, o.O. [Magdeburg?].

MLV LSA, Ministerium für Landesentwicklung und Verkehr des Landes Sachsen-Anhalt (Hg.) (2010g): Lutherstadt Wittenberg. Campus Wittenberg, o.O. [Magdeburg?].

MLV LSA, Ministerium für Landesentwicklung und Verkehr des Landes Sachsen-Anhalt (Hg.) (2010h): Merseburg. Neue Milieus – Neue Chancen, o.O. [Magdeburg?].

MLV LSA, Ministerium für Landesentwicklung und Verkehr des Landes Sachsen-Anhalt (Hg.) (2010i): Wanzleben. Familie Stadt, o.O. [Magdeburg?].

MLV-LSA, Ministerium für Landesentwicklung und Verkehr des Landes Sachsen-Anhalt, Referat 22 – Allgemeine Angelegenheiten der Raumordnung und Landesentwicklung (2011): Landesentwicklungsplan 2010 des Landes Sachsen-Anhalt, in: GVBl. LSA 2011 S. 160 (Nr. 6), Magdeburg; auch unter: http://www.landesrecht.sachsen-anhalt.de/jportal/portal/t/19cb/page/bssahprod.psml?doc.hl=1&doc.id=jlr-LEPST2010rahmen%3Ajuris-lr00&documentnumber=2&numberofresults=41&showdoccase=1&doc.part=X&paramfromHL=true#focuspoint (13.8.2012).

MMZ, Mitteldeutsches Multimediazentrum Halle GmbH (Hg.) (2011): MMZ – Medienkompass 2011. Eine qualitative und quantitative Befragung der hallischen Medienbranche, unter Mitarbeit von Katerina Hagen und Christoph Bernstiel, Halle (Saale).

Müller, Hendrik/Axel Hänsch/René Beyer (2006): MER-Licht. Illuminationskonzept für das Stadtsanierungsgebiet Merseburg, Lightkultur – Inszenierung urbaner Räume (unveröff.).

Müller, Walter (2007): weinberg campus. zwischen gestern und heute. Teil 1, hrsg. vom weinberg campus e.V., Halle/Saale.

Musselin, Christine (2007): Are Universities Specific Organisations?, in: Georg Krücken/Anna Kosmützky/Marc Torka (Hg.), Towards a Multiversity? Universities between Global Trends and National Traditions, Bielefeld, S. 63–84.

MW LSA, Ministerium für Wissenschaft und Wirtschaft des Landes Sachsen-Anhalt (Hg.) (2015): Zielvereinbarung 2015–2019 zwischen dem Ministerium für Wissenschaft und Wirtschaft des Landes Sachsen-Anhalt und der Otto-von-Guericke-Universität Magdeburg 29. Januar 2015, http://www.mw.sachsen-anhalt.de/fileadmin/Bibliothek/Politik_und_Verwaltung/MW/Hochschule/Zielvereinbarungen/2015/150129_ZV_OvGU_gesamt.pdf (12.8.2015).

Gauselmann, Kai (2015): Hochschulen in Sachsen-Anhalt Reform soll verbindlich werden - auch für die Uni Halle, in Mitteldeutsche Zeitung (online), 20.1.2015, URL http://www.mz-web.de/3280384 (3.11.2016)

Naumann, Eckhard (o.J. [2004?]): Grusswort von Eckhard Naumann, Vorsitzender des Kuratoriums der Stiftung LEUCOREA und Oberbürgermeister der Lutherstadt Wittenberg, in: Gunnar Berg, Bildung im 21. Jahrhundert. Festschrift 10 Jahre Leucorea, Lutherstadt Wittenberg, S. 8–11.

Neser, Anne-Marie (2005): Luthers Wohnhaus in Wittenberg. Denkmalpolitik im Spiegel der Quellen, Leipzig.

Nitz, Corinna (2007): Studieren bei Cranach. Seminarbetrieb läuft (fast) unbemerkt, in: Mitteldeutsche Zeitung, 30.11.2007.

Nohl, Arnd-Michael (2006): Interview und dokumentarische Methode. Anleitung für die Forschungspraxis, Wiesbaden.

OECD, Organisation for Economic Co-operation and Development (1999): OECD science, technology and industry scoreboard 1999. Benchmarking Knowledge-based Economies; auch unter doi: 10.1787/sti_scoreboard-1999-en (18.3.2013).

Opitz, Reinhard (2011): IBA wirkt an der Rohrstraße, in: volkstimme.de/Stendal, 30.9.2011, http://www.volksstimme.de/nachrichten/lokal/stendal/489361_IBA-wirkt-an-der-Rohrstrasse.html (19.2.2014).

OVGU, Otto von Guericke-Universität Magdeburg (o.J.): Forschungsbericht 2015, Magdeburg; URL http://www.uni-magdeburg.de/unimagdeburg_media/Universit%C3%A4t/Besch%C3%A4ftigte/NEWSLETTER/NL_02_2016_CONTENT/Forschungsbericht+2015+der+OVGU.pdf (24.7.2016).

OVGU, Otto-von-Guericke-Universität Magdeburg (2015): Hochschulentwicklungsplan 2015 – 2025. Universität Magdeburg, Magdeburg, auch unter http://www.ovgu.de/rektorat/rektorat/hpd/HEP_B_Senat_2014.pdf (2.6.2016).

Pasternack, Peer (2001): Wissenschaft und Höhere Bildung in Wittenberg 1945–1994, Wittenberg; auch unter http://www.hof.uni-halle.de/dateien/ab_1_2001.pdf (4.1.2016).

Pasternack, Peer (2002): 177 Jahre. Zwischen Universitätsschließung und Gründung der Stiftung Leucorea: Wissenschaft und Höhere Bildung in Wittenberg 1817 – 1994, Wittenberg.

Pasternack, Peer (2012): Inhaltliche und strukturelle Entwicklung der öffentlich geförderten Einrichtungen (Wissenschaftsetat) in Wittenberg, erstellt im Auftrag des Ministeriums für Wissenschaft und Wirtschaft Sachsen-Anhalt, Wittenberg, unveröff.

Pasternack, Peer (2012a): Zwischen Halle-Novgorod und Halle-New Town. Der Ideenhaushalt Halle-Neustadts, Institut für Soziologie der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, Halle (Saale); auch unter http://www.soziologie.uni-halle. de/publikationen/pdf/1202. pdf (9.3.2013).

Pasternack, Peer (2014): Qualitätsstandards für Hochschulreformen. Eine Auswertung der deutschen Hochschulreformqualitäten in den letzten zwei Jahrzehnten, Bielefeld.

Pasternack, Peer u.a. (2014a): 50 Jahre Streitfall Halle-Neustadt. Idee und Experiment. Lebensort und Provokation, Halle (Saale).

Pasternack, Peer (2016): Konsolidierte Neuaufstellung. Forschung, Wissenstransfer und Nachwuchsförderung am Institut für Hochschulforschung Halle-Wittenberg (HoF) 2011–2015, Halle-Wittenberg; auch unter http://www.hof.uni-halle.de/web/dateien/pdf/ab_1_2016. pdf (30.1.2016).

Pasternack, Peer (2016a): 20 Jahre HoF. Das Institut für Hochschulforschung Halle-Wittenberg 1996–2016: Vorgeschichte – Entwicklung – Resultate, Berlin; auch unter http://www.hof.uni-halle.de/web/dateien/pdf/01_20_J_HoF_Buch_ONLINE.pdf (27.12.2016).

Pasternack, Peer/Isabell Maue (Hg.) (2013): Lebensqualität entwickeln in schrumpfenden Regionen. Die Demographie-Expertisen der Wissenschaft in Sachsen-Anhalt, Wittenberg; auch unter http://www.wzw-lsa.de/fileadmin/wzw-homepage/content/dokumente/Dokumente/Publikationen/WZW_Reihe_Nr11.pdf (29.12.2015).

Pasternack, Peer/Axel Müller (2005): Wittenberg als Bildungsstandort. Eine exemplarische Untersuchung zur Wissensgesellschaft in geografischen Randlagen. Gutachten zum IBA-„Stadtumbau Sachsen-Anhalt 2010"-Prozess, Wittenberg; auch unter http://www.hof.uni-halle.de/dateien/ab_7_2005 .pdf (7.10.2013).

Patzig, Wolfgang (2006): Spendenziel ist erreicht. Der Ausbau am Standort Stendal kann beginnen, in: treffpunkt campus, Februar 2006 (31), S. 10f.

Pellert, Ada (2002): Hochschule und Qualität, in: Thomas Reil/Martin Winter (Hg.), Qualitätssicherung an Hochschulen: Theorie und Praxis, W. Bertelsmann Verlag, Bielefeld, S. 21-29.

Perl, Ines (2003): Ein symbolisches Bindeglied. Vertrag über Otto-von-Guericke-Stipendium, in: uni:report, Januar 2003, http://www.uni-magdeburg.de/unirep/UR2003/januar2003/stipendium.html (20.7.2015).

Perl, Ines (2004): Stadt der Wissenschaft. Magdeburg bewirbt sich, in: uni:report, Dezember 2004, http://www.uni-magdeburg.de/unirep/UR2004/dezember2004/stadtderwissenschaft.htm (20.7.2015)

Perl, Ines (2005): Magdeburg ist im Finale. Wettbewerb um „Stadt der Wissenschaft 2006", in: uni:report, Februar 2005, http://www.uni-magdeburg.de/unirep/UR2005/februar2005/stadtderwissenschaft.htm (20.7.2015)

Perl, Ines (2007): Mehr Lust auf Wissenschaft. Jahr der Wissenschaft Magdeburg 2006 ging zu Ende, in: uni:report 1/2007, https://www.ovgu.de/Universit%C3%A4t/Organisation/Zentrale+Einrichtungen/Medien_+Kommunikation+und+Marketing/Presse_+und+%C3%96ffentlichkeitsarbeit/Publikationen/uni_report+%E2%80%93+Das+Campus_Magazin/Archiv/2007/ausgabe_01_2007/jahr_der_wissenschaft.html (20.5.2014)

Perl, Ines (2011): Die Zeichen stehen auf Studium an der Universität in Magdeburg, in: uni:report, S. 8f.

Personalrat MLU, Personalrat der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg (2014): Stellungnahme zur Hochschulstrukturplanung des Landes Sachsen-Anhalt vom 27.3.2014, Halle, URL http://wcms.itz.uni-halle.de/download.php?down=33957&elem=2773848 (3.11. 2016).

Petermann, Sören (2008): Bürgerumfrage Halle 2007, Halle (Saale); auch unter http://www.soziologie.uni-halle.de/publikationen/pdf/0801.pdf (27.1.2016)

Petermann, Sören/Susanne Täfler (2006): Bürgerumfrage Halle 2005, Halle (Saale); auch unter http://www.soziologie.uni-halle.de/publikationen/pdf/0603.pdf (27.1.2016).

Portz, Norbert (2011): Stadtentwicklung in Mittel- und Kleinstädten: Chancen und Herausforderungen, in: vhw FWS 3/2011, S. 115–118.

Prognos (Hg.) (2013): Prognos Zukunftsatlas 2013. Ergebnisübersicht Gesamtranking, http://www.prognos.com/fileadmin/images/publikationen/zukunftsatlas2013/Gesamtranking_Zukunftsatlas_2013_Regionen.pdf (11.12.2013).

Puchta, Klaus (2011): Ein alter Hafen verändert eine Stadt, in: Rainer Lisowski/Clas Meyer/Mat¬thias Schmidt/Claus Spitzer-Ewersmann/Stefanie Wesselmann, Wis¬sens¬basierte Stadtent¬wicklung. 16 Beispiele aus der Praxis. Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft, Essen, S. 94–98; http://www.stifterverband.org/publikationen_und_podcasts/positionen_dokumentationen/wissensbasierte_stadtentwicklung/wissensbasierte_stadtentwicklung.pdf (17.9.2011).

Reckwitz, Andreas (2012): Die Erfindung der Kreativität. Zum Prozess gesellschaftlicher Ästhetisierung, Berlin.

Reichelt, Kai/Sebastian Lopitz/Anja Menzel/Jennifer Burghardt (2011): Integriertes Stadtteilentwicklungskonzept Altstadt-Wernigerode, Berlin; auch unter http://www.wernigerode.de/media/dokumente/pdf/planen_und_bauen/2012/stadtentwicklung/wr_aso-bericht_07112011_klein.pdf (20.4.2015).

Ritschel, Falk/Ulf-Marten Schmieder/Sabrina Möller (2012): Medienstudie Halle/Saalekreis 2012. Eine Untersuchung zur Medien-, Kultur- und Kreativwirtschaft in der Region Halle, Halle (Saale).

Rohrbeck, Felix (2014): Sie hassen die Provinz, in: Die Zeit 40/2014, S. 23f.

Ronge, Volker (1996): Politikberatung im Licht der Erkenntnisse soziologischer Verwendungsforschung, in: Annette Vogel/Heine Alemann (Hg.), Soziologische Beratung. Praxisfelder und Perspektiven. 9. Tagung für angewandte Soziologie, Opladen, S. 135-144.

Rosenfeld, Martin (2008): Sachsen-Anhalt: Kreativ, multimedial, auf Wachstumskurs? – Potentiale des Landes als Medienstandort, in: Staatskanzlei des Landes Sachsen-Anhalt (Hg.), Neue Ideen, neue Medien, neue Branchen – Kreativität als Wirtschaftsfaktor. Dokumentation zu den Redebeiträgen des 15. Wittenberger Gesprächs am 28./29. März 2008, Magdeburg/Halberstadt, S. 151–169, auch unter http://redaktion.sachsen-ahalt.de/LPSA/fileadmin/Elementbibliothek/Bibliothek_Politik_und_Verwaltung/Bibliothek_StK/Brosch__ren/15_Wittenberger_screen.pdf (30.8.2010).

Rosenfeld, Martin T. W./Christoph Hornych (2010): Could Cities in De-Industrialized Regions Become Hot Spots for Attracting Cultural Businesses? The Case of Media Industry in Halle an der Saale (Germany), in: European Planning Studies 18/2010, S. 371–384.

Rosner, Ulf (2005): Regionalökonomische Effekte von Hochschulen, Fakultät Magdeburg.

Sachse, Petra (Iv.) (2013): Auf dem Weg zur Wissenschaftsstadt, in: gründer magazin. Magazin der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg 1/2013, S. 24f.

Sack, Detlef (2012): Urbane Governance, in: Frank Eckert (Hg.), Handbuch Stadtsoziologie, Wiesbaden, S.311–335.

Sackmann, Reinhold (Hg.) (2006): Graffiti zwischen Kunst und Ärgernis. Empirische Studien zu einem städtischen Problem, Halle (Saale); auch unter http://www2.soziologie.uni-halle.de/publikationen/pdf/0601.pdf (28.7.2016).

Sackmann, Rosemarie/Reinhold Sackmann (2014): Waldstadt Silberhöhe. Bericht zur aktuellen Situation und zu Entwicklungsmöglichkeiten einer ostdeutschen Großwohnsiedlung in Halle (Saale), Halle (Saale); auch unter http://www2.soziologie.uni-halle.de/publikationen/pdf/1401.pdf (28.7.2016).

Schauer, Anne (2015): Die Schärfe meiner Ausdrucksweise entspricht der Größe meines Unwillens. Ludwig Heinrich Hollaender (1833-1897). Leben und Werk, Med. Diss., Halle (Saale); auch unter http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:gbv:3:4-15734 (28.7.2016).

Schenk, Günter/Regina Meÿer (2014/2015): Philosophisches Denken in Halle, 6 Bde., Halle (Saale).

Scheunemann, Jan (2010): Reformation und Bauernkrieg. Erinnerungskultur und Geschichtspolitik im geteilten Deutschland, Leipzig.

Scheunemann, Jan (2015): Luther und Müntzer im Museum. Deutsch-deutsche Rezeptionsgeschichten, Leipzig.

Schneider, Heidrun/Barbara Franke (2014): Bildungsentscheidungen von Studienberechtigten. Studienberechtigte 2012 ein halbes Jahr vor und ein halbes Jahr nach Schulabschluss, Hannover; auch unter http://www.dzhw.eu/pdf/pub_fh/fh-201406.pdf (18.1.2015).

Schober, Antje (2005): Otto Kleinschmidt – Theologe, Naturwissenschaftler, Rassenkundler. Magisterarbeit, Leipzig/Wittenberg; http://www.hof.uni-halle.de/wb-nach-der-uni/download/A_Schober_MA.pdf (4.1.2016).

Schopferer, Julia (2015): Sozialgeschichte der halleschen Professoren 1694-1806. Lebenswege, Netzwerke und Raum als Strukturbedingungen von universitärer Wissenschaft und frühmoderner Gelehrtenexistenz, Halle (Saale).

Schroth, Andreas (2006): Silberhöhe – Entwicklung einer Großwohnsiedlung im innerstädtischen Vergleich, Halle (Saale); auch unter http://www.soziologie.uni-halle.de/publikationen/pdf/0602.pdf (9.3.2013).

Schulze, Werner (o.J. [2012]): Der Förderverein für den Standort Stendal der Hochschule Magdeburg, https://wwwalt.hs-magdeburg.de/campus/c-standortsdl/foerderer/foerderkreis/foerderkreis.pdf (20.8.2014).

Siebel, Walter (2008): Was macht eine Stadt kreativ?, in: Bernd Wagner (Hg.), Jahrbuch für Kulturpolitik 2008, unter Mitarbeit von Thomas Röbke und Bernd Wagner, Essen, S. 273–284.

Siebel, Walter (2009): Die Welt lebenswerter machen. Stadtplanung als Gesellschaftspolitik, Mittelweg 36, 6/2009, S. 26–48.

Simons, Harald (2015): Stadt und Umland. Perspektiven für nichturbane Räume und Zuwanderungsregionen, Leipzig; http://www.demografie.sachsen.de/download/Harald_Simons_Vortrag_Leipzig_23_04_2015_Panel1.pdf (3.1.2016).

SL-LSA, Statistisches Landesamt Sachsen-Anhalt (2012): Bildung: Personal an Hochschulen, Stand: 01.12.2011, Reihe „Statistische Berichte“ Nr. B III j/11, Halle; auch unter http://www.statistik.sachsen-anhalt.de/download/stat_berichte/6B301_j_2010.pdf (25.9.2012).

Söndermann, Michael (2015): Kultur- und Kreativwirtschaft des Landes Sachsen-Anhalt. Komprimierte wirtschaftspolitische Analyse 2009-2013, Büro für Kulturwirtschaftsforschung, Köln, http://www.mw.sachsen-anhalt.de/fileadmin/Bibliothek/Politik_und_Verwaltung/MW/Publikationen/Kreativwirtschaft_Studie_Soendermann_2015.pdf (21.3.2016).

Sonnabend, Michael (2013): Blick zurück nach vorn, in: Wirtschaft & Wissenschaft 1/2013, S. 3.

SozialKulturProjekte e.V. Merseburg (2004): Entwicklung eines diskursiven Planungsprozesses für das Stadtmarketing von Merseburg, Hochschule Merseburg (FH), Fachbereich Soziale Arbeit.Medien.Kultur, unveröff.

Spilker, Reinhard (Iv.) (2007): Tiefe Einblicke statt bunter Ansichten, in: IBA-Büro (Hg.), Die anderen Städte. IBA Stadtumbau 2010. Band 5: Instrumente, Berlin, S. 210-211.

StaBA, Statistisches Bundesamt (2015): Fachserie 11 Reihe 4.4. Bildung und Kultur: Personal an Hochschulen 2014, Wiesbaden.

StaBA, Statistisches Bundesamt (2015a): Fachserie 11, Reihe 4.1 Bildung und Kultur. Studierende an Hochschulen. Wintersemester 2014/2015, Wiebaden.

StaBA, Statistisches Bundesamt (2015b): Fachserie 11 Reihe 4.3.1 Bildung und Kultur. Nichtmonetäre hochschulstatistische Kennzahlen 1980 - 2014, Wiesbaden;

StaBA, Statistisches Bundesamt (2015c): Bildung und Kultur. Erfolgsquoten 2013. Berechnung für die Studienanfängerjahrgänge 2001 bis 2005, Wiesbaden

StaBA, Statistisches Bundesamt (2015d): Fachserie 11 Reihe 4.5. Bildung und Kultur. Finanzen der Hochschulen 2013, Wiesbaden.

StaBA, Statistisches Bundesamt (2015e): Daten zu Grundmitteln, Sonderauswertung 5./9.10. 2015, Wiesbaden.

Stadt Halle (2011a): Newsletter zur Bewerbung der Stadt Halle um den Titel „Stadt der Wissenschaft 2012“, Ausgabe 3, 14. März 2011, www.halle.de/push.aspx?s=downloads/News/26782/newsletter3_sdw.pdf (30.7.2015).

Stadt Halle (2011b): Veranstaltungshöhepunkte 2012, http://www.halle.de/push.aspx?News/28791/Veranstaltungshoehepunkte_2012_neu.pdf (20.4.2015).

Stadt Halle (2013): Kooperation zwsichen der Stadt Halle (Saale) und der Martin-Luther-Universität Halle Wittenberg, http://hallespektrum.de/nachrichten/vermischtes/stadt-will-zusammenarbeit-mit-uni-verbessern/31136/ (23.10.2014).

Stadt Halle (2014): Amtsblatt der Stadt Halle (Saale) 2/2014, http://www.halle.de/ Publications/5267/amtsblatt02_240114.pdf (14.3.2016).

Stadt Halle (Hg.) (2014a): Technologie und Wissenschaft. Brancheninformationen der Stadt, Halle (Saale); http://wissenschaft-in-halle.de/wp-content/uploads/2014/08/StadtHalleSaale_Technologie-und-Wissenschaft-Brancheninformationen.pdf (20.8.2015).

Stadt Halle (2016): Integriertes Stadtentwicklungsprogramm ISEK Halle 2025, Stand: 20. April 2016, http://hallespektrum.de/wp-content/uploads/2016/04/anlage_1_isek_halle_2015_entwurf.pdf (3.5.2016).

Stadt Halle (Saale) (Hg.) (2006): IT und Medien. Brancheninformationen Halle (Saale). Wirtschaftsförderung, Halle (Saale); auch unter http://relaunch-wifoe.itc-halle.de/opencms/export/sites/wifoe/pdfs/8_service/download/it_medien2/IT_und_Medien_2006_web.pdf (13.12.2010).

Stadt Halle (Saale) (Hg.) (2010): Leitbilder und Schwerpunktbereiche der Stadtentwicklung, Halle (Saale); http://www.halle.de/push.aspx?s=downloads/de/Rathaus-Stadtrat//Stadtentwicklung/Leitbilder_und_Schwerpunktbereiche.pdf (30.8.2012).

Stadt Halle (Saale) (Hg.) (2011): Halle verändert! Bewerbung der Stadt Halle an der Saale um den Titel „Stadt der Wissenschaft 2012“, Halle (Saale); http://www.stadt-der-wissenschaft.de/pdf/bewerbung_halle_2012.pdf (30.8.2012).

Stadt Halle (Saale), Dezernat Planen und Umwelt (Hg.) (2010a): Bilanz! Internationale Bauausstellung Stadtumbau Sachsen-Anhalt 2010 in Halle an der Saale. Balanceakt Doppelstadt – Kommunikation und Prozesse. IBA Stadtumbau 2010 Magazin Halle 6, Halle (Saale); http://www.halle.de/de/Rathaus-Stadtrat/Digitales-Rathaus/Veroeffentlichungen/index.aspx?RecID=479 &Mark=M (24.7.2011).

Stadt Halle, Stadt Halle – Dezernat Planen und Bauen (2009): Magazin 2 „Baustart“; http://www.halle.de/VeroeffentlichungenBinaries/474/409/ibamag2_baustart_print.pdf (24.7.2011).

Stadt Halle/MLU, Stadt Halle (Saale)/Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg (o.J. [2013]): Vereinbarung über die Zusammenarbeit zwischen der Stadt Halle (Saale) und der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, http://www.halle.de/push.aspx?s=downloads/de/Wissenschaft/Forschung-und-Lehre/Universitaeten-Hoc-05620//Kooperation-zwischen-07964/kooperationsvereinbarung.pdf (20.4.2015).

Stadt Halle/MLU, Stadt Halle (Saale)/Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg (o.J. [2013a]): Maßnahmeplan. Laufzeit 1. Oktober 2013 bis 30. September 2014, http://www.halle.de/push.aspx?s=downloads/de/Wissenschaft/Forschung-und-Lehre/Universitaeten-Hoc-05620//Kooperation-zwischen-07964/ma_nahmenplan.pdf (20.4.2015).

Stadt Halle/MLU, Stadt Halle (Saale)/Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg (2013b): Universität und Stadt Halle intensivieren Zusammenarbeit – Kooperationsvereinbarung unterzeichnet, http://pressemitteilungen.pr.uni-halle.de/index.php?modus=pmanzeige&pm_id=2148 (20.4.2015).

Stadt Halle/MLU, Stadt Halle (Saale)/Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg (o.J. [2014]): Maßnahmeplan 2014/2015 zur Kooperationsvereinbarung zwischen der Stadt (Halle) und der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, Halle (Saale).

Stadt Halle/MLU, Stadt Halle (Saale)/Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg (o.J. [2015]): Maßnahmeplan 2015/2016 zur Kooperationsvereinbarung zwischen der Stadt (Halle) und

der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, Halle (Saale), http://www.halle.de/push.aspx?s=downloads/de/Wissenschaft/Forschung-und-Lehre/Universitaeten-Hoc-05620//Kooperation-zwischen-07964/massnahmeplan_kooperationmlu_240516.pdf (9.9.2016)

Stadt Halle/MLU, Stadt Halle (Saale)/Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg (2016): Vereinbarung über die Zusammenarbeit zwischen der Stadt Halle (Saale) und der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, Halle (Saale), http://www.halle.de/push.aspx?s=downloads/de/Wissenschaft/Forschung-und-Lehre/Universitaeten-Hoc-05620//Kooperation-zwischen-07964/kooperationsvereinbarung_stadt_mlu_2016__1_.pdf (20.11.2016).

Stadt Halle/MLU, Stadt Halle (Saale)/Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg (2016a): Anlage zur Vereinbarung 2016/2017, http://www.halle.de/push.aspx?s=downloads/de/Wissenschaft/Forschung-und-Lehre/Universitaeten-Hoc-05620//Kooperation-zwischen-07964/massnahmeplan_bis_30__september_2017.pdf (20.11.2016)

Staemmler, Johannes/Ulrike Tiefenbacher (2015): Analyse Wissenschaftsstadt Bochum, Essen; http://www.univercity-bochum.de/Science-Scorecard-Abschlussbericht-Bochum.pdf (20.10.2016).

Staemmler, Johannes/Ulrike Tiefenbacher (2015a): Analyse Wissenschaftsregion Halle-Saalekreis, Essen.

StaLA LSA, Statistisches Landesamt Sachsen-Anhalt (2015): Bevölkerung und Erwerbstätigkeit. Bevölkerung der Gemeinden. Natürliche Bevölkerungsbewegung. Stand: 31.12.2014 (Statistische Berichte AI, AII, A III. hj-2/14), Halle (Saale); https://www.statistik.sachsen-anhalt.de/download/stat_berichte/6A102_hj_2014_02.pdf (20.1.2016).

StaLA LSA, Statistisches Landesamt Sachsen-Anhalt (2016): Bevölkerung und Erwerbstätigkeit. Bevölkerung der Gemeinden. Natürliche Bevölkerungsbewegungen, Wanderungen. Stand: 31.12.2012. Endgültige Ergebnisse (Statistische Berichte AI, AII, A III j/12), Halle (Saale); http://www.statistik.sachsen-anhalt.de/download/stat_berichte/6A102_j_2012.pdf (20.1.2016).

StaLA LSA, Statistisches Landesamt Sachsen-Anhalt (2016a): Bevölkerung und Erwerbstätigkeit. Bevölkerung der Gemeinden. Natürliche Bevölkerungsbewegungen, Wanderungen. Stand: 31.12.2013. Endgültige Ergebnisse (Statistische Berichte AI, AII, A III j/12), Halle (Saale); http://www.statistik.sachsen-anhalt.de/download/stat_berichte/6A102_j_2013.pdf (20.1.2016).

StatBA, Statistisches Bundesamt (2006-2015): Fachserie 11 Reihe 4.5 – Finanzen der Hochschulen, Wiesbaden.

StatBA, Statistisches Bundesamt (2012): Hochschulen auf einen Blick. Ausgabe 2012, Wiesbaden; auch unter https://www.destatis.de/DE/Publikationen/Thematisch/BildungForschungKultur/Hochschulen/BroschuereHochschulenBlick0110010127004.pdf?__blob=publicationFile (25.9.2012).

StatBA, Statistisches Bundesamt (2015a): Bildungsfinanzbericht 2015, Wiesbaden.

StatBA, Statistisches Bundesamt (2015b): Interaktiver Werteabruf „Verbraucherpreisindex: Bundesländer, Jahre“ am 10.9.2015.

StatBA, Statistisches Bundesamt (2015c): Fachserie 14 Reihe 3.1 – Rechnungsergebnisse der öffentlichen Haushalte, Wiesbaden.

Statistische Ämter des Bundes und der Länder (2015d): Online-Übersichtstabelle „Gebiet und Bevölkerung – Fläche und Bevölkerung“ auf Grundlage des Zensus 2011, http://www.statistik-portal.de/Statistik-Portal/de_jb01_jahrtab1.asp (2.10.2015).

Steger, Florian (2014): Fritz Jahr – Begründer der Bioethik (1926). 22 Originalarbeiten des protestantischen Theologen aus Halle (Saale), Halle (Saale).

Steger, Florian/Maximilian Schochow (2015): Disziplinierung durch Medizin. Die geschlossene Venerologische Station in der Poliklinik Mitte in Halle (Saale) 1961 bis 1982, Halle (Saale).

Steglich, Ulrike (2010): Dessau-Roßlau: Urbane Kerne – Landschaftliche Zonen, in: Ministerium für Landesentwicklung und Verkehr des Landes Sachsen-Anhalt (Hg.), Internationale Bauausstellung Stadtumbau Sachsen-Anhalt 2010. Weniger ist Zukunft. 19 Städte – 19 Themen, Berlin, S. 611–619.

Stein, Axel/Joachim Kujath (2013): Peripherisierte Städte im Wettbewerb der Wissensgesellschaft, in: Matthias Bernt/Heike Liebmann (2013) (Hg.), Peripherisierung, Stigmatisierung, Abhängigkeit. Deutsche Mittelstädte und ihr Umgang mit Peripherisierungsprozessen, Wiesbaden, S. 148-177

Stein, Martin (2010): Bildung als Motor von Stadtentwicklung, in: Ministerium für Landesentwicklung und Verkehr des Landes Sachsen-Anhalt (Hg.), Internationale Bauausstellung Stadtumbau Sachsen-Anhalt 2010. Weniger ist Zukunft. 19 Städte – 19 Themen, Berlin, S.

Sternberg, Rolf/Arne Vorderwülbecke/Udo Brixy (2014): Global Entrepreneurship Monitor. Unternehmensgründungen im weltweiten Vergleich. Länderbericht Deutschland 2013, Hannover/Nürnberg.

Stiftung Leucorea (Hg.) (1996): Zentrum für USA-Studien. Center for U.S. Studies, o.O. [Wittenberg].

Stoetzer, Matthias-Wolfgang/Christian Krähmer (2007): Regionale Nachfrageeffekte der Hochschulen. Methodische Probleme und Ergebnisse empirischer Untersuchungen für die Bundesrepublik Deutschland, Jena; http://econstor.eu/bitstream/10419/43652/1/635774461.pdf (17.4.2013).

Sträter, Udo (2005): Europaweit singulär und weltweit anerkannt. Das Zentrum für Reformationsgeschichte und Lutherische Orthodoxie, in: scienta halensis 2/2005, S. 12.

SuSoWi, o.A. (2006): „Campus Wittenberg" soll Bildungsvielfalt in der Stadt darstellen, in: SuperSonntag Wittenberg, 5.3.2006, S. 7.

Teichler, Ulrich (1999): Profilierungspfade der Hochschulen im internationalen Vergleich, in: Jan-Hendrik Olbertz/Peer Pasternack (Hg.), Profilierung – Standards – Selbststeuerung. Ein Dialog zwischen Hochschulforschung und Reformpraxis, Weinheim, S. 27-38.

Turuntas, Aleksandar/Matthias Greiß (2010): Raumpioniere erobern den Burgberg. Abschlussfilm der Stadt Merseburg für die Internationale Bauausstellung 2010, Eine Produktion des Fachbereichs SMK, HS Merseburg, Merseburg.

Urbact (2011): „REDIS" – Local Action Plan. Entwicklung eines Medien- und Kreativquartiers in Halle (Saale), Deutschland. European Programme For Sustainable Urban Development, o.O.

Urbact (2015): EUniverCities – Local Action Plan Magdeburg, o.O., http://urbact.eu/sites/default/files/media/eunivercities_lap_magdeburg.pdf (30.4.2016)

Voigt, Manfred (Interview) (2010): Abwassersystem flexibel gestalten, in: Ministerium für Landesentwicklung und Verkehr des Landes Sachsen-Anhalt (Hg.), Hansestadt Stendal. Zentraler Ort im ländlichen Raum, o.O. [Magdeburg?], S. 22–23.

Volksstimme (2012): Vor Zehn Jahren: Himmelsscheibe von Nebra aus Händen von Hehlern gerettet, 24.2.2012; auch unter http://www.volksstimme.de/nachrichten/sachsen_anhalt/752969_Vor-zehn-Jahren-Himmelsscheibe-aus-Haenden-von-Hehlern-gerettet.html (11.1.2013).

Wagner, Markus (2007): Marke, Marktplatz und auch Motte, in: Mitteldeutsche Zeitung, 31.12.2007.

Wallraf, Wolfram/Kai Reichelt (2001): Stadtentwicklungskonzept Wernigerode. Gesamtstädtischer Teil, Berlin; auch unter http://www.wernigerode.de/media/dokumente/pdf/planen_und_bauen/sek2001.pdf (27.1.2016).

Wallraf, Wolfram/Kai Reichelt/Marit Reichelt/Tuan Dung Nguyen (2004): Stadtentwicklungskonzept Wernigerode. Fortschreibung 2004. Gesamtstädtischer Teil, Berlin; auch unter http://www.wernigerode.de/media/dokumente/pdf/planen_und_bauen/sek2004.pdf (27.1.2015).

Weingart, Peter (2003): Wissenschaftssoziologie, Bielefeld.

Weiske, Christin/Jürgen Schmitt (2000): Metamorphosen der Stadt: Cities on the Move. Thesen zur Diskussion um das städtische Wachstum, in: RaumPlanung 91, S. 161-163.

Wernigerode (2009): Verwaltungsbericht 2008, http://www.wernigerode.de/de/verwaltungsbericht-2008.html (20.3.2013).

Wernigerode (2010): Verwaltungsbericht 2009, http://www.wernigerode.de/de/verwaltungsbericht-2009.html (20.3.2013).

Wesner, Sabine (2006): Erste Feuerprobe für „Campus Wittenberg". IBA und Lutherstadt diskutieren Projekt mit Bildungsträgern, mz-web.de, 4.4.2006, http://www.mz-web.de/wittenberg-graefenhainichen/erste-feuerprobe-fuer--campus-wittenberg-,20641128,19095434.html (27.3. 2013).

Wiechmann, Thorsten (2015): Das Schrumpfen akzeptieren: Europas Städte im demografischen Wandel, in: APUZ – Aus Politik und Zeitgeschichte 31-32/2015, S. 27–33.

Wiener, Bettina/Katja Lukanow (2005): Medienstudie Halle 2005. Eine Untersuchung zur IT-, Medien- und Kommunikationsbranche der Stadt Halle, Halle (Saale); auch unter http://

digital.bibliothek.uni-halle.de/pe/download/pdf/1964850?originalFilename=true (27.1. 2016).

Winden, Willem van (Hg.) (2010): Towards a creative cluster in Halle (Saale). Results of the REDIS Implementation Lab, Halle, 31/5 – 2/6 2010. REDIS Implementation Lab. Halle (Saale), 31.05-02.06. REDIS, o.O; auch unter http://urbact.eu/fileadmin/Projects/REDIS/projects_media/REDIS_Report_ ImplLabHalle_18.10.2010.pdf (9.1.2011).

Winden, Willem van (o.J.): Creating knowledge hotspots in the city: A handbook. Practical guidelines for developing campuses, science quarters, creative districts and other knowledge hotspots, http://urbact.eu/fileadmin/Projects/REDIS/outputs_media/_lhm d_redis_brosch _web.pdf (20.1.2013).

Winkler, Eike (2015): Magdeburg – Industriekultur im Fokus der Stadtentwicklung. Der historische Handelshafen auf dem steinigen Weg zum urbanen Standort für Wissenschaft und Forschung, in: Frank Norbert Nagel (Hg.), Europäische Hafenquartiere zwischen Dornröschenschlaf, Industriekultur und Zukunftsvisionen. Deutschland, Dänemark, United Kingdom, Norderstedt, S. 69–95.

Wissenschaftsrat (2010): Empfehlungen zur Rolle der Fachhochschulen im Hochschulsystem (Drs. 10031-10), Berlin.

Wissenschaftsrat (2013): Empfehlungen zur Weiterentwicklung des Hochschulsystems in Sachsen-Anhalt (Drs. 3231-13), Braunschweig.

Ziegenbein, Brigitta (2007): Universität als Stadtbaustein. Potenziale einer wissensbasierten Stadtentwicklung in den neuen Bundesländern, Weimar.

Zierold, Steffen (2012): Stadtentwicklung durch geplante Kreativität? Kreativwirtschaftliche Entwicklung in ostdeutschen Stadtquartieren, Halle-Wittenberg; auch unter http://www.hof.uni-halle.de/dateien/ab_1_2012.pdf (20.4.2016).

Zorn, Carsten (2009): Von einem bemerkenswerten Sozialexperiment „zwischen den Reformen“. Zwei Jahrzehnte geisteswissenschaftliche Bildung als Ausbildung aus gesellschaftstheoretischer Sicht, in: Heike Solga/Dénis Huschka/Patricia Eilsberger/Gert G. Wagner (Hg.), GeisteswissenschaftlerInnen: kompetent, kreativ, motiviert – und doch chancenlos? Ergebnisse des Expertisenwettbewerbs „Arts and Figures – GeisteswissenschaftlerInnen im Beruf“, Band II, Opladen/Farmington Hills (Mich.), S. 13-42.

ZV MLU MWW, Zielvereinbarung 2015-2019 zwischen dem dem Ministerium für Wissenschaft und Wirtschaft des Landes Sachsen-Anhalt und der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg (2015), http://www.mw.sachsen-anhalt.de/fileadmin/Bibliothek/Politik_und_Verwaltung/MW/Hochschule/Zielvereinbarungen/2015/150129_ZV_MLU_gesamt.pdf (23.3. 2016).

Verzeichnis der Übersichten

Übersicht 1: Methodische Zugänge im Überblick 29
Übersicht 2: Staatliche Hochschulen und Hochschulstädte in Sachsen-Anhalt..... 31
Übersicht 3: Anteil der Studierenden an den Stadteinwohnerschaften in Sachsen-Anhalt 32
Übersicht 4: Hochschulangehörige (Studierende und Mitarbeiter/innen) 32
Übersicht 5: Studierenden- und Fachbereichszahl nach Fachhochschulen und Standort .. 33
Übersicht 6: Nominale Entwicklung der Landesmittel für die Hochschulen (incl. Hochschulmedizin) in Sachsen-Anhalt 2004 bis 2013 34
Übersicht 7: Ausstattungs- und Leistungsdaten des Hochschulsystems in Sachsen-Anhalt in Relation zu sozioökonomischen Grunddaten und Gesamt-Deutschland .. 35
Übersicht 8: Hochschulfinanzierung in Relation zu sozioökonomischen Aspekten 36
Übersicht 9: Außeruniversitäre Forschungseinrichtungen in Sachsen-Anhalt nach Standorten..... 38
Übersicht 10: Außeruniversitäre Forschung in Sachsen-Anhalt nach Fächergruppen 39
Übersicht 11: Wissenschaftslandschaft Sachsen-Anhalt..... 40
Übersicht 12: Wissensgesellschaftstypen in ihrer räumlichen Verteilung 43
Übersicht 13: Wanderungssaldo Halle nach Altersgruppen 2009–2014..... 46
Übersicht 14: Angehörige der Hochschulen in Halle (2014)..... 47
Übersicht 15: Ansiedlungen auf dem Weinberg Campus..... 49
Übersicht 16: Weinberg Campus in Halle (Saale)..... 51
Übersicht 17: Selbstbeschreibung der Ziele und Leistungen des Fachbereichs Wissenschaft, Stadtverwaltung Halle..... 55
Übersicht 18: Mitteldeutsches Multimediazentrum (MMZ) Halle (Saale) 77
Übersicht 19: REDIS-Quartier Halle (Saale)..... 79
Übersicht 20: Das Designhaus..... 83
Übersicht 21: Blick auf den Design-Campus der Burg Giebichenstein 88
Übersicht 22: Neugestalteter Fußgängertunnel zu den Franckeschen Stiftungen 94
Übersicht 23: Angehörige der Hochschulen in Magdeburg (2014) 101
Übersicht 24: Wissenschaftsquartier Magdeburg..... 106
Übersicht 25: Magdeburger Hochschule-Region-Interaktionen: Bearbeitete regionale und demografische Herausforderungen und Interaktionsqualitäten 127
Übersicht 26: Interaktionspartner der Magdeburger Hochschulen..... 129
Übersicht 27: Steckbrief markanter Kennzahlen für die Interaktionen der Magdeburger Hochschulen 130
Übersicht 28: Regionalentwicklungsbezogenes Interaktionsgeflecht Magdeburg..... 131
Übersicht 28: Interaktionsprofil Magdeburg 132
Übersicht 30: Wanderungsbilanz Merseburg 1994-2014 134
Übersicht 31: Angehörige der Hochschule 2014 Merseburg 135
Übersicht 32: Das „Bankhaus“ als Ort studentischen Wohnens 139
Übersicht 33: Trittsteine von der Hochschule in die Innenstadt..... 141
Übersicht 34: Merseburger Hochschule-Region-Interaktionen: Bearbeitete regionale und demografische Herausforderungen und Interaktionsqualitäten 147
Übersicht 35: Interaktionspartner der Hochschule Merseburg 150

Übersicht 36: Steckbrief markanter Kennzahlen für die Interaktionen der Hochschule Merseburg 150
Übersicht 37: Regionalentwicklungsbezogenes Interaktionsgeflecht Merseburg 151
Übersicht 37: Interaktionsprofil Hochschule Merseburg 153
Übersicht 39: Campusplan Wernigerode 154
Übersicht 40: Angehörige der Hochschule Harz in Wernigerode 155
Übersicht 41: Aktivitäten der Hochschule Harz jenseits standardisierter hochschulischer Angebote für die Stadt- und Regionalentwicklung 161
Übersicht 42: Hochschule mit Dampflokanschluss 165
Übersicht 43: Angehörige der Hochschule 2014 in Stendal 171
Übersicht 44: Bildungsakteure in Stendal 178
Übersicht 45: IBA-Projekte in Wittenberg im Überblick 195
Übersicht 46: Homepage zu „Wittenberg nach der Universität“ 202
Übersicht 47: IBA-Hochschulstädte und IBA-Bildungsstädte im Überblick 207
Übersicht 48: Quantitative Präsenz von Hochschulen in den IBA-Bildungsstädten 208
Übersicht 49: Hochschulangehörige pro 100 Einwohner in den IBA-Bildungsstädten .. 209
Übersicht 50: Kooperationen der IBA-Bildungsstädte mit wissenschaftlichen Einrichtungen 213
Übersicht 51: IBA-Bildungsstädte und Wissenschaftseinrichtungen: Kooperationsstatistik 219
Übersicht 52: Bildungs- und zugehörige Bauprojekte 220
Übersicht 53: An-Institute der sachsen-anhaltischen Hochschulen im GSW-Bereich 224
Übersicht 53: Außerhochschulische Kooperationspartner in den Transfergutschein-Projekten an der MLU 2012 nach fachlicher Zuordnung 233
Übersicht 54: Denkbare Evaluierungsmatrix für das Transfergutschein-Programm 234
Übersicht 56: Lokal relevante Forschungsprojekte an der OVGU 2015 238
Übersicht 57: Anwesenheitseffekte von Hochschulen 255
Übersicht 58: Lokale Herausforderungen und Beispiele hochschulischer Aktivitäten für die Stadtentwicklung 261
Übersicht 59: Offene Lehr- und Lernformen im Studium 265
Übersicht 60: Zielkonflikte zwischen konkurrierenden Anforderungen an Hochschulen ... 279
Übersicht 61: Risiken des Kooperierens 280
Übersicht 62: Modell lokalen Hochschulhandelns 284
Übersicht 63: Exemplarische Ableitung hochschulischer Aktivitäten aus lokalen Handlungserfordernissen 288
Übersicht 64: Hochschulische lokale Aktivitäten: Ziele und Umsetzungsinstrumente .. 291
Übersicht 65: Zusammenspiel von Hochschulen und lokalen Partnern 295
Übersicht 66: Akteurskreise der Hochschulen und exemplarische Aktivitäten 297
Übersicht 67: Interaktionspartner der Hochschulen 297
Übersicht 68: Lokales Wissensmanagement: inhaltsbezogenes Arbeitsmodell 299
Übersicht 69: Katalog städtischer Merkmale zur Selbstcharakterisierung 306
Übersicht 70: Wissenschaft-Stadt-interaktionsfokussierte Selbstbeschreibung 309
Übersicht 71: Interaktionstypen in der Hochschule-Stadt-Beziehung 312
Übersicht 72: Interaktionstypen in der Wissenschaft-Stadt-Beziehung 314

Autoren und Mitwirkende

Daniel Hechler M.A., Studium Politikwissenschaft, Philosophie und Neueren Geschichte an der Universität Leipzig. Seit 2002 studentischer und seit 2007 wissenschaftlicher Mitarbeiter, seit 2011 Forschungsreferent am Institut für Hochschulforschung Halle-Wittenberg (HoF) sowie Redakteur der Zeitschrift „die hochschule". Arbeitsschwerpunkte: Hochschulorganisationssoziologie, Hochschule im urbanen Raum. eMail: daniel.hechler@hof.uni-halle.de

Peer Pasternack, Prof. Dr., Studium der Politikwissenschaft an der Universität Leipzig. Seit 2004 Forschungsdirektor bzw. Direktor des Instituts für Hochschulforschung (HoF) an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg (MLU), Lehrveranstaltungen am Institut für Soziologie der MLU und Herausgeber der Zeitschrift „die hochschule. journal für wissenschaft und bildung". Arbeitsschwerpunkte: Hochschulpolitik, Hochschulorganisation, Bildung und Wissenschaft in demografisch herausgeforderten Regionen, Wissenschaftszeitgeschichte. eMail: peer.pasternack@hof.uni-halle.de, Netz: www.peer-pasternack.de

Jens Gillessen, Dr. phil., Studium der Philosophie und Geschichte an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg i.Br. und an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg. 2012-2014 Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Hochschulforschung Halle-Wittenberg (HoF). Seit 2014 Visiting Scholar an der Stanford University (California), Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Philosophie der Universität Leipzig und derzeit Postdoctoral Fellow am Centre de recherche en éthique (CRÉ) der Universität Montréal, Québec/Canada. eMail: jens.gillessen@umontreal.ca

Uwe Grelak M.A., Studium der Germanistik, Philosophie und Biologie an der Universität Leipzig. 2007 Gründung der Agentur Argwohn und selbstständig tätig, parallel seit 2011 freier Mitarbeiter am Institut für Hochschulforschung Halle-Wittenberg (HoF). Dortiger Arbeitsschwerpunkt: Bildung im demografischen Wandel und Bildungszeitgeschichte. eMail: uwe.grelak@hof.uni-halle.de; http://www.argwohn-lektorat.de

Justus Henke, Mag. rer. soc. oec., Volkswirt, seit 2012 wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Hochschulforschung Halle-Wittenberg (HoF). Arbeitsschwerpunkte: Hochschulentwicklung, Bildungsstatistik sowie gesellschaftliche Wirkungen und Interaktionen von Hochschulen. eMail: justus.henke@hof.uni-halle.de

Sebastian Schneider M.A., Studium der Soziologie an der Universität Chemnitz. Seit 2012 Wissenschaftlicher Mitarbeiter am WZW Wissenschaftszentrum Sachsen-Anhalt Wittenberg bzw. am Institut für Hochschulforschung Halle-Wittenberg (HoF). Arbeitsschwerpunkte: Hochschulentwicklung im Kontext des demografischen Wandels; Kopplung von Hochschul- und Regionalentwicklung. eMail: sebastian.schneider@hof.uni-halle.de

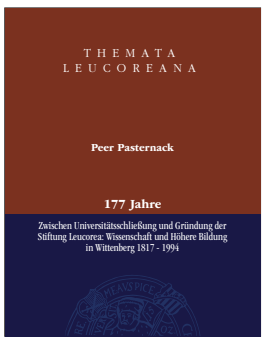
Peggy Trautwein, Dipl.-Soziologin, Studium der Sozialwissenschaften bzw. Soziologie an der Ruhr-Universität Bochum und an der Martin-Luther-Universität Halle-Wit-

tenberg. Seit 2006 studentische und 2011–2017 Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Hochschulforschung Halle-Wittenberg (HoF). Arbeitsschwerpunkte: Hochschulpersonal und Studierende; Governance, Steuerung und Organisation von Hochschulen. eMail: peggy.trautwein@hof.uni-halle.de

Steffen Zierold, Dipl.-Soz., Studium der Soziologie an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg. Seit 2011 wissenschaftlicher Mitarbeiter bzw. Forschungsreferent am Institut für Hochschulforschung Halle-Wittenberg (HoF). Arbeitsschwerpunkte: Kopplung von Hochschul- und Regionalentwicklung in demografisch herausgeforderten Regionen, kultur-und kreativwirtschaftliche Entwicklungen im Kontext der Stadtentwicklung, Hochschulorganisation. eMail: steffen.zierold@hof.uni-halle.de

Ausgewählte Sachsen-Anhalt-Studien aus dem Institut für Hochschulforschung Halle-Wittenberg (HoF)

Siehe auch http://www.hof.uni-halle.de/projekte/referenzraum-sachsen-anhalt/



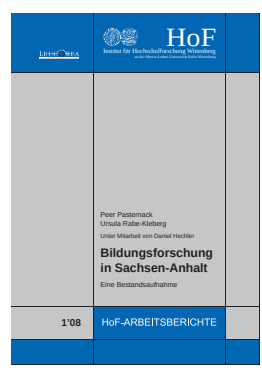
Peer Pasternack: **177 Jahre. Zwischen Universitätsschließung und Gründung der Stiftung Leucorea: Wissenschaft und Höhere Bildung in Wittenberg 1817 – 1994.** Stiftung Leucorea, Wittenberg 2002, 122 S. ISBN 3-933028-53-1. Auch unter http://www.hof.uni-halle.de/wb-nach-der-uni/download/177_jahre.pdf

1817 wurde die Wittenberger Universität aufgehoben und mit Halle vereinigt. Die Darstellung widmet sich der Zeit, in der Wittenberg kein universitärer Standort war. Unterschieden wird zwischen reformationsbezogenen und nichtreformationsbezogenen Aktivitäten: Welche Rolle spielte Wittenberg in den geschichtspolitischen Verarbeitungsversuchen der Reformation, und welche Entwicklung dabei die reformationshistorische Infrastruktur der Stadt Wittenberg? Inwiefern fortexistierte bzw. entstand Wissenschaft und Bildung nach der Universität – so aus Gründen der technologisch-industriellen Innovation oder der zunehmenden Verwissenschaftlichung zahlreicher gesellschaftlicher Bereiche, aus strukturpolitischen Gründen, die zur der Ansiedlung nichtuniversitärer Forschungs- und Bildungseinrichtungen führten, oder aus kulturellen Motiven?



Jens Hüttmann / Peer Pasternack (Hg.): **Wissensspuren. Bildung und Wissenschaft in Wittenberg nach 1945**, Drei-Kastanien-Verlag, Wittenberg 2004, 414 S. ISBN 3-933028-85-X. Auch unter http://www.hof.uni-halle.de /web/dateien/pdf/Wissensspuren.pdf

1994 war in Wittenberg die Stiftung Leucorea gegründet worden. Sie hat seither den Auftrag, in Kooperation mit der Martin-Luther-Universität in Halle/S. den historischen Universitätsstandort in Wittenberg akademisch wiederzubeleben. Der Band liefert eine Bestandsaufnahme von Bildung und Wissenschaft in den fünf Jahrzehnten, die dieser Wiederbelebung vorangegangen waren. Unter den 37 Autorinnen und Autoren finden sich ebenso Wissenschaftler wie Zeitzeugen. Die zentralen Fragen sind: In welcher Weise partizipierten periphere Orte – im Unterschied zu den Metropolen – an der rasanten industrialisierungsbedingten Verbreiterung von Qualifikationserfordernissen, Bildungsbedürfnissen und Verwissenschaftlichungstendenzen? Und wie sind die diesbezüglichen Ausgangsbedingungen für eine Einbindung geografischer Randlagen in wissensgesellschaftliche Entwicklungen zu bewerten?



Peer Pasternack / Ursula Rabe-Kleberg: **Bildungsforschung in Sachsen-Anhalt. Eine Bestandsaufnahme**, unt. Mitarb. v. Daniel Hechler, Institut für Hochschulforschung, Wittenberg 2008. 81 S. Online unter http://www.hof.uni-halle.de/dateien/ab_1_ 2008.pdf

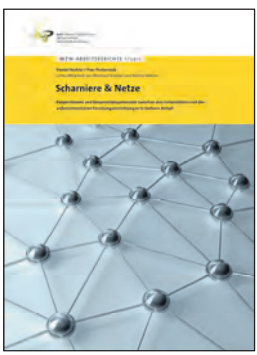
Regionale Bestandsaufnahme des Forschungsfeldes. Es zeigt sich, dass die Bildungsforschung in Sachsen-Anhalt im überre-

gionalen Vergleich dicht vertreten ist, inhaltlich sämtliche Lebenslaufphasen abdeckt, eine beträchtliche Vielfalt an Fächerperspektiven integriert und gleichermaßen eine bedeutsame Rolle in überregionalen Fachkontexten spielt.



Peer Pasternack (Hg.): **Relativ prosperierend. Sachsen, Sachsen-Anhalt und Thüringen: Die mitteldeutsche Region und ihre Hochschulen**, Akademische Verlagsanstalt, Leipzig 2010, 542 S. ISBN 978-3-931982-51-1. Auch unter http://www.hof.uni-halle.de/dateien/pdf/Relativ-prosperierend.pdf

Sachsen, Sachsen-Anhalt und Thüringen stellen in sozioökonomischer Hinsicht die leistungsstärkste Großregion Ostdeutschlands dar. Gemeinsam bezeichnen sich die drei Länder als „Region Mitteldeutschland" und untermauern dies durch länderübergreifende Kooperationen. Zusammen haben sie neun Millionen Einwohner/innen. Innerhalb Ostdeutschlands lässt die mitteldeutsche Region am ehesten erwarten, bis zum Auslaufen des Solidarpakts II im Jahre 2020 in die Nähe des zentralen Solidarpaktziels gelangen zu können: selbsttragende Entwicklungen. Gleichwohl ist die Entwicklung auch dort eine fragmentierte. Neben einigen Leistungsinseln stehen Problemzonen. Die Studien fragen danach, welchen Beitrag die Hochschulen leisten können, um die soziale und ökonomische Entwicklung zu stabilisieren.



Daniel Hechler / Peer Pasternack: **Scharniere & Netze. Kooperationen und Kooperationspotenziale zwischen den Universitäten und den außeruniversitären Forschungseinrichtungen in Sachsen-Anhalt**, unt. Mitarb. v. Reinhard Kreckel und Martin Winter, WZW Wissenschaftszentrum Sachsen-Anhalt, Wittenberg 2011, 107 S., ISBN 978-3-943027-02-0. Online unter http://www.hof.uni-halle.de/dateien/pdf/WZW_Arbeitsberichte_1_2011.pdf

Wissenschaftspolitische Bemühungen um wissenschaftliche Leistungssteigerung zielen auf eine Verstärkung der Kooperation zwischen universitärer und außeruniversitärer Forschung. Kooperationen haben bestimmte Voraussetzungen, insbesondere ein gemeinsames Interesse der potenziellen Partner. Die Interessen sind in der Wissenschaft vorrangig kognitiv bestimmt. Deshalb sind Entfernungswiderstände gegen fachliche Kooperationen eher gering. Zugleich kann aber die räumliche Nähe niedrigere Transaktionskosten einer Zusammenarbeit ermöglichen. Die Gestaltung günstiger Kontexte zielt darauf, Gelegenheitsstrukturen zu schaffen, in denen potenzielle Partner die Chance haben, ihre gemeinsamen Interessen zu entdecken. Im Ergebnis werden kooperationsrelevante Erfolgsfaktoren identifiziert und über den untersuchten Einzelfall hinaus eingeordnet.



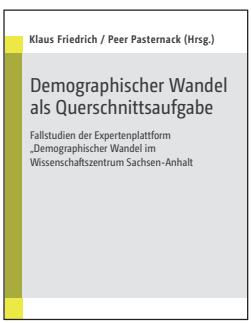
Uwe Grelak / Peer Pasternack (Red.): **Zukunftsgestaltung im demographischen Umbruch. Impulse und Handlungsoptionen aus Sicht der WZW-Expertenplattform „Demographischer Wandel in Sachsen-Anhalt"**, WZW Wissenschaftszentrum Sachsen-Anhalt, Wittenberg 2011, 68 S. ISBN 978-3-943027-01-3. Online unter http://www.hof.uni-halle.de/dateien /pdf/WZW_Reihe_Nr7.pdf

Präsentiert werden Arbeitsergebnisse von 14 Projekten, die seit 2010 an sachsen-anhaltischen Wissenschaftseinrichtungen bearbeitet wurden. Das Spektrum der Themen reicht von der „Anpassung regional wirksamer Steuerungsinstrumente“ und „Daseinsvorsorge in peripheren Räumen“ über „Mobilität in der Fläche“ und „Die Bedeutung des demographischen Wandels für kleine und mittelständische Unternehmen“ bis hin zu „Demographischer Wandel in ländlichen Regionen“ und mehreren bildungsbezogenen Themen: „Das Bildungssystem in schrumpfenden Regionen“, „Die Bildungs-IBA“, „Bestand und ökonomische Bedeutung kognitiver und nicht-kognitiver Fähigkeiten“, „Ingenieurwissenschaftliche Sensibilisierung an allgemein- und berufsbildenden Schulen“, „Neue Aufgaben für Hochschulen und Museen“.



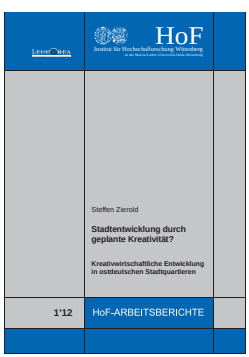
Peter Pasternack / Thomas Erdmenger: **Hochschulen, demografischer Wandel und Regionalentwicklung. Der Fall Sachsen-Anhalt**, WZW Wissenschaftszentrum Sachsen-Anhalt, Wittenberg 2011, 134 S. ISBN 978-3-943027-03-7. Auch unter http://www.hof.uni-halle.de/dateien/pdf/WZW_Arbeitsberichte_2_2011.pdf

Am Beispiel Sachsen-Anhalts sind die zentralen Herausforderungen herausgearbeitet worden, vor denen die Hochschulen in Regionen stehen, die durch demografische und wirtschaftliche Risiken gekennzeichnet sind.



Klaus Friedrich / Peer Pasternack (Hg.): **Demographischer Wandel als Querschnittsaufgabe. Fallstudien der Expertenplattform „Demographischer Wandel“ beim Wissenschaftszentrum Sachsen-Anhalt**, Universitätsverlag Halle, Halle (Saale) 2012, 312 S. ISBN 978-3-8697 7-051-2. Auch unter http://www.universitaetsverlag-halle-wittenberg.de/media/upload/file/Kapitel_Vorworte/Demographischer_Wandel_als_Querschnittsaufgabe.pdf

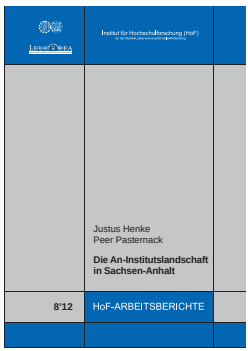
Die Expertenplattform „Demographischer Wandel“ vereint 40 Wissenschaftler/innen, die an Hochschulen und Forschungseinrichtungen Sachsen-Anhalts einschlägige Forschungsprojekte bearbeiten. Dabei geht es u.a. um nachhaltige Siedlungs- und Infrastrukturanpassung, regionale Wirtschafts- und Beschäftigungsförderung, Bildungs- und Qualifizierungsstrategien sowie familienfreundliche und alternssensible Wohn- und Lebensbedingungen.



Steffen Zierold: **Stadtentwicklung durch geplante Kreativität? Kreativwirtschaftliche Entwicklung in ostdeutschen Stadtquartieren**, Institut für Hochschulforschung, Halle-Wittenberg 2012, 63 S. Online unter http://www.hof.uni-halle.de/da teien/ab_1_2012.pdf

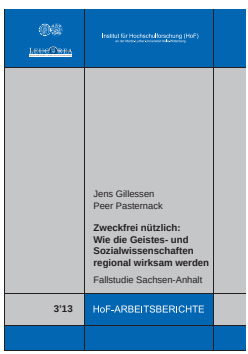
Der generelle gesellschaftliche Wandel von der Industriegesellschaft zur wissensbasierten Dienstleistungsgesellschaft ist in den ostdeutschen Städten mit deindustrialisierenden Transformationsfolgen und einem zugespitzt verlaufenden demografischen Wandel verbunden. Daraus ergeben sich umfassende Anpassungserfordernisse. Dazu zählt die Neuausrichtung der Kommunen, die den Umstrukturierungsprozess gestalten und dabei neue Wege gehen müssen. Hierbei wird in zahlreichen Städten die aktive Förderung der Kultur- und Kreativwirtschaft als eine Möglichkeit betrachtet, produktiv mit den sich überla-

gernden Wandlungsprozessen umzugehen. Die Studie analysiert dies an Beispielen in den Städten Halle (Saale) und Erfurt: Inwieweit ist administrative kommunale Planung in der Lage, Bedingungen zu schaffen, um Kultur- und Kreativwirtschaft zu entwickeln und zu fördern?



Justus Henke / Peer Pasternack: **Die An-Institutslandschaft in Sachsen-Anhalt**, Institut für Hochschulforschung (HoF), Halle-Wittenberg 2012, 36 S. Auch unter http://www.hof.uni-halle.de/web/dateien/pdf/ab_8_2012.pdf

An-Institute als organisatorisch sowie rechtlich eigenständige wissenschaftliche Einrichtungen, die einer Hochschule assoziiert sind, wurden (und werden) seit den 1980er Jahren deutschlandweit eingerichtet. Ihre Leistungsangebote sollen ergänzend bzw. komplementär zur jeweiligen Hochschule sein, also nicht in Konkurrenz zu ihrer Hochschule stehen. Gegenstand systematischer Erkundung waren sie bislang kaum. Im Rahmen einer Studie wurden sie am Fallbeispiel des Landes untersucht, das mit 67 Einrichtungen – davon drei außerhalb des Landes – über die bundesweit dichteste An-Institutslandschaft verfügt: Sachsen-Anhalt. Erstmalig wurde die sachsen-anhaltische An-Institutslandschaft kartiert, anhand wesentlicher Merkmale analysiert und Szenarien für die Weiterentwicklung erörtert. Die Ergebnisse weisen über den regionalen Einzelfall hinaus.



Jens Gillessen / Peer Pasternack: **Zweckfrei nützlich: Wie die Geistes- und Sozialwissenschaften regional wirksam werden. Fallstudie Sachsen-Anhalt**, Institut für Hochschulforschung (HoF), Halle-Wittenberg 2013, 124 S. ISBN 978-3-937573-34-2. Auch unter http://www.hof.uni-halle.de/dateien/ab_3_2013.pdf

Geistes- und Sozialwissenschaften stehen in einer Hinsicht traditionell unter Druck: Ihr Nutzen sei nicht so recht zu erkennen. Vor diesem Hintergrund werden ihre regionalen Entwicklungsbeiträge untersucht und sichtbar gemacht. In einer Außenperspektive finden sich die Ausstattungen und Strukturen der Fächergruppe, ihre spezifischen Wertschöpfungsbeiträge und demografischen Effekte in Augenschein genommen. Qualitativ beschrieben werden ihre Beiträge zur Aufklärung der Gesellschaft, Pflege des kulturellen Erbes und Minimierung gesamtgesellschaftlicher Risiken. In einer ergänzenden Innenperspektive wird das geschichtlich gewachsene – und gegenüber Nützlichkeitsimperativen traditionell skeptische – Selbstverständnis der Fächergruppen auf mögliche regionale Relevanzen hin befragt. Am Ende stehen Handlungsoptionen.



Peer Pasternack / Isabell Maue (Hg.): **Lebensqualität entwickeln in schrumpfenden Regionen. Die Demographie-Expertisen der Wissenschaft in Sachsen-Anhalt**, WZW Wissenschaftszentrum Sachsen-Anhalt, Wittenberg 2013, 166 S. ISBN 978-3-943027-10-5. Auch unter http://www.hof.uni-halle.de/dateien/pdf/WZW_Reihe_Nr11.pdf

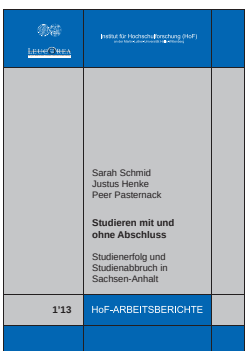
Die Ergebnisse von 40 einschlägigen Projekten werden niedrigschwellig präsentiert: In kurz gefassten und übersichtlich aufgebauten Artikeln finden sich Ergebnisse sowie Handlungsoptionen formuliert. Es wird deutlich: Nahezu jedes Thema, das im Zuge des demografischen Wandels Relevanz gewinnt, wird

an mindestens einer Hochschule oder außeruniversitären Forschungseinrichtung Sachsen-Anhalts wissenschaftlich bearbeitet. Welche Expertise damit vor Ort abrufbar ist, lässt sich hier im Überblick eruieren.



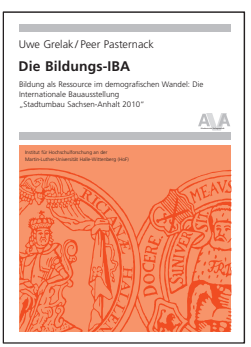
Peer Pasternack / Reinhold Sackmann (Hg.): **Vier Anläufe: Soziologie an der Universität Halle-Wittenberg. Bausteine zur lokalen Biografie des Fachs vom Ende des 19. bis zum Beginn des 21. Jahrhunderts**, Mitteldeutscher Verlag, Halle (Saale) 2013, 256 S. ISBN 978-3-95462-070-8. **Anhang** online unter http://www.soziologie.uni-halle.de/publikationen/vier-anlaeufe/anhang_buch.pdf

Seit 1963, also seit 50 Jahren, wird an der Martin-Luther-Universität ununterbrochen soziologisch gelehrt und geforscht. Die Soziologie hatte dort eine bewegte Geschichte. Insgesamt benötigte sie vier Anläufe zu ihrer Institutionalisierung, angefangen bei der Einrichtung des ersten Lehrstuhls für Soziologie 1930 (bis 1933) und des ersten Instituts für Soziologie 1947 (bis 1949) über eine „Kommission für konkret-soziologische Forschungen“ (1963), aus der dann der Wissenschaftsbereich Soziologie an der Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät hervorging (1965-1990), bis hin zur Neugründung des heutigen Instituts für Soziologie 1992. Teil der Darstellung ist die Vorgeschichte der Halleschen Soziologie seit dem Ende des 19. Jahrhunderts. Ab den 70er Jahren dann war die Universität Halle eine von nur drei Hochschulen in der DDR, an der ein Direktstudium Soziologie absolviert werden konnte. Daneben war auch an mehreren anderen Einrichtungen der Universität soziologisch gearbeitet worden, so zur Literatur-, Medizin- oder Sportsoziologie. Auch diese Aktivitäten werden dokumentiert.



Sarah Schmid / Justus Henke / Peer Pasternack: **Studieren mit und ohne Abschluss. Studienerfolg und Studienabbruch in Sachsen-Anhalt**, Institut für Hochschulforschung, Halle-Wittenberg 2013. 77 S. Auch unter http://www.hof.uni-halle.de/dat eien/ab_1_2013.pdf

Der Report ermittelte erstmals für Sachsen-Anhalt hochschul- und fächergruppenspezifische Studienerfolgsquoten. Hierfür wurde ein entsprechendes Berechnungsmodell entwickelt und angewandt. Deutlich wurde: Die Hochschulen Sachsen-Anhalts vermochten es, einen Zuwachs an Studierenden innerhalb von zehn Jahren um fast 50 % zu bewältigen. Die studienberechtigten Schulabsolventen Sachsen-Anhalts – vor allem solche mit Fachhochschulreife – konnten gut in das Hochschulsystem überführt werden. Das starke Anwachsen der Hochschulbildungsbeteiligung konnte bewältigt werden, ohne dass Studienabbrüche deutlich zunahmen. Gleichwohl bestehen Herausforderungen: Die Studienerfolgsquoten Sachsen-Anhalts entsprechen 92 % des Bundeswertes.



Uwe Grelak / Peer Pasternack: **Die Bildungs-IBA. Bildung als Problembearbeitung im demografischen Wandel: Die Internationale Bauausstellung „Stadtumbau Sachsen-Anhalt 2010“**, Akademische Verlagsanstalt, Leipzig 2014, 504 S. Auch unter http://www.hof.uni-halle.de/web/dateien/pdf/Die-Bildungs-IBA.pdf

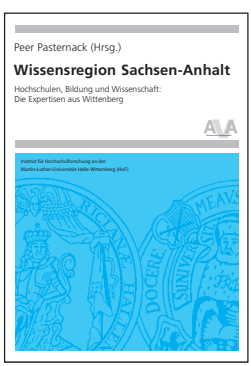
Die Internationale Bauausstellung „Stadtumbau Sachsen-Anhalt 2010“ (2002–2010) war ein Experiment von bundesweiter Bedeutung, das auch in internationalen Fachkreisen Beachtung

gefunden hat: Die IBA zielte darauf, der Herausforderung schrumpfender Städte zu begegnen, indem diese Städte selbst exemplarische Antworten entwickeln. Insgesamt 19 Städte hatten sich an der IBA beteiligt. 15 dieser Städte entwickelten dafür lokale Profile, die auf Bildungsfragen entweder fokussiert waren oder diese explizit einbezogen. Sie hatten erkannt: Den weniger vorhandenen Menschen müssen unter Schrumpfungsbedingungen mehr bildungsinduzierte Teilhabechancen eröffnet werden, wenn die allgemeine Wohlfahrt gesichert werden soll. Diese 15 Städte werden hier untersucht.



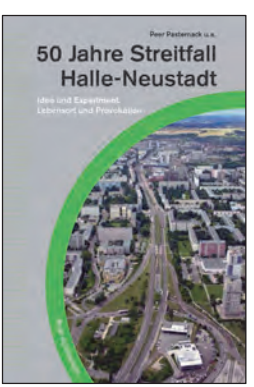
Benjamin Köhler / Isabell Maue / Peer Pasternack: **Sachsen-Anhalt-Forschungslandkarte Demografie**, Institut für Hochschulforschung (HoF), Halle-Wittenberg 2014, 84 S. ISBN 978-3-937573-44-1. Auch unter http://www.hof.uni-halle.de/dateien/pdf/01_Demografie_FLK-LSA_DINA5.pdf

Es werden die Forschungslandschaft zum demografischen Wandel systematisiert, inhaltliche Schwerpunkte und Lücken herausgearbeitet sowie die diesbezüglich tätigen Institute mit ihren demografierelevanten Projekten in kurzen Steckbriefen vorgestellt. Insgesamt an 38 wissenschaftlichen Einrichtungen Sachsen-Anhalts wird zum demografischen Wandel geforscht, wobei in den zurückliegenden fünf Jahren insgesamt 94 einschlägige Forschungsprojekte durchgeführt wurden. Thematisch konzentrieren sich die wissenschaftlichen Aktivitäten zum demografischen Wandel auf die Felder „Gesundheit & Alter“, „Bildung & Wissenschaft“, „Wirtschaft & Beschäftigung“ sowie „Raumbezogene Fragen“. Unausgeschöpfte Kooperationsressourcen zwischen Wissenschaft und Praxisakteuren bestehen dagegen vor allem beim Thema Stadtumbau.



Peer Pasternack (Hg.): **Wissensregion Sachsen-Anhalt. Hochschule, Bildung und Wissenschaft: Die Expertisen aus Wittenberg**, Akademische Verlagsanstalt, Leipzig 2014, 225 S. ISBN 978-3-931982-88-1. Auch unter http://www.hof.uni-halle.de/dateien/pdf/Pasternack_LSA_Studien.pdf

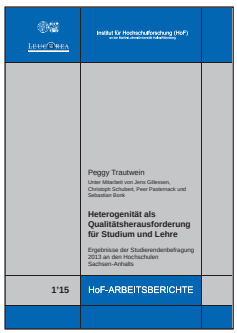
33 HoF-Studien zur Wissensregion Sachsen-Anhalt – die möchte man nicht unbedingt alle in aller Ausführlichkeit lesen. Aber vielleicht die wichtigsten Resultate. Daher sind diese für den schnellen Leser zusammengefasst worden, jeweils auf drei Seiten, dazu Handlungsoptionen, die sich aus den Untersuchungsergebnissen ableiten lassen. Für HoF ist Sachsen-Anhalt vor allem ein sozialwissenschaftlich ‚interessanter Fall‘. Seit seiner Gründung widmet das Institut daher seinem Sitzland eine spezielle Aufmerksamkeit. Die Überschriften der fünf Hauptkapitel des Bandes markieren zugleich die Breite der realisierten Forschungen: „Stadtentwicklungspotenziale“, „Forschungspotenziale“, „Bildungspotenziale“, „Organisations- und Steuerungspotenziale“ sowie „Zeitgeschichte als Ressource“.



Peer Pasternack u.a.: **50 Jahre Streitfall Halle-Neustadt. Idee und Experiment. Lebensort und Provokation**, Mitteldeutscher Verlag, Halle (Saale) 2014, 608 + XXXII S.

Seit 1964 errichtet, wurde Halle-Neustadt – heute größter Stadtteil von Halle (Saale) – 2014 50 Jahre alt. 25 der bisherigen Jahre lagen in der DDR, weitere 25 dann im vereinigten Deutschland. Unumstritten war Halle-Neustadt von Beginn an

nicht. Der industrielle Plattenbau brach gründlich mit der Vorstellung von der gewachsenen Stadt. Doch die Einwohner arrangierten sich. Ab 1990 verwandelte sich Halle-Neustadt in rasend kurzer Zeit vom Prototyp der geplant expandierenden sozialistischen Stadt in der DDR zum Prototyp der ungeplant schrumpfenden Stadt in Ostdeutschland. Indes: So wie die einst gebraucht worden war für 90.000 Menschen, so wird sie heute benötigt für 45.000. Peer Pasternack und 46 weitere AutorInnen liefern in 123 Artikeln, illustriert mit 300 Abbildungen, kontroverse Ansichten zu dieser größten Stadt, die nach 1945 im Osten Deutschland errichtet worden war.



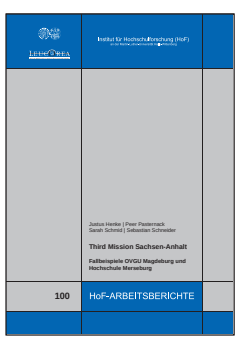
Peggy Trautwein: **Heterogenität als Qualitätsherausforderung für Studium und Lehre. Ergebnisse der Studierendenbefragung 2013 an den Hochschulen Sachsen-Anhalts**, unt. Mitarb. v. Jens Gillessen, Christoph Schubert, Peer Pasternack und Sebastian Bonk, Institut für Hochschulforschung (HoF), Halle-Wittenberg 2015, 116 S. Auch unter http://www.hof.uni-halle.de/web/dateien/pdf/HoF-AB-15-1.pdf

Die Studie ermittelt den Stand der Heterogenität Studierender an den Hochschulen in Sachsen-Anhalt. Ausgehend von den demographischen Entwicklungen mit dem Rückgang der studienanfängerrelevanten Altersjahrgänge wird es zukünftig darum gehen, sowohl die Öffnung der Hochschule voranzutreiben als auch der daran gebundenen zunehmenden Heterogenität der Studierenden konstruktiv zu begegnen, um damit gepaarte erhöhte Abbruchrisiken nicht in eine Steigerung der Studienabbruchzahlen münden zu lassen.



Peer Pasternack: **25 Jahre Wissenschaftspolitik in Sachsen-Anhalt: 1990–2015**, Institut für Hochschulforschung (HoF), Halle-Wittenberg 2016, 90 S. ISBN 978-3-93757 3-54-0. Online unter http://www.hof.uni-halle.de/web/datei en/pdf/ab_101.pdf

Wissenschaftspolitik umfasst in ihrem Kern die Forschungs- und die Hochschulpolitik. In diesen Policy-Feldern werden Entscheidungen erzeugt und umgesetzt, welche die Rahmenbedingungen für die inhaltlichen Leistungserbringungen der Wissenschaft schaffen und erhalten. Einleitend werden Akteure, Adressaten und Funktionslogiken sowie Prozesse und Interaktionen der Wissenschaftspolitik im allgemeinen und in Sachsen-Anhalt verhandelt, um dann die zentralen wissenschaftspolitischen Entwicklungen der zurückliegenden 25 Jahre anhand ihrer prägenden Konkurrenzen und Konflikte verdichtend zu resümieren.



Justus Henke / Peer Pasternack / Sarah Schmid / Sebastian Schneider: **Third Mission Sachsen-Anhalt. Fallbeispiele OVGU Magdeburg und Hochschule Merseburg**, Halle-Wittenberg 2016, 92 S. Auch unter http://www.hof.uni-halle. .de/web/dateien/pdf/AB_100_ThM-LSA.pdf

Sachsen-Anhalt ist im Hinblick auf die Third Mission eine besondere Hochschullandschaft: Die Zielvereinbarungen des Landes mit den Hochschulen nehmen explizit Bezug auf die Third Mission. Die Hochschulen haben sich in ihren Hochschulentwicklungsplänen eigene Third-Mission-Ziele gesetzt. Und Sachsen-Anhalt gehört aufgrund der wirtschaftlichen und demografischen Entwicklung zu den am meisten herausgeforderten Bundesländern, was die Erreichung „gleichwertiger Lebensverhältnisse“ angeht –

entsprechend hoch sind auch die Erwartungen an die ansässigen Hochschulen, hierzu Beiträge zu leisten. Für zwei sachsen-anhaltische Hochschulen wird der Stand der Third Mission exemplarisch untersucht.



Verbundprojekt Heterogenität als Qualitätsherausforderung für Studium und Lehre „HET LSA“ (Hg.): **Damit das Studium für alle passt. Konzepte und Beispiele guter Praxis aus Studium und Lehre in Sachsen-Anhalt**, Magdeburg 2017, 149 S. ISBN 978-3-937573-57-1. Online unter http://www.hof.uni-halle.de/publikation/damit-das-studium-fuer-alle-passt-2017/

Die Beiträge von Lehrenden und Hochschulpraktikern in der Broschüre zeigen Möglichkeiten auf, Veränderungen in der Hochschullehre in die eigene Lehrpraxis zu integrieren und geben konkrete Hinweise und Empfehlungen für die eigene Übertragbarkeit. Die Themenauswahl reicht von Maßnahmen zur Professionalisierung von Lehre und Studienberatung bis zur curricularen Optimierung der Studieneingangsphase. Redaktionell verantwortlich war die am HoF angesiedelte Verbund-Transferstelle „Qualität der Lehre“.

Schriftenreihe „Hochschul- und Wissenschaftsforschung Halle-Wittenberg“

Peer Pasternack (Hg.): *Kurz vor der Gegenwart. 20 Jahre zeitgeschichtliche Aktivitäten am Institut für Hochschulforschung Halle-Wittenberg (HoF) 1996–2016*, BWV – Berliner Wissenschafts-Verlag, Berlin 2017, 291 S.

Justus Henke / Peer Pasternack / Sarah Schmid: *Mission, die dritte. Die Vielfalt jenseits hochschulischer Forschung und Lehre: Konzept und Kommunikation der Third Mission*, BWV – Berliner Wissenschafts-Verlag, Berlin 2017, 274 S.

Uwe Grelak / Peer Pasternack: *Theologie im Sozialismus. Konfessionell gebundene Institutionen akademischer Bildung und Forschung in der DDR. Eine Gesamtübersicht*, BWV – Berliner Wissenschafts-Verlag, Berlin 2016, 341 S.

Peer Pasternack: *20 Jahre HoF. Das Institut für Hochschulforschung Halle-Wittenberg 1996–2016: Vorgeschichte – Entwicklung – Resultate*, BWV – Berliner Wissenschafts-Verlag, Berlin 2016, 273 S.

Peer Pasternack / Isabell Maue: *Die BFI-Policy-Arena in der Schweiz. Akteurskonstellation in der Bildungs-, Forschungs- und Innovationspolitik*, unt. Mitarb. v. Daniel Hechler, Tobias Kolasinski und Henning Schulze, BWV Berliner Wissenschafts-Verlag, Berlin 2016, 327 S.

Peer Pasternack: *Die DDR-Gesellschaftswissenschaften post mortem: Ein Vierteljahrhundert Nachleben (1990–2015). Zwischenfazit und bibliografische Dokumentation*, unt. Mitarb. v. Daniel Hechler, BWV Berliner Wissenschafts-Verlag, Berlin 2016, 613 S.

Peer Pasternack: *Die Teilakademisierung der Frühpädagogik. Eine Zehnjahresbeobachtung*, unter Mitwirkung von Jens Gillessen, Daniel Hechler, Johannes Keil, Karsten König, Arne Schildberg, Christoph Schubert, Viola Strittmatter und Nurdin Thielemann, Akademische Verlagsanstalt, Leipzig 2015, 393 S.

Daniel Hechler / Peer Pasternack: *Künstlerische Hochschulen in der DDR. 25 Jahre zeithistorische Aufklärung 1990–2015: Eine Auswertung mit bibliografischer Dokumentation*, Akademische Verlagsanstalt, Leipzig 2015, 146 S.

Justus Henke / Peer Pasternack / Steffen Zierold (Hg.): *Schaltzentralen der Regionalentwicklung: Hochschulen in Schrumpfungsregionen*, Akademische Verlagsanstalt, Leipzig 2015, 330 S.

Peer Pasternack: *Akademische Medizin in der DDR. 25 Jahre Aufarbeitung 1990–2014*, Akademische Verlagsanstalt, Leipzig 2015, 274 S.

Roland Bloch / Monique Lathan / Alexander Mitterle / Doreen Trümpler / Carsten Würmann: *Wer lehrt warum? Strukturen und Akteure der akademischen Lehre an deutschen Hochschulen*, Akademische Verlagsanstalt, Leipzig 2014, 274 S.

Peer Pasternack (Hg.): *Wissensregion Sachsen-Anhalt. Hochschule, Bildung und Wissenschaft: Die Expertisen aus Wittenberg*, Akademische Verlagsanstalt, Leipzig 2014, 225 S.

Johannes Keil: *Und der Zukunft zugewandt? Die Weiterbildung an der Humboldt-Universität zu Berlin 1945-1989*, Akademische Verlagsanstalt, Leipzig 2014, 358 S.

Uwe Grelak / Peer Pasternack: *Die Bildungs-IBA. Bildung als Ressource im demografischen Wandel: Die Internationale Bauausstellung „Stadtumbau Sachsen-Anhalt 2010“,* Akademische Verlagsanstalt, Leipzig 2014, 504 S.

Romy Hilbrich / Karin Hildebrandt / Robert Schuster (Hg.): *Aufwertung von Lehre oder Abwertung der Professur? Die Lehrprofessur im Spannungsfeld von Lehre, Forschung und Geschlecht*, Akademische Verlagsanstalt, Leipzig 2014, 330 S.

Reinhard Kreckel / Karin Zimmermann: *Hasard oder Laufbahn. Akademische Karrierestrukturen im internationalen Vergleich,* Akademische Verlagsanstalt, Leipzig 2014, 277 S.

Peer Pasternack (Hg.): *Jenseits der Metropolen. Hochschulen in demografisch herausgeforderten Regionen,* Akademische Verlagsanstalt, Leipzig 2013, 571 S.

Daniel Hechler / Peer Pasternack: *Traditionsbildung, Forschung und Arbeit am Image. Die ostdeutschen Hochschulen im Umgang mit ihrer Zeitgeschichte*, Akademische Verlagsveranstalt, Leipzig 2013, 505 S.

Peer Pasternack (Hg.): *Hochschulen nach der Föderalismusreform,* Akademische Verlagsanstalt, Leipzig 2011, 368 S.

Peer Pasternack (Hg.): *Relativ prosperierend. Sachsen, Sachsen-Anhalt und Thüringen: Die mitteldeutsche Region und ihre Hochschulen,* Akademische Verlagsanstalt, Leipzig 2010, 547 S.

Eva Bosbach: *Von Bologna nach Boston? Perspektiven und Reformansätze in der Doktorandenausbildung anhand eines Vergleichs zwischen Deutschland und den USA*, Akademische Verlagsanstalt, Leipzig 2009, 182 S.

Roland Bloch: *Flexible Studierende? Studienreform und studentische Praxis,* Akademische Verlagsanstalt, Leipzig 2009, 336 S.

Reinhard Kreckel (Hg.): *Zwischen Promotion und Professur. Das wissenschaftliche Personal in Deutschland im Vergleich mit Frankreich, Großbritannien, USA, Schweden, den Niederlanden, Österreich und der Schweiz,* Akademische Verlagsanstalt, Leipzig 2008, 400 S.

Anke Burkhardt (Hg.): *Wagnis Wissenschaft. Akademische Karrierewege und das Fördersystem in Deutschland,* Akademische Verlagsanstalt, Leipzig 2008, 691 S.

Peer Pasternack (Hg.): *Stabilisierungsfaktoren und Innovationsagenturen. Die ostdeutschen Hochschulen und die zweite Phase des Aufbau Ost,* Akademische Verlagsanstalt, Leipzig 2007, 471 S.

Robert D. Reisz / Manfred Stock: *Inklusion in Hochschulen. Beteiligung an der Hochschulbildung und gesellschaftlichen Entwicklung in Europa und in den USA (1950-2000).* Lemmens Verlag, Bonn 2007, 148 S.

Peer Pasternack: *Qualität als Hochschulpolitik? Leistungsfähigkeit und Grenzen eines Policy-Ansatzes.* Lemmens Verlag, Bonn 2006, 558 S.

Anke Burkhardt / Karsten König (Hg.): *Zweckbündnis statt Zwangsehe: Gender Mainstreaming und Hochschulreform.* Lemmens Verlag, Bonn 2005, 264 S.

Reinhard Kreckel: *Vielfalt als Stärke. Anstöße zur Hochschulpolitik und Hochschulforschung.* Lemmens Verlag, Bonn 2004, 203 S.

Irene Lischka / Andrä Wolter (Hg.): *Hochschulzugang im Wandel? Entwicklungen, Reformperspektiven und Alternativen*. Beltz Verlag, Weinheim/Basel 2001, 302 S.

Jan-Hendrik Olbertz / Peer Pasternack / Reinhard Kreckel (Hg.): *Qualität – Schlüsselfrage der Hochschulreform.* Beltz Verlag, Weinheim/Basel 2001, 341 S.

Barbara M. Kehm / Peer Pasternack: *Hochschulentwicklung als Komplexitätsproblem. Fallstudien des Wandels,* Deutscher Studien Verlag, Weinheim 2001, 254 S.

Peer Pasternack (Hg.): *DDR-bezogene Hochschulforschung. Eine thematische Eröffnungsbilanz aus dem HoF Wittenberg.* Deutscher Studien Verlag, Weinheim 2001, 315 S.

Peter Altmiks (Hg.): *Gleichstellung im Spannungsfeld der Hochschulfinanzierung.* Deutscher Studien Verlag, Weinheim 2000, 107 S.

Peer Pasternack: *Hochschule & Wissenschaft in SBZ / DDR / Ostdeutschland 1945-1995. Annotierte Bibliographie für den Erscheinungszeitraum 1990-1998.* Deutscher Studien Verlag, Weinheim 1999, 567 S.

Jan-Hendrik Olbertz / Peer Pasternack (Hg.): *Profilbildung – Standards – Selbststeuerung. Ein Dialog zwischen Hochschulforschung und Reformpraxis,* hrsg. unt. Mitarb. v. Gertraude Buck-Bechler und Heidrun Jahn. Deutscher Studien Verlag, Weinheim 1999, 291 S.

Peer Pasternack: *Demokratische Erneuerung. Eine universitätsgeschichtliche Untersuchung des ostdeutschen Hochschulumbaus 1989-1995. Mit zwei Fallstudien: Universität Leipzig und Humboldt-Universität zu Berlin.* Deutscher Studien Verlag, Weinheim 1999, 427 S.

Heidrun Jahn / Jan-Hendrik Olbertz (Hg.): *Neue Stufen – alte Hürden? Flexible Hochschulabschlüsse in der Studienreformdebatte*. Deutscher Studien Verlag, Weinheim 1998, 120 S.

Weitere Buchveröffentlichungen aus dem Institut für Hochschulforschung (HoF) 2012–2017

Peer Pasternack / Benjamin Baumgarth / Anke Burkhardt / Sabine Paschke / Nurdin Thielemann: *Drei Phasen. Die Debatte zur Qualitätsentwicklung in der Lehrer_innenbildung*, W. Bertelsmann Verlag, Bielefeld 2017, 399 S.

Verbundprojekt Heterogenität als Qualitätsherausforderung für Studium und Lehre (Hg.): *Damit das Studium für alle passt. Konzepte und Beispiele guter Praxis aus Studium und Lehre in Sachsen-Anhalt*, Magdeburg 2017, 149 S.

Benjamin Baumgarth / Justus Henke / Peer Pasternack: *Inventur der Finanzierung des Hochschulsystems. Mittelvolumina und Mittelflüsse im deutschen Hochschulsystem*, Hans-Böckler-Stiftung, Düsseldorf 2016, 134 S.

Anke Burkhardt: *Professorinnen, Professoren, Promovierte und Promovierende an Universitäten. Leistungsbezogene Vorausberechnung des Personalbedarfs und Abschätzung der Kosten für Tenure-Track-Professuren*, GEW, Frankfurt a.M. 2016, 67 S.

Peer Pasternack / Isabell Maue: *Die Akteurskonstellationen im Schweizer Bildungs-, Forschungs- und Innovationssystem*, unt. Mitarb. v. Tobias Kolasinski, Schweizerischer Wissenschafts- und Innovationsrat (SWIR), Bern 2015, 71 S.

Anke Burkhardt / Sigrun Nickel (Hg.): *Die Juniorprofessur. Neue und alte Qualifizierungswege im Vergleich*, edition sigma, Baden-Baden 2015, 456 S.

Michael Fritsch / Peer Pasternack / Mirko Titze (Hg.): *Schrumpfende Regionen – dynamische Hochschulen. Hochschulstrategien im demografischen Wandel*, Springer VS-Verlag, Wiesbaden 2015, 302 S.

Verbundprojekt Heterogenität als Qualitätsherausforderung für Studium und Lehre (Hg.): *Damit das Studium für alle passt. Konzepte und Beispiele guter Praxis aus Studium und Lehre in Sachsen-Anhalt*, Magdeburg 2015, 144 S.

Peer Pasternack: *Qualitätsstandards für Hochschulreformen. Eine Auswertung der deutschen Hochschulreformqualitäten in den letzten zwei Jahrzehnten*, Bielefeld 2014, 224 S.

Benjamin Köhler / Isabell Maue / Peer Pasternack: *Sachsen-Anhalt-Forschungslandkarte Demografie,* Institut für Hochschulforschung (HoF), Halle-Wittenberg 2014, 84 S.

Peer Pasternack u.a.: *50 Jahre Streitfall Halle-Neustadt. Idee und Experiment. Lebensort und Provokation,* Mitteldeutscher Verlag, Halle (Saale) 2014, 608 + XXXII S.

Peer Pasternack / Isabell Maue (Hg.): *Lebensqualität entwickeln in schrumpfenden Regionen. Die Demographie-Expertisen der Wissenschaft in Sachsen-Anhalt,* WZW Wissenschaftszentrum Sachsen-Anhalt, Wittenberg 2013, 166 S.

Peer Pasternack / Reinhold Sackmann (Hg.): *Vier Anläufe: Soziologie an der Universität Halle-Wittenberg. Bausteine zur lokalen Biografie des Fachs vom Ende des 19. bis zum Beginn des 21. Jahrhunderts,* Mitteldeutscher Verlag, Halle (Saale) 2013, 256 S.

Sebastian Bonk / Florian Key / Peer Pasternack (Hg.): *Rebellion im Plattenbau. Die Offene Arbeit in Halle-Neustadt 1977–1983. Katalog zur Ausstellung,* Institut für Hochschulforschung (HoF), Halle-Wittenberg 2013, 48 S.

Klaus Friedrich / Peer Pasternack (Hg.): *Demographischer Wandel als Querschnittsaufgabe. Fallstudien der Expertenplattform „Demographischer Wandel" beim Wissenschaftszentrum Sachsen-Anhalt,* Universitätsverlag Halle, Halle (Saale) 2012, 312 S.

Peer Pasternack: *Zwischen Halle-Novgorod und Halle-New Town. Der Ideenhaushalt Halle-Neustadts* (Der Hallesche Graureiher 2/12), Institut für Soziologie der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, Halle (Saale) 2012, 112 S.

HoF-Handreichungen

Online unter http://www.hof.uni-halle.de/journal/handreichungen.htm

Justus Henke / Peer Pasternack: *Hochschulsystemfinanzierung. Wegweiser durch die Mittelströme*, Halle-Wittenberg 2017, 93 S.

Justus Henke / Peer Pasternack / Sarah Schmid: *Third Mission bilanzieren. Die dritte Aufgabe der Hochschulen und ihre öffentliche Kommunikation*, Halle-Wittenberg 2016, 109 S.

Martina Dömling / Peer Pasternack: *Studieren und bleiben. Berufseinstieg internationaler HochschulabsolventInnen in Deutschland*, Halle-Wittenberg 2015, 98 S.

Justus Henke / Romy Höhne / Peer Pasternack / Sebastian Schneider: *Mission possible – Gesellschaftliche Verantwortung ostdeutscher Hochschulen: Entwicklungschance im demografischen Wandel*, Halle-Wittenberg 2014, 118 S.

Jens Gillessen / Isabell Maue (Hg.): *Knowledge Europe – EU-Strukturfondsfinanzierung für wissenschaftliche Einrichtungen*, Halle-Wittenberg 2014, 127 S.

Peer Pasternack / Steffen Zierold: *Überregional basierte Regionalität. Hochschulbeiträge zur Entwicklung demografisch herausgeforderter Regionen. Kommentierte Thesen,* unt. Mitarb. v. Thomas Erdmenger, Jens Gillessen, Daniel Hechler, Justus Henke und Romy Höhne, Halle-Wittenberg 2014, 120 S.

Peer Pasternack / Johannes Keil: *Vom ‚mütterlichen' Beruf zur differenzierten Professionalisierung. Ausbildungen für die frühkindliche Pädagogik,* Halle-Wittenberg 2013, 107 S.

Peer Pasternack (Hg.): *Regional gekoppelte Hochschulen. Die Potenziale von Forschung und Lehre für demografisch herausgeforderte Regionen,* Halle-Wittenberg 2013, 99 S.

Peer Pasternack / Daniel Hechler: *Hochschulzeitgeschichte. Handlungsoptionen für einen souveränen Umgang,* Halle-Wittenberg 2013, 99 S.

Daniel Hechler / Peer Pasternack: *Hochschulorganisationsanalyse zwischen Forschung und Beratung,* Halle-Wittenberg 2012, 99 S.

die hochschule. journal für wissenschaft und bildung

Herausgegeben für das Institut für Hochschulforschung (HoF) von Peer Pasternack. Redaktion: Daniel Hechler

Ältere Hefte online unter http://www.hof.uni-halle.de/journal/archiv.htm

Themenhefte:

Daniel Hechler / Peer Pasternack (Hg.): *Einszweivierpunktnull. Digitalisierung von Hochschule als Organisationsproblem. Folge 2* (2017, 176 S.; € 17,50)

Daniel Hechler / Peer Pasternack (Hg.): *Einszweivierpunktnull. Digitalisierung von Hochschule als Organisationsproblem* (2017, 193 S.; € 17,50)

Peter Tremp / Sarah Tresch (Hg.): *Akademische Freiheit. ‚Core Value' in Forschung, Lehre und Studium* (2016, 181 S.; € 17,50)

Cort-Denis Hachmeister / Justus Henke / Isabel Roessler / Sarah Schmid (Hg.): *Gestaltende Hochschulen. Beiträge und Entwicklungen der Third Mission* (2016, 170 S.; € 17,50)

Marion Kamphans / Sigrid Metz-Göckel / Margret Bülow-Schramm (Hg.): *Tabus und Tabuverletzungen an Hochschulen* (2015, 214 S.; € 17,50)

Daniel Hechler / Peer Pasternack (Hrsg.): *Ein Vierteljahrhundert später. Zur politischen Geschichte der DDR-Wissenschaft* (2015, 185 S.; € 17,50)

Susen Seidel / Franziska Wielepp (Hg.): *Diverses. Heterogenität an der Hochschule* (2014, 216 S.; € 17,50)

Peer Pasternack (Hg.): *Hochschulforschung von innen und seitwärts. Sichtachsen durch ein Forschungsfeld* (2014, 226 S.; € 17,50)

Jens Gillessen / Johannes Keil / Peer Pasternack (Hg.): *Berufsfelder im Professionalisierungsprozess. Geschlechtsspezifische Chancen und Risiken* (2013, 198 S.; € 17,50)

Martin Winter / Carsten Würmann (Hg.): *Wettbewerb und Hochschulen. 6. Jahrestagung der Gesellschaft für Hochschulforschung in Wittenberg* (2012, 328 S.; € 17,50).

Karsten König / Rico Rokitte: *Weltoffen von innen? Wissenschaft mit Migrationshintergrund* (2012, 210 S.; € 17,50)

Edith Braun / Katharina Kloke / Christian Schneijderberg (Hg.): *Disziplinäre Zugänge zur Hochschulforschung* (2011, 212 S.; € 17,50)

Peer Pasternack (Hg.): *Hochschulföderalismus* (2011, 217 S.; € 17,50)

Carsten Würmann / Karin Zimmermann (Hg.): *Hochschulkapazitäten – historisch, juristisch, praktisch* (2010, 216 S.; € 17,50)

Georg Krücken / Gerd Grözinger (Hg.): *Innovation und Kreativität an Hochschulen* (2010, 211 S.; € 17,50)

Daniel Hechler / Peer Pasternack (Hg.): *Zwischen Intervention und Eigensinn. Sonderaspekte der Bologna-Reform* (2009, 215 S.; € 17,50)

Peer Pasternack (Hg.): *Hochschulen in kritischen Kontexten. Forschung und Lehre in den ostdeutschen Regionen* (2009, 203 S.; € 17,50)

Robert D. Reisz / Manfred Stock (Hg.): *Private Hochschulen – Private Higher Education* (2008, 166 S.; € 17,50)

Martin Winter: *Reform des Studiensystems. Analysen zum Bologna-Prozess* (2007, 218 S.; € 17,50)

Peer Pasternack: *Forschungslandkarte Ostdeutschland,* unt. Mitarb. v. Daniel Hechler (Sonderband 2007, 299 S., € 17,50)

Reinhard Kreckel / Peer Pasternack (Hg.): *10 Jahre HoF* (2007, 197 S., € 17,50)

Karsten König (Hg.): *Verwandlung durch Verhandlung? Kontraktsteuerung im Hochschulsektor* (2006, 201 S.; € 17,50)

Georg Krücken (Hg.): *Universitäre Forschung im Wandel* (2006, 224 S.; € 17,50)

Manfred Stock / Andreas Wernet (Hg.): *Hochschule und Profession* (2005, 278 S, € 17,50)

Konjunkturen und Krisen. Das Studium der Natur- und Technikwissenschaften in Europa (2005, 246 S.; € 17,50)

HoF-Arbeitsberichte 2013–2018

Online unter http://www.hof.uni-halle.de/publikationen/hof_arbeitsberichte.htm

105: Uwe Grelak / Peer Pasternack: *Das kirchliche Berufsbildungswesen in der DDR*, 2018, 176 S.

104: Uwe Grelak / Peer Pasternack: *Konfessionelles Bildungswesen in der DDR: Elementarbereich, schulische und nebenschulische Bildung*, 2017, 104 S.

103: Peer Pasternack / Sebastian Schneider / Peggy Trautwein / Steffen Zierold: *Ausleuchtung einer Blackbox. Die organisatorischen Kontexte der Lehrqualität an Hochschulen*, 2017, 103 S.

102: Anke Burkhardt / Gunter Quaißer / Barbara Schnalzger / Christoph Schubert: *Förderlandschaft und Promotionsformen (B3). Studie im Rahmen des Bundesberichts Wissenschaftlicher Nachwuchs (BuWiN) 2017*, 2016, 103 S.

101: Peer Pasternack: *25 Jahre Wissenschaftspolitik in Sachsen-Anhalt: 1990–2015*, 2016, 92 S.

100: Justus Henke / Peer Pasternack / Sarah Schmid / Sebastian Schneider: *Third Mission Sachsen-Anhalt. Fallbeispiele OVGU Magdeburg und Hochschule Merseburg*, 2016, 92 S.

1'16: Peer Pasternack: *Konsolidierte Neuaufstellung. Forschung, Wissenstransfer und Nachwuchsförderung am Institut für Hochschulforschung Halle-Wittenberg (HoF) 2011–2015*, 124 S.

3'15: Peggy Trautwein: *Lehrpersonal und Lehrqualität. Personalstruktur und Weiterbildungschancen an den Hochschulen Sachsen-Anhalts*, unter Mitarbeit von Thomas Berg, Sabine Gabriel, Peer Pasternack, Annika Rathmann und Claudia Wendt, 44 S.

2'15: Justus Henke / Peer Pasternack / Sarah Schmid: *Viele Stimmen, kein Kanon. Konzept und Kommunikation der Third Mission von Hochschulen*, 107 S.

1'15: Peggy Trautwein: *Heterogenität als Qualitätsherausforderung für Studium und Lehre. Ergebnisse der Studierendenbefragung 2013 an den Hochschulen Sachsen-Anhalts*, unter Mitarbeit von Jens Gillessen, Christoph Schubert, Peer Pasternack und Sebastian Bonk, 116 S.

5'13: Christin Fischer / Peer Pasternack / Henning Schulze / Steffen Zierold: *Soziologie an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg. Dokumentation zum Zeitraum 1945 – 1991,* 56 S.

4'13: Gunter Quaißer / Anke Burkhardt: *Beschäftigungsbedingungen als Gegenstand von Hochschulsteuerung. Studie im Auftrag der Hamburger Behörde für Wissenschaft und Forschung*, 89 S.

3'13: Jens Gillessen / Peer Pasternack: *Zweckfrei nützlich: Wie die Geistes- und Sozialwissenschaften regional wirksam werden. Fallstudie Sachsen-Anhalt*, 127 S.

2'13: Thomas Erdmenger / Peer Pasternack: *Eingänge und Ausgänge. Die Schnittstellen der Hochschulbildung in Sachsen-Anhalt*, 99 S.

1'13: Sarah Schmid / Justus Henke / Peer Pasternack: *Studieren mit und ohne Abschluss. Studienerfolg und Studienabbruch in Sachsen-Anhalt*, 75 S.

Peer Pasternack

20 Jahre HoF

Das Institut für Hochschulforschung Halle-Wittenberg 1996–2016: Vorgeschichte – Entwicklung – Resultate

Berliner Wissenschafts-Verlag, Berlin 2016, 273 S.
ISBN 978-3-8305-3720-5. € 25,-



Das Institut für Hochschulforschung Halle-Wittenberg (HoF) war eine Gründung gegen mancherlei Wahrscheinlichkeiten. Warum und wie es 1996 dennoch dazu kam, verdient, erzählt zu werden. Peer Pasternack rollt die Gründungsgeschichte auf, wobei er die Darstellung zugleich ins Exemplarische hebt.

Die Vorgeschichte des Instituts umfasst das Zentralinstitut für Hochschulbildung der DDR und die Projektgruppe Hochschulforschung Berlin-Karlshorst – erstere Teil der DDR-Ressortforschung, die bisher wenig zeithistorische Aufmerksamkeit gefunden hat, letztere eine Transformationseinrichtung im doppelten Sinne: als Teil der Umbrüche in der ostdeutschen Wissenschaft und als Analytikerin dieses Prozesses, konkret im Hochschulwesen. 1996 schloss sich daran die Gründung des HoF in Wittenberg an. Auch die 20 Jahre seitdem halten reichlich Stoff für eine exemplarische Erzählung bereit: Wie sich ein ‚Ost-Institut' als ein gesamtdeutsches zu konsolidieren vermochte, welche Neuerfindungen seiner selbst es dabei zu bewerkstelligen hatte, wie sich Forschung jenseits der Bindung an eine Einzeldisziplin organisieren lässt, auf welche Weise sich ein Institut auf das Sitzland einlassen kann, ohne darüber zum Regionalinstitut zu werden, und wie sich bei alldem externe und interne Turbulenzen produktiv wenden lassen.

Peer Pasternack

Kurz vor der Gegenwart

20 Jahre zeitgeschichtliche Aktivitäten am Institut für Hochschulforschung Halle-Wittenberg (HoF) 1996–2016

Berliner Wissenschafts-Verlag, Berlin 2017, 291 S.
ISBN 978-3-8305-3796-0. € 20,-



Das Institut für Hochschulforschung Halle-Wittenberg widmet sich seit seiner Gründung vor 20 Jahren zwar vorrangig der forschenden Aufklärung gegenwartsbezogener Entwicklungen. Daneben aber hat es kontinuierlich auch zeithistorische Themen bearbeitet. Insgesamt wurden 52 Projekte zur Bildungs-, Hochschul- und Wissenschaftszeitgeschichte durchgeführt, deren Ergebnisse in 41 Büchern, 20 Forschungsberichten und 166 Artikeln dokumentiert sind. Der vorliegende Band fasst diese für jedes Projekt auf jeweils fünf Seiten zusammen.

Die Themen reichen von den programmatischen Konzepten der Hochschulentwicklung in Deutschland seit 1945, dem Phänomen akademischer Rituale oder der Entwicklung der Hochschulbildungsbeteiligung in West und Ost seit 1950 über das Verhältnis von Politik und Wissenschaft in der DDR, den Hochschulbau in der DDR, die dortige wissenschaftliche Zeitschriftenlandschaft, den (Nicht-)Zusammenhang von Bildungs- und Beschäftigungssystem in der DDR, das dort existierende konfessionelle Bildungswesen, die DDR-Gesellschaftswissen¬schaf¬ten, Weiterbildung an DDR-Universitäten, den Spezialsektor der Militär- und Polizeihochschulen in der DDR, die künstlerischen Hochschulen in der DDR und die Aufarbeitung der ostdeutschen akademischen Medizin nach 1989, desweiteren die Entwicklung privater Hochschulen seit 1950 im internationalen Vergleich, die 50jährige Geschichte des Schweizerischen Wissenschaftsrats oder die westdeutsche DDR-Forschung vor und die gesamtdeutsche DDR-Forschung nach 1989 bis hin zur ostdeutschen Wissenschaftstransformation ab 1990 und den Umgang der ostdeutschen Hochschulen mit ihrer Zeitgeschichte.